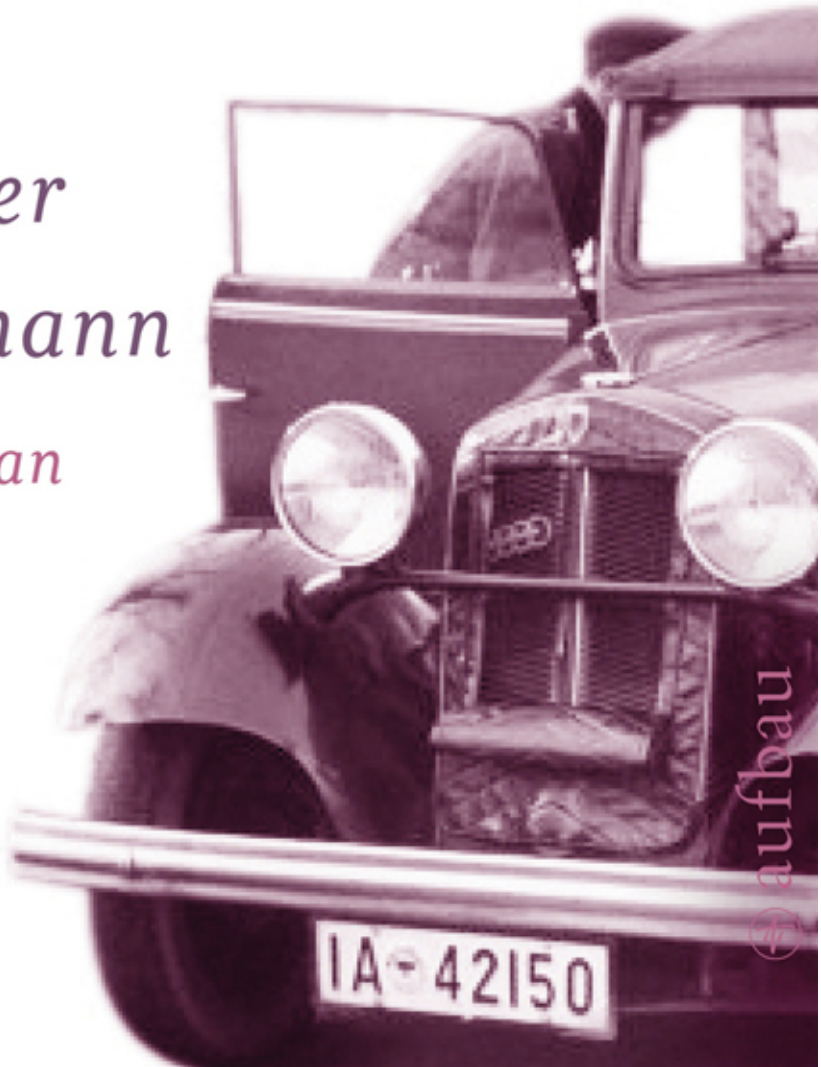
LION FEUCHTWANGER

Die Geschwister Oppermann

Roman



aufbau

Lion Feuchtwanger

Die Geschwister Oppermann

Roman

aufbau *digital*

Impressum

Mit einer Nachbemerkung von Gisela Lüttig

Textgrundlage:
Lion Feuchtwanger, Gesammelte Werke in Einzelbänden,
Band 7, Aufbau-Verlag GmbH, Berlin 1993

Die „Wartesaal“-Trilogie umfasst die Romane
Erfolg
Die Geschwister Oppermann
Exil

ISBN 978-3-8412-0617-6

Aufbau Digital,
veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, Februar 2013
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin
Bei Aufbau erstmals 1963 erschienen; Aufbau ist eine
Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Umschlaggestaltung capa design, Anke Fesel
unter Verwendung eines Gemäldes von akg-images

E-Book Konvertierung: le-tex publishing services GmbH, www.le-tex.de

www.aufbau-verlag.de

Menü

Buch lesen
Innentitel
Inhaltsübersicht
Informationen zum Buch
Informationen zum Autor
Impressum

Inhaltsübersicht

Erstes Buch - Gestern
Zweites Buch - Heute
Drittes Buch - Morgen
Zu diesem Band

Erstes Buch

Gestern

Das Menschenpack fürchtet sich vor nichts mehr als dem Verstand. Vor der Dummheit sollten sie sich fürchten, wenn sie begriffen, was fürchterlich ist.

Goethe

Als Dr. Gustav Oppermann an diesem 16. November, seinem fünfzigsten Geburtstag, erwachte, war es lange vor Sonnenaufgang. Das war ihm unangenehm. Denn der Tag wird anstrengend werden, und er hatte sich vorgenommen, gut auszuschlafen.

Von seinem Bett aus unterschied er ein paar karge Baumwipfel und ein Stück Himmel. Der Himmel war hoch und klar, kein Nebel war da wie sonst oft im November.

Er streckte und dehnte sich, gähnte. Riß, nun er einmal wach war, mit Entschluß die Decke des breiten, niedrigen Bettes zurück, schwang elastisch beide Beine heraus, stieg aus der Wärme der Laken und Decken in den kalten Morgen, ging hinaus auf den Balkon.

Vor ihm senkte sich sein kleiner Garten in drei Terrassen hinunter in den Wald, rechts und links hoben sich waldige Hügel, auch jenseits des ferneren, baumverdeckten Grundes stieg es nochmals hügelig und waldig an. Von dem kleinen See, der unsichtbar links unten lag, von den Kiefern des Grunewalds wehte es angenehm kühl herauf. Tief und mit Genuß, in der großen Stille vor dem Morgen, atmete er die Waldluft. Fernher kam gedämpft das Schlagen einer Axt; er hörte es gern, das gleichmäßige Geräusch unterstrich, wie still es war. Gustav Oppermann, wie jeden Morgen, freute sich seines Hauses. Wer, wenn er unvorbereitet hierher versetzt wurde, konnte ahnen, daß er nur fünf Kilometer von der Gedächtniskirche entfernt war, dem Zentrum des Berliner Westens? Wirklich, er hat sich für sein Haus den schönsten Fleck Berlins ausgesucht. Hier hat er jeden nur wünschbaren ländlichen Frieden und dennoch alle

Vorteile der großen Stadt. Es sind erst wenige Jahre, daß er dies sein kleines Haus an der Max-Reger-Straße gebaut und eingerichtet hat, aber er fühlt sich verwachsen mit Haus und Wald, jede von den Kiefern ist ein Stück von ihm; er, der kleine See und die sandige Straße dort unten, die glücklicherweise für Autos gesperrt ist, das gehört zusammen.

Er stand eine Weile auf dem Balkon, den Morgen und die vertraute Landschaft ohne viel Gedanken einatmend. Dann begann er zu frösteln. Freute sich, daß er bis zu seinem täglichen Morgenritt noch eine kleine halbe Stunde Zeit hatte. Kroch zurück in die Wärme seines Bettes.

Allein er fand keinen Schlaf. Dieser verdammte Geburtstag. Es wäre doch klüger gewesen, er wäre von Berlin fortgereist und hätte sich dem ganzen Trubel entzogen.

Nun er einmal hier war, hätte er wenigstens seinem Bruder Martin den Gefallen tun können, heute ins Geschäft zu gehen. Die Angestellten, wie sie schon sind, werden gekränkt sein, daß er ihre Glückwünsche nicht persönlich entgegennimmt. Ach was. Es ist zu ungemütlich, dazuhocken und sich die verlegenen Glückwünsche der Leute anzuhören.

Ein richtiger Seniorchef müßte so was freilich in Kauf nehmen. Seniorchef. Quatsch. Martin ist nun einmal der beßre Geschäftsmann, von Schwager Jacques Lavendel und den Prokuristen Brieger und Hintze ganz zu schweigen. Nein, es ist schon richtiger, daß er sich dem Geschäft so fern wie möglich hält.

Gustav Oppermann gähnt geräuschvoll. Ein Mann in seiner Situation hätte eigentlich die verdammte Pflicht, an seinem fünfzigsten Geburtstag besser aufgelegt zu sein. Sind diese fünfzig Jahre nicht gute Jahre gewesen? Da liegt er, Besitzer eines schönen, seinem Geschmack angepaßten Hauses,

eines stattlichen Bankkontos, eines hochwertigen Geschäftsanteils, Liebhaber und geschätzter Kenner von Büchern, Inhaber des Goldenen Sportabzeichens. Seine beiden Brüder und seine Schwester mögen ihn, er hat einen Freund, dem er vertrauen kann, zahllose erfreuliche Bekannte, Frauen, soviel er will, eine liebenswerte Freundin. Was denn? Wenn einer Ursache hat, an einem solchen Tag guter Laune zu sein, dann er. Warum, verflucht noch eins, ist, er's nicht? Woran liegt es?

Gustav Oppermann schnaubt verdrießlich, wirft sich auf die andere Seite, klappt entschlossen die schweren Lider über die Augen, hält den großen, fleischigen, männlichen Kopf unbewegt auf dem Kissen. Er wird jetzt schlafen. Aber der ungeduldige Entschluß nützt nichts, er findet keinen Schlaf.

Er lächelt spitzbübisch, jungenhaft. Er wird es mit einem Mittel versuchen, das er seit seiner Jugend nicht angewandt hat. Es geht mir gut, besser, am besten, denkt er. Und immer wieder mechanisch: Es geht mir gut, besser, am besten. Wenn er das zweihundertmal gedacht hat, wird er eingeschlafen sein. Er denkt es dreihundertmal und ist nicht eingeschlafen. Dabei geht es ihm doch wirklich gut. Gesundheitlich, wirtschaftlich, seelisch. Er hat, das darf er wohl sagen, mit seinen fünfzig Jahren das Aussehen eines frühen Vierzigers. Und so fühlt er sich. Er ist nicht zu reich und nicht zu arm, nicht zu weise und nicht zu töricht. Leistungen? Der Dichter Gutwetter wäre nie durchgedrungen ohne ihn. Das ist schon einiges. Auch dem Dr. Frischlin hat er auf die Beine geholfen. Was er selber publiziert hat, die paar Schriften über Männer und Bücher des achtzehnten Jahrhunderts, es sind saubere Bücher eines musischen Menschen, nicht mehr, er macht sich nichts vor. Immerhin, für den Seniorchef eines

Möbelhauses ist es allerhand. Er ist ein Mann mittleren Formats, ohne besondere Begabung. Das Mittlere ist das Beste. Er ist nicht ehrgeizig. Oder doch nicht sehr.

Noch zehn Minuten, dann endlich kann er sich für den Morgenritt fertigmachen. Er malmt ein wenig mit den Zähnen, er hat die Augen geschlossen, aber er denkt nicht mehr an Schlaf. Um ganz ehrlich zu sein, es bleibt ihm natürlich noch allerhand zu wünschen. Wunsch eins: Sybil ist eine Freundin, um die viele ihn mit Recht beneiden. Die schöne, gescheite Ellen Rosendorff mag ihn lieber, als er um sie verdient. Trotzdem: wenn heute ein bestimmter Brief einer bestimmten Person nicht einträfe, es wäre ihm eine arge Enttäuschung. Wunsch zwei: er rechnet natürlich nicht damit, daß der Minerva-Verlag über seine Lessing-Biographie mit ihm Vertrag schließt. Es ist auch nicht wichtig, ob in Zeitläuften wie den jetzigen Leben und Werk eines Autors, der vor hundertfünfzig Jahren gestorben ist, noch einmal beschrieben wird oder nicht. Aber wenn der Minerva-Verlag das Buch ablehnt, wird es ihm dennoch einen Stich geben. Wunsch drei: …

Er hat die Augen aufgeschlagen, es sind braune, tiefliegende Augen. Er scheint doch nicht so zufrieden, so einverstanden mit dem Schicksal, wie er vor kaum einer Minute geglaubt hat. Senkrechte, scharfe Furchen über der kräftigen Nase, die dichten Brauen heftig zusammengezogen, starrt er angestrengt, finster, zur Decke. Merkwürdig, wie sein starkes Gesicht sogleich jede Wendung des ungeduldigen, oft wechselnden Sinnes widerspiegelt.

Er hat, wenn die Minerva-Leute den Lessing machen, mit der Fertigstellung noch mehr als ein Jahr zu tun. Machen sie ihn nicht, dann sperrt er das Manuskript, wie es ist, in die Schublade. Was dann soll er den

Winter über tun? Er könnte nach Ägypten gehen, nach Palästina. Das hat er seit langem vor. Ägypten, Palästina muß man gesehen haben.

Muß man wirklich?

Quatsch. Wozu sich den schönen Tag mit solchen Betrachtungen verhunzen? Es ist gut, daß es endlich Zeit zum Morgenritt ist.

Er geht durch den kleinen Torgarten der Max-Reger-Straße zu. Sein Körper ist ein wenig füllig, aber gut trainiert, er geht mit steifen, raschen Schritten, mit ganzer Sohle auftretend, aber er trägt den schweren Kopf leicht. Der Diener Schlüter steht am Tor, gratuliert. Auch Bertha, Schlüters Frau, die Köchin, läuft heraus und gratuliert. Gustav, das Gesicht strahlend, dankt laut, herzlich, unter vielem Gelächter. Reitet fort. Er weiß, jetzt stehen sie, schauen ihm nach. Sie können nur konstatieren, daß er sich verdammt gut hält für einen Fünfziger. Er sieht übrigens zu Pferd besonders gut aus, größer, als er in Wirklichkeit ist; denn er ist ein bißchen kurzbeinig, aber von langem Oberkörper. Wie Goethe, pflegt sein Freund aus dem Bibliophilenverein, der Rektor François vom Königin-Luise-Gymnasium, mindestens einmal alle vier Wochen zu bemerken.

Gustav trifft unterwegs manche seiner Bekannten, grüßt mit fröhlichem Handwinken, hält sich nicht auf. Der Ritt tut ihm gut. Er kommt angeregt zurück. Sich abbrausen und baden ist eine herrliche Sache. Er brummt vergnügt und falsch einige nicht ganz leichte Melodien vor sich hin, prustet mächtig unter der Dusche. Frühstückt reichlich.

Er geht hinüber in das Bibliothekzimmer, durchquert es einige Male mit seinem steifen, schnellen Schritt, mit ganzer Sohle auftretend. Freut sich des schönen Raumes und seiner sinnvollen Einrichtung. Setzt sich endlich an den mächtigen Arbeitstisch. Die weiten Fenster bilden kaum eine

Trennung von der Landschaft, er sitzt wie im Freien, und vor ihm, ein dicker Haufe, liegt seine Morgenpost, die Geburtstagspost.

Gustav Oppermann sieht seine Post immer mit einer kleinen, freudigen Neugier. Man hat, von früher Jugend an, viele Antennen in die Welt hinausgestreckt: wie reagiert sie? Das da ist Geburtstagspost, Gratulationen, was sonst? Dennoch hat er die leise Hoffnung, es könnte da, aus diesen vierzig oder fünfzig Briefen, vielleicht etwas Erregendes in sein Leben hineinkommen. Er läßt die Briefe zunächst uneröffnet, teilt sie auf nach den Absendern, den angegebenen und den vermuteten. Da, er verspürt eine kleine, jähe Erregung, ist der Brief von Anna, der Brief, den er erwartet hat. Er hält ihn eine ganz kurze Zeit in der Hand. Ein kleines, nervöses Augenzwinkern. Dann geht ein jungenhaftes Strahlen über sein Gesicht, er legt den Brief abseits, ziemlich weit weg, will sich, ein Kind, das die begehrteste Speise für zuletzt aufbewahrt, diesen Brief aufsparen. Er beginnt die anderen Briefe zu lesen. Glückwünsche. Sie gehen einem angenehm ein, aber sensationell sind sie nicht gerade. Er holt sich den Brief Annas wieder heran, wiegt ihn in der Hand, greift nach dem Brieföffner. Zögert. Ist schließlich froh, daß er durch einen Gast gestört wird.

Der Gast ist sein Bruder Martin. Martin Oppermann kommt auf ihn zu, ein wenig schwer von Schritt wie immer. Gustav liebt seinen Bruder und gönnt ihm alles Gute. Aber, das muß er doch im stillen feststellen, Martin, der zwei Jahre jüngere, sieht älter aus als er. Die Geschwister Oppermann sehen sich ähnlich, alle Welt sagt es, sicher ist es so. Martin hat den gleichen großen Kopf wie er, auch seine Augen liegen ziemlich tief in den Höhlen. Aber Martins Augen wirken etwas trüb, sonderbar schläfrig; alles an ihm ist schwerer, fleischiger.

Martin streckt ihm beide Hände hin. »Was soll man sagen? Ich kann dir nur wünschen, daß alles bleibt, wie es ist. Ich wünsche dir's herzlich.« Die Oppermanns haben brummige Stimmen, sie zeigen, mit Ausnahme Gustavs, ihr Gefühl nicht gern, an Martin ist alles gehalten, würdig. Aber Gustav spürt gut die Herzlichkeit.

Martin Oppermann hat sein Geschenk mitgebracht. Der Diener Schlüter bringt es herein. Aus einem großen Paket schält sich ein Bild heraus, ein Porträt. Es ist ein Brustbild, oval. Über einem flachen Kragen, wie man ihn in den neunziger Jahren trug, sitzt auf einem ziemlich kurzen Hals ein großer Kopf. Der Kopf ist fleischig und hat über tiefliegenden, ein wenig schläfrigen Augen, den Augen der Oppermanns, eine schwere, vorgewölbte Stirn. Der Kopf wirkt schlau, nachdenklich, behaglich. Es ist der Kopf Immanuel Oppermanns, des Großvaters, Gründers des Möbelhauses Oppermann. So sah er aus, als er sechzig Jahre alt wurde, kurz nach der Geburt Gustavs.

Martin hat das Bild auf den großen Arbeitstisch gehoben und hält es da in seinen fleischigen, gepflegten Händen. Gustav, aus braunen, nachdenklichen Augen, schaut in die braunen, schlauen Augen seines Großvaters Immanuel. Nein, sehr bedeutend ist das Bild nicht. Es ist altmodisch, ohne viel Kunstwert. Dennoch hängen die vier Geschwister Oppermann an dem Bild, es ist ihnen seit früher Jugend lieb und vertraut, wahrscheinlich sehen sie mehr hinein, als darin ist. Gustav liebt die hellen Wände seines Hauses leer, es hängt im ganzen Haus ein einziges Bild, im Bibliothekzimmer; aber es war von je ein Lieblingswunsch von ihm, dieses Porträt des Großvaters Immanuel für sein Arbeitszimmer zu haben. Martin andernteils fand, es gehöre ins Chefkontor des Möbelhauses. Gustav, so gut

er sich sonst mit Martin vertrug, hatte es ihm übelgenommen, daß er ihm das Bild verweigerte.

Jetzt also, voll Freude und Genugtuung, sah er auf das Bild. Er wußte, es hat Martin Opfer gekostet, sich davon zu trennen. Vielwortig, strahlend äußerte er seine Freude, seinen Dank.

Martin gegangen, rief er den Diener Schlüter und wies ihn an, das Bild aufzuhängen. Die Stelle dafür war längst vorbestimmt. Jetzt also, sogleich, wird es wirklich da hängen. Gustav wartete gierig darauf, daß Schlüter mit seiner Arbeit fertig sei. Endlich war es soweit. Arbeitszimmer, Bibliothek und das dritte Zimmer des Erdgeschosses, das Frühstückszimmer, gingen organisch ineinander über. Langsam, bedacht ließ Gustav seine Augen wandern von dem Porträt Immanuel Oppermanns, des Großvaters, seiner Vergangenheit, zu dem andern, bisher einzigen, Bild des Hauses, dem in der Bibliothek, dem Porträt Sybil Rauchs, seiner Freundin, seiner Gegenwart.

Nein, ein bedeutendes Werk war das Bild Immanuel Oppermanns wirklich nicht. Der Maler Alexander Joels, der es im Auftrag der Freunde Immanuel Oppermanns seinerzeit gemalt hatte, war damals grotesk überschätzt worden. Heute kennt ihn kein Mensch mehr. Aber was Gustav Oppermann an dem Bild liebte, war eben etwas anderes als der Kunstwert. Er und seine Geschwister erblickten in diesem seinem bekannten Porträt den Mann selbst und sein Werk.

An sich war das Lebenswerk dieses Immanuel Oppermann nichts Großes, es war Geschäft und Erfolg. Aber für die Geschichte der Berliner Judenheit war es mehr. Die Oppermanns saßen seit urdenklichen Zeiten in Deutschland. Sie stammen aus dem Elsaß. Sie waren dort kleine Bankiers gewesen, Kaufleute, Silber- und Goldschmiede. Der Urgroßvater der

heutigen Oppermanns war aus Fürth in Bayern nach Berlin gezogen. Der Großvater, dieser Immanuel Oppermann, hatte in den Jahren 1870/71 für die in Frankreich operierende deutsche Armee ansehnliche Lieferungen durchgeführt; in einem Schreiben, das jetzt eingerahmt im Chefkontor des Möbelhauses Oppermann hing, bezeugte der schweigsame Feldmarschall Moltke Herrn Oppermann, daß dieser der deutschen Armee gute Dienste geleistet habe. Wenige Jahre darauf hatte Immanuel das Möbelhaus Oppermann gegründet, ein Unternehmen, welches Hausrat für den Kleinbürger herstellte und durch Standardisierung seiner Erzeugnisse seine Kundschaft preiswert bediente. Immanuel Oppermann liebte seine Kunden, tastete sie ab, lockte ihre verborgenen Wünsche aus ihnen heraus, schuf ihnen neue Bedürfnisse, erfüllte sie. Weithin erzählte man sich seine jovialen Witze, die gesunden Berliner Menschenverstand mit seinem persönlichen, wohlwollenden Skeptizismus behaglich mischten. Er wurde eine populäre Figur in Berlin und bald über Berlin hinaus. Es war keine Überheblichkeit, wenn später die Brüder Oppermann sein Porträt zur Handelsmarke des Möbelhauses machten. Durch seine feste, vielfältige Verknüpfung mit der Bevölkerung trug er dazu bei, die Emanzipation der deutschen Juden aus papierenen Paragraphen in eine Tatsache zu verwandeln, Deutschland den Juden zu einer wirklichen Heimat zu machen.

Der kleine Gustav hatte seinen Großvater noch gut gekannt. Dreimal in der Woche war er in seiner Wohnung gewesen, in der Alten Jacobstraße, im Zentrum Berlins. Das Bild des ziemlich feisten Herrn, wie er behaglich in seinem schwarzen Ohrensessel saß, Käppchen auf dem Kopf, ein Buch in der Hand oder auf dem Schoß, oft ein Glas Wein neben sich, hatte sich dem Jungen tief eingeprägt, Respekt einflößend und zugleich Vertraulichkeit. Er

fühlte sich in der Wohnung des Großvaters fromm und dennoch heimelig. Ungehindert durfte er hier in der riesigen Bibliothek herumkramen; hier hatte er gelernt, Bücher zu lieben. Der Großvater ließ es sich nicht verdrießen, ihm, was er an den Büchern nicht verstand, auszuklären, schlau aus seinen schläfrigen Augen blinzelnd, zweideutig, daß man nie wußte, war es Spaß oder Ernst. Niemals später hatte Gustav so deutlich begriffen, daß, was in diesen Büchern stand, Lüge war und dennoch wahrer als die Wirklichkeit. Fragte man den Großvater, dann erhielt man Antworten, die von anderem zu handeln schienen als die Frage; aber zuletzt erwiesen sie sich doch als Antworten, ja als die einzig richtigen.

Gustav Oppermann, wie er jetzt vor dem Bilde stand, dachte nichts von alledem. Aber er sah alles in dem Bild. In den gemalten Augen war so viel von der gutmütigen, hinterhältigen Weisheit des Alten, daß sich Gustav davor klein und doch geborgen fühlte.

Vielleicht war es nicht gut für das andere Bild, für das Bild im Arbeitszimmer, für das Porträt Sybil Rauchs, daß es jetzt diese Entsprechung bekam. Keine Frage, André Greid, der Maler dieses Porträts, war dem alten, simplen Alexander Joels an Kunst und Technik zehnmal überlegen. Auf seinem Bild war viel weiße Fläche; er hatte gewußt, daß das Bild an dieser hellen Wand hängen sollte, und hatte die ganze Wand als Hintergrund mitwirken lassen. Aus dieser hellen Wand heraus trat nun scharf, eigenwillig Sybil Rauch. Dünn, entschieden stand sie da, das eine Bein leicht vorgesetzt. Auf langem Hals hob sich lang der Kopf, unter einer hohen, schmalen, eigensinnigen Stirn schauten eigensinnige Kinderaugen, die Jochbogen prägten sich stark. Das lange Untergesicht wich zurück und endete in einem kindlichen Kinn. Es war ein Bild ohne Kompromisse, ein

sehr deutliches Bild; »bis zur Karikatur deutlich«, maulte Sybil Rauch, wenn sie schlechter Laune war. Aber das Porträt unterschlug auch nichts von dem, was einen an Sybil Rauch anzog. Trotz ihrer unverkennbaren dreißig Jahre schaute die Frau auf dem Bild kindlich aus, dabei gescheit und eigenwillig. Eigennützig, dachte Gustav Oppermann, unter dem Einfluß des andern Bildes.

Es waren jetzt zehn Jahre, daß Gustav Sybil kennengelernt hatte. Sie war damals Tänzerin gewesen, mit vielen Einfällen, wenig Rhythmus, nicht ohne Erfolg. Sie hatte Geld, sie lebte angenehm, von einer lebensklugen, duldsamen Mutter verhätschelt. Der süddeutsche, naive Witz des zierlichen Mädchens, der so sonderbar kontrapunktiert war von ihrer dünnen, altklugen Gescheitheit, hatte Gustav angezogen. Sie fühlte sich geschmeichelt durch die offensichtliche Neigung des gefestigten, angesehenen Herrn. Rasch entstand zwischen dem Mädchen und dem zwanzig Jahre älteren Mann eine große, ungewöhnliche Vertrautheit. Er war ihr Liebhaber und Onkel zugleich. Er hatte Sinn für jede ihrer Launen, ihm konnte sie sich rückhaltlos eröffnen, seine Ratschläge waren überlegt, verständig. Er hatte ihr auf behutsame Art beigebracht, daß ihr Getanze bei ihrem Mangel an Musik nie zu wirklichen, inneren Erfolgen führen könne. Sie begriff das, sattelte rasch entschlossen um, bildete sich unter seiner Leitung zur Schriftstellerin aus. Sie wußte sich persönlich, farbig auszudrücken, ihre Stimmungsbilder und kleinen Geschichten wurden von den Zeitungen gern gedruckt. Als in den Wandlungen der deutschen Wirtschaft ihr Vermögen wegschmolz, konnte sie von dem Ertrag ihrer Schriftstellerei ihren Lebensunterhalt zum guten Teil bestreiten. Gustav, selber ohne schöpferisches Talent, aber ein guter Kritiker, unterstützte sie

mit beflissenem, verständigem Rat; auch verhalfen ihr seine zahlreichen Beziehungen zu einem guten Markt. Sie hatten oft daran gedacht, zu heiraten, sie wohl heftiger als er. Aber sie begriff, daß er es vorzog, ihre Verbindung nicht durch eine Legalisierung zu versteifen. Alles in allem waren es zehn gute Jahre gewesen, für sie und für ihn.

Gute Jahre? Sagen wir, angenehme Jahre, dachte Gustav Oppermann, das gescheite, liebenswerte, eigenwillige Kind auf dem Bild beschauend.

Und plötzlich war der Brief wieder da, der ungeöffnete Brief auf dem großen Schreibtisch, Annas Brief. Mit Anna wären es keine zehn angenehmen Jahre geworden. Es wären Jahre voller Streit und Aufregung geworden. Aber andernteils, wenn er mit Anna zusammen gewesen wäre, hätte er sich heute morgen schwerlich zu fragen brauchen, was er, falls sie seine Lessing-Biographie ablehnen, mit seinem Winter anfangen soll. Er hätte dann um Was und Wohin genau gewußt, er hätte dann wahrscheinlich so viele Aufgaben gehabt, daß er gestöhnt hätte, man möge ihn nicht mit dem Lessing in Versuchung führen.

Nein, er haßt diese wilde Zappelei, wie er sie an vielen seiner Freunde wahrnimmt. Er liebt seinen anständigen beschäftigten Müßiggang. Es ist gut, in seinem schönen Haus zu sitzen, mit seinen Büchern, mit gesichertem Einkommen, vor den Kiefernhügeln des Grunewalds. Es ist gut, daß er damals nach zwei Jahren mit Anna Schluß gemacht hat.

Hat er Schluß gemacht oder sie? Es ist nicht leicht, sich in der Historie des eigenen Lebens durchzufinden. Soviel ist gewiß, er würde es vermissen, wenn Anna ganz aus seinem Leben verschwände. Es bleibt freilich immer Bitterkeit zurück, wenn sie sich treffen. Anna ist so streitbar. Sie hat eine so unumwundene, scharfe Art, jeden Fehler, jede kleinste Schwäche zu

charakterisieren. Sooft er mit ihr zusammenkommen soll, selbst vor jedem ihrer Briefe, hat er ein Gefühl, als habe er vor Gericht zu erscheinen.

Er hält den Brief in der Hand, greift zum Öffner, schlitzt ihn auf, mit einem Schnitt. Die dichten Brauen heftig zusammengezogen, senkrechte, scharfe Furchen über der starken Nase, das ganze, große Gesicht gespannt, liest er.

Anna gratuliert, in wenigen Worten, herzlich. Mit ihrer schönen, gleichmäßigen Schrift teilt sie ihm mit, sie habe ihren Urlaub auf Ende April gelegt und werde diese vier Wochen gerne mit ihm verbringen. Wenn er sie treffen wolle, bitte sie um Vorschläge, wo.

Gustavs Gesicht entpannt sich. Er hat Angst vor diesem Brief gehabt. Es ist ein guter Brief. Anna hat kein leichtes Leben. Sie ist Direktionssekretärin der Stuttgarter Elektrizitätswerke, sehr in ihre Arbeit eingespannt, ihr Privatleben drängt sich auf die vier Wochen Urlaub zusammen. Daß sie ihm diese vier Wochen anbietet, beweist, daß sie ihn nicht aufgegeben hat.

Er liest den Brief ein zweites Mal. Nein, Anna hält ihn nicht für abgetan, sie sagt ja zu ihm. Er brummt, falsch und beflissen, die schwierige Melodie von heute morgen vor sich hin. Betrachtet, halb mit Bewußtsein, halb mechanisch, das Bild Immanuel Oppermanns. Ist innig vergnügt.

Martin Oppermann mittlerweile fuhr ins Geschäft. Gustavs Haus lag an der Max-Reger-Straße, an der Grenze von Grunewald und Dahlem. Das Stammhaus der Oppermanns liegt an der Gertraudtenstraße im Zentrum der Innenstadt. Chauffeur Franzke wird mindestens fünfundzwanzig Minuten brauchen. Wenn es gut geht, ist Martin um elf Uhr zehn im Büro; wenn er Pech mit den Ampeln hat, erst nach elf ein Viertel. Er hat Heinrich Wels auf

elf Uhr bestellt. Martin Oppermann liebt es nicht, warten zu lassen. Und daß Heinrich Wels warten muß, ist ihm doppelt unangenehm. Die Unterredung wird ohnehin nicht erfreulich werden.

Martin Oppermann sitzt steif im Wagen, unangelehnt, in einer nicht eben schönen und natürlichen Haltung. Die Oppermanns sind schwer von Figur, Edgar, der Arzt, weniger, auch Gustav hat durch Training ein bißchen von dieser Schwere weggebracht. Martin hat keine Zeit für so was. Er ist Geschäftsmann, Familienvater, hat Verpflichtungen aller Art. Er sitzt aufrecht, den großen Kopf vorgestoßen, die Augen geschlossen.

Nein, die Unterredung mit Heinrich Wels wird nicht erfreulich werden. Es ist selten jetzt, daß man im Geschäft Erfreuliches erlebt. Er hätte Wels nicht warten lassen sollen. Er hätte das Bild Gustav am Abend übergeben können, bei dem Essen; es war nicht unbedingt notwendig, daß er es ihm morgens gebracht hat. Er liebt Gustav, doch mit Neid. Gustav hat es leicht, zu leicht. Auch Edgar, der Arzt, hat es leicht. Er, Martin, hat allein die Nachfolge Immanuel Oppermanns übernehmen müssen. Es ist in diesen Zeiten der Krise und des ansteigenden Antisemitismus verdammt schwer, diese Nachfolge würdig zu repräsentieren. Martin Oppermann nahm den steifen Hut ab, strich sich durch das schüttere, schwarze Haar, seufzte leicht. Er hätte Heinrich Wels nicht warten lassen sollen.

Man war an dem menschenwimmelnden Dönhoffplatz. Gleich wird man, endlich, angelangt sein. Da war schon das Haus. Eingepreßt zwischen andern stand es, eng, altmodisch, aber fest, vor langer Zeit auf lange Zeit gebaut, Vertrauen weckend. Der Wagen passierte die vier großen Schaufenster, hielt am Hauptportal. Martin wäre gern schnell herausgesprungen, aber er bezwang sich, er hielt auf Würde. Der alte

Türsteher Leschinsky nahm Haltung an, bevor er die Drehtür in Bewegung setzte. Martin Oppermann rührte mit einem Finger den Hut wie jeden Tag. August Leschinsky war nun schon seit Immanuel Oppermann im Geschäft, er wußte Bescheid um jede Kleinigkeit. Er wußte bestimmt, daß Martin seinem Bruder Gustav zum fünfzigsten Geburtstag gratuliert hatte. Ob der Alte die Verspätung aus solchem Grunde billigte? Leschinskys Gesicht mit dem grauen, starren Schnurrbart war immer mürrisch, die Haltung des Mannes immer hölzern. Heute war er besonders stramm und steif: er billigte das Verhalten seines Chefs.

Martin war mit seinem Verhalten weniger einverstanden als sein Portier. Er fuhr hinauf in den dritten Stock, zu seinem Kontor. Benützte den rückwärtigen Eingang. Er wollte nicht sehen, wie Heinrich Wels saß und wartete.

An der Wand über seinem Schreibtisch hing, wie in allen Oppermann-Geschäften, das Porträt des alten Oppermann. Es gab ihm einen kleinen Stich, daß es nun nicht mehr das Original war, sondern eine Kopie. Natürlich war es im Grunde gleichgültig, ob das Original hier hing oder bei Gustav. Gustav hatte sicherlich mehr Verständnis dafür, er hatte ja mehr Zeit, es hing besser bei ihm, und im Grunde hatte Gustav wohl auch den besseren Anspruch. Dennoch war es unbehaglich, daß er von nun an nicht mehr das Original vor Augen haben sollte.

Die Sekretärin kam. Post, die die Prokuristen ihm schickten. Unterschriften. Bitten um Telefonanrufe. Ja, und dann, Herr Wels wartete. Er ist auf elf Uhr bestellt. »Ist Herr Wels schon lange da?« – »Eine kleine halbe Stunde.« – »Bitten Sie ihn herein.«

Martin Oppermann saß immer in Haltung da, er brauchte sich nicht zurechtzusetzen, aber er war heute nicht gut in Form für diese Unterredung. Er hatte sich den Bescheid, den er Wels geben wollte, sorgfältig zurechtgelegt, hatte alles mit seinen Prokuristen Brieger und Hintze durchgesprochen. Aber es galt, Wels nicht zu verstimmen, es kam auf Nuancen an, es war ein Unglück, daß er Wels hatte warten lassen.

Die Sache war die. Im Anfang hatte Immanuel Oppermann die Möbel, die er verkaufte, nicht selbst hergestellt, sondern sie von Heinrich Wels sen. herstellen lassen, einem jungen, zuverlässigen Handwerker. Als man die Berliner Filialen gründete, die in Steglitz und die in der Potsdamer Straße, wurde die Zusammenarbeit mit Wels schwieriger. Wels war zuverlässig, aber er war gezwungen, zu teuer zu arbeiten. Bald nach dem Tode Immanuel Oppermanns begann man auf Betreiben Siegfried Briegers, des jetzigen Prokuristen, einen Teil der Möbel in billigeren Fabriken herstellen zu lassen, und als die Leitung des Geschäftes an Gustav und Martin übergegangen war, gründete man eine eigene Fabrik. Für gewisse schwierigere Arbeiten, für Einzelstücke, zog man die Welsschen Werkstätten nach wie vor heran: aber den Hauptbedarf des Möbelhauses Oppermann, das sich mittlerweile eine weitere Berliner und fünf Provinzfilialen angegliedert hatte, lieferten jetzt die eigenen Werkstätten.

Heinrich Wels jun. sah diese Entwicklung mit Erbitterung. Er war ein paar Jahre älter als Gustav, fleißig, solid, eigenwillig, langsam. Er gliederte seinen Werkstätten Verkaufsläden an. Musterbetriebe, mit größter Sorgfalt geführt, um gegen die Oppermanns aufzukommen. Aber er kam nicht gegen sie auf. Seine Preise konnten mit denen der standardisierten Oppermann-Möbel nicht konkurrieren. Den Namen Oppermann kannten zahllose Leute,

die Fabrikmarke der Oppermanns, das Porträt Immanuels, drang in die äußerste Provinz, der biedere, altmodische Text der Oppermannschen Inserate: »Wer bei Oppermann kauft, kauft gut und billig«, war geflügeltes Wort. Überall im Reich arbeiteten Deutsche an Oppermannschen Tischen, aßen von Oppermannschen Tischen, saßen auf Oppermannschen Stühlen, schliefen in Oppermannschen Betten. In Welsschen Betten schlief man wahrscheinlich behaglicher, und Welssche Tische waren dauerhafter gearbeitet. Aber man zog es vor, weniger Geld anzulegen, selbst wenn die erstandenen Dinge vielleicht ein bißchen weniger solid waren. Das begriff Heinrich Wels nicht. Das wurmte ihn in seinem Handwerkerherzen. War der Sinn für Solidität in Deutschland ausgestorben? Sahen diese irregeführten Käufer nicht, daß an seinem, Wels', Tisch ein Mann achtzehn Stunden gearbeitet hatte, während das Oppermannsche Zeug Fabrikware war? Sie sahen es nicht. Sie sahen nur, bei Wels kostete ein Tisch vierundfünfzig Mark und bei Oppermann vierzig, und sie gingen hin und kauften bei Oppermann.

Heinrich Wels verstand die Welt nicht mehr. Seine Erbitterung stieg.

In den letzten Jahren allerdings wurde es besser. Eine Bewegung brach sich Bahn, die die Erkenntnis verbreitete, daß das Handwerk dem deutschen Volkscharakter besser entsprach als der normalisierte internationale Fabrikbetrieb. Nationalsozialistisch nannte sich diese Bewegung. Sie sprach aus, was Heinrich Wels längst gespürt hatte, daß nämlich die jüdischen Warenhäuser und ihre gerissenen Verkaufsmethoden schuld daran waren an Deutschlands Niedergang. Heinrich Wels schloß sich der Bewegung von ganzem Herzen an. Er wurde Distriktsvorstand der Partei. Erfreut sah er, wie die Bewegung Boden gewann. Zwar kauften die Leute noch immer

lieber die billigeren Tische, aber wenigstens schimpften sie dabei auf die Oppermanns. Auch erreichte die Partei, daß den Großgeschäften höhere Auflagen gemacht wurden, so daß die Oppermanns allmählich für die Tische, für die Wels vierundfünfzig Mark verlangte, statt vierzig Mark sechsundvierzig fordern mußten.

In allen neun Oppermannschen Häusern liefen judenfeindliche Schreiben in Massen ein, judenfeindliche Inschriften wurden des Nachts an den Schaufenstern angebracht, alte Kunden sprangen ab. Man mußte die Preise mindestens zehn Prozent niedriger halten als der nichtjüdische Konkurrent; hielt man sie nur fünf Prozent niedriger, dann gab es Leute, die zum Christen gingen. Die Behörden schikanierten unter dem Druck der wachsenden nationalsozialistischen Partei immer mehr. Heinrich Wels hatte den Vorteil. Die Differenz zwischen dem Preis seiner Erzeugnisse und dem der Oppermanns verringerte sich.

Bei alledem hielt das Möbelhaus Oppermann nach wie vor äußerlich die guten Beziehungen zum Hause Wels aufrecht. Ja, unter dem Einfluß Jacques Lavendels und Prokurist Briegers legte man Wels nahe, Vorschläge zu machen, die auf eine Fusion der beiden Firmen oder wenigstens auf engere Zusammenarbeit hinzielten. Kam eine solche Transaktion zustande, dann war der Firma Oppermann das Odium des jüdischen Hauses genommen; auch wurden ihr gegenüber, war erst Wels beteiligt, gewisse behördliche Maßnahmen bestimmt sehr milde gehandhabt.

Als die Oppermanns Heinrich Wels überflügelten, hatte das seinen persönlichen Ehrgeiz noch viel mehr getroffen als seine Profitgier. Er strahlte, als jetzt seine Werkstätten immer mehr Boden gewannen. Nun hatte er gar, nach ein paar mündlichen Tastversuchen Prokurist Briegers, ein

sehr höfliches Schreiben der Firma Oppermann bekommen, man habe gehört, er habe der Firma gewisse Vorschläge zu machen, die auf eine noch angenehmere Verbindung hinzielten als bisher. Die Firma sei daran sehr interessiert und bitte ihn, sich zu persönlicher Fühlungnahme am 16. November um elf Uhr im Chefkontor des Hauses in der Gertraudtenstraße einzufinden.

Da saß also Heinrich Wels im Vorzimmer des Oppermannschen Kontors und wartete. Er war ein stattlicher Mann, offenes, hartes Gesicht, starke Falten in der breiten Stirn. Er war ein rechtlicher Mann, und er war für Genauigkeit. Wer war nun eigentlich an den andern herangetreten? Bei einer Sitzung des Verbands der Möbelfabrikanten hatte Prokurist Brieger ihm von den wachsenden Schwierigkeiten seines Hauses gesprochen. Brieger hatte ihm gewisse Fragen geradezu suggeriert. Es war nicht mehr recht zu entwirren, wer an wen herangetreten war. Wie immer, hier saß er mit einem Vorschlag, der für ihn nicht ungünstig war, aber wahrscheinlich noch viel vorteilhafter für den Partner.

Die andern wollten das offenbar nicht wahrhaben. Er sah auf die Uhr. Er war Reserveoffizier gewesen, während des ganzen Krieges an der Front, hatte beim Militär Pünktlichkeit gelernt. Er war einige Minuten vor elf gekommen. Jetzt saß er da, und das hochnäsige Pack ließ ihn warten. Elf Uhr zehn. Sein hartes Gesicht verfinsterte sich. Wenn sie ihn weitere zehn Minuten warten lassen, dann haut er ab, dann sollen sie sich ihren Dreck alleine machen.

Mit wem er wohl zu tun haben wird? Heinrich Wels ist kein Menschenkenner, aber er weiß genau, wo im Haus Oppermann die Leute sitzen, die für sein Projekt zu haben sind, und wo die Gegner. Gustav und

Martin Oppermann sind von unerträglichem, echt jüdischem Hochmut, mit ihnen ist kaum auszukommen. Prokurist Brieger ist eine ganze Synagoge, aber mit ihm kann man reden. Wahrscheinlich werden sie fünf oder sechs Mann hoch dasitzen, vielleicht auch haben sie ihren Syndikus bestellt. Leicht machen werden sie es ihm bestimmt nicht, er wird allein gegen die fünf- oder sechsfache Überzahl zu kämpfen haben. Trotz alledem. Er wird es schon schaffen.

Elf Uhr zwanzig. Fünf Minuten wartet er noch. Sie lassen ihn da sitzen, bis er anwächst. Fünf Minuten noch, dann betrachtet er seine Vorschläge als verjährt, und dann lecken Sie mich am Arsch, meine Herren.

Elf Uhr fünfundzwanzig. Er kann jetzt die Nummer des »Möbelhändlers«, die auf dem Tisch liegt, auswendig. Die im Kontor scheinen ja mächtig lange zu beraten. Ist das ein gutes Zeichen? Sekretärin ist auch keine da, die er hinausschicken könnte. Es ist eine Affenschande. Aber er wird’s ihnen heimzahlen.

Elf Uhr sechsundzwanzig. Man bittet ihn hinein.

Martin Oppermann ist allein. Es wäre Herrn Wels plötzlich lieber, er hätte mit fünfen oder sechsen zu tun. Dieser Martin ist der schlimmste. Mit dem wird man am schwersten fertig.

Martin Oppermann stand auf, als Herr Wels eintrat. »Ich bitte sehr um Entschuldigung«, sagte er höflich, »daß ich Sie warten ließ.« Eigentlich hatte er vor, noch höflicher zu sein und den Grund seiner Verspätung anzuführen. Aber das harte, große Gesicht des Wels stieß ihn ab wie immer, er unterließ es.

»Leider ist heute Zeit das einzige«, erwiderte Herr Wels mit seiner düsteren, knarrenden Stimme, »worüber ein Geschäftsmann im Überfluß

verfügen kann.«

Ernsthaft und gesammelt aus seinen schläfrigen Augen schaute Martin Oppermann auf den groß dasitzenden Mann. Er bemühte sich, seine Stimme so artig wie möglich zu machen. »Ich habe Ihre Vorschläge lang und reiflich überlegt, verehrter Herr Wels«, sagte er. »Wir sind im Prinzip geneigt, diesen Vorschlägen näherzutreten, trotzdem wir viele Bedenken haben. Unsere Bilanzen sind besser als die Ihren, Herr Wels, aber ich sag es Ihnen offen, befriedigend sind sie nicht. Sie sind unbefriedigend.« Er sah Herrn Wels nicht an, er schaute hinauf zu dem Bild Immanuel Oppermanns und bedauerte, daß es eine Kopie war. Sein Ton war nicht richtig diesem bitteren, gekränkten Manne gegenüber. Man war heute noch nicht genötigt, sich mit Wels zu verständigen, die politische Situation schien ruhig, wahrscheinlich wird man es auch in Monaten und in Jahren nicht sein. Aber Sicherheit war keine gegeben, Vorsicht war geboten, die einzig mögliche Taktik war, Wels hinzuhalten, ihn in guter Stimmung zu halten. Seine, Martins, Art war heute nicht die rechte für eine solche Unterredung; der alte Immanuel hätte es sicher besser verstanden, den hölzernen, harten Menschen anzufassen.

Auch Herr Wels war unzufrieden. So kam man nicht weiter. »Es steht bei mir nicht gut«, sagte er, »und es steht bei Ihnen nicht gut. Unter uns Pfarrerstöchtern können wir uns das ja ruhig sagen.« Er verzog den harten Mund zu einem Lächeln, die scherzhafte Wendung, von seiner dumpfen Stimme vorgebracht, klang doppelt düster.

Man ging ins Detail. Martin zog seinen Zwicker heraus, den er sehr selten benutzte, putzte daran herum. Herr Oppermann konnte wirklich Herrn Wels heute schwer ertragen, und Herr Wels schwer Herrn

Oppermann. Einer fand den andern anmaßend, die Konferenz war für beide eine Quälerei. Herr Wels fand, daß es den Oppermanns nicht ernst sei. Worauf sie sich einlassen wollten, war ein Versuch, der sie zu wenig verpflichtete; sie wollten eine der Berliner und eine der Provinzfilialen mit zwei entsprechenden Welsschen Unternehmungen fusionieren. Daran war Herr Wels uninteressiert. Ging die Geschichte schief, dann hatten die Oppermanns zwei von ihren acht Filialen verloren, das konnten sie verschmerzen; er aber hatte dann zwei von seinen drei Filialen verloren und war erledigt.

»Ich sehe, ich habe mich getäuscht«, sagte sauer Herr Wels. »Ich dachte an Verständigung. An einen Waffenstillstand«, verbesserte er sich mit einem dünnen, grimmigen Lächeln. Der schwere Martin Oppermann versicherte höflich, geschmeidig, er denke gar nicht daran, die Verhandlungen als gescheitert zu betrachten. Er sei sicher, wenn man sich nur mehrmals eingehend aber die Materie unterhalte, werde man sich verständigen.

Herr Wels zuckte die Achseln. Er hatte sich eingeredet, die Oppermanns seien am Ende. Jetzt stellte sich heraus, daß sie ihn für erledigt hielten, nicht sich. Ihn wollten sie mit einem Häppchen abspeisen, und das richtige Menü für sich alleine fressen. Er ging düster, im Zorn.

Daß sie sich man nicht schneiden, die Herren, dachte er, während er im Aufzug hinunterfuhr. Er dachte es nicht nur, er sagte es leise vor sich hin. Der Liftboy sah den finstern Mann erstaunt an.

Martin, nach der Unterredung, saß an seinem großen Schreibtisch. Die höfliche, zuversichtliche Miene fiel ab von ihm, kaum daß Wels gegangen

war. Er hat sein Ziel nicht erreicht. Er hat eine Pleite gemacht. Verdrossen saß er, unzufrieden mit sich.

Er bat die Prokuristen Siegfried Brieger und Karl Theodor Hintze ins Kontor. »Nu, sind Sie mit dem Gewittergoi fertig geworden?« schoß Siegfried Brieger sogleich los, nach flüchtigem Gruß. Der kleine, quicke Herr, Anfang der Sechzig, mager, heftig, betont jüdisch von Aussehen, zog sich einen Stuhl ganz nah an seinen Chef heran; die große Nase über dem starken, schmutzig-grauen Schnurrbart schnupperte. Karl Theodor Hintze hingegen blieb in gemessenem Abstand stehen, gehalten, die formlose Hast des Kollegen sichtlich mißbilligend.

Karl Theodor Hintze mißbilligte alles, was Herr Brieger tat, und Herr Brieger verulkte alles, was Karl Theodor Hintze tat. Karl Theodor Hintze war während des Krieges Führer der Kompanie gewesen, in der Brieger als gemeiner Landsturmmann diente. Das Verhältnis war schon damals zwischen beiden das gleiche, und schon damals wußten beide, wie sehr sie aneinander hingen. Als es dann nach beendetem Krieg dem feinen Herrn Hintze dreckig ging, hatte Herr Brieger ihn im Möbelhaus Oppermann untergebracht. Von ihm angelernt, war der zäh arbeitende, zuverlässige Mensch rasch hochgeklettert.

Martin Oppermann erstattete seinen beiden Herren Bericht. Die drei kannten einander, jeder jeden, das Resultat der Unterredung war vorauszusehen gewesen; niemand hatte geglaubt, daß Wels annehmen werde. Die Frage war nur der Verlauf. Nach dem Bericht Martins wußten alle, es wäre klüger gewesen, man hätte Herrn Brieger mit Herrn Wels verhandeln lassen. Brieger hätte Wels noch weniger bieten können als Oppermann, und Wels wäre trotzdem befriedigter gegangen.

Was jetzt zu geschehen hatte, war klar. Man mußte Wels zeigen, daß man auch ohne seine Hilfe den Oppermannschen Geschäften das Odium des Jüdischen nehmen konnte. Eine solche Erfahrung wird ihn gefügiger machen. Die augenblickliche politische Ruhe war die beste Gelegenheit, notwendige, längst erwogene Schritte zu tun.

Man mußte nur die jüdische Firma Oppermann in eine Aktiengesellschaft mit neutralem, unverdächtigem Namen umwandeln. Andere jüdische Firmen hatten mit solchen Namensänderungen gute Erfahrungen gemacht. Es kam vor, daß Käufer, die eine bestimmte jüdische Firma boykottieren wollten, ihren Bedarf bei solch einer anonymen nichtjüdischen Gesellschaft deckten, die in Wahrheit nichts war als eine Tochtergesellschaft des gehaßten jüdischen Hauses. Da Wels nicht mitmachte, konnten die Oppermanns alleine eine Aktiengesellschaft Deutsche Möbelwerke gründen und vorerst eine der Berliner und eine der Provinzfilialen in dieser Gesellschaft vereinigen.

Das war technisch leicht zu machen, versprach Erfolg, war das Gegebene. Trotzdem kostete es Entschluß. Deutsche Möbelwerke, was war das? Ein Neutrales, Allgemeines, nichtssagend wie ein Eisenbahnwaggon. Möbelhaus Oppermann hingegen, das war nicht zu trennen von dem Porträt Immanuel Oppermanns, von dem schweren, würdigen Martin, von dem quicken, großnasigen Herrn Brieger. Die Filiale Berlin-Steglitz und die Filiale Breslau als Deutsche Möbelwerke von sich zu trennen, hieß sich einen Finger amputieren oder eine Zehe. Aber mußte man das nicht, um das Ganze zu retten? Man mußte es.

Hatte man sich einmal entschlossen, dann galt es, rasch zu handeln. Martin wird die andern Oppermanns verständigen und sich noch heute mit

Professor Mühlheim ins Benehmen setzen, dem Syndikus der Oppermanns.

Allein, stützte Martin beide Arme schwer auf die Lehne seines Stuhls, ließ die Schultern fallen. Vielleicht wäre es doch richtig, jeden Morgen etwas Gymnastik zu treiben, wie seine Frau ihm riet. Achtundvierzig sind kein Alter, aber wenn man sich nicht vorsieht, ist man in zwei Jahren ein alter Mann. Gustav hat erfreulich jung und frisch ausgesehen. Gustav hat es leicht. Wirksam zu trainieren, das kostet mindestens fünfundzwanzig Minuten jeden Morgen. Wo soll er, Martin, diese fünfundzwanzig Minuten hernehmen?

Er richtete sich auf, atmete, griff nach seiner Post. Nein. Das ist nicht so wichtig. Das Schwierige zuerst, so hat er es immer gehalten. Gustav wird er den heutigen Tag nicht verderben. Daß Gustav Einwände haben wird, ist ausgeschlossen. Er wird seufzen, einige Anmerkungen allgemein philosophischer Natur machen, unterzeichnen. Mit Edgar ist es noch einfacher. Am schwierigsten wird es mit Jacques Lavendel werden, seinem Schwager, dem Manne Klara Oppermanns. Einwände wird auch der nicht machen, im Gegenteil, der geschäftskundige Mann hat schon seit langem auf Namensänderung gedrängt. Nur: Jacques Lavendels Art ist gar so geradezu. Martin hat nichts dagegen, daß man seine Meinung unumwunden heraussagt. Aber Jacques Lavendel ist ein bißchen zu unumwunden.

Er verlangt die beiden Telefonverbindungen, mit Professor Edgar Oppermann und mit Jacques Lavendel. Professor Oppermann, meldet die Sekretärin, ist in der Klinik. Natürlich, das ist er immer. Man wird ihn veranlassen, seinesteils anzurufen. Das wird er natürlich nicht; er hat viel zuviel mit seiner Klinik zu tun und ist viel zuwenig am Geschäft interessiert. Wie immer, ihm gegenüber hat Martin seine Pflicht getan.

Jetzt ist Jacques Lavendel am Apparat. Er macht niemals Umstände. Mit seiner etwas heiseren freundlichen Stimme, sogleich nach Martins ersten einleitenden Sätzen, erklärt er, er möchte die Angelegenheit gern mit Martin persönlich durchsprechen; er werde sich, er wohnt nicht weit von Martin, wenn der nichts dagegen habe, nach dem Mittagessen in Martins Privatwohnung einfinden. Er freue sich, erwidert Martin.

Er freut sich nicht. Das Mittagessen mit Frau und Sohn und die kurze freie Stunde nachher sind Martin die liebste Zeit. Er kann es manchmal nicht vermeiden, auch da Gäste zuzuziehen; gewisse Dinge lassen sich in der Privatwohnung besser erledigen als im Kontor. Aber gern tut er’s nicht, der Tag ist ihm verdorben, wenn er es tun muß.

Immanuel Oppermann, aus seinen schläfrigen, schlauen behaglichen Augen, schaut auf seinen Enkel. Der denkt es nicht, aber er spürt: es ist die Kopie, nicht mehr das Original.

Pünktlich um zwei Uhr wie jeden Tag traf Martin in seiner Wohnung ein, die an der Corneliusstraße im Tiergartenviertel gelegen war. Er wechselte Rock und Kragen, es mußte ein Unterschied sein zwischen Privatleben und Geschäft. Dann ging er in den Wintergarten. Der Wintergarten war ein großes, repräsentativ und etwas banal eingerichtetes Zimmer; Martin hielt darauf, auch in seiner Privatwohnung Oppermann-Möbel zu verwenden.

Er fand Frau und Sohn in regem Gespräch. Der siebzehnjährige Berthold war manchmal etwas wortkarg wie der Vater und ließ, obwohl er gut und lebhaft zu reden verstand, Dinge, die ihm am Herzen lagen, nur ungern ans Licht. Martin freute sich, ihn heute redselig zu finden.

Liselotte unterbrach den Sohn, als Martin eintrat. Über dem hochgeschlossenen Kleid drehte sie ihm ihr großes, helles Gesicht zu, lächelnd: »Wie geht es dir, mein Lieber?« – »Danke, gut,« erwiderte Martin, und »Hallo, mein Junge«, sagte er zu Berthold und lächelte, auch er. Aber Liselottens graue, längliche Augen hatten in den achtzehn Jahren ihrer Ehe gelernt, in dem Gesicht des Mannes zu lesen. Er liebte es nicht, innerhalb der Familie von Berufsdingen zu sprechen; auch ohne daß er sprach, wußte sie, daß er jetzt, heute, inmitten von wichtigen Aktionen stand.

Man setzte sich zu Tisch. Berthold erzählte angeregt. Der Siebzehnjährige hatte in dem fleischigen Gesicht des Vaters die grauen, kühnen Augen der Mutter. Heute schon fast so groß wie der Vater, wird er ihn, ausgewachsen, um einen halben Kopf überragen.

Er sprach von Schulereignissen. Der Ordinarius der Klasse, Dr. Heinzius, war vor einigen Tagen durch einen Autounfall umgekommen, und nun erteilte provisorisch der Leiter der Anstalt, Rektor François, der Unterprima den Unterricht in den Lehrfächern des Verstorbenen, in Deutsch und Geschichte. Dies waren Bertholds Lieblingsfächer – wie sein Onkel Gustav liebte er Sport und Bücher –, und mit Dr. Heinzius hatte er sich ungewöhnlich gut verstanden. Es war nun an dem, daß ihm für den freien Vortrag, den jeder Schüler der Unterprima einmal im Jahr halten mußte, Dr. Heinzius ein besonders schwieriges Thema zugestanden hatte: »Der Humanismus und das zwanzigste Jahrhundert«. Wird man ihn jetzt, nach dem Tode des verehrten Lehrers, diesen Vortrag halten lassen? Und wird er ohne die Hilfe des wohlwollenden Dr. Heinzius mit dem »Humanismus« zu Rande kommen? Rektor François hatte ihm erklärt, er persönlich habe

nichts gegen das Thema, er wolle aber der Entscheidung eines neuen Klassenlehrers nicht vorgreifen, der wohl in der nächsten Woche den Unterricht übernehmen werde.

»Ich habe mir da allerhand zugemutet«, meinte Berthold. »Der Humanismus ist ein verflucht hartes Problem«, versicherte er, nachdenklich, mit tiefer Stimme. »Vielleicht wählst du doch ein weniger allgemeines Thema«, riet Martin. »Vielleicht etwas über einen modernen Autor«, schlug Liselotte vor und schickte ihrem Sohn aus ihren grauen, länglichen Augen einen aufmunternden Blick zu. Martin wunderte sich. In der Schule über moderne Literatur zu sprechen, war das nicht heikel? Im Grunde waren Martin und Liselotte gewöhnlich einer Meinung. Aber sie, die Christin, die Tochter der alten preußischen Beamtenfamilie der Ranzow, schlug oft den radikaleren Ton an.

Martin wechselte das Thema. Erzählte, daß er nach dem Mittagessen Jacques Lavendel erwarte. Das brachte Berthold schnell vom »Humanismus« ab. Vielleicht kann jetzt er den Wagen benutzen. Vater ist ein beflissener Geschäftsmann und kutschiert den ganzen Tag herum; sehr selten, daß Berthold einmal den Wagen für sich haben kann. Die Gelegenheit darf er nicht vorübergehen lassen. Er könnte beispielsweise auf den Sportplatz am Sachsendamm hinausfahren, zum Fußballtraining. Das wäre ein guter Vorwand. Der Spaß kostete allerdings an die drei Stunden, die er eigentlich für den »Humanismus« bestimmt hat. Quatsch. Zeit für den »Humanismus« kann er immer herausschinden; wann er den Wagen wieder wird herausschinden können, weiß kein Mensch.

Sowie also das Mittagessen zu Ende ist, verabschiedet sich Berthold von den Eltern. Er telefoniert seinem Schulkameraden Kurt Baumann, fordert

ihn auf, er möge sich am Halleschen Tor mit ihm treffen, um zum Sportplatz am Sachsendamm hinauszufahren. Kurt Baumann ist nicht begeistert. Der Radioapparat ist kaputt, er hat ihn zerlegt, er will der Sache auf den Grund kommen, das erfordert Zeit. Allein Berthold läßt nicht locker. Er spricht von einer Überraschung, die er für Kurt Baumann habe, er hat etwas so Sieghaftes in der Stimme, daß Kurt Baumann errät und ausbricht: »Du hast den Wagen. Au Backe, das wird fein.« Berthold Oppermann nämlich ist ein guter Kamerad, er teilt gerecht und fair, er schreibt von Baumann die Mathematik ab und läßt den den deutschen Aufsatz abschreiben, und wenn Chauffeur Franzke die Jungen ans Steuer läßt, dann chauffiert er nur zwei Drittel der Zeit, ein Drittel überläßt er Kurt Baumann.

Dann ist es soweit. Berthold sitzt neben Chauffeur Franzke am Steuer. Er ist dicke mit Chauffeur Franzke. Natürlich hat Franzke seine Launen und läßt nicht immer mit sich reden. Aber heute läßt er mit sich reden, das sieht Berthold sogleich, und sicher wird er ihn ans Steuer lassen, trotzdem man unter achtzehn nicht chauffieren darf. Er fiebert darauf, endlich in die Außenbezirke zu kommen. Aber es wäre unmännlich, diese Ungeduld zu verraten. So führt er mit August ein ernstes Männergespräch über die Lage, über Wirtschaft und Politik. August Franzke und der Junge verstehen sich gut.

Wie dann Franzke richtig Kurt Baumann ans Steuer läßt und Berthold untätig im Fond sitzt, befällt ihn plötzlich die Erinnerung an ein kleines Erlebnis unmittelbar nach der Beerdigung des Dr. Heinzius. Er hatte im Wagen nach dem entfernten Friedhof hinausfahren dürfen, und auf dem Rückweg hatte er Kurt Baumann und seinen Vetter Heinrich Lavendel

mitgenommen. Ihn hatten der trübe, graue Waldfriedhof in Stahnsdorf und die Vorgänge bei der Beerdigung sehr angerührt. Die beiden andern aber, schon jetzt, fünf Minuten nach der Eingrabung des Dr. Heinzius, schienen weit mehr an dem Wagen interessiert als an dem Toten, vor allem daran, ob Chauffeur Franzke sie endlich, verbotenerweise, ans Steuer lassen werde. Daß seine Kameraden das eben Erlebte so schnell abschüttelten, hatte Berthold nicht verstanden. Noch jetzt, während Kurt Baumann am Steuer saß, machte es ihn verwirrt und nachdenklich. Als er aber selbst ans Steuer konnte, verflogen diese Gedanken, und in ihm und um ihn war nichts als der Verkehr in Berlin SW.

In der Corneliusstraße mittlerweile erwartet man Herrn Jacques Lavendel. Frau Liselotte freut sich auf ihn. Martin, das weiß sie, sieht in Schwager Jacques nicht eben einen Mann nach seinem Herzen. Es war ihm unlieb, daß seine jüngste Schwester, Klara Oppermann, gerade diesen aus dem Osten stammenden Herrn geheiratet hat. Jacques ist ein ausgezeichneter Geschäftsmann, gewiß, hat Vermögen, kennt die Welt, ist immer gefällig. Aber was ihm fehlt, das ist Sinn für Würde, für Formen, für Gehaltenheit. Nicht als ob er laute, aufdringliche Manieren hätte. Allein er nennt unangenehme Dinge so nackt bei Namen, und sein leises, freundliches Lächeln, wenn jemand von Ehre, Würde und dergleichen spricht, reizt Martin.

Liselotte reizt es nicht. Ihr gefällt Schwager Jacques. Sie ist aus der strengen Familie der Ranzow. Ihr Vater, hochbetitelt, aber kärglich besoldet, hatte die fehlenden äußeren Annehmlichkeiten des Lebens ersetzt durch vornehme Gesinnung und strenge Lebensführung. Liselotte Ranzow, die

damals Zweiundzwanzigjährige, froh, die engen Sitten des väterlichen Hauses in Stettin mit der breiten Lebensführung der Oppermanns vertauschen zu können, hatte die wortkarge, ungelenke Neigung des jungen Martin mit allen Mitteln ermutigt.

»Wollen wir mit dem Kaffee warten, bis Jacques da ist?« fragte sie und zeigte lächelnd die großen Zähne des langen, schönen Mundes. Sie sah, daß Martin schwankte, ob er mit Jacques allein sein oder sie dazubitten sollte. »Hast du Wichtiges mit ihm zu besprechen?« fragte sie geradewegs.

Martin überlegte. Sie sind gute Kameraden, er und Liselotte. Er wird ihr selbstverständlich den Beschluß über die Namensänderung der Filialen noch heute mitteilen. Leicht ist das nicht. Er hat bis jetzt selten Gelegenheit gehabt, unangenehme Mitteilungen zu machen. Vielleicht ist es am klügsten, es ihr und Jacques gleichzeitig zu sagen. »Es wäre mir lieb, wenn du uns Gesellschaft leisten wolltest«, sagte er.

Breit saß dann Jacques Lavendel zwischen ihnen. Die kleinen, tiefliegenden Augen über der breiten Stirn schauten klug, freundlich, der starke, rotblonde Schnurrbart kontrastierte mit dem spärlich behaarten Schädel, die leise, heisere Stimme ging Martin Oppermann auf die Nerven wie immer.

Während Martin berichtete, hörte Jacques zu, die Augen halb geschlossen, die Hände über der Weste gefaltet, den Kopf halbschräg, ohne Bewegung in Gesicht und Haltung, scheinbar teilnahmslos. Es wäre Martin lieber gewesen, er hätte unterbrochen, Fragen gestellt; aber er unterbrach nicht. Auch als Martin zu Ende war, schwieg er. Liselotte schaute gespannt auf Jacques Lavendel. Sie war mehr gespannt als betrübt. Martin, so lieb es ihm war, daß es sie nicht tiefer getroffen hatte, dachte mit Bitterkeit: Sie

nimmt es nicht ernst. Sie nimmt meine Sache nicht ernst. Man müht sich ab und hat keinen Dank. Jacques schwieg beharrlich. Bis Martin endlich fragte: »Nun, was meinen Sie dazu, Jacques?« – »Gut, gut«, sagte Jacques Lavendel und nickte mehrmals mit dem Kopf. »Ich finde es gut, sage ich. Nur schade, daß ihr es nicht schon lange gemacht habt. Und noch mehr schade, daß ihr es nicht zu Ende gemacht und diesen Wels hereingenommen habt.«

»Wieso?« fragte Martin. Er bemühte sich, gehalten zu sprechen; doch sowohl Liselotte wie Jacques Lavendel bemerkten den Ärger über den Einwand. »Glauben Sie, wir haben nur mehr so kurze Zeit? Ich kenne diese Leute. Er wird unverschämt, sowie wir zusagen. Sie wissen, daß wir beim Warten nur gewinnen können.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, sagte Jacques Lavendel und wiegte den großen, rotblonden Kopf. »Ich bin kein Prophet, ich will beileibe nicht sagen, daß ich ein Prophet hin. Aber waren nicht immer alle zu spät? Es kann noch sechs Monate dauern, es kann noch ein Jahr dauern. Wer kann wissen, wie lange es dauert? Aber wenn wir Schlamassel haben, dann kann es auch vielleicht nur zwei Monate dauern.« Er rückte unversehens den Kopf gerade, richtete die kleinen, tiefliegenden Augen auf Martin, blinzelte ihm schlau zu, erzählte, in einem auffallend frischen, trockenen Ton: »Siebzehnmal hat Grosnowice seinen Besitzer gewechselt. Siebenmal waren dabei Pogrome. Dreimal haben sie einen gewissen Chajim Leibelschitz hinausgeführt und haben ihm gesagt: ›So, jetzt erhängen wir dich.‹ Alle haben zu ihm gesagt: ›Sei gescheit, Chajim, geh fort aus Grosnowice.‹ Er ist nicht fortgegangen. Auch wie sie ihn das viertemal hinausgeführt haben, haben sie ihn nicht erhängt. Aber sie haben ihn

erschossen.« Er war zu Ende, er hielt den Kopf wieder schräg, zog die Lider weit über die blauen Augen.

Martin Oppermann kannte die Geschichte, er ärgerte sich. Auch Liselotte hatte die Geschichte schon einmal gehört, aber sie hörte sie auch das zweitemal mit Interesse.

Martin zog seinen Zwicker heraus, putzte daran herum, steckte ihn wieder ein. »Wir können ihm schließlich die Oppermannschen Läden nicht nachschmeißen«, sagte er, und seine braunen Augen sahen keineswegs mehr schläfrig aus. »Nun, nun«, begütigte Jacques, »ich sage ja, daß es gut ist, daß ihr das gemacht habt. Übrigens, wenn ihr wirklich amerikanisches Geld in die Sache kriegen wollt, ich erbiete mich, daß ich es in acht Tagen so manage, daß euch keiner mehr heran kann. Und es soll kein Mensch reden können von ›Hinschmeißen‹«, lächelte er.

Man hatte schon mehrmals den Gedanken erwogen, das Möbelhaus Oppermann auf Jacques Lavendel zu übertragen, der rechtzeitig die amerikanische Staatsangehörigkeit erworben hatte; aber man war aus vielen Gründen davon abgekommen. Merkwürdigerweise führte Martin von diesen vielen sachlichen Gründen jetzt keinen an. »Lavendel wäre kein guter Name für unsere Geschäfte«, sagt er vielmehr, unsachlich, ziemlich bösartig. »Ich weiß«, erwiderte friedfertig Jacques. »Davon war ja auch meines Wissens nie die Rede«, lächelte er.

So ganz einfach war die Umwandlung der beiden Filialen in die Deutschen Möbelwerke nun doch nicht. Eine Menge Details wollten besprochen sein, Jacques Lavendel wußte manchen nützlichen Fingerzeig. Martin mußte zugestehen, daß Jacques der Findigere war. Er bedankte sich, Jacques stand auf, verabschiedete sich mit langem, kräftigem

Händeschütteln. »Auch ich danke Ihnen herzlich«, sagte Liselotte nachdrücklich mit ihrer kräftigen, dunklen Stimme.

»Ich verstehe nichts von euren Geschäften«, sagte sie zu Martin, als Jacques weggegangen war. »Aber warum, wenn du diesen Wels schon einmal hereinnehmen willst, tust du es wirklich nicht gleich?« Gustav Oppermann hatte den Vormittag über mit Dr. Frischlin gearbeitet. Dr. Klaus Frischlin, ein dünner, langer Mensch mit schlechtem Teint und spärlichem Haarwuchs, aus vermögender Familie stammend, hatte ursprünglich Kunstgeschichte studiert; besessen von seinem Studium, hatte er davon geträumt, sich als Dozent zu habilitieren. Dann schmolz sein Geld weg, er hungerte erbärmlich; als er nichts mehr besaß außer einem fadenscheinigen Anzug, ramponierten Schuhen und dem Manuskript einer ungewöhnlich gründlichen Studie über den Maler Theotokopulos, genannt El Greco, hatte Gustav Oppermann ihn aufgegabelt. Um ihn zu beschäftigen, hatte Gustav im Möbelhaus Oppermann eine Kunstabteilung eingerichtet und ihn zum Chef dieser Abteilung gemacht. Gustav, in seinem draufgängerischen Optimismus, hatte anfangs davon geträumt, auf dem Umweg über Klaus Frischlin durch das Möbelhaus Oppermann moderne Gegenstände zu propagieren, Stahlmöbel, Bauhausmöbel und dergleichen. Doch er hatte bald, halb amüsiert, halb erbittert, sehen müssen, wie die Kunstabteilung vor den Bedürfnissen der robusten Oppermannschen Kleinbürgerkundschaft die Waffen streckte. Noch immer versuchte Klaus Frischlin zäh, listig und vergeblich seinen eigenen empfindlichen Geschmack durch manche Hintertür einzuschmuggeln. Gustav beobachtete das erheitert und mit Rührung. Er mochte den beharrlichen Menschen gern, holte ihn oft als Privatsekretär und wissenschaftlichen Mitarbeiter heran.

Auch für diesen Mittwoch wie für jeden hatte Gustav Frischlin hergebeten. Eigentlich wollte er an der Lessing-Biographie arbeiten. Aber berief er nicht das neidische Schicksal, wenn er sich gerade heute damit befaßte? Er unterließ es also und ging statt dessen daran, das eigene Leben ein bißchen chronologisch zu sichten. War ihm nicht erst heute morgen aufgefallen, wie schwer er sich in der Historie des eigenen Lebens zurechtfand? Hier ein wenig Ordnung zu machen, dazu ist der fünfzigste Geburtstag der rechte Tag.

Gustav kannte sich gut aus in der Biographie vieler Männer des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts. Hatte Übung darin, zu erkennen, welche Erlebnisse für diese Männer entscheidend gewesen waren. Merkwürdig, wie schwer es ihm nun fiel, zu entscheiden, was für sein eigenes Schicksal wichtig war, was nicht. Dabei hat er doch viel Erregendes erlebt, eigenes Schicksal und Schicksal aller, Krieg und Revolution. Aber was wirklich hat ihn verändert? Mit Unbehagen sah er, wieviel von ihm abgeglitten war. Die Sichtung machte ihn nervös.

Jählings brach er ab. Lächelte. »Bitte, nehmen sie eine Postkarte, lieber Frischlin«, sagte er, »ich will Ihnen diktieren.« Er diktierte: »Geehrter Herr. Merken Sie sich für den Rest Ihres Lebens: ›Es ist uns aufgetragen, am Werke zu arbeiten, aber es ist uns nicht gegeben, es zu vollenden.‹ Ihr aufrichtig ergebener Gustav Oppermann.« – »Ein schöner Satz«, meinte Klaus Frischlin. »Nicht wahr«, sagte Gustav. »Er ist aus dem Talmud.« – »An wen geht die Karte?« fragte Frischlin. Gustav Oppermann lächelte jungenhaft, spitzbübisch. »Schreiben Sie«, sagte er. »An Dr. Gustav Oppermann, Berlin-Dahlem, Max-Reger-Straße 8.«

Abgesehen vom Diktat dieser Postkarte, blieb es ein unfruchtbarer Vormittag, und Gustav war froh, als er eine plausible Ursache fand, die Arbeit abzubrechen. Diese Ursache kam in angenehmer Gestalt, in der seiner Freundin Sybil Rauch. Ja, Sybil Rauch fuhr an in ihrem kleinen, komischen, abgetakelten Wagen. Sie hatte es ein bißchen wichtig wie immer. Gustav kam ihr unters Haustor entgegen. Unbekümmert um die Gegenwart des Dieners Schlüter, der öffnen wollte, hob sie sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn mit ihren kühlen Lippen auf die Stirn. Das war nicht ganz einfach; denn unter den Arm gepreßt trug sie ein großes Paket, ihr Geburtstagsgeschenk.

Dieses Geschenk entpuppte sich als eine altertümliche Uhr. Über dem Uhrblatt hatte sie ein bewegtes Auge, ein sogenanntes »Auge Gottes«, ein Auge, das mit der Sekunde von rechts nach links ging, immer wandernd. Gustav hatte seit langem daran gedacht, eine solche Uhr in seinem Arbeitszimmer aufzustellen, eine Art ständiger Mahnung, die den etwas Regellosen zu geordneter Arbeit auffordern sollte. Aber es war schwer gewesen, ein Gehäuse zu finden, das sich dem Raume einfügte.

Er freute sich, daß Sybil das Rechte aufgetrieben hatte. Er dankte ihr lärmend, herzlich, liebenswürdig. Im Grund ist er ein wenig enttäuscht. Dieses wandernde Auge, das ihn beaufsichtigen sollte, war es nicht Kritik, wenn sie ihm das in seinen Raum stellte? Er läßt es nicht so weit kommen, daß dieses Abwehrgefühl Gedanke wird. Vielmehr schwatzt er weiter, herzlich, munter. Allein Sybils Geschenk hat in ihm gegen seinen Willen wieder jenes schlummernde Gefühl angerührt, das er nie hochkommen lassen will, daß nämlich Sybil, trotzdem sie beide den guten Willen haben, ganz zusammenzugehören, immer an der Peripherie seines Daseins bleibt.

Sybil mittlerweile steht vor dem Porträt des alten Oppermann. Sie weiß, wie sehr Gustav an dem Bilde hängt, freut sich, daß es nun da ist, rühmt mit kennerischen Worten, wie gut es sich im Arbeitszimmer ausnimmt. Sie schaut sich das Bild genau an, abwägend, wie es ihre Art ist, den schlauen, behaglichen, glücklichen Mann. »Es paßt alles gut zusammen«, sagt sie schließlich, »der Maler, der Mann und seine Zeit, und es paßt gut hier herein. Wie es diesem Immanuel Oppermann wohl in unserer Zeit ginge?« fragt sie nachdenklich. Das war keine dumme Anmerkung und keine fernliegende. Es lohnte, darüber nachzudenken, wie ein Mann vom Schlage Immanuels in unserer Zeit bestehen würde. Dennoch gab auch diese Anmerkung Sybils Gustav einen kleinen Stich.

Ja, es war eine verschollene Zeit, in der Immanuel Oppermann gelebt hat, trotzdem sie ihm, Gustav, noch sehr lebendig war. Wie klein erschienen ihre Sorgen, wie einfach ihre Probleme, wie langsam, gradlinig, langweilig war ein Leben verlaufen wie das Immanuel Oppermanns, verglich man es mit dem Leben eines Durchschnittsmenschen von heute. Natürlich war Sybils Bemerkung harmlos gewesen, sie drängt sich geradezu auf vor dem Bilde. Dennoch hatte Gustav, ungerechterweise, die Empfindung, als wäre sie gegen ihn selber gerichtet. Die Uhr tickte, das »Auge Gottes« wanderte hin und her und schaute zu, wie die Zeit verwendet wurde. Sybil stand vor dem Bild des verschollenen Mannes. Das Gefühl der Müßigkeit war wieder da, jenes kleine, störende Unbehagen, das Gefühl der Leere von heute morgen.

Er war froh, als Schlüter meldete, das Essen sei bereit. Es wurde ein fröhliches Mittagessen. Gustav Oppermann verstand einiges von guter Küche. Sybil Rauch hatte eine Menge amüsanter Einfälle und wußte sie nett

und persönlich auszudrücken. Ihr süddeutscher Akzent klang angenehm in Gustavs Ohr. Er war fünfzig Jahre und sehr jung. Er strahlte.

Vollends glücklich war er, als gar zum Nachtisch Professor Arthur Mühlheim kam, sein Freund, und mit ihm Friedrich Wilhelm Gutwetter, der Novellist. Die beiden waren die rechte Ergänzung für Gustav und Sybil.

Arthur Mühlheim, kleiner, quicker Herr mit faltigem, lustigem, gescheitem Gesicht, ein paar Jahre älter als Gustav, immer zappelig, zu hundert Witzen aufgelegt, einer der besten Juristen Berlins, hatte ähnliche Neigungen wie Gustav. Die beiden gehörten dem gleichen Klub an, liebten die gleichen Bücher, die gleichen Frauen. Arthur Mühlheim interessierte sich außerdem für Politik, Gustav Oppermann für Sport, so hatten sie immer reichlich Stoff einer für den andern. Mühlheim hatte Gustav eine große Sendung ausgesuchten Kognaks und Branntweins geschickt, nur Jahrgänge aus Gustavs Geburtsjahr; er hielt es für bekömmlich, Getränke zu nehmen, die das gleiche Alter hatten wie man selber.

Friedrich Wilhelm Gutwetter, ein kleiner Herr von etwa sechzig Jahren, sehr gepflegt, in betont altertümlicher Tracht, riesige Kinderaugen in dem stillen Gesicht, war ein Dichter sehr sorgfältig gefeilter Geschichten, die von der Kritik hochgerühmt, von sehr wenigen Leuten gelesen und geschätzt wurden. In den seltenen Augenblicken, wenn Gustav die betriebsame Leere seines Lebens kratzte, dann sagte er sich, er habe deshalb nicht umsonst gelebt, weil er Gutwetter gefördert habe. Tatsache war, daß Gutwetter ohne die Unterstützung Gustavs bitterste Entbehrung hätte leiden müssen.

Friedrich Wilhelm Gutwetter saß still und freundlich da, schaute aus seinen großen Augen verehrungsvoll und begehrlich auf Sybil, mußte sich

oft die hurtigen Witze Mühlheims erklären lassen, ehe er sie verstand, und warf langsame Bemerkungen allgemein poetischer Art in das laute, muntere Gespräch der andern.

Er hatte ein Geschenk für seinen Freund mitgebracht, aber er sprach erst nach zwanzig oder dreißig Minuten davon; das schnelle Gespräch der andern und der Anblick Sybils hätten ihn sein Geschenk ganz vergessen lassen. Also denn, er hat eine Unterredung mit Dr. Dorpmann gehabt, dem Chef des Minerva-Verlags, seinem Verleger. Er hat von der Lessing-Biographie gesprochen. Dr. Dorpmann, wie diese Verleger sind, hat eine ausweichende Antwort geben wollen, aber er, Gutwetter, hat nicht lockergelassen. Es ist soweit, es ist sicher wie Tod, Seele und Auferstehung, der Minerva-Verlag wird die Lessing-Biographie bringen. Mit seiner ruhigen, leisen Stimme erzählte er das und schaute seinen Freund Gustav still und überaus freundlich an.

»Was heißt sicher wie Seele und Auferstehung?« fragte Mühlheim. »Meinen Sie hundertprozentig sicher oder hundertprozentig unsicher?« – »Ich meine sicher, schlechthin sicher«, erwiderte mit unerschütterlicher Freundlichkeit Gutwetter.

Aber sie hatten es nicht leicht, einer den andern zu verstehen; denn Gustav war lärmend hochgesprungen, er packte den breiten, stillen Gutwetter an beiden Schultern, schüttelte ihn, schlug ihm unter lärmenden Freudenbezeigungen den Rücken.

Später, als Herr Gutwetter mit Sybil allein war, sagte er mit seiner ruhigen, heiteren, treuherzigen Stimme: »Wie leicht ist es, die Menschen glücklich zu machen. Eine Biographie. Was ist eine Biographie? Als ob etwas anderes zählte als das schöpferische Werk. Aber da kramt einer

herum in den Abfällen, in der sogenannten Wirklichkeit, im Abgelebten, und ist glücklich. Welch ein Kind, unser Freund Gustav.« Sybil schaute nachdenklich in seine großen, leuchtenden Kinderaugen. Friedrich Wilhelm Gutwetter galt als einer der ersten deutschen Stilisten, vielen als der Erste. Sybil, die sich mit ihren kleinen Erzählungen gewissenhaft herumplagte, bat ihn um Hilfe für einen bestimmten Satz, mit dem sie nicht zurecht kam. Gutwetter wußte Rat. Freudig, verehrungsvoll sah er auf die gelehrige Schülerin.

Gustav aber war ganz angefüllt mit Fröhlichkeit, fand die Welt großartig, wollte allen ringsum Gutes tun. Teilte auch dem Diener Schlüter ausführlich die Freudenbotschaft mit, die Friedrich Wilhelm Gutwetter ihm gebracht hatte. War glücklich.

Als die ersten seiner Gäste eingetroffen waren und in gezwungener Unterhaltung beieinanderstanden, hatte Gustav befürchtet, es werde ein trüber Abend. Es war gewagt, so verschiedenartige Leute zusammenzubringen. Aber gerade das schien ihm das Reizvolle an seiner Lebensführung, daß er Getrenntes organisch mischte. Er wollte es, er hatte sich darauf versteift, an diesem Abend alle um sich zu versammeln, die für ihn von Bedeutung waren, seine Familie, die Herren des Geschäftes, seine Freunde aus der Bibliophilengesellschaft, aus dem Theaterklub, seine Sportfreunde, seine Frauen. Jetzt nach dem Essen sah er mit Freude, daß die guten, leichten Gerichte des sorgfältig zusammengestellten Menüs die einzelnen gelockert hatten, so daß die frühere Starrheit wegschmolz.

Da standen und saßen sie zusammen, seine Gäste, ihrer zwanzig, in Gruppen, doch so, daß keine Gruppe sich ganz von der andern sonderte,

angenehm schwatzend. Man sprach über Politik, das ließ sich jetzt leider niemals vermeiden. Am ungeniertesten gab sich, wie immer, Jacques Lavendel. Breit und faul im bequemsten Sessel lehnend, die listigen, gutmütigen Augen halb geschlossen, hörte er mit spöttischer Nachsicht zu, wie Karl Theodor Hintze die völkische Bewegung in Bausch und Bogen verurteilte. Nach Prokurist Hintze waren ihre Anhänger allesamt Dummköpfe oder Schwindler. Herrn Jacques Lavendels breites Gesicht lächelte aufreizende Duldsamkeit. »Sie werden den Leuten nicht gerecht, lieber Herr Hintze«, sagte er mit seiner freundlichen, heiseren Stimme, den Kopf wiegend. »Das ist ja die Stärke dieser Partei, daß sie die Vernunft ablehnt und an den Instinkt appelliert. Es gehört Intelligenz dazu und Willensstärke, das so konsequent durchzuführen wie diese Burschen. Die Herren verstehen sich auf ihre Kundschaft wie jeder gute Geschäftsmann. Ihre Ware ist schlecht, aber gängig. Und ihre Propaganda, first-class, sage ich Ihnen. Unterschätzen Sie den Führer nicht, Herr Hintze. Das Möbelhaus Oppermann könnte froh sein um so einen Propagandachef.«

Herr Jacques Lavendel sprach nicht laut, dennoch, ohne viel Gewese, erzwang sich seine heisere Stimme Gehör. Aber man war nicht willens, ihm zuzustimmen. Hier, in den kultivierten Räumen Gustav Oppermanns, war man nicht geneigt, einer so blödsinnigen Sache wie der völkischen Bewegung im Ernst Chancen zuzugestehen. Die Bücher Gustav Oppermanns standen an den Wänden, Bibliothek und Arbeitszimmer gingen schön ineinander, das Bildnis Immanuel Oppermanns schaute schlau, gutmütig, ungeheuer real auf die Versammlung. Man stand auf festem Grund, ausgerüstet mit dem Wissen der Zeit, gesättigt mit dem Geschmack von Jahrhunderten, ein stattliches Bankkonto hinter sich. Man lächelte

darüber, daß jetzt das gezähmte Haustier, der Kleinbürger, androhte, zu seiner wölfischen Natur zurückzukehren.

Der quicke Prokurist Siegfried Brieger riß Witze über den Führer und seine Bewegung. Der Führer war kein Deutscher, er war Österreicher, seine Bewegung war die Rache Österreichs für die Niederlage, die es im Jahre 1866 durch die Deutschen erlitten hatte. War es nicht ein unmögliches Unternehmen, den Antisemitismus in Gesetze einzufangen? Wie wollte man feststellen, wer Jude war, wer nicht? »Mich können sie natürlich herauskennen«, sagte behaglich Herr Brieger, auf seine große Nase weisend. »Aber hat sich nicht die Mehrzahl der deutschen Juden so assimiliert, daß es wirklich nur von ihnen abhängt, ob sie sich für Juden erklären oder nicht? Kennen Sie übrigens die Anekdote von dem alten Bankier Dessauer? Herrn Dessauer klingt sein Name zu jüdisch. Ändert er ihn um. Erklärt: von jetzt an bin ich nicht mehr Herr Dessauer, von jetzt an bin ich Herr Dessoir. Trifft Herr Cohn Herrn Dessoir in der Straßenbahn. ›Guten Tag, Herr Dessauer‹, sagt er. Sagt Herr Dessoir: ›Entschuldigen Sie, Herr Cohn, mein Name ist jetzt Dessoir.‹ – ›Pardon, Herr Dessoir‹, sagte Herr Cohn. Zwei Minuten später nennt er ihn wieder Herr Dessauer. ›Entschuldigen Sie: Dessoir‹, korrigiert mit Nachdruck Herr Dessoir. ›Pardon, pardon‹, entschuldigt sich eifrig Herr Cohn. Die beiden Herren verlassen die Straßenbahn, sie haben ein Stück Wegs gemeinsam. Fragt nach ein paar Schritten Herr Cohn: ›Können Sie mir nicht sagen, Herr Dessoir, wo ist hier das nächste Pissauer?‹«

Herr Jacques Lavendel hatte seine Freude an dieser Anekdote. Der Dichter Friedrich Wilhelm Gutwetter verstand sie zunächst nicht, ließ sie sich wiederholen, lächelte erheitert über sein ganzes, stilles Gesicht. »Im

übrigen hat der Herr«, er wies auf Herrn Lavendel, »auf schlichte Art ausgedrückt, was in den Menschen dieses Breitengrads zum Ausbruch drängt. Die Herrschaft der nüchternen Vernunft sackt zusammen. Die läppische Tünche der Logik wird abgekratzt. Eine Epoche dumpft heran, in der das große, partiell überentwickelte Tier Mensch zu sich selber zurückfindet. Das ist der Sinn der völkischen Bewegung. Sind Sie nicht alle glücklich, sie mitzuerleben?« Ruhig drehte er den Kopf mit den strahlenden Kinderaugen im Kreise, die mächtige Krawatte bedeckte den Westenausschnitt, er wirkte in seiner altertümlichen Kleidung wie ein abgeklärter Geistlicher.

Man lächelte über den Dichter. Er dachte in Jahrtausenden. Sie hier mußten auf kürzere Sicht denken, auf Jahre, auf Monate, und da stellte sich die völkische Bewegung lediglich als plumpe Agitation dar, geschürt von Militaristen und Feudalisten, spekulierend auf trübe Kleinbürgerinstinkte. So sah sie der zynische Professor Mühlheim, der frivol und gescheit darüber scherzte, so, bei aller Vorsicht, die sie als kluge Geschäftsleute trafen, sahen sie die Oppermanns, so sahen sie die Damen Caroline Theiss und Ellen Rosendorff. Bis plötzlich einer der Gäste die angenehme Stimmung des Abends zerriß und, was Jacques Lavendel mit behaglicher Vorsicht, was Friedrich Wilhelm Gutwetter in poetischer Abstraktion ausgedrückt hatte, ärgerlicherweise in die nüchterne Sprache des Alltags übersetzte. Es war das Mädchen Ruth Oppermann, die Siebzehnjährige, die, den ganzen Abend über schweigsam, jetzt plötzlich ausbrach: »Ihr habt alle so ausgezeichnete Theorien, ihr erklärt alles so gescheit, ihr wißt alles. Die andern wissen gar nichts, sie kümmern sich einen Dreck darum, ob ihre Theorien dumm sind und voll Widerspruch. Aber sie wissen eines: sie

wissen genau, was sie wollen. Sie handeln. Sie tun etwas. Ich sage dir, Onkel Jacques, und dir, Onkel Martin, sie werden es schaffen, und ihr seid die Gelackmeierten.« Sie stand da, ein bißchen plump, das blaue Kleid hing unschön um ihren Körper, ihre Mutter, Gina Oppermann, verstand nicht, sie anzuziehen, ihre schwarzen Haare wirkten unordentlich, trotz der sorgfältigen Frisur. Aber ihre großen Augen schauten heftig, entschieden aus dem olivbraunen Gesicht, ihre Rede war mehr als die eines Kindes.

Die andern hatten zu sprechen aufgehört, es war ganz still, als sie zu Ende war, man hörte das laute Geräusch der Uhr, man schaute unwillkürlich hin, man sah das »Auge Gottes« wandern, links, rechts, links, rechts. Professor Edgar Oppermann, der Arzt, lächelte, ein bißchen ironisch, doch gleichzeitig stolz auf seine ungestüme Tochter. Gina Oppermann aber, die Mutter, eine kleine, unscheinbare Frau, sah verzückt auf Ruth. Ruth schlägt dem Vater nach, sicher einmal wird sie etwas ganz Großes werden wie er, der große Arzt. Sie ist sehr anders als die Mädchen ringsum. Sie hat nur zwei Interessen: Politik und Medizin. Sie ist Zionistin, sie spricht schon leidlich hebräisch. Sie wird studieren, in Berlin, in London, in Jerusalem, und sich als Ärztin in Palästina niederlassen.

Gustav Oppermann hat Freude an seiner Nichte Ruth. Er macht sich oft auf joviale Art lustig über ihren Zionismus; aber er findet es gut, daß es in der Familie Oppermann auch diese Schattierung gibt. Wäre ihre Heftigkeit, ihre Dringlichkeit nicht, dann fehlte etwas Wesentliches. Ihr Fanatismus macht sie geradezu schön. Sie ist jung genug, daß man ihr Extravaganzen erlauben darf.

Die hübsche, blonde, spitznasige Caroline Theiss schaute amüsiert auf das eifrige, unschöne Mädchen. Ellen Rosendorff aber lächelte nicht.

Merkwürdige Leute hat sich Gustav Oppermann da zusammengeladen. Ellen Rosendorff, groß, schlank, dunkelhäutig, langäugig, kennt Gustav Oppermann aus dem Tennisclub Rot-Weiß. Sie liebt Gesellschaft, Sport, Flirt; ihre snobistische Art steht in aufreizendem Gegensatz zu ihrer biblischen Erscheinung. Sie hat eine scharfe Zunge, liebt kleine, bösartige Witze. Sie ist eine der jungen Jüdinnen, mit denen der Kronprinz flirtet, und stadtbekannt ist ihre Äußerung, als einmal der Wagen des Prinzen, den er selbst steuerte, knapp einem Unfall entgangen war: »Fahren Sie vorsichtig, Monsieur. Stellen Sie sich vor, wie wir unter dem zerschmetterten Wagen liegen, eine einzige, unkenntliche Masse. Nicht auszudenken: jüdische Gebeine im Potsdamer Mausoleum und hohenzollernsche im Weißenseer Jüdischen Friedhof.« Sie hat auch Gustav Oppermann gegenüber kaum je ihren Ton geändert, sie sprechen über die tausend kleinen Dinge, über die reiche, müßige Berliner sprechen, über nichts sonst. Dennoch ist, was die beiden miteinander bindet, mehr als flüchtiges Wohlgefallen. Er weiß, ihre snobistische Art ist Schutzmaske, in Wahrheit ist sie melancholisch, gequält von der betriebsamen Leere ihres Daseins. Und sie weiß um gewisse ähnliche Eigenschaften von ihm, nur viel vergrabenere, die er nicht wahrhaben will. Jetzt schaut sie auf Ruth Oppermann, ernsthaft, neugierig. Wenn sich jemand nur die Mühe machen will, kann er unschwer Ruth Oppermann in eine mondäne Berlinerin verwandeln, aber es wäre in den meisten Fällen vergeblich, aus mondänen Berlinerinnen Ruth Oppermanns machen zu wollen.

Professor Edgar Oppermann, der Arzt, stand im Gespräch mit Rektor François vom Königin-Luise-Gymnasium. Edgar, wie alle Oppermanns ein wenig schwer von Leib, aber gleichwohl elastisch, dunkelblond, belächelte

die läppische Willkürlichkeit aller Rassentheorien. Wie viele Blutproben hat man gemacht, wie viele Schädel gemessen, wie viele Haare untersucht: immer ohne Resultat. Edgar Oppermann sprach lebhaft, keineswegs dozierend, mit vielen schnellen Gesten; die Hände waren leicht, weniger fleischig als die der andern Oppermanns, die Hände eines großen Chirurgen. »Ich habe nie bemerkt«, schloß er lächelnd, »daß der Kehlkopf eines sogenannten Ariers auf bestimmte Reizungen anders reagiert hätte als der eines Semiten.« Er war nicht Jude, nicht Christ, nicht Semit, nicht Arier, er war Laryngologe, Wissenschaftler, seiner Sache so sicher, daß er nicht einmal Verachtung, Zorn oder Mitleid für die Rassentheoretiker aufbrachte.

Rektor François stimmte lebhaft zu. Auch er war in erster Linie Wissenschaftler, Philolog. Leidenschaftlicher Liebhaber der deutschen Literatur, seit langen Jahren Mitglied des Bibliophilenvereins, war er mit Gustav Oppermann gut befreundet. Die menschliche Natur, erklärte er, habe sich, seitdem wir Geschichte kennen, nicht verändert. Studiere man etwa die Bewegung des Catilina, dann sei man erstaunt, wie sehr sie selbst äußerlich der völkischen Bewegung gleiche. Genau die gleichen Mittel damals: Sprechchöre, wüste Reden, skrupellose Agitation, übelster Dilettantismus. »Hoffentlich findet sich auch unter uns bald ein Cicero«, schloß er. Der dünne Herr, zarte, rosige Wangen, scharfe, randlose Brille, weißer, gepflegter Knebelbart, sprach flüssig, nicht zu schnell, nicht zu langsam, in wohlgezirkelten, druckreifen Sätzen. Sicherlich hätte er sich mit den Bänden der Bibliothek lieber befaßt als mit den schwatzenden Leuten ringsum. Noch öfter aber als nach den Büchern schielte er nach einer kräftigen, breiten Dame in einem dunklen Seidenkleid, seiner Frau. Er

ist unter strenger Aufsicht; hat ihn Frau François für eine Minute verloren, in der nächsten findet sie ihn bestimmt wieder.

Sie hat es nicht leicht mit ihrem Mann. Der läßt sich gehen, schwatzt immer heraus, was er denkt. Gewiß, im Augenblick scheint es politisch ruhig, aber Frau François traut dem Frieden nicht. Streberische Kollegen haben überall ihre aufmerksamen Ohren, sie bewahren jedes aufgeschnappte Wort gut auf. Sind die Völkischen erst einmal am Ruder, dann kann einen eine heute getane unvorsichtige Äußerung um Amt und Brot bringen. Was wird dann aus ihr und ihren drei Kindern? Für seine Studien über den Einfluß des antiken Hexameters auf Klopstocks Wortgebung zahlt ihm niemand auch nur die Butter aufs Brot. Aber für solche Erwägungen hat der leichtsinnige Mann kein Ohr. Er glaubt immer, wenn man nur eine Äußerung beweisen könne, dann sei alles in Ordnung. Wenn sie ihm auseinandersetzt, daß es heutzutage nicht auf die Richtigkeit einer Behauptung ankommt, und wenn sie dabei ein bißchen drastisch wird, dann schaut er zum Himmel, sanft geärgert, geduldig. »Donnerwölkchen« nennt er sie. Ach, er versteht nicht, daß sie sich nur seinethalb abquält; fürs Praktische hat er keinen Sinn. Frau François verpreßt die Lippen, schaut finster aus. Rektor François schielte hinüber, sah verängstigt sogleich wieder weg. Donnerwölkchen, dachte er.

François amtierte im Königin-Luise-Gymnasium, dessen Unterprima Martins Sohn Berthold besuchte. Martin trat heran. Er kannte François als einen Herrn von liberalen Anschauungen, mit dem man reden kann. Ja, gab François zu, in den meisten Gymnasien hätten es die jüdischen Schüler jetzt nicht leicht. Aber seinem Institut habe er Politik bisher fernhalten können. Jetzt freilich wolle man ihm einen Oberlehrer aus Tilsit zuteilen, vor dem er

eine gewisse Angst habe. Er brach ab, unter einem Blick von Frau François, die übrigens seine Äußerung schwerlich gehört haben konnte.

Jacques Lavendel setzte währenddes seiner Schwägerin Liselotte und seiner Frau Klara seine Theorien weiter auseinander. Klara, wie alle Oppermanns, war breit, untersetzt. Ihr großer, dunkelblonder Kopf mit der schweren Stirn schaute gesammelt aus, eigensinnig, nicht dumm. Als sie sich damals entschloß, den Ostjuden François Lavendel zu heiraten, hatten alle ihr abgeraten. Aber sie hatte sich's in den Kopf gesetzt. Gerade das, was die andern als manierlos störte, die Unbekümmertheit, mit der er die Ergebnisse seines gesunden Menschenverstandes heraussagte, seine gutmütige Verschlagenheit, alles an ihm zog sie an. Sie redete nicht viel, aber sie hatte entschiedene Ansichten, und wenn es darauf ankam, setzte sie die Ansichten durch. Auch jetzt hörte sie schweigend, mit lächelnder Zustimmung, was Jacques ihr und ihrer Schwägerin Liselotte darlegte. Daß man nämlich jede gefährliche Bewegung jahre-, manchmal jahrzehntelang habe anwachsen sehen, ohne doch die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Was er aus der Geschichte gelernt habe, das sei ein großes Erstaunen, daß die jeweils Gefährdeten erst so spät daran dachten, sich in Sicherheit zu bringen. Warum, verflucht noch mal, seien so viele französische Aristokraten so eselhaft gewesen, sich von der Revolution überraschen zu lassen, während doch heute jedem Schuljungen bekannt sei, schon aus den Schriften Rousseaus und Voltaires hätte man Jahrzehnte vorher genau Bescheid wissen müssen.

Martin Oppermann schaute auf die beiden Frauen, die Jacques Lavendel aufmerksam und amüsiert zuhörten. Liselottens großes Gesicht mit den langen, grauen Augen wirkte doppelt hell neben dem schweren, breiten

Kopf ihrer Schwägerin. Frisch und blühend saß sie da, ihr Hals kam weiß, sehr jung aus dem kleinen Ausschnitt des schwarzen Kleides. Schnell, mit ihren großen Zähnen, lächelte sie zu ihm herüber, wandte sich dann aber sogleich wieder Jacques Lavendel zu. Martin war ein wenig eifersüchtig auf den Schwager. Er empfand die Art, wie Liselotte Jacques bejahte, als leisen Vorwurf gegen sich selber. Er weiß schon, die Kraft dieser Ostjuden, ihre hemmungslose Lebensgier. Positive Eigenschaften, gewiß: aber stößt sie denn Jacques' heisere Stimme nicht ab, seine Penetranz? Die Heiserkeit stammt aus dem Krieg, von einem Streifschuß, der Jacques die Kehle verwundete. Bedauerlich, zugegeben: aber sympathischer wird der Mann dadurch nicht. Wenigstens ihm nicht. Angenehmer ist es natürlich, daß Liselotte Freude an Jacques hat, als wenn sie etwa Anstoß an ihm nähme. Kann man sich eine bessere Ehe vorstellen als die ihre? Vielleicht kommt es daher, daß er so sehr darauf hält, Leben und Geschäft zu trennen. Er spricht in der Corneliusstraße nicht von der Gertraudtenstraße. Warum auch soll sich Liselotte dafür interessieren, ob er einen Stuhl für sechsunddreißig oder für dreiundvierzig Mark verkauft? Schade ist es trotzdem, daß sie sich nicht dafür interessiert. Sie hat die Mitteilung von der Umwandlung der Oppermannschen Filialen in die Deutschen Möbelwerke erfreulich kühl aufgenommen. Schade ist es trotzdem.

Auch sein Bruder Edgar hat die Sache kühl aufgenommen. Gustav wird es tiefer treffen als Edgar, Jacques, Liselotte. Ein Segen, daß er so viele andere Interessen hat, die ihn ablenken. Gustav ist in Wahrheit liebenswert. Er hat die beiden Prokuristen sicher nur hergebeten, um ihm, Martin, einen Gefallen zu tun. Gustav geht vieles leicht von der Hand, er ist ein Glücklicher.

Martin gönnt ihm sein Glück. Gönnt auch Edgar Glück und Ruhm von Herzen. Manchen wird es nicht so leicht gemacht. Schön, soll er, Martin, derjenige sein, der es schwerer hat. Er holt seinen Zwicker heraus, putzt an ihm herum, steckt ihn wieder ein. In einer plötzlichen Wallung geht er zu Gustav, rührt ihm leicht den Arm, steuert ihn hinüber zu Klara und Jacques Lavendel. Dann, auf ähnliche Art, holt er Edgar.

Da sitzen sie zusammen, die Geschwister Oppermann, breit, gefestigt. Es ist eine stürmische Zeit, auch sie haben manchen Guß abbekommen, aber sie können das aushalten, sie stehen fest. Sie und das Bild des alten Immanuel gehören zusammen, sie können bestehen vor dem Bild, seine Farben sind durch sie nicht blasser geworden. Sie haben sich ihren Platz in diesem Land erobert, einen guten Platz: aber sie haben ihn auch gut bezahlt. Jetzt sitzen sie fest hier, zufrieden, sicher.

Die andern sahen die Familiengruppe, nahmen sie wahr, lösten sich von ihr, so daß die Geschwister Oppermann für sich saßen.

Vor allem dem Prokuristen Brieger gefiel diese betonte Familiarität. Ihm gefiel jede Art von Solidarität. »Zusammenhalt«, sagte er zu Professor Mühlheim, »darauf kommt es an. Wir Juden halten glücklicherweise zusammen. Wie die Affen. Darum kann uns auch nichts geschehen. Wenn man uns hundertmal den Baum hinunterschmeißt, einer klettert immer wieder hoch, und wir andern, wie die Affen, klammern uns an seinen Schwanz, und er zieht uns mit sich hoch.« Frau Emilie François beneidetet aus ganzem Herzen die Frauen der Oppermanns um den Familiensinn ihrer Männer. Von denen riskiert sicher keiner eine unvorsichtige Äußerung und gefährdet Weib und Kind. Ruth Oppermann schaute aus ihren großen, dringlichen Augen auf den Onkel. Einem Manne, der so deutlich den

Zusammenhang mit seiner Familie spürt, wird sie sicher am Ende auch den größeren Zusammenhang klarmachen können, in den er hineingeboren ist.

Auch Sybil Rauch schaute auf die Gruppe der Oppermanns. Dünn und entschieden stand sie da, ihre Augen blickten böse, bockig unter der hohen, eigensinnigen Kinderstirn, niemand hätte sagen können, das Bild André Greids sei eine Karikatur. Eine merkwürdige Idee von Gustav, seinen Freunden diese Familienszene vorzuspielen. Sentimental. Spießig. Er ist jung für seine Jahre, er sieht gut aus, er liebt sie, und sie mag ihn. Er hilft ihr, er versteht viel von ihren Dingen, sie wüßte kaum, wie sie ohne ihn auskommen soll. Aber, jetzt zeigt es sich, eigentlich ist er doch ein alter, sentimentaler Jud. Sie schaut hinüber zu Friedrich Wilhelm Gutwetter, abwägend. Gustav ist zehnmal gescheiter, weltkundiger. Aber der Dichter, großäugig, in seiner verschollenen Tracht, lächerlich und rührend zugleich, ist ganz aus einem Guß. An Gustav ist alles vielfältig, zerspaltet, es sitzt Schicht auf Schicht. Da ist seine Familie, seine Wissenschaft, sein Sport, seine Neigung zu ihr, seine sonderbare Liebe zu dieser gewissen Anna im Hintergrund: wo ist der wirkliche Gustav?

Gustav selber war vollkommen glücklich. Er hatte getrunken, nicht zuviel, das tat er nie, aber genug, um sich gehoben zu fühlen; schade nur, daß die andern nicht sahen, wie vollkommen und ohne Vorbehalt glücklich er war. Daß er Freude hatte an Frauen, Freunden, Familie, Haus, das mochten schließlich alle verstehen. Daß er Freude hatte an Büchern, an seiner Arbeit für den Dichter Gutwetter, an seiner Arbeit am Lessing, das mochten einige verstehen. Aber das Glück, das daraus drang, daß er beides vereinte, Besitz des einen und Besitz des andern, dieses Glücksgefühl begriffen höchstens Mühlheim und François.

Allein wenn es auch die andern nicht verstehen konnten, er wollte das Seine dazu tun, sie so glücklich wie möglich zu machen. Er beschloß, ihnen von dem Kognak vorzusetzen, den Professor Mühlheim ihm geschickt hatte, dem Kognak, gebrannt in seinem eigenen Geburtsjahr 1882.

Schlüter brachte die Flasche, eine riesige Flasche, und die großen, bauchigen Gläser. Doch so ohne weiteres kam man nicht zum Trinken. Prokurist Karl Theodor Hintze hielt auf Formen. Es wäre eine Schande, so köstlichen Stoff wie diesen herrlich duftenden, alten französischen Kognak ohne ein paar geziemende Einleitungsworte hinunterzugießen. Mit seiner knarrenden Kommandostimme, inmitten allgemeiner Stille, gab er in schneidigen Worten dem Wunsche Ausdruck, es möchten die Geschwister Oppermann und die Firma Oppermann noch viele Jahrzehnte in dem Stande des Blühens und Gedeihens verharren, in der Prosperity sozusagen, in der wir sie jetzt sehen. Dann erst trank man.

Sybil Rauch fuhr mit den andern weg. Wie jedesmal gab es auch heute Scherze über ihr kleines, abgetakeltes Auto. Dann, nachdem die andern außer Sicht waren, fuhr sie zurück. Sie hatte Gustav versprochen, noch eine Zeit mit ihm allein zu bleiben.

Das Zimmer war rauchig, Schlüter und Bertha waren zu Bett gegangen, das Hilfspersonal hatte sich entfernt. Sie traten hinaus auf die Gartenterrasse. Es wahr sehr kalt, ein dunstiger Mond war, die Kiefern des Grunewaldes standen steif und still. Sybil war betroffen, wie verändert die Landschaft war; doch Gustav war sie in jedem Wechsel vertraut.

Er schauerte in dem kalten Abend. Sie kehrten zurück, gingen bald zu Bett. Gustav, den schmalen, langen Kopf Sybils auf seiner Brust, lag müde, glücklich. Gähnend, befriedigt erzählte er ihr zum viertenmal, wie froh er

sei, daß der Vertrag über die Lessing-Biographie ihm für die nächsten Jahre eine Aufgabe schaffe.

Sybil lag wach. Da sie vor dem Morgen nach Hause wollte, lohnte es nicht, erst einzuschlafen. Neugierig, mitleidlos, fremd betrachtete sie den schlafenden Mann. Redet er sich wirklich ein, die Lessing-Biographie sei eine »Aufgabe«? Die Lessing-Biographie wird ein starker Band werden. Es gibt ein schmales Bändchen von Friedrich Wilhelm Gutwetter: »Die Aussichten der weißen Zivilisation«. Sybil Rauch schob die Unterlippe vor, verächtlich, ein ungezogenes Kind.

Sie stand auf, zog sich an, leicht fröstelnd, leise, Gustav schlief. Sie ging ins Arbeitszimmer; sie hatte dort ihre Handtasche liegenlassen. Auf dem Sehreibtisch lag allerhand beschriebenes Papier. Sybil war ein neugieriges Mädchen. Sie kramte darin herum. Sie fand eine Postkarte: »Geehrter Herr. Merken Sie sich für den Rest Ihres Lebens: ›Es ist uns aufgetragen, am Werke zu arbeiten, aber es ist uns nicht gegeben, es zu vollenden.‹ Ihr aufrichtig ergebener Gustav Oppermann.« Sybil beschaute Anschrift und Unterschrift, las die Karte zweimal, lächelnd. Ihr Freund Gustav war ein amüsanter Herr, er wußte viele und gute Wahrheiten. Sorgfältig brachte sie die Papiere in die Unordnung, in der sie zuerst gelegen waren.

Sie fuhr nach Hause in ihrem kleinen, offenen, schäbigen Wagen durch die kalte Nacht. Ihr Freund Gustav ist einer von den Arrivierten, ohne Zweifel. Man hat es heute sehen können, als er diese Ausstellung veranstaltete von dem, was ihn reich und glücklich macht. Sybil Rauch war ein kluges, skeptisches Mädchen, skeptisch auch sich selbst gegenüber, sie überschätzte ihr Talent nicht. Sie wußte, ihre kleinen, netten Geschichten waren sauberer herausziseliert als die durchschnittlichen Erzeugnisse, sie

machte sich’s nicht leicht, sie hatte ihren eigenen Ton. Aber ihre heimliche Sehnsucht war, Größeres zu schreiben, ein großes, episches Werk, einen Spiegel der Zeit, einen Roman. »Es ist uns aufgetragen, am Werke zu arbeiten, aber es ist uns nicht gegeben, es zu vollenden.« Merken Sie sich’s, meine Dame. Merk dir’s, Sybil.

Ihr Freund Gustav wird seine Lessing-Biographie wahrscheinlich vollenden können. Sie lächelte still und bösartig. Sie beneidete ihn nicht.

In der Unterprima des Königin-Luise-Gymnasiums, während der Fünfminutenpause zwischen der Stunde für Mathematik und der für Deutsch, standen die Schüler in erregten Diskussionen. Die Behörde hatte sich jetzt entschieden, wer den auf so betrübliche Weise ums Leben gekommenen Dr. Heinzius ersetzen sollte, ihre Wahl war endgültig auf Dr. Bernd Vogelsang gefallen, bisher Oberlehrer am Gymnasium in Tilsit, jenen Mann, von dem Rektor François bei der Geburtstagsfeier Gustav Oppermanns erklärt hatte, er habe eine gewisse Angst vor ihm. Die Schüler waren begierig auf ihren neuen Ordinarius, es hing für jeden einzelnen viel davon ab, ein Mann welchen Schlages der Neue war. Im allgemeinen war es für Berliner Jungens ein Fressen, mit Lehrern aus der Provinz zu tun zu haben. Ihnen fühlten sie sich von vorneherein überlegen. Was konnte ein Mann aus Tilsit vom Leben wissen? Gab es dort einen Sportpalast, eine Untergrundbahn, ein Stadion, einen Tempelhofer Flughafen, einen Lunapark, eine Friedrichstraße? Zudem wußten auch die Schüler bereits, daß Dr. Vogelsang im Geruch des Nationalismus stand. Im Königin-Luise-Gymnasium, unter dem milden, liberalen Rektor François, war Nationalismus nicht beliebt.

Der Schüler Kurt Baumann erzählt zum hundertstenmal einen Fall aus dem Kaiser-Friedrichs-Gymnasium. Dort haben die Pennäler dem nationalistischen Oberlehrer Schultes auf schicke Art gezeigt, was eine Harke ist. Sowie er mit seinem Quatsch loslegte, fingen sie an, mit geschlossenen Lippen zu brummen. Sie hatten tagelang trainiert, so daß das intensive Gebrumm die Stimme des Lehrers zudeckte, ohne daß man den Gesichtern der Jungens irgend etwas ablesen konnte. Zuerst hatte Oberlehrer Schultes geglaubt, die Ursache des Lärms sei ein Flugzeug. Man hatte ihn in dieser Meinung bestärkt. Als aber das Flugzeug regelmäßig in Erscheinung trat, sowie er mit seinem vaterländischen Scheibenhonig anfing, roch er Lunte. Allein man hielt dicht. Man bemühte sich nach Kräften, die Ursache des Lärms zu entdecken, erging sich in tausend Vermutungen. War es die Zentralheizung, die Wasserleitung, waren es Männer im Keller? Man ließ den Herrn zappeln. Es war ein nervöser, sensibler Herr, der nationalistische Oberlehrer Schultes. Als das Gebrumm das viertemal losging, brach er in Tränen aus, drehte sich gegen die Wand. Später freilich, als das Rektorat die Untersuchung in die Hand nahm, hatten die Nationalisten der Klasse nicht dichtgehalten, und die Rädelsführer waren bestraft worden. Immerhin, was die Jungens am Kaiser-Friedrichs-Gymnasium erreicht hatten, war allerhand. Die Methode war auch am Königin-Luise-Gymnasium brauchbar, falls der Herr aus Tilsit versuchen sollte, einen zu piesacken.

Heinrich Lavendel fand die Methode nicht brauchbar. Er saß auf dem Pult seiner Bank, stämmig, blond, die Beine abwechselnd auf gymnastische Art vorschnellend. Heinrich Lavendel, trotzdem er ziemlich klein war, sah gesünder aus, kräftiger als die meisten seiner Kameraden. Die waren fast

alle blaß und rochen nach Stubenluft; seine zarte Haut war frisch und gebräunt, er benutzte seine ganze Mußezeit zum Training in freier Luft. Interessiert auf die Spitzen seiner auf und ab schnellenden Beine schauend, sagte er bedächtig: »Nein, das nützt gar nichts. Das wirkt vielleicht das ersteund das zweitemal, das drittemal wird man gefaßt.« – »Was nützt sonst?« fragte Kurt Baumann leicht gekränkt. Heinrich Lavendel hörte auf, die Beine zu schnellen, schaute ringsum, öffnete die sehr roten Lippen, sagte leichthin, mit den breiten Schultern zuckend: »Passive Resistenz, Mensch. Das ist das einzig Senkrechte.«

Berthold schaute nachdenklich aus seinen grauen, kühnen Augen auf seinen Vetter Heinrich Lavendel. Der hatte es leicht. Erstens war er Amerikaner, manchmal noch floß ihm aus seinen ersten Jahren ein englisches Wort in die Rede, und zweitens war er als Torwart des Fußballteams der Prima unersetzlich, zwei Tatsachen, die auf einen nationalistischen Lehrer Eindruck machen mußten. Für ihn, Berthold, war die Chose schwieriger. Nicht nur, weil der neue Mann Deutsch und Geschichte lehrte, Bertholds Lieblingsfächer, sondern vor allem auch, weil es von diesem Mann abhängt, ob sein geliebter Vortrag über den »Humanismus« steigen kann.

Um den Schüler Werner Rittersteg hat sich eine Gruppe gebildet. Sechs oder sieben Jungens, die Nationalisten der Klasse. Sie haben es bisher nicht leicht gehabt, jetzt beginnt für sie große Zeit. Sie stecken die Köpfe zusammen. Getuschel, Gelächter, wichtige Mienen. Oberlehrer Vogelsang ist im Reichsvorstand der »Jungen Adler«. Eine große Sache. Die jungen Adler sind der Geheimverband der Jugend, die Luft um diesen Verband herum ist voll Abenteuer und Geheimnis. Man trinkt Blutsbrüderschaft, es

existiert eine Feme; wer das Geringste von den Beschlüssen verrät, wird grausam bestraft. Das Ganze ist ungeheuer aufregend. Oberlehrer Vogelsang wird einen bestimmt heranziehen.

Dieser Oberlehrer Dr. Bernd Vogelsang sitzt mittlerweile im Amtszimmer des Rektors François. Er sitzt stramm da, nicht angelehnt, die mit blonden Härchen überflaumten rötlichen Hände auf die Schenkel gestemmt, die blaßblauen Augen unentwegt auf François gerichtet, bemüht, mit möglichst wenigen zackigen Bewegungen auszukommen. Rektor François sucht unwillkürlich den Säbel an der Seite seines neuen Oberlehrers. Bernd Vogelsang ist nicht groß, er ersetzt die mangelnde Stattlichkeit durch doppelte Forschheit. Ein weizenblondes Schnurrbärtchen trennt Ober- und Untergesicht, ein langer Schmiß zerteilt die rechte Wange, ein strammer Scheitel die Haare.

Schon zwei Tage vorher, als er sich bei Rektor François vorstellte, hat die Anstalt auf Bernd Vogelsang keinen günstigen Eindruck gemacht. Was er bisher gesehen hat, bestätigte alle seine trüben Vorahnungen. Gefallen hat ihm unter dem ganzen Personal der Anstalt ein einziger: Pedell Mellenthin. Der war strammgestanden vor dem neuen Oberlehrer. »Gedient?« hatte Bernd Vogelsang gefragt. »Beim 94.«, hatte Pedell Mellenthin erwidert, »dreimal verwundet.« – »Recht so«, hatte Vogelsang geantwortet. Aber das war bisher auch das einzige Plus. Durch den Schlappschwanz da, diesen Rektor François, ist das Gymnasium gänzlich auf den Hund gekommen. Gut, daß jetzt endlich er, Bernd Vogelsang, in Erscheinung tritt, um den Laden in Schwung zu bringen.

Rektor François lächelte ihm aus seinem weißen Knebelbart freundlich zu. Frau François hatte ihm Weisung gegeben, vorsichtig zu sein, sich mit

dem Neuen gut zu stellen. Leicht machte das der neue Mann Herrn François nicht. Die abgehackte Sprechweise, die knappe, gezackte und dabei verblassende Wortbildung, das abgebrauchte Leitartikelvokabular, all das war ihm tief zuwider.

Der Neue hatte sich mit ruckartiger Bewegung einer schönen, alten Marmorbüste zugewandt, einem häßlichen grundgescheiten Kopf, dem des Schriftstellers und Gelehrten François-Marie Arouet Voltaire. »Gefällt Ihnen die Büste, Herr Kollege?« fragte der Rektor höflich. »Die andere gefällt mir besser«, erklärte unumwunden der Neue in seinem breiten, quäkenden Ostpreußisch, in die Ecke gegenüber weisend, auf die Büste eines andern häßlichen Mannes, den Kopf des preußischen Schriftstellers und Königs Friedrich von Hohenzollern. »Ich kann verstehen, Herr Rektor«, fuhr er fort, »warum Sie dem großen König sein Widerspiel entgegengestellt haben. Hier der geistige Mensch in seiner ganzen Größe, dort die Intellektbestie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit. Die Würde des deutschen Menschen wird gerade durch den Kontrast gekennzeichnet. Aber, erlauben Sie mir, Ihnen das offen zu gestehen, Herr Rektor, mir wäre es unangenehm, wenn ich die Fratze dieses Welschen den ganzen Tag vor Augen haben müßte.« Rektor François lächelte noch immer, bemüht höflich. Er fand es schwierig, mit dem neuen Lehrer Kontakt zu finden. »Ich glaube, es wird Zeit«, sagte er, »daß ich Sie Ihrer Klasse vorstelle.«

Die Schüler erhoben sich, als die beiden Herren eintraten. Rektor François sprach ein paar Sätze, er sprach mehr von dem toten Dr. Heinzius als von Dr. Vogelsang. Er atmete auf, als er die Tür zwischen sich und dem Neuen geschlossen hatte.

Dr. Vogelsang war während der Rede des Rektors stramm dagestanden, Brust heraus, die blaßblauen Augen steif vor sich hin gerichtet. Jetzt setzte er sich, lächelte, strengte sich an, umgänglich zu sein. »Na, Jungens«, sagte er, »nun wollen wir einmal sehen, wie wir miteinander auskommen. Zeigt mal, was ihr los habt.« Den meisten der Schüler hatte der neue Chef beim ersten Anblick mißfallen. Der hohe Kragen, der krampfige Schneid, sie schätzten das nicht. Provinz, wo sie am dunkelsten ist, hatten sie sich gesagt. Aber seine ersten Worte waren nicht ungeschickt, das war kein übler Ton für die Unterprima.

Es fügte sich günstig für Vogelsang, daß man gerade »Die Hermannsschlacht« von Grabbe las, das Stück eines Halbklassikers aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, roh, im Gedanklichen schwach, aber voll echter Wildheit, zuweilen sehr bildhaft. Die Hermannsschlacht, der großartige Eintritt der Deutschen in die Geschichte, dieser erste große Sieg der Deutschen über die Welschen, das war ein Lieblingsthema Bernd Vogelsangs. Er zog Vergleiche zwischen den Hermanndichtungen Grabbes, Klopstocks, Kleists. Er stellte selber wenig Fragen, er sprach drauflos. Er war kein Mann, der Feinheiten liebte, es ging ihm nicht um Nuancen wie dem toten Dr. Heinzius, er suchte seine Begeisterung auf die Jungens zu übertragen. Gelegentlich ließ er auch die Schüler zu Wort kommen. Er gab sich kameradschaftlich, wollte erst einmal erkunden, wie weit überhaupt sie sich mit vaterländischer Dichtung befaßt hätten. Einer erwähnte Kleists wilden Hymnus »Germania an ihre Kinder«. »Eine großartige Dichtung«, ereiferte sich Vogelsang. Er kannte das Gedicht auswendig, zitierte einige jener gewaltigen Verse irrsinnigen Hasses gegen die Welschen:

»Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen;
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze sein!

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!«

Ekstatisch zelebrierte Vogelsang die Verse des Hasses. Die Narbe, die seine rechte Wange zertrennte, lief rot an, aber das ganze übrige zerteilte Antlitz blieb maskenhaft starr, während die Worte zwischen seinem hohen Kragen und seinem weißlichblonden Schnurrbärtchen herauskamen. Sie nahmen sich sonderbar aus in seinem breiten Ostpreußisch. Der ganze Mann war ein wenig lächerlich. Aber Berliner Jungens haben ein feines Ohr dafür, was ehrlich ist und was Krampf. Die Schüler der Unterprima spürten gut, daß der Mann da vorn, so erheiternd sein Anblick war, aus dem Herzen sprach. Sie lachten nicht, sie schauten eher betroffen, neugierig auf diesen Menschen, ihren Lehrer.

Bernd Vogelsang, als die Schulglocke läutete, hatte den Eindruck Sieg auf der ganzen Linie. Er war mit der Unterprima eines liberalen,

aufsässigen Berliner Gymnasiums fertig geworden. Rektor François, der Schlappschwanz, wird sich wundern. Gewiß ist die Klasse schon angefressen von dem zersetzenden Gift des Berliner Intellektualismus. Aber Bernd Vogelsang ist voll Zuversicht: er wird das Kind schon schaukeln.

In der folgenden Viertelstundenpause beruft er die beiden Schüler zu sich, die die nächsten Diskussionsvorträge zu halten haben. Rede ist wichtiger als Schrift, diese These des Führers der Völkischen hält er heilig, er nimmt die Diskussionsvorträge sehr ernst. Mit dem ersten Schüler versteht er sich leicht. Der will über die Nibelungen sprechen, über das Thema: »Was können wir Heutigen aus dem Kampf der Nibelungen mit König Etzel lernen?« – »Bon«, sagt Vogelsang. »Wir können manches daraus lernen.«

Aber was will der andere, dieser Grauäugige? »Der Humanismus und das zwanzigste Jahrhundert«? Er schaut sich den Grauäugigen an. Ein großer Bursche, auffallend, das schwarze Haar und die grauen Augen gehen nicht zusammen. In Berlin mag so ein Junge gute Figur machen: in einer Jungmannschaft, im Gleichschritt marschierend, stinkt er ab. »Wie bitte?« fragt Dr. Vogelsang. »Der Humanismus und das zwanzigste Jahrhundert? Wie soll man in einer knappen Stunde über ein so riesiges Thema fruchtbar diskutieren?« – »Herr Dr. Heinzius hat mir einige Fingerzeige gegeben«, sagt bescheiden Berthold, die schöne, männlich tiefe Stimme gedämpft. »Ich wundere mich, daß mein Vorgänger Themen so allgemeiner Art zugelassen hat«, fährt Dr. Vogelsang fort, seine Stimme klingt scharf, quäkend, streitbar. Berthold schweigt. Was soll er dazu sagen? Dr. Heinzius, der sicherlich einiges dazu hätte sagen können, lag im Stahnsdorfer Waldfriedhof, er selber hatte eine Schaufel Erde auf den Sarg geworfen, der

konnte ihm nicht helfen. »Haben Sie sich lange mit der Arbeit beschäftigt?« fragte die quäkende Stimme weiter. »Ich bin so ziemlich fertig mit dem Vortrag«, erwiderte Berthold. »Ich sollte ihn ja in der nächsten Woche halten«, fügte er hinzu, fast wie eine Entschuldigung.

»Das tut mir leid«, sagte Vogelsang, sehr höflich übrigens. »Ich liebe so allgemeine Themen nicht. Ich möchte sie aus prinzipiellen Gründen nicht zulassen.« Berthold nimmt sich zusammen, aber er kann nicht verhindern, daß sein fleischiges Gesicht ein ganz klein wenig zuckt. Vogelsang nimmt es wahr, nicht ohne eine gewisse Befriedigung. Sie zu verbergen, wiederholt er: »Ich bedaure, daß Sie viel Mühe vertan haben. Aber: principiis obsta. Am Ende trägt ja auch jede Arbeit ihren Lohn in sich selbst.«

Berthold ist wirklich ein bißchen blaß geworden. Aber der andere hat recht, man kann mit dem Humanismus wirklich in einer knappen Stunde kaum fertig werden. Dieser Vogelsang ist Berthold nicht sympathisch, aber er ist ein Kerl, das hat er während der Stunde gezeigt. »Was für ein Thema würden Sie mir vorschlagen, Herr Doktor?« fragt er. Seine Stimme klingt heiser. »Lassen Sie mal sehen«, überlegt Dr. Vogelsang. »Wie heißen Sie übrigens?« unterbricht er sich. Berthold Oppermann nennt seinen Namen. Ah, denkt der Lehrer, jetzt klärt es sich. Darum also das befremdende Thema. Der Name war ihm schon in der Klassenliste aufgefallen. Es gibt jüdische Oppermanns, und es gibt christliche Oppermanns. Man braucht nicht lange zu kratzen: der Jude, der Zersetzer, der Feind verrät sich dem Kundigen sogleich. Humanismus und zwanzigstes Jahrhundert. Immer verstecken sie sich hinter den Masken großer Worte.

»Wie wäre es«, sagte er leichthin, kameradschaftlich – diesem gefährlichen Jungen gegenüber gilt es doppelt auf der Hut zu sein –, »wie wäre es mit einem Vortrag über Hermann den Deutschen? Was zum Beispiel meinen Sie zu dem Thema: ›Was bedeutet uns Heutigen Hermann der Deutsche?‹«

Oberlehrer Vogelsang sitzt unbeweglich vor dem Katheder, sein Blick ist steif auf den Knaben gerichtet. Will er mich hypnotisieren? denkt der. Hermann der Deutsche. Es heißt Hermann der Cherusker, Mensch. Übrigens, Hermann der Cherusker oder Hermann der Deutsche, mir ist das Scheibenhonig. Mir liegt das nicht. Er sieht angestrengt auf das zerteilte Gesicht des Lehrers, auf seinen scharfen Scheitel, die starren, blaßblauen Augen, den hohen Kragen. Mir liegt das nicht. Ich schätze das weniger. Aber wenn ich nein sage, findet er’s bestimmt feige. Der Humanismus ist ihm zu allgemein. Hermann der Deutsche. Er will mich nur herausfordern. Klar, Mensch. Ich will sagen, ich werde mir’s überlegen. Dann wird er erwidern: Tun Sie das, mein Junge, und es wird klingen wie: Drückeberger. Bin ich ein Drückeberger?

»Was bedeutet uns Heutigen Hermann der Deutsche?« kommt nochmals die quäkende Stimme Vogelsangs. »Was meinen Sie, Oppermann?«

»Gut«, sagte Berthold.

Das Wort ist noch nicht verhallt, möchte er es schon zurücknehmen. Er hätte sagen sollen: Ich werde mir’s überlegen. Er wollte das auch sagen. Aber es ist zu spät. »Recht so«, anerkennt Vogelsang. Es ist für ihn ein guter Tag heute, er ist auch aus dieser Unterredung als Sieger hervorgegangen.

Berthold, als die andern in der nächsten Pause ihn fragten, wie er mit dem neuen Chef zurechtgekommen sei, blieb einsilbig. »Er ist so halb und halb. Man muß erst sehen.« Weiter äußerte er sich nicht.

Ein gutes Stück des Nachhausewegs pflegte er zusammen mit Heinrich Lavendel zu machen. Die beiden Knaben radelten, Bücher und Hefte mit Lederriemen an die Lenkstange geschnallt, bald nebeneinander, einer die Hand auf der Schulter des andern, bald getrennt durch den Verkehr.

»Er hat mir meinen Vortrag umgeschmissen«, sagte Berthold. »Au Backe«, sagte Heinrich. »Das Schwein. Der denkt sich: nu gerade. Es ist pure persönliche Gemeinheit.« Berthold erwiderte nichts. Sie wurden durch Autos getrennt. An der nächsten roten Ampel fanden sie sich wieder zusammen. Sie hielten eng nebeneinander, jeder einen Fuß auf den Boden gestellt, gepreßt zwischen Wagen. »Er schlug mir vor: ›Was bedeutet uns Hermann der Deutsche?‹«, sagte Berthold. »Hast du angenommen?« fragte, zwischen Autogehupe, Heinrich. »Ja«, sagte Berthold. »Hätte ich nicht gemacht«, sagte Heinrich. »Paß auf, der will dich nur hereinlegen.« Gelbes Licht, grünes Licht, sie radelten los. »Hast du eine Ahnung, wie er ausgesehen haben mag?« fragte Berthold. »Wer?« fragte Heinrich, der an das Fußballtraining des Nachmittags dachte. »Hermann der Cherusker natürlich«, sagte Berthold. »Wird eben so’n oller Indianer gewesen sein wie alle andern«, erklärte Heinrich. »Denk mal darüber nach«, bat Berthold. »Okay«, sagte Heinrich; manchmal, wenn er herzlich sein wollte, kamen ihm die Worte seiner Kindheit. Dann trennte sich ihr Weg.

Berthold rang mit seinem Thema. Das Ganze war ein großer Kampf, Dr. Vogelsang der Feind. Es war Vogelsang geglückt, das Schlachtfeld zu

bestimmen, er hatte Sonne und Wind für sich, kannte das Terrain besser als Berthold. Vogelsang war listig, Berthold war mutig und zäh.

Grüblerisch saß er über den Büchern, die sich mit seinem Thema befaßten, über Tacitus, Mommsen, Dessau. Hat eigentlich Hermann der Cherusker wirklich etwas zuwege gebracht? Genutzt hat ihm der Sieg verdammt wenig. Schon zwei Jahre später standen die Römer wieder über dem Rhein; von den drei verlorenen Legionsadlern holten sie sich zwei zurück. Das Ganze war ein Kolonialkrieg, eine Art Boxeraufstand, mit dem die Römer rasch fertig wurden. Hermann selber, von den Römern besiegt, wurde von seinen eigenen Landsleuten erschlagen; sein Schwiegervater schaute von der kaiserlichen Loge aus zu, wie die Römer Hermanns Frau und seinen Sohn im Triumph aufführten.

Was bedeutet uns Hermann der Deutsche? Allgemeine Erwägungen nützten Berthold nichts. Er mußte Bilder haben, Greifbares. Die Schlacht. Drei Legionen. Eine Legion sind rund sechstausend Mann, mit Troß und Zubehör zehn- bis zwanzigtausend. Sümpfe, Wälder. Es muß ähnlich wie bei Tannenberg gewesen sein. Eine Wagenburg, brauender Nebel. Die Deutschen hatten vor allem die römischen Juristen auf dem Kiek, sie sparten sie auf, sie unter ausgesuchten Martern umzubringen. Die Deutschen, las Berthold bei dem deutschnationalen Historiker Seeck, fanden, öffentliches Recht gehe gegen die individuelle Ehre. Sie wollten kein Recht. Das war der Hauptgrund ihres Aufstands.

Man müßte wissen, wie Hermann ausgeschaut hat. Das war Berthold sogleich aufgegangen. Oft und angestrengt suchte er sich ein Bild von ihm zu machen. Das Denkmal im Teutoburger Wald, ein großer Sockel und eine leere Statue darauf, das gibt nichts her. »Du, Mensch, doof war er nicht,

dein Hermann«, sagte Heinrich Lavendel zu ihm. »Sie müssen eine andere Art Verstand gehabt haben, die Boys, als wir. So eine Art Indianerverstand. Schlau war er, das ist einmal sicher.« Er hatte wohl jene nordische List, überlegte Berthold, von der jetzt soviel die Rede ist. Dr. Vogelsang hat sie auch.

Berthold lag wach in der Nacht, das kam jetzt oft vor, er hatte nur die kleine Bettlampe eingeschaltet. Die Tapete wies ein zartes Muster auf, hundertmal das gleiche, einen Phantasievogel, auf einer hängenden Ranke sitzend. Schloß man halb die Augen, dann ergab die Linie, die der Bauch des Vogels beschrieb, zusammen mit der Linie der hängenden Ranke den Umriß eines Gesichts. Ja, jetzt hatte er's: das ist das Gesicht Hermanns. Breite Stirn, flache Nase, langer Mund, das Kinn kurz, aber stark. Berthold lächelte. Jetzt hat er seinen Mann. Jetzt ist er Dr. Vogelsang über. Er schlief befriedigt ein.

Bis jetzt hatte Berthold, außer mit Heinrich Lavendel, mit niemandem über seine Schwierigkeiten gesprochen. Von nun an verkehrte sich seine Schweigsamkeit ins Gegenteil. Nur vor seinen Eltern schwieg er sich auch weiter aus. Sie merkten wohl, daß der Junge aufgerührt war, aber sie wußten aus Erfahrung, wenn man ihn fragte, wurde er nur störrisch. So warteten sie ab, bis er von alleine den Mund auftun würde.

Aber mit vielen andern sprach Berthold, und viele Meinungen bekam er zu hören. Da war zum Beispiel der lebenskundige Chauffeur Franzke. Für den war die Schlacht im Teutoburger Wald weiter kein Problem. »Klar, Mensch«, entschied er. »Damals hatte der Nationalsozialismus sozusagen noch seine Berechtigung.« Jacques Lavendel hingegen erklärte, die Barbaren hätten damals den gleichen Fehler gemacht wie siebzig Jahre

später die Juden, nämlich einen aussichtslosen Aufstand gegen eine glänzend organisierte Übermacht. »So was kann nie gut ausgehen«, schloß er, den Kopf schräg, die Lider weit über die blauen Augen herabgezogen.

Viel sympathischer als diese nüchterne Ausdeutung war Berthold die Meinung seines Onkels Joachim. Berthold schaute mit Achtung und Liebe auf Joachim Ranzow, den Bruder seiner Mutter. Ministerialdirektor Ranzow, schmal, groß, gepflegt, gemessen in Wort und Wesen, hatte sich das Herz des Jungen dadurch gewonnen, daß er ihn wie einen Erwachsenen behandelte. Was Onkel Joachim zum Problem Hermanns des Deutschen zu sagen hatte, war romantisch, Berthold verstand es nicht ganz, aber es machte ihm Eindruck. »Weißt du, mein Junge«, sagte Onkel Joachim und schenkte ihm vorsichtig mit der langen Hand einen scharfen Schnaps ein, »daß die Chose am Ende übel ausging, beweist gar nichts. ›Der eine fragt, was kommt danach, / Der andre, was ist recht, / Und dadurch unterscheidet sich / Der Freie von dem Knecht.‹ Hermann hat recht gehabt. Nur durch den Aufstand, auch auf die Gefahr der späteren Niederlage hin, erfuhren die Germanen, was sie sind, kristallisierten sie sich, erlebten sie sich. Ohne diesen Aufstand wären sie nie in die Geschichte eingetreten, sie wären geschichtslos in den andern aufgegangen. Nur durch Hermann bekamen sie Namen, sind sie da. Was aber zählt, ist einzig der Name, der Ruhm. Wie der wirkliche Cäsar war, ist uninteressant: was lebt, ist der Mythos Cäsar.«

Wenn Berthold das recht verstand, kam es also doch nicht allein auf das wirkliche Gesicht Hermanns an, sondern auch das Gesicht der Statue im Teutoburger Wald spielte eine Rolle. Es genügte also nicht, daß er jetzt das Gesicht Hermanns hatte. Das war verwirrend. Er war noch weit ab vom Ziel.

Ein gelegentliches Gespräch mit seiner Kusine Ruth Oppermann trug nicht dazu bei, die Dinge zu vereinfachen. Ruth Oppermann behandelte ihn von oben her, als einen kleinen Jungen, aufgewachsen in falschen Vorstellungen. Aber er war jung, es mußte glücken, ihn aus den Vorurteilen zu lösen, ihm die Wahrheit klarzumachen, die doch so einfach war. Sie bemühte sich nach Kräften, ihn zu retten. Sooft Berthold das unschöne Mädchen mit den heftigen Manieren sah, ärgerte er sich über sie. Trotzdem suchte er immer von neuem Gelegenheit, sich mit ihr herumzustreiten. Gewiß, ihre Logik war schwach; aber ihre Ziele paßten zu ihr, sie war eine Persönlichkeit, sie war richtig.

Für Ruth Oppermann war Hermanns Aktion die einzig mögliche. Er tat das, was ein paar Jahrhunderte vorher die Makkabäer getan hatten, er lehnte sich auf gegen die Unterdrücker, schmiß sie aus dem Land. Was sonst soll man mit Unterdrückern anfangen?

Wie sie so dastand, die großen Augen aus dem olivbraunen Gesicht herausfunkelnd, die Haare wie immer ein wenig unordentlich, mußte Berthold an germanische Frauen denken, die mit ihren Männern in den Kampf zogen, um die Wagenburg zu verteidigen. Sie waren blond, diese deutschen Frauen, selbstverständlich, ihre Haut war hell, ihre Augen blau; aber auch ihre Haare waren vermutlich etwas unordentlich, ihre Augen groß und wild, der ganze Ausdruck wahrscheinlich der gleiche.

Seine Kusine Ruth hatte recht, Onkel Joachim hatte recht, er selber, Berthold, bewunderte Hermann. Das Verwirrende war nur, daß leider auch Onkel Jacques Lavendel recht hatte, daß wirklich bei der ganzen Siegerei Hermanns am Ende nichts herausgekommen war. Übrigens betrug sich der Feind, der Oberlehrer Vogelsang, in diesen Wochen vor Bertholds Vortrag

tadellos. Bernd Vogelsang wollte nichts überhasten. Das Königin-Luise-Gymnasium war gefährliches Terrain, es galt, behutsam vorzugehen, mit nordischer List. Vogelsang witterte Gegner in allen Schülern, sondierte. Aus der ganzen Unterprima fand er vorläufig nur zwei würdig, in die Reihen seiner Jungen Adler einzutreten, Max Weber und Werner Rittersteg.

Werner Rittersteg, blaß und kränklich von Haut, mit einer piepsigen Stimme, war der Längste in der Unterprima. Der Lange Lulatsch wurde er von seinen Kameraden genannt. Dr. Vogelsang hatte ihm von Beginn an imponiert. Er hatte seine vorquellenden Augen mit so hündischer Ergebenheit auf den neuen Lehrer geheftet, daß er dem sogleich aufgefallen war. Bernd Vogelsang schätzte blinde Unterwerfung unter die Autorität, ihm war sie Mannentreue. Er würdigte den Schüler Rittersteg der Aufnahme unter die Jungen Adler.

Einziger Sohn wohlhabender Eltern, die aus ihrem Jungen etwas Großes machen wollten, hatte sich Werner Rittersteg bis jetzt trotz seiner Länge unter den andern niemals hervorgetan. Mittelmäßig begabt, langsam von Urteil, war er unter Oberlehrer Heinzius nicht hochgekommen. Die Aufnahme unter die Jungen Adler war der erste große Erfolg seines Lebens. Seine schmale Brust blähte sich. Ihn hatte Dr. Vogelsang erwählt, die andern, mit einer einzigen Ausnahme, verworfen.

Keine Frage, daß das Geheimnis, das um die Jungen Adler wob, um ihre Blutsbrüderschaft, ihre merkwürdigen, heimlichen Riten, ihre Feme, die andern Pennäler sehr anzog, so daß sie Weber und Rittersteg beneideten. Selbst der nüchterne Heinrich Lavendel, als er von der Aufnahme der beiden hörte, hatte gesagt: »Lucky dogs.«

Der Lange Lulatsch hätte sehr gewünscht, daß Heinrich Lavendel sich nicht mit diesem Ausruf begnügt hätte. Gerade auf diesen Kameraden hätte er gern Eindruck gemacht. Er beneidete und bewunderte ihn um die Kraft und Behendigkeit, mit der er seinen kurzen, stämmigen Körper schwingen, wenden, schnellen konnte. Er warb auf eine gewisse täppische Art unausgesetzt um Heinrichs Zuneigung. Hatte sogar ihm zu Ehren Englisch gelernt. Aber auch als er ihn eines Tages mit den Worten begrüßte: »How are you, old fellow?«, war Heinrich kühl geblieben. Es wurmte Rittersteg, daß selbst sein großer Erfolg an dieser Kühle nichts änderte.

Abgesehen von der Ernennung der beiden Jungen Adler ereignete sich in der Unterprima nichts Sensationelles. Die Pennäler fanden sich mit ihrem ersten nationalistischen Chef rasch ab. Er war nicht besonders beliebt, auch nicht besonders unbeliebt, er war ein Lehrer wie alle andern, man regte sich nicht weiter über ihn auf. Rasch wieder wurden die phänomenalen Leistungen Heinrich Lavendels beim Fußballspiel interessanter als die gelegentlichen nationalistischen Äußerungen Dr. Vogelsangs.

Auch Rektor François beruhigte sich. Mild, ruhevoll saß er in dem großen Rektoratszimmer zwischen den Büsten Voltaires und Friedrichs des Großen. Es waren jetzt nahzu drei Wochen, und kein Zwischenfall hatte sich ereignet. Nur *eines* bekümmerte ihn: Herrn Vogelsangs schreckliches Deutsch, dieses stramme, papierene, leitartikelnde, nationalistische Neudeutsch. Nachts, wenn er schlafen ging, auf dem Bette sitzend, die Hosenträger sorglich herunterstreifend, jammerte er seiner Frau vor: »Er verdirbt mir alles, was ich den Jungens gegeben habe. Denken und sprechen ist identisch. Sieben Jahre hindurch haben wir uns bemüht, den Jungens gerades, klares Deutsch beizubringen. Da läßt mir das Ministerium diesen

Teutonen auf sie los. Man kann den Schädel eines Neugeborenen formen, wie man will, zum Langschädel oder zum Breitschädel. Sitzt das Deutsch der Jungens schon fest genug, daß es sich gegen das krampfige, geschnürte Undeutsch halten kann? Es wäre ein Jammer, wenn die Jungens ins Leben hinaus müßten, und es fehlten ihnen mit klaren Worten klare Begriffe.« Seine freundlichen Augen schauten bekümmert durch die scharfen Gläser der randlosen Brille. »Darauf kommt es jetzt nicht an, Alfred«, erklärte resolut Frau François. »Sei froh, daß du bis jetzt mit ihm gut ausgekommen bist. Man kann heutzutage nicht vorsichtig genug sein.«

Frau Pedell Mellenthin war enttäuscht. Nach den Äußerungen ihres Mannes hatte sie erwartet, der Neue werde sich sogleich durch eine große Tat auszeichnen. Doch Pedell Mellenthin ließ sich so schnell von seiner guten Meinung nicht abbringen. »Tannenberg wurde auch nicht an einem Tage geschlagen«, sagte er. »Aus dem wird noch was«, erklärte er mit Nachdruck. Frau Mellenthin beruhigte sich und gab die Meinung ihres Mannes weiter; denn der hatte die Witterung und roch jeden Wind zwei Tage voraus.

Um elf Uhr zwanzig hatte Herr Markus Wolfsohn, Verkäufer des Möbelhauses Oppermann, Filiale Potsdamer Straße, begonnen, sich mit Frau Elsbeth Gericke zu beschäftigen, die ihrem Mann zu Weihnachten einen Stuhl kaufen wollte. Sie wußte nicht recht, ob einen Stuhl oder einen Sessel; fest stand für sie nur, daß es ein Möbelstück sein müsse, speziell für ihren Mann bestimmt. Herr Wolfsohn hatte ihr Stühle und Sessel aller Art vorgeführt. Allein Frau Gericke war eine Dame von mangelnder Entschlußkraft. Auch war ein solcher Einkauf für sie ein Fest, das sie

möglichst lange auskosten wollte; es gefiel ihr, daß man sich so intensiv um sie bemühte. Und Herr Wolfsohn bemühte sich intensiv um sie. Herr Wolfsohn war ein guter Verkäufer, der Dienst am Kunden war ihm Lebensaufgabe.

Um elf Uhr sechsundvierzig war es soweit. Sie hatte angebissen, Herr Wolfsohn erkannte das mit dem geübten Blick des langjährigen Händlerpsychologen. Frau Gericke, soviel Zeit und Beredsamkeit er für sie aufgewandt hatte, war ein Glücksfall für ihn. Denn das, worauf sie angebissen hatte, war der Barocksessel Modell 483. Vor fünf Jahren hatte man in den Oppermannschen Werkstätten diesen Barocksessel Modell 483 in einer größeren Serie hergestellt. Es war darüber, beiläufig bemerkt, fast zum Krach zwischen den Chefs gekommen. Der Seniorchef, Dr. Gustav, sonst ein umgänglicher Herr, der sich nicht in die Geschäfte einmischte, hatte den Sessel als kompromittierend geschmacklos bezeichnet, und eigentlich war dieser Barocksessel Modell 483 der Anlaß zur Errichtung der Kunstabteilung und zur Berufung Dr. Frischlins geworden. Dem Verkäufer Markus Wolfsohn übrigens hatte der Sessel Modell 483 gut gefallen; er war repräsentativ, und die kleinbürgerliche Kundschaft des Hauses Oppermann liebte einen gewissen Prunk. Wie immer, das Modell hatte nicht eingeschlagen. Der Sessel nahm viel Raum weg, die Wohnungen waren klein, es gab weniger umfangreiche, billigere Sessel, in denen man bequemer saß; es war trotz aller Mühe nicht geglückt, die Herzen der Kundschaft für den Barocksessel zu erwärmen. Man gab die Stücke mit Verlust ab, zur Hälfte des ursprünglichen Preises, und die Verkäufer, die sie an den Mann brachten, erhielten eine Prämie von fünf Prozent.

Jetzt also war Herr Wolfsohn dabei, ein solches Stück an den Mann zu bringen. Mit beredten Worten legte er dar, wie vornehm sich sogleich jeder Raum ausnehme, den dieser Barocksessel schmücke. Er hatte Frau Gericke aufgefordert, auszuprobieren, wie bequem man in diesem Sessel sitze; er hatte nicht umhinkönnen, ganz nebenbei zu bemerken, wie vornehm gerade sie sich in diesem Sessel ausnehme.

Um zwölf Uhr acht hatte er es geschafft. Frau Gericke erklärte sich bereit, den Barocksessel Modell 483 um fünfundneunzig Mark zu erstehen.

Herr Markus Wolfsohn hatte also acht Minuten von seiner Tischzeit eingebüßt, die um zwölf Uhr begann und um zwei Uhr endete. Aber es war ihm nicht leid. Im Gegenteil, er kam sich gehoben vor. Er hatte es im Gefühl gehabt, daß die schwierige Kundin am Ende auf den Barocksessel Modell 483, diesen alten Ladenhüter, anbeißen wird. Zwölf Uhr acht, acht verlorene Minuten, aber vier Mark fünfundsiebzig verdient. Das sind auf die Minute umgerechnet neunundfünfzig Pfennig. Ein schöner Verdienst. Wenn man ihm jede Minute so bezahlt, würde er gern seine ganze Tischzeit opfern.

Herr Wolfsohn beeilt sich, in Lehmanns Caféstuben zu kommen, wo er die Mittagspause zu verbringen pflegt. Vorher kauft er sich die »BZ am Mittag«. Die »BZ« liegt auch in Lehmanns Caféstuben aus, aber sie ist immer belegt, und heute, nach dem Glücksfall mit der Käuferin des Barocksessels, darf er sich seine eigene »BZ« leisten. Er findet den Fensterplatz, den er liebt, packt die Stullen aus, die ihm seine Frau mitgegeben hat, schlürft seinen heißen Kaffee. Herr Lehmann, der Besitzer, kommt selbst an den Tisch. »Alles richtig, Herr Wolfsohn?« erkundigt er sich. »Alles richtig«, bestätigt Herr Wolfsohn.

Kauend, schlürfend, überfliegt er seine Zeitung. Die Arbeitslosenziffern steigen; schrecklich, diese Krise. Ihn persönlich freilich schreckt sie nicht. Er sitzt seit zwanzig Jahren im Hause Oppermann, er sitzt fest. Er hat, trotz der Krise, erst heute mittag wieder vier Mark fünfundsiebzig Prämie gemacht. Es ist das siebentemal in diesem November, daß er Prämie gemacht hat. Er ist mit sich zufrieden.

Herr Wolfsohn, während er die Zeitung umschlägt, sieht im Spiegel sein Bild. Er macht sich nichts vor. Er sieht leidlich aus; aber es gibt Kollegen, die besser aussehen. Aus dem Spiegel schaut ihm ein Herr entgegen, eher klein als groß, dunkelhäutiges Gesicht, schwarze, flinke Augen, schwarze, gescheitelte, stark gefettete Haare, schwarzes Schnurrbärtchen, das ohne viel Erfolg auf Flottheit aspiriert. Herrn Wolfsohns Kummer sind die kleinen, getrennt stehenden, schadhaften Zähne. Es ist vor allem die Zahnlücke oben in der Mitte, die stört. Die Krankenkasse hat sich bereit erklärt, ihm einen Zahn einsetzen zu lassen. Ein Vereinsbruder aus dem Sparverein Die Ollen Matjesheringe, der Dentist Hans Schulze, hat ihm auseinandergesetzt, daß man das mittels einer sogenannten Brücke viel besser machen könnte. Aber dafür ist die Krankenkasse nicht zu haben, dafür müßte er aus eigener Tasche blechen. Zirka achtzig Mark kostete das regulär. Der Olle Matjeshering Hans Schulze würde es für siebzig machen, aus purer Vereinsbrüderschaft, vielleicht kann ihn Herr Wolfsohn sogar auf fünfundsechzig drücken. Siebzig Mark sind viel Geld, aber die Ausgaben für den eigenen Körper sind die nächstliegenden. Was man ihm da in den Mund setzt, das trägt er sein ganzes Leben lang mit sich herum und dann weiter bis zum Jüngsten Gericht. Wenn er noch fünfunddreißig Jahre zu leben hat, reduzieren sich die Ausgaben auf zirka zwei Mark pro Jahr, mit

Zins und Zinseszins auf zirka acht Mark. Vier Mark fünfundsiebzig sind eine schöne Prämie, und er hat sieben Prämien in diesem November verdient. Die Chose mit der Brücke würde sechs oder sieben Sitzungen erfordern. Vor Weihnachten kann er schon aus Zeitgründen nicht daran denken, sich einer so langwierigen Behandlung zu unterziehen. Fein wäre es schon, sich die Fassade einmal neu richten zu lassen.

Im übrigen ist sich Herr Wolfsohn klar darüber, daß er nicht seinem Aussehen seine Erfolge in Leben und Beruf verdankt. Er hat sie dem Schicksal durch Talent und zähe Energie abgezwungen. Er hat den Dienst am Kunden aus dem Effeff studiert. Vor allem darf man sich keine Mühe verdrießen lassen. Nur keine Pleite machen. Nur keinen Kunden gehen lassen, auch wenn er noch so quengelig ist. Die Oppermannschen Lager sind reichhaltig. Wenn der Kunde zwanzig Stücke abgelehnt hat, man findet immer noch ein einundzwanzigstes. Nur keine Müdigkeit vorgeschützt.

Herr Wolfsohns Stullen sind zu Ende, aber er darf sich in Anbetracht der vier Mark fünfundsiebzig heute noch einen Mohrenkopf mit Schlagsahne genehmigen. Er bestellt ihn.

Einen Augenblick wird die Vorfreude darauf getrübt durch eine Nachricht seiner »BZ«. Mit Entrüstung liest er, daß Nationalsozialisten einen jüdisch aussehenden Herrn aus der fahrenden Untergrundbahn werfen wollten, weil er angeblich ein angewidertes Gesicht machte, als sie beim Absingen ihrer Hymne an die Verse kamen: »Wenn’s Judenblut vom Messer spritzt, / Dann geht’s noch mal so gut.« Aber sie waren an einen kräftigen Herrn geraten, die andern Passagiere halfen ihm, die Rowdys konnten ihr Vorhaben nicht ausführen, sie wurden vielmehr, wie die Zeitung mit Befriedigung

konstatiert, von der Polizei festgenommen und sehen ihrer Bestrafung entgegen.

Herr Wolfsohn liest die Nachricht mit Unbehagen.

Doch das Unbehagen hält nicht vor. Es ist ein vereinzelter Übergriff; im ganzen sieht die politische Lage befriedigender aus als seit langem. Reichskanzler Schleicher hält die Völkischen mit fester Hand nieder, der Höhepunkt ihrer Bewegung ist überschritten. Herr Wolfsohn liest das täglich dreimal, des Morgens in der »Morgenpost«, des Mittags in der »BZ«, und am Abend weist das »Acht-Uhr-Abendblatt« unwiderleglich nach, daß unter keinen Umständen die Nationalsozialisten weitere Gewinne erzielen können.

Herr Wolfsohn ist einverstanden mit sich und der Welt.

Hat er nicht Grund, ruhig und zufrieden zu sein? Wenn heute abend Moritz vorbeikommt, sein Schwager Moritz Ehrenreich, dann wird er ihm einmal wieder tüchtig heimleuchten. Moritz Ehrenreich, Setzer bei den Vereinigten Großdruckereien, Zionist, Mitglied des Sportvereins Makkabi, sieht die deutschen Dinge schwarz in schwarz. Was wollen eigentlich Leute wie Moritz Ehrenreich? Ein paar Rowdys haben einen Juden aus der Untergrundbahn werfen wollen. Und? Sie sind verhaftet und sehen ihrer Bestrafung entgegen. Herr Markus Wolfsohn persönlich hat keine schlechten Erfahrungen gemacht. Er steht ausgezeichnet mit seinen Kollegen, ist beliebt in Lehmanns Caféstuben, im Sparverein Die Ollen Matjesheringe.

Ist, was vielleicht noch wichtiger ist, beliebt bei Hausverwalter Krause. Es war ein Glück, daß er in dem Häuserblock an der Friedrich-Karl-Straße in Tempelhof die angenehme Dreizimmerwohnung bekam. Zweiundachtzig

Mark, das ist geschenkt, mein Herr, wahr und wahrhaftig. Der Block ist mit städtischer Subvention errichtet, die Wohnungsmiete geringer als die reguläre Verzinsung der Herstellungskosten. Geschenkt, mein Herr. Für zwanzig seiner Angestellten hat das Möbelhaus Oppermann derartig verbilligte Wohnungen beschaffen können; er dankt die seine dem Prokuristen Brieger, im Grunde also seiner kaufmännischen Tüchtigkeit.

Leider wurden Mietkontrakte nur für eine Zeit bis zu drei Jahren abgeschlossen, und zwanzig Monate sind bereits um. Aber Herr Wolfsohn ist dicke mit Hausverwalter Krause, er versteht, ihn zu nehmen. Herr Krause erzählt gern Witze, sehr alte, und immer die gleichen. Es ist nicht leicht, immer gespannt zuzuhören, nicht zu früh zu lachen, nicht zu spät. Markus Wolfsohn kann es.

Er leckt sich den Rest der Schlagsahne aus dem Schnurrbart, ruft den Kellner, um zu zahlen. Seine Laune, wie er jetzt das Portemonnaie zieht, hebt sich noch mehr. Es sind nicht nur die sieben Prämien. Vielmehr ist die gesamte Bilanz des Monats November erstklassig.

Es werden Herrn Wolfsohn im Monat nach allen Abzügen zweihundertachtundneunzig Mark ausbezahlt, dazu Prämien und Prozente im Betrag von durchschnittlich fünfzig Mark. Dreihundert Mark gibt er an Frau Wolfsohn ab, für den Gesamtunterhalt der vierköpfigen Familie; nach Abzug der Abonnementskarte für die Untergrundbahn verbleiben ihm also für Mittagskaffee und Taschengeld etwa vierzig Mark. Einmal in der Woche nun pflegt Herr Wolfsohn in das Restaurant Zum Alten Fritz zu gehen und mit den Ollen Matjesheringen Skat zu dreschen. Er ist ein geschickter Spieler, und durch die Gewinne, trotzdem davon zwanzig Prozent an die Vereinskasse abzuführen sind, steigert er manchmal seine

Monatseinnahmen um sechs bis sieben Mark. In diesem November nun hat er tolles Schwein gehabt. Bei der allmonatlichen Rechenschaftsablage kann er Frau Wolfsohn glatt acht bis zehn Mark verheimlichen.

Während er auf den Kellner wartet, um zu zahlen, überlegt er wollüstig, was er wohl mit dem verheimlichten Überschuß beginnen könnte. Er könnte zum Beispiel ein paar Krawatten kaufen, die ihm längst in die Augen gestochen haben. Er könnte Fräulein Erlbach von der Buchhaltung einladen, mit ihm auszugehen. Er könnte einmal wieder im Zigarrengeschäft Meineke auf einen ausländischen Gaul setzen. Einen Gaul setzen. Klar, Mensch. Das ist es. Acht oder gar zwölf Mark sind eine schöne Sache, aber fett wird der Bissen erst, wenn daraus achtzig oder hundert werden. Markus Wolfsohn geht aufs Ganze, das weiß man im Geschäft, und das wissen die Ollen Matjes. Jetzt gleich, noch bevor er ins Geschäft zurückgeht, wird er bei Meineke vorbeispringen und setzen.

Herr Meineke begrüßt erfreut den alten Kunden. »Schon lange nicht mehr gesehen, Herr Wolfsohn. Na, wonach steht uns denn heut die Nase?« fragt er. »Marchesina ist stark gefragt«, erklärt er, »aber Sie wissen, lieber Herr Wolfsohn, ich selber habe nie eine Meinung.« Nein, Herr Wolfsohn hat keinen Mumm für Marchesina. Da lief ein Pferd, Quelques Fleurs hieß es. Herr Wolfsohn war stolz auf seine vornehme französische Aussprache. »Nö«, sagt er, »ich bin fest für Quelques Fleurs.«

Nach dem bewegten Morgen und Mittag wurde es ein ruhiger Nachmittag. Und dann kam der schönste Teil des Tages, der Abend.

Schon während der Heimfahrt, so rauchig und schlecht die Luft in der Untergrundbahn war, verspürt Markus Wolfsohn ein Vorgefühl jener Geborgenheit, die ihn in seiner Wohnung umgeben wird. Und dann steigt er

die Stufen der Station hinauf. Da sind schon die vertrauten Bäume. Da das Wiesengrundstück, das sie im nächsten Jahr bebauen werden. Jetzt ist er in der Friedrich-Karl-Straße. Und jetzt, hier, ist sein geliebter Häuserblock. Ja, Markus Wolfsohn liebt den Häuserblock, er ist stolz auf seine zweihundertsiebzig Wohnungen, eine der andern gleich wie eine Sardinenbüchse der andern. Und hier in seine Wohnung gehört Herr Wolfsohn hinein wie die Sardine in die Büchse. »My home is my castle«, ist einer der wenigen Sätze, den er aus seinen drei Jahren Realschule behalten hat.

Er steigt die Treppen des Hauses hinauf. In jedem Stockwerk schlägt ihm Essensgeruch entgegen, durch die Türen dringt Radiomusik. Im dritten Stock die Tür rechts ist die seine.

Bevor er sie aufschließt, hat er wie jeden Tag seine kleine, grimmige Sensation. An der Tür nebenan nämlich ist eine Visitenkarte: Rüdiger Zarnke. Haßvoll schaut Herr Wolfsohn auf diese Visitenkarte. Er ist ein ruhiger Mann, aber oft überkommt ihn Lust, sie wegzureißen. Mit allen oder doch mit den weitaus meisten Insassen des Häuserblocks fühlt er sich eins, ihre Freuden, ihre Sorgen, ihre Meinungen sind die seinen, sie sind seine Freunde, Herr Zarnke ist sein Feind. Nicht nur, daß Herrn Zarnkes Schwager sich heftig um die Wohnung neben Zarnkes beworben hat, um seine, Herrn Wolfsohns Wohnung: Herr Zarnke pflegt außerdem bei jeder Gelegenheit aus seinen drei Fenstern drei Hakenkreuzfahnen herauszuhängen. Immerzu muß sich Herr Wolfsohn über Herrn Zarnke ärgern. Die Wände sind dünn, Tag und Nacht hört er Herrn Zarnkes laute, knarrende Stimme. Oft auch begegnet er ihm auf der Treppe; er kann nicht umhin zu konstatieren, daß Herr Zarnke große, starke, weiße Zähne hat.

Mit einem grimmigen Blick also auf die Visitenkarte schließt Herr Wolfsohn die Tür seiner Wohnung auf. Aus der Küche kommt die laute, singende Stimme seiner Frau: »Bist du schon da, Markus?« Er hat sich oft lustig gemacht über diese dumme Frage. »Nein«, erwidert er voll gutmütigen Hohnes, »ich bin nicht da.« Sie wirtschaftet weiter in der Küche herum. Er legt den Kragen ab, vertauscht den braunen Geschäftsanzug mit einem alten, fadenscheinigen Hausanzug, die Schuhe mit abgetragenen, bequemen Pantoffeln. Schlurft hinüber ins andre Zimmer, beschaut sich lächelnd seine schlafenden Kinder, das fünfjährige Elschen und den dreijährigen Bob, schlurft zurück. Setzt sich in den schwarzen Ohrenstuhl, im Möbelhaus Oppermann zu einem Vorzugspreis erstanden, eine wirkliche Okkasion, zu deutsch Mezije. Mit Behagen schnuppert er den Geruch des gepökelten Koteletts, des sogenannten Kasseler Rippenspeers. Das Radio braucht er nicht erst anzustellen, er nassauert mit am Radio des Herrn Zarnke. Es ist heute angenehm laute Musik, er schaut in der Zeitung nach: aha, Lohengrin.

Frau Mirjam Wolfsohn, er nennt sie Marie, geschäftig, rotblond, ziemlich dick, bringt das Essen. Auch eine Flasche Bier ist da, kalt, beschlagen, verlockend. Herr Wolfsohn nimmt die Zeitung vor, ißt, trinkt, liest, hört die Radiomusik, seine Frau spricht dazu. Er genießt mit allen Sinnen den abendlichen Frieden.

Übrigens ist, was Frau Mirjam Wolfsohn ihm vielwortig zu erzählen hat, nicht gerade angenehm, und sie rechnet damit, daß er meckern wird. Sie spricht nämlich von der Notwendigkeit, für die fünfjährige Else einen neuen Wintermantel zu kaufen. Es ist wirklich eine Schande, in was für einem verwachsenen Mantel Elschen herumläuft. Frau Hoppegart hat bereits

anzügliche Bemerkungen gemacht. Hinten und vorn ist das Kind aus dem Mantel herausgewachsen. »Ihre Göre sieht aus wie eine geplatzte Wurst«, hat Frau Hoppegart treffend bemerkt. Es wird Zeit, daß endlich Bob Elschens Mantel erbt. Begonnen hat Frau Wolfsohn mit ihrer Erzählung, noch bevor Telramund Anklage gegen Elsa von Brabant erhob. Als Lohengrin Telramund zum Kampf herausfordert, ist sie beim vermutlichen Preis für Elschens Mantel. Acht bis zehn Mark, schätzt sie. Natürlich meckert Herr Wolfsohn. Aber Frau Wolfsohn sieht sogleich, daß das nicht tragisch ist. Schon bei Schluß des ersten Lohengrin-Aktes ist man übereingekommen, das Mäntelchen zu Weihnachten zu erstehen.

Frau Wolfsohn räumte das Essen ab. Markus Wolfsohn setzte sich wieder in den schwarzen Ohrenstuhl, las seine Zeitung zu Ende, ließ sie sinken, und während Lohengrin und Elsa bräutlich einzogen und der Geruch des Kasseler Rippenspeers und des Sauerkrauts noch angenehm über dem Raum schwebte, betrachtete er nachdenklich einen gewissen feuchten graubräunlichen Fleck oben an der Wand. Sehr bald schon, nachdem Wolfsohns die Wohnung bezogen hatten, war dieser Fleck an der Wand erschienen. Winzig klein zuerst. Jetzt aber war er gewachsen. Er befand sich über einem eindrucksvollen Bild, »Spiel der Wellen« genannt, das darstellte, wie schwimmende Götter und Göttinnen Haschen spielten. Das Bild stammte aus der Kunstabteilung des Möbelhauses Oppermann, man hatte es Herrn Wolfsohn trotz des schönen Rahmens besonders billig überlassen. Vor einem Monat noch hatte die Distanz zwischen dem Bild und dem Fleck mindestens zwei Handbreiten betragen, jetzt betrug sie höchstens noch eine Handbreit. Herr Wolfsohn hätte viel darum gegeben, nachzuprüfen, ob und wieweit sich der Fleck auch auf der andern Seite der

Wand zeigte, bei Herrn Zarnke. Das war nun leider unmöglich; mit diesen Leuten kann man ja nicht reden, sie werfen einen ja aus der fahrenden Untergrundbahn. Als Herr Wolfsohn mit Hausverwalter Krause über den Fleck sprach, hatte der erwidert, im Frühjahr würden alle nötigen Reparaturen vorgenommen; im übrigen bedeuteten solche Feuchtigkeitsflecken gar nichts, sie gehörten zu jeder anständigen Wohnung wie zur Jungfer das Kind. Möglich; aber jedenfalls sah der Fleck unvorteilhaft aus. Herr Wolfsohn wird nächster Tage noch einmal mit Hausverwalter Krause reden müssen.

Seine Meditationen wurden durch die Ankunft seines Schwagers Moritz unterbrochen. Frau Wolfsohn brachte eine zweite Flasche Bier, und die beiden Herren sprachen über Welt und Wirtschaft. Moritz Ehrenreich, der Setzer, klein, vierschrötig, hartes, lebendiges Gesicht, sehr zerfurcht, braune, heftige Augen, wirres Haar, stapfte breitbeinig im Zimmer auf und ab, streitbar wie immer, voll der finstersten Vorahnungen. Er ist nicht geneigt, den Überfall auf den Juden in der Untergrundbahn als Ausnahme anzusehen. Solche Taten werden an der Tagesordnung sein in Deutschland, verkündet er, wie seinerzeit im zaristischen Rußland. Sengen und brennen wird man in der Grenadierstraße, in der Münzstraße, und auch den Kurfürstendamm wird man nicht verschonen. Die Herren werden was erleben.

Markus Wolfsohn spendiert noch eine Bierflasche, hört mit Vergnügen das schnalzende Geräusch, das sie beim Öffnen von sich gibt, betrachtet mit behaglichem Spott die gedrungene Boxerfigur des Schwagers. »Nu, und was sollen wir tun, Moritz?« fragt er. »Sollen wir alle in den Makkabi eintreten und boxen lernen?«

Moritz Ehrenreich geht auf das törichte Gewitzel nicht ein. Er weiß genau, was zu tun ist. Fünfhundert englische Pfund muß man haben, um in Palästina einwandern zu dürfen. Infolge des Pfundsturzes ist er in den letzten Monaten seinem Ziel sehr viel näher gekommen. Vierhundertvierzig Pfund hat er bereits zusammen. »Wenn ihr gescheit wärt«, sagt er, »du, Markus, und du, Mirjam« – er nennt seine Schwester ebenso beharrlich Mirjam, wie Herr Wolfsohn sie Marie nennt –, »wenn ihr gescheit wärt, würdet ihr mitkommen.« – »Soll ich Hebräisch lernen auf meine alten Tage?« spaßt Herr Wolfsohn gut gelaunt. »Du würdest es nie fertigkriegen«, höhnt Moritz Ehrenreich. »Aber die Kinder solltest du Hebräisch lernen lassen. Es ist übrigens eine Oppermann in unserm Kurs, die stellt sich gar nicht schlecht an.«

Daß eine Oppermann Hebräisch lernt, macht Herrn Wolfsohn nachdenklich. Auch die statistischen Ziffern, die Moritz Ehrenreich ihm nennt, hört er mit Interesse. Palästina ist eines der ganz wenigen Länder, die von der Krise verschont blieben. Die Ausfuhr steigt. Auch mit dem Sport geht es dort voran. Herr Ehrenreich erwartet, dort in nicht allzu später Zeit der Olympiade beiwohnen zu können. Er spricht ungestüm, heftig stapft er auf und ab, seine Worte überstolpern sich, seine Begeisterung macht Eindruck.

Trotzdem denkt Herr Wolfsohn nicht im entferntesten daran, Berlin zu verlassen. Er liebt die Stadt, er liebt das Möbelhaus Oppermann, er liebt den Block an der Friedrich-Karl-Straße, seine Familie, seine Wohnung. My Home is my castle. Behaglich schaut er auf das schön gerahmte Bild, auf dem die Götter und Göttinnen Haschen spielen. Wäre nicht der Fleck darüber und Herr Zarnke nebenan, er wäre uneingeschränkt glücklich. Die

Arme aufgestützt, sitzt Professor Edgar Oppermann am Schreibtisch im Chefzimmer der Laryngologischen Station. Strengen Gesichts starrt er auf die Haufen bedruckten und beschriebenen Papiers. Sosehr er alles andere liebt, was mit seiner Tätigkeit zusammenhängt, so verhaßt ist ihm das Chefzimmer, die Büroarbeit, die Administration. Oberschwester Helene, die, resolut und füllig, in der Nähe der Türe steht, schätzt ihn jeden Morgen von neuem ab wie einen eben eingelieferten interessanten Fall. Sie weiß, daß die beiden Gesichter, die die Welt an Edgar Oppermann am häufigsten wahrnimmt, ein ernstes, strenges, gesammeltes und ein anderes, betont frisches, zuversichtliches, Masken sind. Ja, er ist ein wilder, freudiger Arbeiter von Natur, er ist von Natur zuversichtlich, aber diese Zuversicht, diese Tatkraft den ganzen Tag zu zeigen, Hunderten von Leuten, immer neuen, das erfordert Anspannung, und sie weiß, daß seine Frische oft künstlich ist, krampfhaft.

Schwester Helene kommt im allgemeinen mit ihrem Professor gut aus. Aber am Schreibtisch ist er schwierig. Sie sieht die senkrechten Furchen über seiner Nase, die sie sehr wohl kennt. Kein gutes Zeichen. Es ist erst kurz nach elf Uhr vormittag, Professor Oppermann hat Sprechstunde abgehalten, zwei, drei Visiten bei Privatpatienten gemacht, ein aufreibendes Tagewerk liegt noch vor ihm. Aber sie weiß, daß seine erste Energie schon verbraucht ist, daß er neu ankurbeln muß. Er ist überarbeitet. Ihr Professor ist immer überarbeitet. Wenn Frau Gina Oppermann nicht gar so zimperlich wäre, denkt Schwester Helene. Hier in der Klinik kann ja sie ihn schützen. Aber das Pack hat Lunte gerochen. Jetzt rufen sie den Professor in seiner Privatwohnung an, und Frau Gina, das traurige Huhn, kann seine ewige Bereitschaft gegen niemanden verteidigen.

Heute sitzt Edgar Oppermann mit besonderem Widerwillen vor seiner Post. Die Dinge verfilzen sich mehr von Jahr zu Jahr. Einzelheiten, die sich früher automatisch erledigten, erfordern jetzt langwierige, widerwärtige Arbeit. Streng, als wären sie schlecht vorbereitete Examinanden, schaut er auf die Briefe.

Schwester Helene kommt resolut vor an den Schreibtisch. Weist auf einen Zettel, auf dem groß, dreimal rot unterstrichen, etwas vermerkt ist, fragt geradezu: »Haben Sie das gesehen, Herr Professor?« Professor Oppermann, im Arztkittel, die Haltung der breit aufgelegten Arme nicht verändernd, die Haltung des großen, schweren Kopfes nicht verändernd, schaut schief hinüber nach dem Zettel, sagt unwirsch: »Ja.«

Auf dem Zettel steht: »Herr Geheimrat Lorenz wird um zwölf Uhr vorbeischauen. Ersucht Herrn Professor Oppermann, wenn irgend möglich, da zu sein.«

Edgar Oppermann bläst unbehaglich durch die Nase. »Es ist wohl wegen Jacobys.« – »Weshalb sonst sollte es sein?« sagt streng Schwester Helene. »Der Fall Jacoby zieht sich jetzt lange genug hin.«

Der Fall Jacoby, überlegt Edgar Oppermann. Gibt es bereits einen Fall Jacoby? Die Dinge liegen doch so einfach. Dr. Müller II, der bisherige Oberarzt der Laryngologischen Station, hat die Professur in Kiel angenommen. Edgar Oppermann möchte gern seinen Lieblingsassistenten, den Dr. Jacoby, an seine Stelle berufen. Vor einem halben Jahr wäre die Besetzung binnen vierzehn Tagen im Sinne Oppermanns erfolgt. Dr. Jacoby ist wissenschaftlich besonders qualifiziert, ein ausgezeichneter Diagnostiker, Oppermann im Laboratorium unersetzlich. Aber er ist ein linkischer Mensch, aus einer armen Familie des Berliner Ghettos,

unscheinbar, häßlich, überall gehemmt. Früher wäre so was kein Hindernis gewesen. Edgar Oppermann weiß, wenn Dr. Jacoby, der sich mühsam durchs Studium gehungert hat, erst die dringendsten Geldsorgen los ist, wenn er frei arbeiten kann, dann ist er zu großer Leistung berufen. Dr. Jacoby erinnert an die Judenkarikaturen der Witzblätter, zugegeben: aber was ist schließlich für den Patienten wichtiger, daß der Arzt ein gefälliges Gesicht hat oder daß er sein Leiden erkennt?

Edgar seufzte. Also Geheimrat Lorenz wünscht ihn zu sprechen. Lorenz ist leitender Arzt der gesamten Städtischen Klinik. Kein großer Theoretiker, aber ein tüchtiger Praktiker und nicht, wie viele solche Praktiker, ein Verächter der Theorie. Er hat Respekt vor der Wissenschaft und unterstützt sie demütig und nach Kräften. Er hat ihm auch prinzipiell zugesagt, daß er die Kandidatur des Dr. Jacoby unterstützen werde; dennoch hat Edgar ein Unbehagen vor dieser Unterredung.

Um zwölf Uhr will Lorenz kommen. Also muß Edgar die Krankenvisite dem Dr. Reimers überlassen. »Schön«, seufzt er. »Ich werde um zwölf Uhr da sein. Wenn ich mich ein paar Minuten verspäte, dann bitten Sie Geheimrat Lorenz zu warten.« Edgar verspätet sich immer, Schwester Helene rechnet damit. Heute kommt es ihr gelegen; sie hat mit Geheimrat Lorenz Dinge zu besprechen, die ihren Professor angehen.

Edgar wendet sich ihr zu. Nun er einen Entschluß gefaßt hat, hat sich sein Gesicht verändert, es ist wieder das frische, zuversichtliche Gesicht Edgar Oppermanns, wie die Welt es kennt. »Ins Labor wenigstens darf ich noch, was, Schwester?« lächelt er. »Und mit dem da«, er weist auf die Papiere ringsum, »mit dem da verschonen Sie mich für heut, nachdem ich schon die Konferenz mit Lorenz auf mich nehme.« Spitzbübisch, ein Schuljunge, der

sich vor einer unangenehmen Aufgabe drücken will, schmunzelt er, steht auf, ist schon hinaus.

Schnellen Schrittes, die Füße nach einwärts, segelt er durch die langen, linoleumbedeckten Korridore ins Laboratorium. Dr. Jacoby sitzt vor dem Mikroskop, klein, gebeugten Rückens. Edgar Oppermann winkt ihm heftig, er möge sich nicht stören lassen. Allein Dr. Jacoby steht auf. Gibt, der schmächtige, bekümmerte, ungelenke Mensch, Edgar eine weiche, trockene Kinderhand. Edgar weiß, welche Mühe es den zu starker Transpiration neigenden Mann kostet, diese Hand immer trocken zu halten, so daß sie ihn bei der Ausübung seines Berufs nicht stört. »Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, Professor Oppermann«, sagt Dr. Jacoby, »das Resultat im Fall 834 ist trostlos. Der Fall war Drittes Stadium.« Edgar zuckt die Achseln. Das Oppermannsche Verfahren, jenes chirurgische Verfahren, das ihn berühmt gemacht hat, kann von einem gewissen Stadium an ohne das Risiko letalen Ausgangs nicht mehr angewandt werden. Er hat das nie anders behauptet. Er vertieft sich mit Dr. Jacoby in ein Gespräch über die Statistik der Krankheitsfälle. Es gilt, die einzelnen Stadien der Krankheit genau abzugrenzen, genau festzustellen, wenn der Zweite Zustand in den Dritten übergeht. Man muß unbedingt Mittel finden, den Unsicherheitskoeffizienten herunterzudrücken.

Leidenschaftlich, linkisch spricht Dr. Jacoby auf seinen Chef ein. Stärker als je drängt sich dem die Überzeugung auf, daß, wenn einer, dieser Fanatiker der Präzision der Mann ist, das Oppermannsche Verfahren zu vervollkommnen. Diesem Jacoby sind wirklich die Ziffern seiner Krankheitsstatistik wichtiger als die Ziffern seines Einkommens. Er denkt nicht mehr daran, daß er mit dem einzigen Menschen spricht, der ihm eine

gesicherte Existenz schaffen kann. Und auch dieser Mann vergißt, daß er in sehr kurzer Zeit eine Unterredung haben wird, entscheidend für das Schicksal seines Partners. Kauernd in seinem weißen Arztkittel, als ob ihn fröre, hockt der Kleine, in ungeschickter, starrer Haltung. Der andere aber läuft auf und ab, mit seinem lebhaften, etwas steifen Schritt, die Füße nach einwärts, der weiße Kittel umwallt seine Beine. Beide Männer haben ihre Sinne zugesperrt für alles, was nichts zu tun hat mit der Lebensfähigkeit und dem Fruchtbarkeitskoeffizienten eines gewissen Bazillus.

Plötzlich reißt es Edgar hoch. Er zieht die Uhr, es ist zwölf Uhr zehn. Siedendheiß fällt ihm ein, daß der alte Lorenz wartet. Er bricht ab, mitten im Satz. Der kleine Dr. Jacoby, soeben noch ein glänzender Wissenschaftler, erlischt, sowie er nicht mehr von seinen Mikroben reden kann, wird der graue, häßliche Zwerg, der er war. Soll Edgar ihm sagen, daß er seinetwegen fort muß? Ausgeschlossen. Der alte Lorenz ist ein anständiger Bursche, aber in Büroangelegenheiten bleibt doch immer ein Unsicherheitskoeffizient, mindestens so hoch wie beim Oppermannschen Verfahren. Wie der Junge dasitzt, ein rechter Schlemihl. Hastig drückt Edgar ihm die Hand. Seine eigene Hand ist nicht groß, aber die winzige des andern verschwindet darin. »An einem der nächsten Abende müssen Sie bei mir essen, lieber Jacoby. Ich muß einmal ganz ausführlich mit Ihnen reden. Dieser verfluchte Berliner Betrieb.« Er lächelt; sein Kopf wird ganz jung, wenn er lächelt.

Wieder segelt er durch die Korridore. Er hat den kleinen Jacoby zum Abendessen eingeladen, er muß es Gina sagen, muß eine genaue Stunde vereinbaren, Schwester Helene muß ihn daran erinnern. Wenn möglich, soll es ein Abend sein, an dem auch Ruth Zeit hat. Wie kommt er plötzlich auf

seine Tochter? Eine Assoziation mit dem kleinen Jacoby offenbar. Wieso eigentlich? Vielleicht macht es die Heftigkeit, man muß schon sagen: Besessenheit, mit der beide ihre Ziele verfolgen. Er selber, Edgar, lächelt über Ruths Zionismus. Er sollte sich mehr um sie kümmern. Ratio, ratio, meine Tochter. Geh nicht in ein Kloster, Ophelia. Schade, daß die einfachsten Dinge am schwersten begriffen werden. Er ist ein deutscher Arzt, ein deutscher Wissenschaftler, es gibt keine deutsche Medizin, es gibt keine jüdische Medizin, es gibt Wissenschaft und sonst nichts. Das weiß er, das weiß Jacoby, das weiß der alte Lorenz. Aber schon Ruth weiß es nicht, und gewisse andere, auf die es ankommt, wissen es noch weniger. Er denkt ein bißchen unbehaglich an die Konferenz, zu der er geht. Am Ende muß man den kleinen Jacoby nach Palästina schicken, lächelt er.

Im Chefzimmer ist es gekommen, wie Schwester Helene erwartet hat. Geheimrat Lorenz war pünktlich, ihr Professor ist unpünktlich, sie hat Zeit, den Geheimrat zu konsultieren.

Das Oppermannsche Verfahren, berühmt in der ganzen Welt, ist in letzter Zeit in der Berliner Tagespresse immer öfter das Ziel besonders gehässiger Angriffe geworden. Man wirft Oppermann vor, er verwende die Patienten der dritten Klasse, die armen, unentgeltlich behandelten Patienten der Städtischen Klinik, als Versuchskaninchen für seine lebensgefährlichen Experimente. Der jüdische Arzt, heißt es in dem groben Jargon gewisser völkischer Blätter, scheue sich nicht, zu Zwecken eigener Reklame Ströme von Christenblut zu vergießen. Man muß endlich etwas machen gegen diese Schweinerei, meint Schwester Helene. Ihr Professor braucht sich nicht gefallen zu lassen, daß ihm jeder Rotzjunge vor den Bauch tritt. Sie steht

am Schreibtisch, füllig, derb. »Ich meine, ich mach ihn endlich darauf aufmerksam, Herr Geheimrat«, erklärt sie mit ihrer leisen, energischen Stimme. »Er muß endlich etwas unternehmen.«

Geheimrat Lorenz sitzt da, kolossalisch, roter Kopf unter sehr weißem, kurzem Haar, kleine, platte Nase, etwas vorstehende, blaue Augen unter dicken, weißen Brauen. »Ich würde einfach darauf scheißen, meine Tochter«, poltert er heraus in seinem unbekümmerten Bayrisch. Die Worte kommen ihm wie Felsbrocken aus dem großen Mund mit den vielen Goldzähnen. »Ein Saustall«, grollt er und schlägt mit der roten, dickgeäderten Hand auf die Zeitungsblätter mit den angestrichenen Artikeln. »Alle Politik ist ein Saustall. Wenn man nicht unbedingt anders muß, soll man sie einfach ignorieren. Dann raucht er der Saubande am meisten.« – »Aber er ist Staatsbeamter, Herr Geheimrat«, grollte Schwester Helene. »Von mir aus«, grollte der alte Lorenz zurück, »braucht er deshalb das Pack noch lange nicht zu verklagen. Wer da hineinlangt, macht sich nur selber die Hände dreckig. Lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen, meine Tochter. Solange der Minister mir Ruhe läßt, tu ich keinen Schnaufer. Das da«, er wischte die Zeitungen weg, »existiert nicht für mich. Verlassen Sie sich darauf.« – »Wenn Sie meinen, Herr Geheimrat«, zuckte Schwester Helene die Achseln, und da sie Edgar kommen hörte, verdrückte sie sich, nicht sehr beruhigt.

Edgar Oppermann entschuldigte sich wegen der Verspätung. Geheimrat Lorenz stand nicht auf, streckte ihm die große Hand hin, gab sich besonders gemütlich. »Also, Kollege, ich gehe gleich medias in res. Sie erlauben schon. Ich möchte mich einmal ordentlich mit Ihnen über diese

Angelegenheit Jacoby ausschleimen.« – »Ist die so kompliziert?« fragte Edgar Oppermann zurück, sogleich unmutig, nervös.

Geheimrat Lorenz leckte sich die goldenen Zähne, bestrebt, sich doppelt gemütlich zu geben. »Was ist heutzutage nicht kompliziert, lieber Oppermann? Der Bürgermeister ist ein Schisser. Er kriecht dem Ministerium in den Arsch. Er schnüffelt nach jedem Wind, der von oben kommt. Die Subventionen für die Kliniken sind sowieso immer schwerer durchzudrücken. Gerade für Ihre Geschichten, lieber Oppermann, für Theoretisches, fürs Labor, da winseln sie um jede Reichsmark, bis sie damit herausrücken. Wir müssen Rücksichten nehmen. Ihr Jacoby ist natürlich der gegebene Mann. Ich könnte nicht sagen, daß er mir besonders sympathisch ist, das wäre gelogen; aber ein Wissenschaftler ist er, da fehlt sich nichts. Auch der Varhuus hat sich nicht getraut, ihn geradezu abzulehnen. Aber wissen Sie, wen er in ernstliche Erwägung gezogen haben will? Den Reimers, Ihren Reimers, Kollege Oppermann.«

Edgar Oppermann ging auf und ab, schnellen, knappen Schrittes, mechanisch bemüht, seinem schweren Leib Beweglichkeit abzuringen. Was immer geschieht, Professor Varhuus, sein Kollege an der Berliner Universität, wird opponieren, wenn es von ihm, Edgar, ausgeht. Den Dr. Reimers vorzuschlagen ist verdammt schlau. Dr. Reimers ist Edgars zweiter Assistent, bei den Kranken sehr beliebt, ein sympathischer, offener Mensch. Edgar ist nicht gegen Reimers, aber er ist für Jacoby. Seine Situation ist schwierig. »Was meinen Sie, Kollege?« fragte er, immer auf und ab gehend.

»Ich habe Ihnen schon erklärt, Oppermann«, sagte Lorenz, »ich bin im Prinzip für Ihren Schlemihl. Aber ich sag’s Ihnen pfeilgerade, ich sehe Schwierigkeiten. Gewisse maßgebliche Herren schauen jetzt mehr auf

repräsentatives Äußeres als auf qualitatives Inneres. Diese Saupolitik. Unter allen Umständen ist Reimers Ihrem kleinen Jacoby um eine Vorhautlänge voraus. Ich glaube nicht, daß die Herren vom Magistrat eine Aktphotographie verlangen; aber eine persönliche Vorstellung ist sicher dem einen oder andern erwünscht. Ich weiß nicht, ob eine solche Vorstellung die Chancen unseres Jacoby verbessert.«

Edgar blieb stehen, ziemlich entfernt von Geheimrat Lorenz. Seine brummige Stimme klang plötzlich im Gegensatz zu dem undeutlichen Gepolter des andern seltsam bestimmt. »Wünschen Sie, daß ich die Kandidatur des Dr. Jacoby zurückziehe?«

Lorenz richtete die vorquellenden Augen auf Edgar, wollte etwas Kräftiges erwidern, tat es nicht. Vielmehr sagte er auffallend mild, ohne seinen sonstigen Schwung: »Ich wünsche gar nichts, Oppermann. Ich wünsche offen mit Ihnen zu reden, das ist alles. Der Reimers ist mir der liebere, ich sag es, wie es ist, aber als Wissenschaftler bin ich für Ihren Jacoby.«

Edgar Oppermann, mit einer umständlichen Bewegung, rückte sich einen Stuhl zurecht, setzte sich schwer nieder; er wirkte im Sitzen groß, wie alle Oppermanns. Trüb saß er, die künstliche Frische war weg. Der alte Lorenz erhob sich auf einmal, reckte sich, der rote, weißhaarige Kopf saß riesig auf dem ungeheuren Körper. Kolossalisch, den weitwallenden, weißen Kittel um den mächtigen Leib, kam er auf Edgar zu. Ein richtiger Arzt, hatte Lorenz einmal zu einem zaghaften Studenten gesagt, kann alles, macht alles, fürchtet Gott und sonst nichts in der Welt. Fürchtegott hieß er seitdem bei seinen Studenten. Aber heute war er nicht der zürnende Jehova. »Ich mache mir nichts vor, lieber Oppermann«, sagte er so mild wie möglich.

»Ich bin im Grund ein alter Bauerndoktor. Ich verstehe mich auf meine Patienten, und ich rieche ihnen manches ab, was ihr jungen Leute nicht wißt. Ich weiß aber sehr viel nicht, was ihr jungen Leute wißt. Der Reimers ist im ganzen eher mein Schlag. Aber ich ziehe Ihren Jacoby vor.«

»Was ist also zu tun?« fragte Edgar.

»Das wollte ich Sie fragen«, sagte der alte Lorenz. Und da Edgar Oppermann beharrlich schwieg, einen kleinen, ungewohnt ironischen Zug um seinen langen Mund, fügte er hinzu: »Ich gebe Ihnen glatt zu, ich könnte Ihren Jacoby ohne weiteres durchbringen. Aber mit der Subvention schaut es dann böse aus. Soll ich das riskieren? Wollen Sie das?« Oppermann gab einen brummigen Ton von sich, ein sonderbares Gemisch von bitterem Lachen und Ablehnung. »Na also«, sagte Lorenz. »Dann bleibt nur eine einzige Taktik: die Entscheidung hinauszögern. Die politische Situation kann sich in einem Monat zum Guten geändert haben.« Oppermann brummte etwas. Lorenz nahm es für Zustimmung. Er schnaufte, froh, das unangenehme Gespräch hinter sich zu haben, legte Oppermann die Hand auf die Schulter. »Wissenschaft hat einen langen Atem. Da muß halt der Jacoby ein bißchen warten.« Der weiße Kittel wallte mächtig um seine breiten Hüften, er war im Aufbruch. »Es müßte einer da sein, der das Aussehen des Reimers mit den Qualitäten des Jacoby verbindet. Anders tun sie’s nicht. Es liegt an der Fragwürdigkeit der menschlichen Natur, Kollege. Eine beschissene Angelegenheit«, sagte er, schon unter der Tür, es klang wie abziehendes Gewitter. »Die menschliche Natur meine ich.«

Als Lorenz fort war, stand Edgar auf, ging, die senkrechten Furchen über der Nase, die Füße nach einwärts, ein paarmal ungewohnt langsam durch

den Raum. Dann, merkwürdigerweise, redete er sich ein, die Unterredung sei gar nicht so unbefriedigend verlaufen. Der alte Lorenz hielt jedenfalls zu dem kleinen Jacoby, und der alte Lorenz war ein Mann. Seine üble Laune verflog schnell wie die eines Kindes. Als Schwester Helene eintrat, hatte er schon wieder blauen Himmel überm Gesicht.

Schwester Helene, im Gegensatz zu Oppermann, war von ihrer Unterredung mit dem alten Lorenz weniger befriedigt. Auf ihre handfeste Art hatte sie jedes seiner Worte überlegt. Er hat versprochen, den Professor nicht zu einer Klage zu zwingen, ehe der Minister ihn darauf hinweist. Der Minister wird aber bestimmt hinweisen. Sie müßte ihren Professor vorbereiten. Ich glaube, es ist doch besser, ich injiziere ihm die Artikel.

Als sie aber Edgars strahlendes Gesicht sah, beschloß sie trotz ihrer Energie, es zu verschieben. »War es sehr unangenehm?« begnügte sie sich zu fragen. »Nein, nein«, lächelte Edgar Oppermann sein freundlich verschmitztes Lächeln. »Zwei zu drei.«

In der Fünfminutenpause vor der deutschen Stunde gab sich Berthold männlich, tat, als hätte er vergessen, was bevorstand, sprach mit den Kameraden über Gleichgültiges. Auch Oberlehrer Vogelsang tat, als kümmerte ihn nicht das Ereignis, das jetzt steigen sollte. Er trat ein, setzte sich stramm vors Katheder wie immer, blätterte in seinem Notizbuch. »Was hätten wir also heute? Richtig, den Vortrag Oppermanns. Bitte, Oppermann.« Und als Oppermann vorgetreten war, fügte Vogelsang, heute offenbar sehr gut aufgelegt, mit scherzhaft wohlwollender Aufmunterung hinzu: »Wolfram von Eschenbach, beginne!«

Berthold stand da, zwischen Katheder und Schulbänken, betont lässig, den rechten Fuß vorgesetzt, den rechten Arm hängen lassend, die linke Hand leicht in der Hüfte. Er hatte sich's nicht leicht gemacht, war keiner Schwierigkeit ausgewichen. Aber er hatte es geschafft; er wußte jetzt klar, was uns oder was zumindest ihm Hermann der Deutsche bedeutete. Vom Standpunkt der Rationalisten aus mochte die Tat Hermanns nutzlos erscheinen, aber eine solche Auffassung hielt nicht stand vor dem Gefühl unbedingter Bewunderung, das die Befreiungstat des Mannes gerade in einem Deutschen von heute hervorrufen mußte. Diesen Gedankengang wollte Berthold ausführen gemäß den guten alten Regeln, die er gelernt hatte: allgemeine Einleitung, Setzung des Themas, prinzipielle Stellungnahme des Vortragenden; Beweise, Einwände, Widerlegung der Einwände; zum Schluß nochmals, stark betont, die These des Vortragenden. Berthold hatte, was er sagen wollte, bis aufs Komma schriftlich fixiert. Da ihm aber die Worte leicht von den Lippen kamen, hatte er es verschmäht, sein Manuskript mechanisch auswendig zu lernen. Er wollte, sich streng an die Grundlinien haltend, die Formulierung des einzelnen dem Augenblick überlassen.

Da stand er also und sprach. Er sah vor sich die Gesichter seiner Kameraden, Max Webers, Kurt Baumanns, Werner Ritterstegs, Heinrich Lavendels. Aber nicht für diese sprach er. Nur für sich selber und für den dahinten, den Feind.

Der Oberlehrer Vogelsang hielt sich hinter Berthold, in seinem Rücken. Er saß stramm da, ließ sich nicht gehen, hörte zu. Berthold sah ihn nicht, aber er wußte, der Blick Vogelsangs war steif auf ihn gerichtet, genau auf seinen Nacken. Unter dem Kragen spürte er die Stelle, wohin der Blick

Vogelsangs drang. Es war, wie wenn jemand mit spitzem Finger an diese Stelle stieß.

Berthold bemühte sich, an nichts zu denken außer an seine Sätze. Gute dreißig Minuten sollte er sprechen. Etwa acht Minuten hatte er hinter sich, die Einleitung war vorbei, das Thema gesetzt, seine These gesetzt, er war bei den »Beweisen«. Da spürte er, wie der Blick Vogelsangs ihn losließ. Ja, Vogelsang erhob sich, sehr leise, um nicht zu stören. Er kam vor, jetzt sah ihn Berthold an der linken Wand erscheinen. Er ging die linke Reihe der Bänke entlang, auf Fußspitzen, mit gemessenen, doch betont vorsichtigen Schritten; Berthold hörte das leise Knarren seiner Stiefel. Vogelsang ging nach hinten, in die Ecke links. Er wollte Berthold vor Augen haben, die Worte aus seinem Mund kommen sehen. Da stand er, hinter der letzten Bank, sehr aufrecht – stützte sich nicht die eine Hand auf einen unsichtbaren Säbel? –, die blaßblauen Augen starr auf Bertholds Mund gerichtet. Berthold, so beobachtet, fühlte sich unbehaglich. Er wandte den Kopf flüchtig dem Lehrer zu, aber der Anblick störte ihn noch mehr. Er sah geradeaus, rückte, wendete den Kopf, als wollte er eine Fliege vertreiben.

Er führte die »Beweise« zu Ende. Er sprach nicht mehr so gut wie zu Beginn. Es war sehr warm im Raum, die Räume des Königin-Luise-Gymnasiums waren gewöhnlich überheizt, er schwitzte leicht auf der Oberlippe. Er kam jetzt zu den »Einwänden«. Die Tat Hermanns, sagte er, habe, vom Standpunkt nüchterner Vernunft aus gesehen, äußere Folgen auf die Dauer vielleicht nicht gezeitigt; zugeben müsse man, daß die Römer ein paar Jahre später genau da standen, wo sie vor der Schlacht gestanden waren. Ja …

Er stockte einen Augenblick, wußte plötzlich nicht weiter. Er strengte sich an, sich zu konzentrieren. Im Geist vor sich sah er die schmalen Seiten seines lateinischen Tacitus, die großen Antiquatypen seiner schönen deutschen Tacitus-Ausgabe. Er schaute wieder nach der Ecke links hinten, dort stand Vogelsang, immer unbeweglich, aufmerksam. Berthold öffnete den Mund, schloß ihn, öffnete ihn, sah vor sich nieder auf seine Fußspitzen. Jetzt müssen es schon acht Sekunden sein, daß er nicht weiterspricht. Oder zehn. Was hat er denn zuletzt gesagt? Ja, daß die Tat Hermanns eigentlich keine äußeren Folgen hatte. Keine Frage, Luthers Bibelübersetzung, Gutenbergs Erfindungen waren für Deutschland und sein Ansehen in der Welt bedeutsamer als die Schlacht im Teutoburger Wald. Die Tat des Arminius, das müssen wir zugeben, blieb praktisch ohne Bedeutung.

Wollte er das so sagen? Das wollte er doch viel vorsichtiger ausdrücken, nicht so schroff, so hart. Nun wenn schon. Weiter, Berthold. Mach Zoff. Nur keine Pause mehr, die erste Pause hat sowieso schon eine Ewigkeit gedauert. Aber jetzt hat er den Faden wieder. Jetzt kann ihm nichts mehr passieren. Von der »Widerlegung« an ist er in Schwung. Eine zweite Pause? Nee, Herr Doktor, is nich.

Er lächelt schräg hinten in die Ecke, triumphierend. »Aber trotzdem«, setzt er an. Allein was ist denn? Warum verändert sich denn plötzlich das Gesicht Vogelsangs so merkwürdig? Warum läuft denn der Schmiß, der das Gesicht zerteilt, so rot an, warum reißt er denn die Augen so auf? Hilft alles nichts, Herr Doktor. Jetzt hab ich den Faden wieder, jetzt bringen Sie mich nicht mehr aus dem Konzept. »Aber trotzdem«, setzt er an, frisch, kräftig, »dies alles zugegeben …«

Da wird er unterbrochen. Scharf, quäkend, kommt es aus der Ecke: »Nein, nicht zugegeben. Ich gebe das nicht zu. Niemand hier gibt das zu. Ich dulde das nicht. Ich höre das nicht länger mit an. Was denken Sie sich denn, junger Mensch? Was für Leute glauben Sie denn, daß Sie vor sich haben? Hier, vor deutschen Menschen, in dieser Zeit deutscher Notwende, wagen Sie es, die ungeheure Tat, die am Beginn der deutschen Geschichte steht, als nutzlos, als sinnlos zu bezeichnen? Sie geben das zu, sagen Sie. Sie erdreisten sich, die Argumente des ödesten Opportunismus in den Mund zu nehmen, und dann sagen Sie: Sie geben das zu. Wenn Ihnen schon selber jeder Funke deutschen Gefühls abgeht, dann verschonen Sie doch wenigstens uns vaterländisch Fühlende mit Ihren Kotwürfen. Ich verbitte mir das. Hören Sie, Oppermann. Ich verbitte mir das, nicht nur für mich selber, sondern im Namen dieser Anstalt, die vorläufig noch eine deutsche ist.«

Es ist totenstill geworden. Den meisten der Pennäler war in dem warmen Raum das Denken vergangen; sie sind schlaff dagesessen, vor sich hin dösend. Jetzt, bei dem scharfen, anschwellenden Gequäk Vogelsangs, schauen sie hoch, auf Berthold. War es wirklich so schlimm, was der gesagt hat? Und was eigentlich hat er denn gesagt? Es war etwas von Luther und Gutenberg. Ganz begriffen sie den Zorn Vogelsangs nicht, aber wahrscheinlich hat sich Oppermann wirklich ein bißchen übernommen. Man soll in solchen Vorträgen sagen, was in den Schulbüchern steht, nicht mehr und nicht weniger. Es scheint, er hat sich hineingeritten.

Berthold selber, wie Vogelsang ihn unterbricht, ist zunächst tief verwundert. Was will er denn? Warum schreit er denn so? Er soll ihn gefälligst zu Ende sprechen lassen. Bisher war es nicht üblich, daß man den

Vortragenden unterbrach. Dr. Heinzius hat es nie getan. Aber der liegt nun in der Erde des Stahnsdorfer Waldfriedhofs. Und der da schreit. Man muß doch die »Einwände« bringen. Man darf sie nicht unterschlagen, man muß sie widerlegen. So haben wir's gelernt, so steht es in den Regeln, so hat es Dr. Heinzius uns beigebracht.

Ich habe ja nichts gegen Hermann gesagt. Es war doch ein »Einwand«. Ich wollte ihn doch widerlegen. Mein Manuskript liegt vor. Meine eigene Stellungnahme habe ich doch klar gegeben, zu Beginn von Teil B. Er soll doch schon aufhören, er soll doch nicht so schreien.

Ich habe gleich ein schlechtes Gefühl gehabt, wie er mir den »Hermann« vorschlug. Ich hätte beim »Humanismus« bleiben sollen. Heinrich hat es auch gleich gesagt, er ist ein Schwein, es ist pure persönliche Gemeinheit.

Er redet doch lauter Unsinn. Da liegt mein Manuskript, in der Bank, in der Schultasche. Man braucht es nur zu lesen, und man sieht klar wie Kloßbrühe, daß das Schwein lauter Unsinn redet.

Was hab ich denn eigentlich gesagt? Genau weiß ich's nicht mehr. Im Manuskript war's nicht. Ich könnte mich trotzdem auf mein Manuskript berufen. Dann sieht jeder, wie es gemeint war.

Ich will mich nicht auf mein Manuskript berufen. Der Hermann war ein oller Indianer, ich kann ihn nicht riechen. Der »Einwand« war richtig. So hab ich's gesagt, und so ist es.

Er hat die lässige Haltung aufgegeben. Er steht sehr aufrecht, den fleischigen Kopf hoch, die grauen Augen geradeaus. Er läßt die Worte des Feindes auf sich einprasseln.

Der scheint jetzt zu Ende mit seinem Salm. Berthold steht da, nagt mit den großen, weißen Zähnen die Unterlippe. Jetzt müßte er das Manuskript

herausziehen und sagen: Was wollen Sie denn, Herr Oberlehrer? Bitte, hier ist das Manuskript. Aber er sagt es nicht. Er schweigt, bitter, verstockt. Die grauen Augen hält er fest den blaßblauen des andern entgegen. Endlich, nach einer ewigen Pause, deutlich, aber nicht laut, sagt er: »Ich bin ein guter Deutscher, Herr Oberlehrer, ich bin ein ebenso guter Deutscher wie Sie.«

Diese ungeheure Anmaßung des Judenjungen verschlägt Dr. Vogelsang für einen Augenblick die Sprache. Dann will er losbrechen. Aber er hat alle Trümpfe in der Hand, er will sie nicht durch einen Temperamentsausbruch verspielen. Er bezwingt sich. »So«, begnügt er sich zu sagen, auch seinerseits nicht sehr laut, »ein guter Deutscher sind Sie? Wollen Sie das gefälligst andern überlassen, zu bestimmen, wer ein guter Deutscher ist und wer nicht. Ein guter Deutscher.« Er schnaubt verächtlich durch die Nase. Und jetzt, endlich, kommt er vor aus seiner Ecke, aber nicht mehr leise, laut und stramm knarrt jeder Schritt. Geradewegs auf Berthold zu kommt er. Jetzt steht er ihm gegenüber, Aug in Aug mit ihm, und vor der totenstillen Klasse, unter atemloser Spannung, mit gespielter Ruhe und Mäßigung, fragt er: »Wollen Sie sich nicht wenigstens entschuldigen, Oppermann?«

Den zehnten Teil eines Augenblicks hat Berthold von selber daran gedacht, sich zu entschuldigen. Er hat etwas gesagt, was er nicht sagen wollte, hat es obendrein, in einem Augenblick mangelnder Konzentration, schroff und unglücklich gesagt. Warum das nicht zugeben? Dann ist die Geschichte erledigt, er kann seinen Vortrag zu Ende halten, und alle müssen sehen, daß er ein guter Deutscher ist und daß der da ihm unrecht tut. Aber vor dem Blick Vogelsangs, vor seinem widerwärtigen, hochfahrenden,

zerteilten Gesicht verflüchtigt sich diese Anwandlung, noch bevor sie recht Gedanke geworden ist.

Die Kameraden alle starren auf Berthold. Die Haltung Vogelsangs hat Eindruck gemacht. Oppermann hat, scheint es, die Schnauze wirklich zu voll genommen. Aber wie immer, klein beigeben darf er jetzt nicht, das wäre unmännlich. Neugierig warten sie, was er tun wird.

Sie stehen, Vogelsang und er, Aug in Aug. Endlich tut Berthold den Mund auf. »Nein, Herr Oberlehrer«, sagt er, immer leise, geradezu bescheiden. »Ich werde mich nicht entschuldigen, Herr Oberlehrer«, fügt er hinzu. Alle sind befriedigt.

Auch Vogelsang ist befriedigt. Jetzt erst hat er gesiegt. Jetzt, durch diese Haltung Oppermanns, hat er Gelegenheit, zu zeigen, wie ein deutscher Schulmann zersetzende Elemente zertritt. »Schön«, erklärt er, »ich nehme das zur Kenntnis, Schüler Oppermann. Setzen Sie sich auf Ihren Platz.«

Berthold geht nach seiner Bank. Sicherlich war es unklug, was er getan hat. Er merkt das an der Haltung des Feindes, an seinen aufblitzenden Augen. Aber wenn er nochmals die Wahl hätte, er machte es genauso. Er kann sich nicht bei diesem Menschen entschuldigen.

Der andere ist fest entschlossen, unter allen Umständen Maß zu halten. Aber er kann sich doch nicht versagen, dem Schüler Oppermann, während der sich unter die andern setzt, zuzurufen, obenhin, aber gerade darum voll Triumph und Hohn: »Vielleicht werden Sie noch einmal froh sein, Oppermann , wenn man sich mit einer solchen Sühne begnügt.« Und: »Wir gehen jetzt an die Lektüre unseres Kleist«, beschließt Bernd Vogelsang leicht und überlegen diese Episode.

Das Gerücht von dem, was sich ereignet hat, verbreitet sich schnell durch die ganze Anstalt. Noch vor Ablauf des Vormittags hat auch Rektor François es erfahren. Er wundert sich nicht, als sich Oberlehrer Vogelsang bei ihm einfindet.

Vogelsang gönnt sich kaum einen mißbilligenden Blick auf die Voltaire-Büste, so erfüllt ist er von dem Geschehen. Allein er bezähmt sich, vermeidet geflissentlich jede Übertreibung, gibt einen exakten Bericht. François hört ihn mit sichtlichem Unbehagen an, streicht sich nervös mit den kleinen, gepflegten Händen den Knebelbart. »Unangenehm«, sagt er mehrere Male, nachdem Vogelsang zu Ende ist, »außerordentlich unangenehm.«

»Was gedenken Sie gegen den Schüler Oppermann zu unternehmen?« fragt Vogelsang gemessen.

»Der Junge ist gewissenhaft«, meint Rektor François, »zudem am deutschen Aufsatz und an seinen Vorträgen interessiert. Er hat sicher sein Manuskript sorgfältig ausgearbeitet. Vielleicht sollte man dieses Manuskript erst einsehen, bevor man ein endgültiges Urteil fällt. Wahrscheinlich liegt ein Lapsus linguae vor. Ist das der Fall, dann bräuchte man wohl, bei aller Würdigung Ihrer Motive, Herr Kollege, eine solche rednerische Entgleisung nicht allzu streng zu beurteilen.«

Vogelsang zog die Brauen hoch, befremdet. »Ich glaube, Herr Rektor, man kann den Fall nicht streng genug beurteilen. In einer Zeit, da der Schmachfriede, das Versailler Diktat, sich am wüstesten auswirkt, erfrecht sich ein junger Bursche, eine der hehrsten deutschen Taten durch platte rationalistische Kritik zu zersetzen. Während wir deutschen Menschen, wir bewußt Nationalen vornean, um den Wiederaufstieg des Volkes so über

alles Maß schwer zu ringen haben, verhöhnt ein Schüler, ein Knabe, die Anstrengungen, mit der unsere Ahnen ihre Ketten sprengten. Ihrem Voltaire vielleicht, Herr Rektor, mag ein solches Verhalten angestanden haben. Aber wie man sich um Entschuldigungsgründe bemühen kann, wenn der Schüler eines, immer noch deutschen, Gymnasiums sich dermaßen erdreistet, das, ich muß offen gestehen, übersteigt mein Verständnis.«

Rektor François rückte unruhig in seinem Sessel; die dünne, rosige Haut seines Gesichts zuckte. Fast noch mehr als unter dem Inhalt dessen, was der Mensch sagte, litt er unter der Form. Das geschwollene Deutsch, das blecherne Volksversammlungspathos schuf ihm körperliches Unbehagen. Wenn der Bursche wenigstens ein Konjunkturjäger wäre. Das Schlimmste ist, daß er es ehrlich meint, daß er den Unsinn glaubt, den er daherschwatzt. Er hat, aus Minderwertigkeitsgefühl, sein Inneres mit einem Panzer des billigsten Nationalismus umschient, durch den kein Strahl der Vernunft durchkann. Und er, François, muß das Gefasel ruhig mit anhören, aufmerksam, höflich. Welche dunkle Zeit. Wieder einmal hat Goethe recht: »Das Menschenpack fürchtet sich vor nichts mehr als dem Verstand. Vor der Dummheit sollten sie sich fürchten, wenn sie begriffen, was fürchterlich ist.« Und er, François, sitzt da, das Bessere wissend, mit gebundenen Händen. Er darf nicht zu dem gescheiten Jungen stehen gegen den Hornochsen, seinen Lehrer. Denn leider hat Donnerwölkchen recht. Läßt man sich hinreißen, wagt man es, sich offen zur Vernunft zu bekennen, dann blökt die ganze Ochsenherde der völkischen Zeitungen los. Und die Republik ist schwach, die Republik gibt immer klein bei. Sie läßt einen im Stich, um die blökenden Ochsen zu besänftigen. Man verliert Amt und Brot,

die Kinder verproletarisieren, und man kommt um das Beste, was das Leben zu verschenken hat, ein ruhiges Alter.

Dr. Vogelsang mittlerweile legte jetzt seine Meinung über die Einzelheiten des Falles dar. »Lapsus linguae«, sagte er, »lapsus linguae haben Sie gesagt. Aber liegt die Bedeutung dieser Schulvorträge nicht gerade darin, daß sie durch den Kontakt mit dem Hörer das wahre Gefühl des Vortragenden frei machen?« Er war bei seinem Lieblingsthema. »Die Rede ist wichtiger als die Schrift. Das großartige Beispiel des Führers beweist es. Und was der Führer darüber sagt in seinem Buche ›Mein Kampf‹ …«

Hier aber unterbrach ihn Rektor François. »Nein, Herr Kollege«, sagte er, »Ihnen auf dieses Gebiet zu folgen, lehne ich ab.« Seine milde Stimme klang ungewohnt entschieden, seine freundlichen Augen blitzten scharf durch die großen Gläser der Brille, seine zarten Wangen röteten sich, er richtete sich auf, man sah, daß er größer war als Oberlehrer Vogelsang. »Sie wissen, Herr Kollege, seit Bestehen dieser Anstalt kämpfe ich hier für die Reinheit des deutschen Worts. Ich bin keine Kämpfernatur, das Leben hat mir manches Zugeständnis abgepreßt. Aber eines darf ich behaupten: in diesem Kampf habe ich kein Kompromiß gemacht. Und ich werde keins machen. Man hat mir, selbstverständlich, das Buch Ihres Führers gebracht. Einige Kollegen haben es in ihre Schulbibliotheken aufgenommen. Ich nicht. Ich kenne kein zweites Werk, so befleckt mit Sünden gegen den Geist der Sprache wie dieses. Ich kann nicht zulassen, daß innerhalb meiner Anstalt dieses Buch auch nur zitiert wird. Ich muß Sie dringend bitten, Kollege, das Buch in diesem Haus nicht zu zitieren, nicht vor mir und nicht

vor Ihren Schülern. Ich dulde nicht, daß das Deutsch der Jungens verhunzt wird.«

Bernd Vogelsang saß da, die dünnen Lippen verpreßt. Er war fleißig, gründlich, wußte Bescheid um deutsche Sprache und Grammatik. Er hat einen Fehler gemacht. Er hätte vor diesem übelwollenden Mann das Buch des Führers nicht zitieren sollen. Es war leider nicht zu leugnen, daß Rektor François in gewissem Sinne recht hatte. Der größte lebende Deutsche, der Führer der deutschen Bewegung, war nicht vertraut mit den Elementen der deutschen Sprache. Das hatte er freilich mutatis mutandis mit Napoleon gemein, mit dem er auch gemein hatte, daß er nicht auf dem Gebiet des Reiches geboren war, das zu befreien er kam. Aber Bernd Vogelsang litt gleichwohl unter den sprachlichen Mängeln des Führers, und in seiner freien Zeit, heimlich, arbeitete er daran, aus dem Buche »Mein Kampf«, diesem wichtigsten Schriftwerk der deutschen Freiheitsbewegung, die schlimmsten Mängel auszumerzen, es in grammatikalisch und stilistisch einwandfreies Deutsch zu übertragen. Wie immer, er mußte die Frechheiten des Rektors wehrlos einstecken, man konnte nichts dagegen vorbringen. Der unsichtbare Säbel war ihm entfallen. Er saß da, die Lippen verkniffen, schweigend.

Rektor François hatte zunächst noch seine Empörung genossen. Das Leben zwingt einen zu Opfern des Intellekts, Donnerwölkchen hat ihm da manche Konzession abgerungen; allein so tief ist er noch nicht gesunken, daß man es wagen dürfte, ihm den Kot des Buches »Mein Kampf« als Parfüm aufzuschwatzen. Allmählich aber beunruhigte ihn das finster verbissene Gesicht des Oberlehrers, sein böses Schweigen. Rektor François hat sein geliebtes Deutsch mit Kraft verteidigt, jetzt ist es genug. Er

wandelte sich zurück in den konzilianten Herrn, der er von Natur war. »Verstehen Sie mich recht, Kollege«, begütigte er. »Es liegt mir fern, etwas gegen Ihren Führer zu sagen. Sie wissen, wie Kaiser Sigismund jenen Bischof abtat, der seine grammatikalischen Fehler bemängelte: ›Ego imperator Romanus supra grammaticos sto.‹ Von Ihrem Führer verlangt niemand, daß er die deutsche Grammatik beherrscht: aber von den Schülern des Königin-Luise-Gymnasiums verlange ich das.«

Es klang wie eine Entschuldigung. Aber es blieb eine Frechheit von diesem François, so ohne Scheu von den Mängeln des Führers zu sprechen. Was ihm, Vogelsang, zu denken erlaubt war, das zu sagen blieb diesem weibischen Manne noch lange verboten. Auf keinen Fall wird sich Bernd Vogelsang von seiner Sache abbringen lassen. Trotz alledem! denkt er.

In diesem Augenblick wurde dem Oberlehrer Dr. Bernd Vogelsang die Ahndung dessen, was der Schüler Oppermann verbrochen hatte, zur Lebensaufgabe.

»Zur Sache, Herr Rektor«, quäkte er, und jetzt war der unsichtbare Säbel wieder da. »Es liegt im Fall Oppermann nicht nur eine Schmähung des Deutschtums vor, die in diesen Zeiten an Verrat grenzt, sondern auch eine ungewöhnlich dreiste Verletzung der Schuldisziplin. Ich muß Sie nochmals fragen: was gedenken Sie gegen den widerspenstigen Schüler Oppermann zu unternehmen?«

Rektor François saß da, müde, höflich, ungefährlich wie zuvor. »Ich werde es mir überlegen, Herr Kollege«, sagte er.

Gerüchte hatten im Königin-Luise-Gymnasium schnelle Beine. Ein Jahr zuvor hatte Pedell Mellenthin den jungen Oppermann, Sohn des Möbelgeschäfts, überaus devot gegrüßt. Jetzt schaute er weg, als Berthold

das Gebäude verließ. Hingegen stand er noch stramm, als Oberlehrer Vogelsang schon zwei Schritte entfernt war. Wer hat es immer gesagt, daß der Neue den Lahmärschen einmal zeigen wird, was eine Harke ist? Und wer hat es jetzt gezeigt? Wieder einmal hat sich erwiesen, was für eine Nase Pedell Mellenthin hat. In zweihundertzwölf von den zweihundertsiebzig Wohnungen des Blocks an der Friedrich-Karl-Straße in Tempelhof brannten Weihnachtsbäume. Sie hatten zwischen einer und vier Mark gekostet; es waren bescheidene Tannenbäumchen zumeist, geschmückt mit Flitter aller Art, mit Kerzen und Lametta, mit sehr buntem, nicht eben bekömmlichem Naschwerk. Geschenke lagen darunter, sehr verschiedenartige, und doch immer das gleiche: Wäsche, Bekleidungsstücke, Zigarren, Schokolade, Spielzeug, Pfefferkuchen. Besonders Großzügige hatten sich zu einem Photographenapparat aufgeschwungen, zu einem Radioapparat, auch zwei Fahrräder wurden in dem Block an der Friedrich-Karl-Straße geschenkt. Die Preisetiketten der einzelnen Geschenke waren zumeist entfernt worden, aber lange brauchte der Beschenkte nicht zu fragen, um die genaue Höhe des Preises zu erkunden.

Auch in der Wohnung Markus Wolfsohns brannte ein Weihnachtsbaum. Herr Wolfsohn war großzügig gewesen. Er hatte für den Baum zwei Mark siebzig genehmigt; ursprünglich hatte er drei Mark fünfzig kosten sollen, aber der Händler hatte sich um achtzig Pfennig herunterdrücken lassen. Herr Wolfsohn hatte es übrigens leicht, sich großzügig zu zeigen. Das Unwahrscheinliche war geschehen: das tüchtige Pferd Quelques Fleurs hatte Sieg und Platz gebracht. Am 1. Dezember war Herr Wolfsohn im Besitz eines Überschusses von zweiundachtzig Reichsmark gewesen, von denen Frau Wolfsohn nichts wußte. Aber teilhaben sollte sie an dem

verheimlichten Überschuß. Er hatte die Spendierhosen angezogen. Da stand sie vor dem längst gewünschten Reservebettüberzug, überrascht von seiner Qualität. Nur fünfundzwanzig Mark hatte Herr Wolfsohn dafür aufgewandt. Sie bewunderte ihn. Sie hätte kein Geschäft gewußt, wo sie für einen solchen Bettüberzug weniger als zweiunddreißig Mark hätte anlegen müssen. Herr Wolfsohn übrigens auch nicht, denn in Wirklichkeit hatte er vierunddreißig Mark bezahlt. Auch Elschens Wintermantel war so, daß Frau Hoppegart, die sich vorher so oft die Schnauze zerfranst hat, jetzt die Spucke wegbleiben wird. Bob gar hat etwas ganz Großartiges bekommen: ein Bombenflugzeug. Drehte man es an, dann stieg es in die Luft und ließ eine Gummikugel fallen. Auf dem Schutzkarton stand aufgedruckt: »Prima Bombenflugzeug. Das Versailler Diktat verhindert Deutschland, seine Grenzen zu verteidigen. Der Tag wird kommen, da Deutschland die Sklavenketten bricht. Denke daran!«

Herr Wolfsohn hatte aber auch an sich selber gedacht. Jetzt kann ihn die Krankenkasse mit ihrem Pofel gern haben. Ein Einzelzahn. Er spendiert sich die Brücke. Heute morgen hat er sein altes Projekt in die Tat umgesetzt, hat den Ollen Matjes Hans Schulze angeläutet und die Renovierung seiner Fassade definitiv in Auftrag gegeben. Frau Wolfsohn wird er natürlich sagen, er habe nun doch bei der Krankenkasse die Brücke durchgesetzt. Fünfzig Emm wird er dem Schulze sofort nach Beendigung der Arbeiten auf den Tisch des Hauses legen, den Rest von fünfzehn Emm kann er bequem abstottern. Unmittelbar nach Weihnachten wird die Arbeit in Angriff genommen, schon in den ersten Tagen des neuen Jahres wird sich Markus Wolfsohn den staunenden Zeitgenossen neu furniert präsentieren können. Er hält an sich, nicht einmal Frau Marie erzählt er davon. Aber

innerlich ist er sehr stolz. Er malt sich aus, wie er mit der neuen Fassade dastehen wird. Plakate schweben ihm vor, von denen elegante Herren mit großen, weißen Zähnen einem entgegenlachen. Keep smiling. Wenn er erst die neuen Zähne hat, wird ihm alles Butter in Butter sein.

Aus dem Radio klangen Glocken, Choräle, fromme Lieder. Die Kinder sangen: »Stille Nacht, heilige Nacht«. In fast allen Wohnungen des Blocks an der Friedrich-Karl-Straße sangen sie es. Lange Minuten lag Weihe über dem Häuserblock. Bei Wolfsohns wie bei den anderen. Dann splitterte ein Teil des Bombenflugzeugs ab, der kleine Bob bekam Schelte, heulte, wurde zu Bett gebracht. Dann fing ein Ästchen des Baumes Feuer, Elschen bekam Schelte, heulte, wurde zu Bett gebracht.

Während Frau Marie mit den Kindern beschäftigt war, saß Markus Wolfsohn in dem schwarzen Ohrenstuhl, Okkasion, vor sich hin dösend, zufrieden. So saßen viele in dem Block an der Friedrich-Karl-Straße, vor sich hin dösend, zufrieden. Die Zufriedenheit jedes einzelnen verstärkte die Zufriedenheit aller. Herr Wolfsohn war einer dieser Zufriedenen. Er wünschte allen das Beste.

Außer einem. Er lächelte breit und voll Genugtuung, als jetzt aus der Nebenwohnung, das Radio übertönend, heftiges Geschrei drang. Ohne sich anstrengen zu müssen, erlauschte Herr Wolfsohn, daß jetzt der kleine Zarnke ein Teilchen seines Bombenflugzeugs abgebrochen hatte und Prügel erhielt. Herr Zarnke erklärte dabei, wie teuer das Bombenflugzeug gewesen sei; zwei Märker und achtzig Pfennige habe er blechen müssen. Das erhöhte Herrn Wolfsohns Befriedigung; denn er hatte nur zwei Mark fünfzig gezahlt.

Auch sonst gestaltete sich der Weihnachtsabend bei Zarnkes, bei aller Ähnlichkeit des äußeren Verlaufs, weniger friedlich als bei Wolfsohns. Frau Zarnke hatte ihrem Mann dreimal erklärt, daß ein gewisses Paar brauner Lederhalbschuhe in der Tackfiliale in Tempelhof besonders preiswert sei. Herr Zarnke hatte aber nicht ihr diese Lederhalbschuhe, sondern sich das Buch des Führers »Mein Kampf« geschenkt. Bei aller Hochachtung vor der politischen Betätigung ihres Mannes fand Frau Zarnke dieses Verhalten egoistisch und konnte nicht umhin, ihre Anschauungen in verblümten, aber hinreichend spitzen Redensarten kundzutun. Herr Zarnke seinesteils antwortete als deutscher Mann unverblümt. Die laute, lang anhaltende Auseinandersetzung trug dazu bei, Herrn Wolfsohns Behagen zu erhöhen.

Lächelnd in seinem schwarzen Ohrensessel saß er, beschaute das Bild »Spiel der Wellen«, den Fleck an der Wand, der jetzt bereits unter das Bild reichte, hörte die frommen Weisen des Radios, den Krach in der Nebenwohnung, fühlte sich eins mit allen andern Bewohnern des Blocks an der Friedrich-Karl-Straße. Feierte stille, fröhliche Weihnachten. Den Abend darauf waren Wolfsohns zu Gast in der Wohnung Moritz Ehrenreichs, in der Oranienstraße, im Zentrum Berlins. Die Wolfsohns kamen nicht oft zu den Ehrenreichs, sie gingen überhaupt selten aus. Markus Wolfsohn fühlte sich am wohlsten in seiner eigenen Wohnung. Aber es war Chanukka, das Lichterfest – das Fest fiel diesmal sehr spät, gewöhnlich war es zwei bis vier Wochen vor Weihnachten –, und es hatte sich der Brauch herausgebildet, daß Wolfsohns anläßlich dieses Festes die Verwandten in der Oranienstraße alljährlich besuchten.

Markus Wolfsohn, noch erfüllt von der Stimmung des harmonisch verlaufenen gestrigen Weihnachtsabends, saß bequem in einem der beiden

mit grünem Rips überzogenen Sessel, die das Wohnzimmer seines Schwagers Moritz schmückten, und rauchte eine von den zwanzig Zigarren, die Moritz Ehrenreich ihm anläßlich des Festes splendiderweise geschenkt hatte. Es waren Zigarren zu fünfzehn Pfennigen. Mit allem Drum und Dran kostete der Abend Moritz mindestens sieben bis acht Märker. Eigentlich eine dolle Artischocke, der Junge. Ist aufgeklärt, liest viel, und trotzdem hält er so strenge fest an altem Quatsch wie diesem Chanukkafest. Oder ist es vielleicht nicht Quatsch, wenn einer mitten im Berlin von 1932 Lichter anzündet, um einen Sieg zu feiern, den vor zweitausend Jahren irgendein oller jüdischer General über irgendwelche ollen Syrer erfochten hat? Merkt man heute etwas von der Freiheit, die dieser olle General angeblich gebracht hat? Sie schmeißen die Juden aus der fahrenden Untergrundbahn. Heißt das Freiheit?

Dennoch betrachtet Herr Wolfsohn mit gutmütigem Interesse den sonderbaren Beleuchtungskörper, den Moritz angezündet hat, um das Fest dem alten Ritus gemäß zu feiern. Es ist ein Steg mit acht Vertiefungen und Schnäuzchen für Öl und Docht und einem neunten Licht vorne; hinter dem Steg ist eine Rückwand in Form eines Dreiecks aus sehr dünnem Silber, und in getriebener Arbeit sind darauf Mose und Aaron dargestellt, Mose mit der Gesetzestafel, Aaron mit hoher Mütze und Priesterrock. Die Ehrenreichs haben diesen Leuchter aus der Familie der Frau geerbt, er ist sehr alt. Was er wohl wert sein mag? Herr Wolfsohn stellt sich diese Frage jedes Jahr. Wenn man solche Dinge verklopft, bekommt man immer nur einen winzigen Teil von dem, was man erwartet.

Jetzt singen sie die Hymne: »Moaus zur jeschuosi, Hort und Fels meines Heils«. Es ist eine sehr alte Hymne, so was wie die jüdische

Nationalhymne; Moritz erklärt immer, er feiere das Fest aus nationalen Gründen, nicht aus religiösen. Die Melodie ist einprägsam. Moritz legt kräftig los, die hellen Stimmen der Frauen und Kinder fallen ein, selbst Markus Wolfsohn brummt mit. Der Gesang überdeckt das Geräusch des Radios, das aus den Wohnungen oben, unten und nebenan kommt. Das Lied zu Ende, bemerkt Frau Mirjam, genannt Marie, eigentlich sei die Chanukka-Hymne schöner als das Weihnachtslied »Stille Nacht, heilige Nacht«. Moritz Ehrenreich erklärt bösartig, darüber enthalte er sich des Urteils. Herr Wolfsohn entschied, beide Lieder seien gleich schön.

Nachdem die Kinder zu Bett gebracht sind, erörtern Frau Wolfsohn und Frau Ehrenreich Dinge des Haushalts. Die Herren Wolfsohn und Ehrenreich aber lassen sich über Fragen der Politik und Wirtschaft aus. Je skeptischer und quietistischer Markus sich gibt, um so kräftiger kniet sich Moritz Ehrenreich in seine heftigen Anschauungen hinein. »Sieh dir das mal an«, eifert er und holt einen Zeitungsausschnitt hervor. »Da schreibt ein Dr. Rost: ›Immer noch gibt es ein paar Deutsche, die sagen: gewiß, die Juden sind an allem schuld, aber gibt es nicht auch ein paar anständige Juden? Das ist Quatsch. Denn wenn jeder Nazi auch nur einen einzigen anständigen Juden kennt, dann müßte es doch, bei den zwölf Millionen Nazi, zwölf Millionen anständige Juden in Deutschland geben. Es gibt aber in ganz Deutschland überhaupt keine sechshunderttausend.‹ Nee, unter einem Volk, das sich Führer mit solcher Logik gefallen läßt, unter dem will ich nicht leben.«

Markus Wolfsohn denkt über das Argument des Dr. Rost nach. Auch ein guter Verkäufer muß manchmal eine kühne Logik entfalten; aber wenn er den Kunden des Hauses Oppermann mit der Logik des Dr. Rost käme, es

wäre doch zu riskant. Im übrigen, erklärt er Moritz, sind die Hakenkreuzler zu ihm persönlich eigentlich ganz nett. Natürlich kommt es vor, daß Kunden sich weigern, sich von jüdischen Verkäufern bedienen zu lassen; aber sie können selten die christlichen Verkäufer von den jüdischen unterscheiden. Einmal sogar hat einer einen christlichen Verkäufer als Juden abgelehnt und wollte ausgerechnet von ihm, Wolfsohn, bedient sein.

Moritz stapfte breitbeinig im Zimmer auf und ab, lachte höhnisch. »Du wirst auch nicht gescheit, eh du nicht mit verbundenem Kopf zum Charitéfenster herausschaust. «

Markus lächelte. Im stillen freilich sagte er sich, einen von den Brüdern kenne auch er, dem er nicht weniger zutraue als Moritz: Herrn Rüdiger Zarnke. Herr Zarnke würde ihn ohne Fackeln aus der fahrenden Untergrundbahn hinauswerfen. Er hätte dann zwei Fliegen mit einem Schlag: eine Tat im Sinne der völkischen Weltanschauung und die Wohnung für seinen Schwager.

Moritz grollte weiter. Wer war es denn, der der deutschen Kultur ihren Ruf in der Welt verschafft hat? Die zehn Millionen konservativen Juden, die jiddisch sprechen, ihr altertümliches Deutsch. Sie haben am tiefsten an die deutsche Kultur geglaubt. Sie allein haben während des ganzen Krieges zu den Deutschen gehalten. 12 723 deutsche Juden sind in diesem Krieg gefallen, 2,2 Prozent aller deutschen Juden, viel mehr als der entsprechende Prozentsatz der Gesamtbevölkerung. Dabei sind die getauften Juden und die Judenstämmlinge nicht mitgerechnet. Zählt man sie dazu, dann kommt man auf etwa fünf Prozent, sicher auf mehr als das Doppelte des entsprechenden Prozentsatzes der Gesamtbevölkerung. Jetzt haben sie den Dank dafür, die deutschen Juden. »Nee, ich mache nicht mehr mit. Weg mit Schaden.

Achtzehn Pfund fehlen mir noch, dann hab ich den Zaster zusammen für Palästina. Das ist heuer das letzte Makkabäerfest, das wir hier zusammen feiern. Ich haue ab.«

Die Chanukkalichter brannten herunter. Markus Wolfsohn hörte gelassen dem andern zu, rauchte die dritte von Moritz' Zigarren, trank einen Asbach Uralt. Er hatte seine Meinung, und Schwager Moritz hatte die seine. Wäre ja auch uninteressant, wenn jeder die gleiche Meinung hätte. Wenn Schwager Moritz durchaus kein Sitzfleisch hat, soll er man nach Palästina abhauen; er, Markus, wird ihn an den Zug bringen und Winke-Winke machen. Aber er bleibt im Lande und nährt sich redlich.

Am gleichen Abend hatte auch Jacques Lavendel zwei Gäste zu einer Chanukkafeier gebeten, seinen Neffen Berthold und seine Nichte Ruth Oppermann. Jacques Lavendel hatte eine Sammlerliebe für Gegenstände des alten jüdischen Ritus. Er hatte fünf besonders schöne alte Chanukkaleuchter, zwei italienische aus der Renaissancezeit, einen polnischen mit zwei Fabeltieren und segnenden Priesterhänden, einen württembergischen mit Vogelfiguren und einem Glöckchen und einen aus der Bukowina, aus dem achtzehnten Jahrhundert, seltsamerweise mit einer Uhr versehen, ein Stück, das ihm infolge seiner Absurdität besonderen Spaß machte.

Auch hier sang man die Hymne: »Moaus zur jeschuosi, Hort und Fels meines Heils«. Jacques Lavendel sang sie mit seiner heiseren Stimme, er hatte kindliches Behagen daran. Berthold sah etwas angefremdet auf den singenden Mann. Lichter und Hymne sagten ihm nichts. Der Weihnachtsbaum sagte ihm mehr. Er nahm die Chanukka-Zeremonien nur

eben in Kauf. Er war hergekommen in der geheimen Hoffnung, einmal mit Onkel Jacques und mit Heinrich seinen Fall durchsprechen zu können, jene peinliche Sache mit Dr. Vogelsang, die beängstigenderweise nicht weitergekommen war als am ersten Tag und von der er doch wußte, daß sie nicht ruhte. Er hat seither mit niemandem darüber gesprochen; es widerstrebt ihm, sich den Eltern anzuvertrauen oder Onkel Joachim. Diejenigen, die ihn am besten verstehen werden, sind doch wohl Onkel Jacques und Heinrich. Ein bißchen ungeduldig wartete er, bis das Abendessen vorbei war. Man aß gut bei Onkel Jacques Lavendel, lang und reichlich. Ruth Oppermann verhöhnte Onkel Jacques, weil der angeblich nur, wenn er die alten Bräuche übte, etwas von jener geheimnisvollen Bindung spürte, die nun seit Jahrtausenden die Juden der Erde zusammenhält. Onkel Jacques verhöhnte Ruth, weil die mit Heftigkeit erklärte, einzig und allein der politische Zusammenhalt vermöge dem Judentum Dauer zu geben.

Der Abend war schon weit vorgerückt, und Berthold war noch immer nicht dazu gekommen, von dem zu sprechen, was ihm am Herzen lag. Er wird wohl auch nicht mehr dazu kommen, es war ein verlorener Abend. Er bereitete sich vor, bald aufzubrechen.

Ruth Oppermann erzählte soeben ein Erlebnis, das einem ostjüdischen Kinde zugestoßen war. Der kleine Jacob Feibelmann ging in eine von zumeist nationalistischen Kindern besuchte Schule. Ein großer Teil seiner Klasse war in einem völkischen Jugendverband organisiert. Die Jungens waren mit Gummiknüppeln ausgerüstet. Eines Tages nun erklärte einer, sein Knüppel sei gestohlen. Der Lehrer, empört, daß es Diebe in seiner Klasse gebe, ordnete eine Untersuchung aller Schultaschen an. Der Knüppel fand

sich in dem Schulranzen des kleinen Feibelmann, er war offenbar hineingeschmuggelt worden. Ungeheures Hallo: Schmulchen war der Dieb. Der Kleine mußte die Schule verlassen. Das Kind sei verstört seither, erzählte Ruth, es heule immerzu, es sei nichts mehr mit ihm anzufangen.

Wie Ruth zu Ende war, plötzlich, ging Berthold der Mund auf. Ohne Übergang begann er von seinem Fall zu erzählen, von jenem Vortrag über Hermann den Deutschen, ihm eigentlich aufgezwungen, von der Unterbrechung durch Dr. Vogelsang, von der Aufforderung, er solle sich entschuldigen. Er konnte nicht verhindern, daß, während er erzählte, sein breites Knabengesicht angestrengt aussah, nachdenklich, bekümmert. Dennoch gelang es ihm, gefaßt zu bleiben, männlich; ja, ab und zu erreichte er sogar jene Leichtigkeit und Beiläufigkeit, die er anstrebte.

Es wäre eine schwere Niederlage gewesen, wenn die andern seine Geschichte mit der gleichen Beiläufigkeit aufgenommen hätten, mit der verfluchten Gleichgültigkeit der Erwachsenen, Erfahrenen. Sie taten es nicht. Fast war es Berthold unlieb, wie ernst sie sie nahmen.

Onkel Jacques hielt den Kopf schräg, zog die Lider weit über die blauen Augen, dachte nach. »Als die Römer in Judäa standen«, sagte er schließlich, »nahmen sie von den Juden sehr hohe Zölle. Fragten die Rabbinen des Talmud: ›Soll man seine Ware richtig deklarieren oder nicht?‹ Antworteten die Rabbinen: ›Weh dem, der es sagt; weh dem, der es nicht sagt.‹ Was du tust, mein Junge, er wird versuchen, dir einen Strick zu drehen.« Er machte eine kleine Pause und fuhr fort: »Ich würde weder ja noch nein sagen. Ich würde erklären: ›Das und das hab ich gemeint. Wenn sich aber jemand beleidigt fühlt, dann tut es mir leid, und ich will es nicht gesagt haben.‹ Rektor François ist ein vernünftiger Mensch.«

Heinrich saß auf einer hohen Truhe, er liebte ungewöhnliche Sitzgelegenheiten, und schnellte die Beine abwechselnd auf gymnastische Art vor. »Rektor François«, sagte er, »is a good old fellow. Aber die Boys werden es für einen Rückzieher halten. Der Lange Lulatsch, das ist ein gewisser Werner Rittersteg, hat bei einer Vorstandssitzung des Fußballklubs erklärt, man müsse Berthold ausschließen, weil er sich noch nicht entschuldigt habe. Ich habe ihm vorläufig eine heruntergehauen. Zwei Tage später hat er erklärt, wenn Berthold sich entschuldige, sei es falsch. Manneswort ist Manneswort, und es ist gegen die Ehre.«

»Ehre, Ehre«, sagte Onkel Jacques und wiegte den Kopf. Er sagte nichts weiter, aber niemals hatte Berthold eine schärfere Kritik an dem Begriff Ehre gehört als diese.

»Ich glaube übrigens nicht«, fuhr Heinrich fort, beflissen seine Fußspitzen betrachtend, »daß Vogelsang, das Schwein, sich mit einer halben Erklärung begnügt. Die Sache ist nicht anders aus der Welt zu schaffen als durch eine runde, klare Entschuldigung.« Er hörte auf, die Beine vorzuschnellen, sprang von der Truhe. »Go ahead«, wandte er sich an Berthold. »Mach Zoff. Man kommt nicht auf gegen den ganzen Schulapparat. Du hast Zivilcourage genug gezeigt. Was du über den ollen Indianer gesagt hast, ist sicher richtig. Aber es hat keinen Zweck, solchen Burschen gegenüber auf einer Behauptung zu bestehen, bloß weil sie wahr ist. Da ist nordische List viel besser angebracht als Bekennermut. Das muß ich schon sagen«, schloß er weise und schaute plötzlich seinem Vater ähnlich, »praktisch hast du aus deinen Studien über Hermann den Deutschen verflucht wenig gelernt.«

»Falsch, falsch, falsch«, ereiferte sich Ruth Oppermann. Sie schüttelte den olivbraunen Kopf mit den schwarzen Haaren, die immer etwas wirr und unordentlich ausschauten. »Mit solchem Opportunismus kommst du bei diesen Leuten nicht durch. Es gibt ein einziges, was denen imponiert: Schneid, nichts als Schneid.«

Berthold schaute seine Kusine verwundert an. Hatte sie nicht Hermanns Tat schrankenlos bewundert? Und jetzt verlangte sie, daß er seine rationalistische Kritik an dieser Tat aufrechterhalte? So war sie immer. Nicht eben logisch, aber eine Persönlichkeit.

Die Chanukkalichter waren herabgebrannt. Jacques Lavendel holte Grammophonplatten hervor, hebräische Gesänge, ein altes, jiddisches Volkslied. Leise summte er mit:

»Zehn Brüder sind wir gewesen.
Haben wir gehandelt mit Wein.
Ist einer nebbich gestorben,
Sind wir geblieben neun.
Jossel mit der Fiedel,
Tevje mit dem Baß,
Spielt mir auf ein Liedel
Mitten auf der Gaß.«

Als man aufbrach, sagte Tante Klara, die bisher geschwiegen hatte: »Es bleibt nichts übrig, Berthold. Du mußt dich entschuldigen. Tu’s noch in den Ferien, in einem Brief. Schreib an Rektor François.«

Sybil hatte das Dienstmädchen weggeschickt, Gustav und sie machten sich selbst ihr kaltes Abendbrot zurecht. Geschäftig, zutraulich lief Sybil in ihrer netten Zweizimmerwohnung ab und zu. Er sah mit immer neuer Freude, wie sie auf seine kleinen Neigungen und Abneigungen Rücksicht nahm; sie verstand sich trefflich auf die Dinge, die den Rand des Lebens schmücken. Dünn, kindlich, gescheit, reizvoll war sie um ihn besorgt. Schwatzte altklug. Alles einzelne an ihr und um sie herum war von solcher Art, daß man notfalls darauf hätte verzichten können; aber wenn Gustav darauf verzichten müßte, wäre dann das Leben lebenswert?

Gustav war strahlend heiter. Diese Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr war ihm sehr lieb. Er saß, aß, trank, schwatzte.

Der Vertrag über die Lessing-Biographie war gekommen. Das Honorar war nicht üppig. Er soll achtzehn Monate lang Raten von je zweihundert Mark erhalten. Für eine Tätigkeit von etwa viertausend Stunden eine ziemlich dürftige Entlohnung. Aber den größten Teil der Arbeit hat er bereits geleistet, und nun, scherzt er, hat er auf anderthalb Jahre ein gesichertes Einkommen.

Sybil hörte aufmerksam zu, ohne Lächeln. Sie verdiente für ihre kleinen, sauberen, oft grausamen Geschichten im Monatsdurchschnitt drei- bis vierhundert Mark. Niemand wußte, wieviel Mühen sie diese Geschichten kosteten, wie beflissen sie daran feilte, und wie schlecht sie dann entlohnt wurde. Gustav hatte es leicht. Für ihn waren die zweihundert Mark eine winzige, unmerkliche Beigabe. Die Männer schenkten einem Blumen, Schokolade, Parfüm; oft für ein Abendessen in einem teuren Restaurant zahlten sie sechzig oder siebzig Mark. Sie wußten nicht, wieviel glücklicher man wäre, wenn sie zwanzig Mark für das Abendessen ausgäben und einem

die vierzig Mark aushändigten. Gustav war alles eher als ein Knicker; er wies ihr monatlich einen ausreichenden Betrag auf ihr Bankkonto an. Aber sich gut anziehen kostet Geld, die Honorare laufen langsam ein, man ist oft im Gedränge. Den sensiblen Gustav um Geld angehen ist ganz unmöglich.

Zweihundert Mark. Die Wohnung kostet Geld, das Auto, seidene Hemden. Strümpfe sind billig. Ein Russe hat jetzt um drei Paar Seidenstrümpfe herum einen guten Roman geschrieben. Sie, Sybil, hat eine Geschichte entworfen um eine Frau herum, die eine gute Soziologin ist, kühl, vernünftig, aber gezwungen, von Modeschriftstellerei zu leben. Die Verästelung ist schwach, aber jetzt ist sie da einer Idee auf der Spur. Die zweihundert Mark sind für die Nebenhandlung eine gute Basis. Eigentlich sollte sie mit Gustav darüber sprechen. Gerade wenn es um die Komposition einer Handlung geht, kann er einem gute Tips geben. Allein heute ist er nicht in Stimmung dafür. Sie aber ist in Stimmung. Es arbeitet in ihr, sie möchte den Plan der Geschichte niederschreiben.

Gustav mittlerweile sprach von seinem Lessing. Klaus Frischlin erwies sich als sehr brauchbar. Die Frage war, soll er ihn ständig damit beschäftigen. Dann nämlich muß Frischlin seine Tätigkeit als Direktor der Kunstabteilung des Hauses Oppermann aufgeben. Mit dem Lessing wird er in längstens achtzehn Monaten fertig sein. Lohnt es, dafür Frischlin aus einer unbefriedigenden, aber festen Stellung herauszureißen?

Sybil hörte zerstreut zu, sie war bei ihrer Geschichte. Gustav merkte das. Leicht gekränkt, verließ er Sybil früher, als er vorgehabt hatte.

Den Tag darauf aß Professor Mühlheim bei Gustav zu Mittag. Das Gesicht des kleinen, quicken Herrn fältelte sich diesmal besonders listig. Er hatte

gerade noch vor Torschluß eine großartige Sache für Gustav gemanagt. Seit Jahren drängt er, daß Gustav sein Vermögen ins Ausland schaffe. Die deutschen Dinge werden immer bedrohlicher. Ist der nicht ein Wahnsinniger, der in einem Zuge sitzen bleibt, dessen Personal unverkennbare Spuren von Wahnsinn zeigt? Jetzt hatte Mühlheim Gelegenheit, durch eine bestimmte Transaktion Geld ungefährdet ins Ausland zu schaffen. Umständlich setzt er Gustav die Einzelheiten auseinander. Das Geschäft war mit großer List erdacht, alles vollzog sich durchaus legal, die schlauen Vorschriften der Devisengesetzgebung waren mit Klugheit umgangen.

Mühlheim trank in kleinen Schlucken seinen schwarzen Kaffee. Geduldig, eines aus dem andern entwickelnd, erklärte er dem Freunde die ganze, komplizierte Aktion. Gustav hörte behaglich zu, nervös zwinkernd, mit der kräftigen, behaarten Hand eine Melodie auf seine Schenkel klopfend. Das »Auge Gottes« wanderte hin und her, Immanuel Oppermann schaute schlau, wohlwollend, schläfrig auf seinen Enkel. Großvater Immanuel hatte es leicht gehabt; er war nie vor solchen Problemen gestanden. Übrigens hätte er vermutlich Mühlheims Angebot mit Handkuß angenommen. Aber ihm, Gustav, ging es nun einmal gegen den Strich. Sein Gefühl sträubte sich dagegen. Verwirrung, innerer Widerspruch spiegelten sich auf seinem Gesicht, das niemals eine Regung verbarg.

Mühlheim ärgerte sich, ereiferte sich. Für wen denn wollte Gustav Geld in Deutschland lassen? Für die Militaristen, damit sie es für geheime Rüstungen verpulvern? Für die Großindustriellen, damit sie es für äußerst zweifelhafte Lieferungen an Rußland verwenden, für die das Geld doch nie hereinzubekommen ist? Für die Völkischen, damit sie ihre Sturmtruppen

damit besolden, die Propaganda ihres Führers davon bezahlen? Für die dreizehntausend Großagrarier, damit sie weitere Milliarden in ihre sinnlose Wirtschaft stecken?

Gustav stand auf, lief mit schnellen, steifen Schritten hin und her, mit ganzer Sohle auftretend. Sicher hatte Mühlheim recht. Die Gelder, die man an den Staat zahlte, wurden für sehr andere Dinge verwendet als für die Interessen der Gesamtheit. Sie wurden nicht zu seinem, Gustavs, Schutz verwendet, sondern zum Angriff auf ihn. Aber immerhin dienten sie dazu, Ordnung, wenn auch eine falsche, aufrechtzuhalten, und Gustav hielt es mit Goethe, der Ungerechtigkeit lieber als Unordnung hinnahm. Er streckte Mühlheim die kräftige, behaarte Hand hin. »Ich danke dir, Mühlheim, daß du an mich gedacht hast. Aber ich lasse mein Geld in Deutschland.«

Mühlheim nahm die Hand nicht. Sah verdrossen auf den Störrischen. Die Sache war todsicher. Sie war streng legal. Die Gesellschaft, für die Gustav zeichnen sollte, zählte eine Reihe von Deutschnationalen, selbst von Völkischen zu ihren Aktionären. Eine Gelegenheit, auf so sichere Art Geld ins Ausland zu schaffen, kam nicht wieder. Der Zeichnungsschluß lief morgen, mit dem Jahresende, ab. Was wollte Gustav eigentlich? Woran lag es? Wo waren seine Einwände? Er möge ihm doch gefälligst seine Argumente sagen.

Gustav, bedrängt, lief hin und her. Argumente? Es gab keine Argumente. Er fand es unfair, sein Geld aus Deutschland herauszuziehen. Er hing nun einmal an Deutschland. Das war alles. Sentimentale Bedenken, gewiß, die vor Mühlheims Logik nicht standhalten. Aber er ist nun einmal sentimental. Warum, er lächelte jungenhaft, spitzbübisch, warum soll sich der Besitzer

von einer halben Million liquiden und eines mindestens doppelt so großen illiquiden Kapitals nicht ein wenig Sentimentalität leisten?

»Eben damit du dir auch in Zukunft diese Sentimentalität leisten kannst, Idiot«, erhitzte sich lachend Mühlheim, »sollst du ein paar Hunderttausend sicherstellen.«

Nach einigem Hin und Her willigte Gustav ein, zwar nicht vierhunderttausend, wie Mühlheim gewollt hatte, wohl aber zweihunderttausend Mark für die Aktiengesellschaft zu zeichnen. Mühlheim atmete auf. Jetzt hatte er seinem törichten Freund wenigstens eine gewisse Sicherheit geschaffen. Gustav unterzeichnete die Vollmacht, die Mühlheim ihm vorlegte. »Vergiß übrigens nicht«, sagte er stolz, »daß ich außerdem noch zweihundert Mark Monatseinkommen vom Lessing habe.«

Die lästigen Geschäfte hinter sich, wurde er schnell wieder vergnügt, und als Friedrich Wilhelm Gutwetter kam, strahlte er wie je. Mühlheim konnte sich von der Politik so schnell nicht losreißen. »Wir haben den entfesselten Proletarier gesehen«, erklärte er, »das war nicht schön. Wir haben den entfesselten Großbürger gesehen, den Großagrarier und Militaristen, das war scheußlich. Aber alles das wird ein Paradies gewesen sein, wenn wir erst den entfesselten Kleinbürger erleben, die Völkischen und ihren Führer.« – »Glauben Sie wirklich, verehrter Professor?« wunderte sich Gutwetter und schaute ihn aus seinen riesigen Kinderaugen freundlich an. »Ich stelle es mir anders vor«, sagte er sanft. »Ich glaube, der Krieg ist nur ein Vorspiel gewesen. Das Jahrhundert der großen Schlachten hat erst begonnen. Ein Jahrhundert der Vernichtung wird es sein. Die Endgeschlechter der weißen Rasse werden unerbittlich aneinandergehen.

Der Donner wird sich mit dem Meer, das Feuer mit der Erde begatten. Für diesen Kampf muß man Gehirne mit Hörnern züchten. Darin sehe ich den Sinn des nationalen Reiches, das kommen wird. Eine militante Transzendenz, ein Richtertum aus hohen, wehrenden Gesetzen, Züchtung von Rausch und Opfer für das Sein verwandlungsloser Tiere: das ist die Perspektive.« Er sprach sanft mit seiner beschaulichen Stimme, der gepflegte Kopf kam still aus dem hohen, der Tracht eines Geistlichen ähnlichen Rock, die kindlichen Augen blickten träumerisch.

Die beiden andern, nachdem er zu Ende war, schwiegen eine kleine Weile. Dann sagte Mühlheim: »Schön. Wenn Sie meinen. Aber vorher nehmen Sie vielleicht noch einen Kognak und eine Zigarre.«

Im Jahre 1905 erschien in Moskau ein Buch unter dem Titel »Das Große im Kleinen, der Antichrist als nahe politische Möglichkeit«. Verfasser des Buches war ein gewisser Sergius Nilus, Beamter der Synodalkanzlei. Das zwölfte Kapitel hatte einen Anhang, überschrieben »Protokolle der Weisen von Zion«. Diese »Protokolle« enthielten Berichte über eine geheime Versammlung der führenden Juden der Welt, die angeblich im Herbst 1897, anläßlich des ersten Zionistenkongresses, in Basel getagt haben sollte, um die Richtlinien für die endgültige Erringung der jüdischen Weltherrschaft festzulegen. Das Buch wurde in viele fremde Sprachen übersetzt und machte starken Eindruck, vor allem auf die deutschen Akademiker. Im Jahre 1921 erwies ein Mitarbeiter der Londoner »Times«, daß diese »Protokolle« zu einem großen Teil wörtlich aus einer im Jahre 1868 erschienenen Broschüre eines gewissen Maurice Joly abgeschrieben waren. In dieser Broschüre waren Anhänger Napoleons III., Freimaurer und

Bonapartisten, bezichtigt worden, ein ungeheures Komplott zur Errichtung der Weltherrschaft angezettelt zu haben; der Autor der »Protokolle« hatte einfach die Worte »Freimaurer und Bonapartisten« durch das Wort »Juden« ersetzt. Soweit die »Protokolle« nicht aus der Broschüre Jolys abgeschrieben waren, waren sie dem Roman »Biarritz« entnommen, den ein gewisser Goedsche unter dem Pseudonym John Retcliffe gleichfalls im Jahre 1868 veröffentlicht hatte. In diesem Roman war geschildert, wie sich alle hundert Jahre einmal die Fürsten der über die ganze Welt verstreuten zwölf Stämme Israels auf dem alten jüdischen Friedhof in Prag treffen und darüber beraten, was weiter zu geschehen habe, damit die jüdische Weltherrschaft sich stabilisiere. In der gesamten zivilisierten Welt erhob sich nach Aufdeckung der albernen Fälschung schallendes Gelächter. Nur in Deutschland, vor allem an den Universitäten, glaubte man weiter an die »Protokolle«.

Gustav Oppermann hatten die »Protokolle« und was damit zusammenhing immer besonderen Spaß gemacht. Er war interessiert an Dokumenten menschlicher Dummheit; er besaß eine kleine Spezialsammlung, die Ausgaben der »Protokolle« und die Literatur darüber enthielt.

Am letzten Tag des Jahres nun pflegte Rektor François bei ihm zu Mittag zu essen. François hatte eine besonders amüsante Ausgabe der »Protokolle« aufgetrieben, von einem gewissen Alfred Rosenberg, und brachte sie Gustav als kleines Geschenk mit.

Das Mittagessen verlief fröhlich, unter guten Reden. Rektor François entstammte einer französischen Emigrantenfamilie; Vernunft, Humanität waren von jeher Tradition in dieser Familie gewesen, stolz hielt man dort

fest an den großen Ereignissen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Jetzt freilich, unter dem Einfluß Frau Emiliens, des Donnerwölkchens, war Rektor François vorsichtig geworden und wagte nur im vertrauten Freundeskreis auf seine Abstammung hinzuweisen. Hier, im Gespräch mit Gustav, durfte sich Alfred François ganz gehenlassen. Sein literarischer Geschmack war der gleiche wie Gustavs, wie der haßte er Politik, war wie der ein fanatischer Kämpfer für die Reinheit des Worts. Hier konnte François die bedrängte Brust entladen. Die beiden Männer wußten um die menschliche Dummheit, die tief ist wie das Meer. Sie wußten aber auch, daß am Ende immer Vernunft die Dummheit besiegt mit der gleichen Sicherheit, mit der Odysseus den Zyklopen Polyphem besiegte, mit der gleichen Sicherheit, mit der die Männer der Bronzezeit die Männer der Steinzeit überwanden. Gustav Oppermann und Rektor François führten ein Tischgespräch, wie es Vorfahren des Rektors geführt haben mochten.

Allein noch bevor die Mahlzeit zu Ende war, fiel es François auf die Seele, daß er noch ein Versprechen einlösen mußte, das Donnerwölkchen ihm abgenommen hatte. Als er nämlich Frau François erzählte, was für ein nettes Büchlein er Gustav Oppermann mitbringen werde, hatte sie zu ihm gesagt: »Wenn du morgen zu deinem Freund gehst, kannst du gleich mit ihm über deinen Oppermann reden. Er muß den Lausejungen dahin bringen, daß er endlich seine Geschichte mit Oberlehrer Vogelsang bereinigt. Heutzutage darf man solche Sachen nicht anstehen lassen.« Sie hatte so lange auf François eingeschwatzt, bis der ihr zusicherte, er werde die Angelegenheit mit Gustav besprechen.

Jetzt also besprach er sie. Vorsichtig, mit Bemerkungen allgemeiner Natur, leitete er das Gespräch ein. Der Krieg hat die deutsche Sprache

verändert. Hat ihr neue Begriffe zugeführt, neue Worte, hat Vokabular und Syntax geschliffen. Werden ausschließlich die neuen Wendungen gebraucht, dann entsteht Widerwärtiges. Wird aber das gute Alte organisch mit dem guten Neuen verbunden, dann bildet sich ein Stil heraus, weniger gemütvoll als das frühere Deutsch, härter, kälter, vernünftiger, männlicher. Manche seiner Schüler haben für dieses neue, ihm willkommene Deutsch ein feines Ohr. Der feinsten eines hat Berthold Oppermann. Der verbindet mit dem Sinn für die Technik dieses Jahrhunderts ein lebendiges Interesse an humanistischen Dingen, am Geist. Es bleibt nur zu hoffen, daß der widerwärtige neue Lehrer, den sie ihm in seine gute Anstalt hineingesetzt haben wie die Kartoffel in das Tulpenbeet, nicht zuviel verderbe. Und dann erzählt er den Fall Vogelsang.

Gustav hörte zu, nicht übermäßig interessiert. Erwartet François, daß er, Gustav, den Fall als ein Problem anschaut? Da sieht man, wie doch ein jeder eingesperrt ist in seinen Beruf und die beruflichen Dinge überschätzt. Wie denn? Der Fall liegt doch außerordentlich einfach. Der Junge hat eine vernünftige Behauptung aufgestellt. Der Lehrer will sie aus einem vulgären Sentiment heraus nicht gelten lassen. Glaubt François ernstlich, daß im zwanzigsten Jahrhundert einem jungen Menschen, der in einer wissenschaftlichen Anstalt erweisbare Dinge äußert, daraus ein Strick gedreht werden kann?

Soweit sei es noch nicht, meint Rektor François und streicht mit den kleinen, gepflegten Händen den weißen Knebelbart. Aber Gustav scheine doch den Einfluß zu unterschätzen, den die völkische Bewegung leider auch auf die Schule habe. François hat eine Unterredung mit dem zuständigen Ministerialreferenten gehabt, einem Gutgesinnten übrigens, mit dem sich

François trefflich versteht. Er hat eine Zusage des Referenten, daß der, wenn irgend möglich, den störenden neuen Mann baldigst aus seiner Anstalt versetzen werde. Allein auch der Ministerialreferent ist von äußeren Umständen abhängig und muß nach allen Seiten Kompromisse machen. Für ihn, François, sei die gegebene Taktik, die Sache Vogelsang-Oppermann dilatorisch zu behandeln. Werde Vogelsang versetzt, dann sei der Fall automatisch erledigt. Aber das sei, wie gesagt, ein Potentialis. Es wäre vorteilhaft, nicht zu fest mit diesem Potentialis zu rechnen. Vielleicht kann Gustav seinem Neffen zureden, daß der die geforderte Entschuldigung abgebe.

Angefremdet schaute Gustav auf. Nach François' Einleitung hatte er eine andere Folgerung erwartet. Er zog die dichten Augenbrauen zusammen, über der starken Nase zeigten sich die scharfen, senkrechten Furchen, das ganze Gesicht des rasch bewegten Mannes spiegelte seine Betroffenheit wider. Daß er durch Mühlheim sein Geld ins Ausland schaffen ließ, war aus ähnlicher Vorsicht geschehen, wie sie jetzt Rektor François zeigte. Dem Jungen jedenfalls war solche Vorsicht nicht zuzumuten. Nach einem kleinen Schweigen sagte er: »Nein, lieber François, in dieser Angelegenheit kann ich Ihnen nicht helfen. Ich kann es verstehen, wenn jemand eine Wahrheit, um die er weiß, verschweigt. Aber nachdem mein Neffe einmal seine Wahrheit ausgesprochen hat, möchte ich ihm nicht zuraten, sie hinterher zu verleugnen und sich gar dafür zu entschuldigen.« Sein Gesicht sah ablehnend aus, hochmütig, er saß sehr aufrecht. Das hat er mit Goethe gemein, dachte Rektor François, daß er im Sitzen so groß aussieht. Donnerwölkchen wird unzufrieden sein, dachte er weiter; aber er kann mit

gutem Gewissen versichern, er habe sein Möglichstes getan. Im übrigen gefiel ihm die Haltung seines Freundes Gustav.

Beide waren froh, als sie die Mahlzeit beenden und zum Kaffee in die Bibliothek hinübergehen konnten. Es war angenehm, hier in dem schönen Raum abgeklärt über die ewige, meertiefe Dummheit der Menschen zu sprechen und über ihre ebenso ewige Niederlage durch den Geist. Gustav stellte das Büchlein der »Protokolle« zu den andern Pamphleten der Sammlung. Lächelnd nahm er das Buch des Führers »Mein Kampf«, das in der Nähe der »Protokolle« stand, und las dem Freund einige besonders saftige Stellen vor. Rektor François hielt sich die Ohren zu; er wollte das falsche, verrenkte Deutsch des Buches nicht hören. Gustav redete ihm gut zu. Sicher habe er aus Widerwillen gegen die Form die Komik des Inhalts noch nicht gewürdigt. Er ließ sich nicht davon abbringen, ihm ein paar Stellen zu zitieren. »Die Gemeinheit des Juden«, las er, »ist so riesengroß, daß sich niemand zu wundern braucht, wenn im deutschen Volke die Personifikation des Teufels als Sinnbild alles Bösen die leibhaftige Gestalt des Juden annimmt.« – »Juden waren es und sind es«, las er weiter, »die den Neger an den Rhein bringen in der Absicht, durch die eintretende Bastardisierung die ihnen verhaßte weiße Rasse zu zerstören, von ihrer kulturellen und politischen Höhe zu stürzen, um selber zu ihren Herrn aufzusteigen.« – »Die Juden«, las er, »wollen in Palästina keinen jüdischen Staat errichten, um ihn zur bewohnen, sondern sie wünschen nur eine mit eigenen Hoheitsrechten ausgestattete Organisationszentrale ihrer internationalen Weltbegaunerei: einen Zufluchtsort überführter Lumpen und eine Hochschule werdender Gauner.« Rektor François, so angewidert er

war, mußte über den gehäuften Unsinn lachen. Auch Gustav lachte. Er las weiter. Die beiden Männer lachten schallend.

Aber lange hielt Rektor François die unappetitliche Lektüre nicht aus. »Ich kann Ihnen kaum schildern, lieber Freund«, sagte er, »wie unbehaglich mir zumute wird, wenn ich etwas aus diesem unsaubern Buch hören muß. Ich übertreibe nicht: mir dreht sich im eigentlichen Wortsinn der Magen um.« Gustav lächelte, gab durch das Haustelefon dem Diener Schlüter Weisung, Kognak zu bringen. Stellte das Buch des Führers zu den »Protokollen« zurück. »Ist es nicht seltsam«, meinte er, »daß die gleiche Epoche Männer so verschiedener Entwicklungsstufen hervorbringt wie den Autor des Buches ›Mein Kampf‹ und den Autor des Buches ›Das Unbehagen an der Kultur‹? Ein Anatom des nächsten Jahrhunderts müßte an den Gehirnen der beiden einen Unterschied von wenigstens dreißigtausend Jahren demonstrieren können.«

Schlüter brachte den Kognak, eiste die Gläser, schenkte ein. »Was haben Sie denn, Schlüter?« fragte Gustav. »Sie sehen ja merkwürdig aus.« Auch François fiel auf, wie verstört das Gesicht des stillen, behenden Mannes war. »Die Städtische Klinik hat angerufen«, sagte Schlüter, sein ruhiges Gesicht sah finster aus, »es geht meinem Schwager nicht gut. Er wird das neue Jahr wohl kaum erleben.« Gustav war betroffen. »Wann waren Sie denn das letztemal dort?« fragte er. »Vorgestern«, sagte Schlüter. »Meine Frau war gestern dort. Er hat zu ihr gesagt: ›Man kann es den Hunden nicht durchgehen lassen. Das ganze Land wird verschweint, wenn alle immer das Maul halten. Wenn ich genau wüßte, daß alles noch mal so käme, ich würde trotzdem wieder so aussagen.‹« – »Gehen Sie in die Klinik, Schlüter«, sagte Gustav. »Sogleich. Sagen Sie auch Bertha, sie soll hingehen. Ich brauche

Sie nicht mehr. Schalten Sie das Telefon herein. Wenn was kommt, öffne ich selber. Nehmen Sie den Wagen, wenn Sie wollen.« – »Danke, Herr Doktor«, sagte Schlüter.

Gustav erzählte François, was vorgefallen war. Schlüters Schwager, ein gewisser Pachnicke, Mechaniker seines Berufs, ein anständiger, unpolitischer Mensch, hatte eine der täglichen Raufereien zwischen Republikanern und völkischen Landsknechten mit angesehen. Bei dieser Rauferei war ein Republikaner getötet worden. Die Völkischen erklärten, sie hätten, von den Republikanern angegriffen, in Notwehr gehandelt. Das war die übliche Erklärung, die Völkische abgaben, wenn sie Gegner überfallen und getötet hatten. In dem Prozeß gegen den Landsknecht, der den Republikaner niedergeschossen hatte, hatte nun der Mechaniker Pachnicke, als Zeuge vernommen, wahrheitsgemäß ausgesagt, die Hakenkreuzler hätten die Rauferei angefangen. Seine Aussage wie die aller andern, die das gleiche beschworen hatten, war übrigens nicht geglaubt und der Landsknecht freigesprochen worden. Aber den Pachnicke seinesteils hatten kurze Zeit nach dem Prozeß Hakenkreuzler nächtens überfallen und so übel zugerichtet, daß er in die Klinik verbracht werden mußte.

»Sie sehen, lieber Oppermann«, sagte François, nachdem Gustav seine Erzählung beendet hatte, »es ist nicht ganz unbedenklich, sich in unserm Deutschland zu Wahrheit und Vernunft zu bekennen. Vielleicht beurteilen Sie es jetzt etwas weniger streng, daß ich Ihren Neffen vor den Erfahrungen des Mechanikers Pachnicke bewahren wollte.« – »Sie verallgemeinern unerlaubt, lieber François«, erwiderte ziemlich heftig Gustav. »Schließlich sind Sie, Ihre Lehrer und die Herren im Kultusministerium keine Landsknechte. Nein, nein, die weitaus meisten Deutschen sind Pachnickes,

keine Hakenkreuzler. Mit ihrem ganzen Geld und Schmierenzauber haben die knapp ein Drittel der Bevölkerung dumm machen können. Bei so viel Aufwand ein erstaunlich dürftiges Resultat. Nein, lieber François, das Volk ist gut.«

»Sagen Sie mir das oft und mit starken Worten«, erwiderte François. »Es ist wichtig, daß wir das glauben. Aber es fällt mir nicht ganz leicht, es immer zu glauben. Und jetzt, wenn Sie erlauben, genug davon. Ich habe in mir noch immer den Nachgeschmack jenes übeln Buches. Lassen Sie ihn uns wegspülen mit etwas Gutem.« Er kramte in den Büchern. Nahm einen Band Goethe heraus. Las lächelnd: »In unruhigen Zeiten wirft sich das Volk von einer Seite auf die andere wie ein Fieberkranker.« Sie badeten sich den Geist rein von der Lektüre der »Protokolle« und des Buches »Mein Kampf«.

Es waren zwei gute Stunden. Ihr Unbehagen schwand. Eine Nation, die sich Jahrhunderte hindurch so intensiv mit Büchern befaßt hat wie denen, die hier standen, konnte sich nicht fangen lassen von Gestammel, wie es zu lesen war in den »Protokollen« und in dem Buche »Mein Kampf«. Es war überflüssige Vorsicht gewesen, daß Gustav den Rat Mühlheims befolgt hat, und François hatte keine Ursache, dem Ausgang des Falles Vogelsang mit Unsicherheit entgegenzusehen. Gustav hatte schon recht: der Durchschnitt dieses Volkes besteht aus Leuten wie dem Mechaniker Pachnicke, nicht aus jenem Pack, das den Landsknechten zuläuft. Sie bedachten die Äußerung des Sterbenden: »Wenn ich genau wüßte, daß alles noch mal so käme, ich würde trotzdem wieder so aussagen.« So, und nicht wie Herr Vogelsang, dachte dieses Volk. Es hielt zur Vernunft, es fiel nicht herein auf das verblasene Gerede des Führers. Heiter, in Ruhe und Zuversicht, scherzten

sie, wie dieser Führer enden werde, ob als Ausrufer einer Jahrmarktsbude oder als Versicherungsagent.

Am 30. Januar ernannte der Reichspräsident den Verfasser des Buches »Mein Kampf« zum Reichskanzler.

Zweites Buch

Heute

Die Deutschen haben die kulturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es gibt, auf dem Gewissen, den Nationalismus, diese névrose nationale, an der Europa krank ist: sie haben Europa um seinen Sinn, um seine Vernunft gebracht.

Nietzsche

Gustav Oppermann war auf dem Weg zur Gertraudtenstraße, um an einer Sitzung im Chefkontor des Möbelhauses teilzunehmen. Martin hatte ihn mit ungewohnter Dringlichkeit ersucht, diesmal unter allen Umständen da zu sein.

Es war einige Tage nach der Ernennung des Führers zum Kanzler. Die Straßen wimmelten von Menschen. Überall sah man die Braunhemden der völkischen Landsknechte, das völkische Hakenkreuz. Gustavs Wagen, von Schlüter sachkundig und schnell gesteuert, kam nicht sehr rasch voran.

Schon wieder hielt man vor einer roten Ampel. Die Amerikaner, dachte Gustav, haben da ein hübsches Wort: »The lights are against me.« Aber er hatte nicht Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Das Geschrei einer alten Frau störte ihn, die aufdringlich Puppen feilbot. Es waren Puppen, die den Führer darstellten. Die Alte hielt ihm eine solche Puppe ans Wagenfenster. Drückte man den Bauch der Puppe, dann streckte sie den rechten Arm mit der flachen Hand aus – eine Geste, die der italienische Faschismus dem alten Rom, der deutsche Faschismus dem italienischen entlehnt hatte. Die Alte, die Puppe streichelnd, schrie: »Du Armer, du Großer, du hast gekämpft, du hast gelitten, du hast gesiegt.«

Gustav wandte die Augen ab von dem grotesken Schauspiel. Wie das ganze Reich, so hatte auch ihn die plötzliche Ernennung des Führers zum Kanzler überrascht. Nicht so überrascht wie den Führer selbst, aber verstanden hatte auch er die Ereignisse nicht. Warum hatte man gerade jetzt, da die völkische Bewegung im Abflauen war, einem Manne wie dem Verfasser des Buches »Mein Kampf« das höchste Amt des Reiches

übertragen? Im Golfklub, im Theaterklub hatte man Gustav auseinandergesetzt, es sei dabei keine große Gefahr; durch den Einfluß der gemäßigteren, vernünftigeren Kabinettsmitglieder sei der Führer lahmgelegt. Die ganze Aktion sei nur ein Scheinmanöver, um die aufbegehrenden Massen niederzuhalten. Gustav hörte das, glaubte es gern.

Mühlheim freilich hatte die Geschichte ernster aufgefaßt. Die herrschenden Besitzerschichten, die Großagrarier an ihrer Spitze, hatten jetzt in ihrer äußersten Not, um die Aufdeckung ihrer üppigen Subventionsskandale zu verhüten, die Barbaren zur Rettung herbeigerufen. Mühlheim glaubte nicht, daß man die, habe man sie einmal an den Trog gelassen, so bald wieder loswerde. Der sanguinische Herr hatte sich zu dem Satz verstiegen, die Zivilisation Mitteleuropas sei jetzt bedroht von einer Barbareninvasion, wie man sie seit der Völkerwanderung nicht mehr erlebt habe.

Gustav hatte für den Pessimismus seines Freundes nur ein Lächeln. Ein Volk, das diese Technik hervorgebracht hat, diese Industrie, fällt nicht von heut auf morgen in Barbarei. Und hat nicht jüngst einer ausgerechnet, daß allein die Werke Goethes im deutschen Sprachgebiet in mehr als hundert Millionen Exemplaren im Umlauf sind? Ein solches Volk hört nicht lange auf das Geschrei der Barbaren.

In den stillen Straßen des Villenviertels, in dem Gustav wohnte, hatte die Ernennung des Barbarenführers kaum etwas verändert. Jetzt, bei seiner ersten Fahrt in die Stadt, sah Gustav mit Unlust, wie die Barbaren sich breitmachten. Ihre Truppen beherrschten die Straßen. Die steife Neuheit ihrer braunen Uniformen, die noch nach der Schneiderwerkstatt rochen, ihr Gegrüße mit der antikischen Geste erinnerte ihn an die Statisterie

kleinstädtischer Bühnen. An den Straßenecken hielten sie den Passanten Sammelbüchsen hin, für die Wahlpropaganda bestimmt. Er ließ das Wagenfenster nieder, um zu hören, was sie riefen. »Gebt für das Erwachende Deutschland, gebt für die Einbahnstraße nach Jerusalem«, hörte er. Gustav hat beim Militär gedient, war ein paar Monate im Feld gewesen. Es war die Energie Annas, die ihn seinerzeit vor weiteren Fronterlebnissen bewahrt hatte. Sein Militärdienst, diese sinnlose Unterwerfung unter den Willen anderer, war ihm die widerwärtigste Epoche seines Lebens. Er hatte sich bemüht, sie aus seinem Gedächtnis zu streichen, er wurde krank, wenn er daran dachte. Jetzt, beim Anblick der braunen Uniformen, stieg ihm die unwillkommene Erinnerung von neuem hoch.

Man war in der Gertraudtenstraße. Da stand das Stammhaus der Oppermanns, eingepreßt, altmodisch, solid. Auch hier, vor dem Hauptportal, bettelten uniformierte Völkische Passanten für ihre Wahlbüchsen an. »Für das Erwachende Deutschland, für den Führer, für die Einbahnstraße nach Jerusalem«, schrien sie mit ihren hellen Knabenstimmen. Starr, das Nußknackergesicht mit dem grauen, harten Schnurrbart unbewegt, stand der alte Portier Leschinsky. Er grüßte Gustav besonders mürrisch, drehte vor ihm die Drehtür mit besonders knapper Bewegung: angesichts dieser Lausejungen wollte er dem Seniorchef seine Ergebenheit eindringlich beweisen.

Im Chefkontor wartete man bereits auf Gustav. Jacques Lavendel war da, auch Frau Klara Lavendel, die Prokuristen Brieger und Hintze, nur Edgar fehlte. Gustav kam steifen, raschen Schrittes herein, mit ganzer Sohle auftretend, suchte unbekümmert zu erscheinen, strahlend wie stets. Wies

auf die Kopie des Bildes von Immanuel Oppermann: »Ausgezeichnet, die Kopie. Ich glaube, du hast mir eine Kopie aufgehängt, Martin, und dir das Original behalten.« Allein nur der quicke Herr Brieger ging auf seinen fröhlichen, lärmenden Ton ein. »Das Geschäft geht ausgezeichnet, Dr. Oppermann«, sagte er. »Die Nazi richten sich jetzt groß ein, und wer sich einrichtet, braucht Möbel. Und wer liefert die Möbel für ihre Braunen Häuser? Wir.«

Dann kam man zum Thema. Martin sagte ein paar allgemeine Worte. Die Völkischen nutzten den Antisemitismus als Propagandamittel. Möglich, ja wahrscheinlich, daß sie jetzt, an der Macht, das Mittel als überflüssig und wirtschaftlich schädlich fallenlassen werden. Trotzdem werde man wohl gut tun, sich vorzusehen. Er bitte Herrn Brieger um seine Meinung.

Der kleine, großnasige, betont jüdisch aussehende Herr Brieger sprach schnodderig wie stets. Jetzt blieb wohl nichts anderes übrig, als die gesamten Oppermannschen Geschäfte den Deutschen Möbelwerken anzugliedern. Außerdem wäre es gut, wenn man endlich mit Herrn Wels zu einer Vereinbarung käme. Er hat bei Herrn Wels vorgefühlt; seltsamerweise kommt ja er mit dem Gewittergoi am besten aus. Wenn die Geschichte wirklich Sinn haben und den Sturm überdauern soll, der höchstwahrscheinlich kommen wird – er sieht da etwas schwärzer als Herr Martin Oppermann –, dann muß das Unternehmen noch vor den Wahlen zu mindestens einundfünfzig Prozent in nichtjüdische Hände überführt sein. Das muß unwiderleglich nachgewiesen werden können, trotzdem es faktisch natürlich anders sein soll. Technisch läßt sich das machen. Aber die notwendigen Transaktionen sind delikat, umständlich und erfordern von beiden Partnern Verständnis, Entschlußkraft, guten Willen. Drei

Eigenschaften, in denen wir stark sind, aber nicht Herr Wels. Das war es, was Herr Brieger auseinandersetzte, quick, unter vielen scharfen, witzigen Redensarten, mit betonter Leichtigkeit, die aber nicht recht glückte.

Martin, nachdem Herr Brieger zu Ende war, meinte: »Man muß beides machen, die Umwandlung in die Möbelwerke und die Verhandlungen mit Wels. Ich denke, Herr Brieger wird da sicher zum Ziel kommen.« Dieses indirekte Eingeständnis, daß er, Martin, damals bei der Unterredung mit Wels einiges verdorben habe, fiel ihm schwer, aber es schien ihm unanständig, sich davor zu drücken.

Der repräsentative Herr Hintze saß steif, ablehnend, den Kopf sehr gerade. »Ich denke«, sagte er, »wenn Professor Mühlheim sich hineinkniet, dann können wir die Deutschen Möbelwerke binnen einer Woche unter Dach haben. Soweit ist es, Gott sei Dank, noch nicht, daß die Oppermanns einem Herrn Wels nachlaufen müßten. Stellen wir mal die Deutschen Möbelwerke hin, meine Herren, und dann warten wir ruhig ab und lassen den Bruder auf uns zukommen.«

»Schön und gut«, sagte Jacques Lavendel und schaute Herrn Hintze freundlich an. »Aber wenn er nun nicht zukommt? Wenn er hört, was der Führer jeden Tag im Radio von sich gibt? Wenn er’s glaubt? Er ist nebbich nicht sehr stark im Kopf. Setzen Sie nicht zuviel Verstand voraus bei den andern, meine Herren. Sie sehen, das war bis jetzt immer eine falsche Spekulation. Verhandeln Sie mit dem Goi. Noch heute. Seien Sie nicht kleinlich. Du sollst dem Ochsen, der drischt, nicht das Maul verbinden. Geben Sie ihm einen großen Bissen zu schlucken. Es ist besser als das Ganze.«

Gustav saß da mit der Miene eines Mannes, der aus Höflichkeit zuhört, den aber im Grunde die Diskussion langweilt. Er starrte auf das Schriftstück, das gerahmt an der Wand hing. Er kannte den Text auswendig. »Der Kaufmann Immanuel Oppermann aus Berlin hat der deutschen Armee durch seine Lieferungen gute Dienste geleistet. Der Generalfeldmarschall: gez. v. Moltke.« Er ließ die Schultern fallen, um ein kleines, senkte die schweren Augenlider über die trüben, braunen Augen, die Veränderung war kaum merklich. Dennoch sah er auf einmal nicht mehr jung aus, sondern seinem Bruder Martin ähnlich.

Man hatte, als Brieger zu Ende war, gewartet, daß er als erster spreche, und erst als sich zeigte, daß er offenbar zu schweigen gewillt war, hatte Martin gesprochen. Jetzt, da er immer noch schwieg, forderte Martin ihn auf: »Was meinst du, Gustav?«

»Ich bin nicht deiner Meinung, Martin«, sagte er, und seine sonst freundlich brummige Stimme klang gereizt und entschieden. »Auch nicht Ihrer Meinung, Herr Brieger, nicht einmal der Ihren, Herr Hintze, und schon gar nicht der Ihren, Jacques. Ich verstehe nicht, warum Sie alle auf einmal Eisgang in den Hosen haben. Was ist denn geschehen? Man hat einem populären Dummkopf ein repräsentatives Amt gegeben und hat ihn durch ernsthafte Kollegen lahmgelegt. Glauben Sie wirklich, weil ein paar tausend bewaffnete Lausejungen in den Straßen herumlümmeln, sei Deutschland am Ende?« Er saß aufrecht da, er sah sehr groß aus im Sitzen, sein verbindliches Gesicht war verdrossen, erregt. »Was stellen Sie sich denn vor? Was fürchten Sie denn? Glauben Sie, man wird unsern Kunden verbieten, bei uns zu kaufen? Glauben Sie, man wird unsere Läden zusperren? Glauben Sie, man wird unser Betriebskapital enteignen? Weil

wir Juden sind?« Er stand auf, lief mit steifen, kräftigen Schritten hin und her, atmete heftig durch die fleischige Nase. »Lassen Sie mich doch mit Ihren Ammenmärchen in Frieden. Pogrome gibt's nicht mehr in Deutschland. Damit ist es zu Ende. Seit mehr als hundert Jahren. Seit hundertvierzehn Jahren, wenn Sie's genau wissen wollen. Glauben Sie, dieses ganze Volk von fünfundsechzig Millionen Menschen hat aufgehört, ein Kulturvolk zu sein, weil es ein paar Narren und Lumpen Redefreiheit gab? Ich glaub es nicht. Ich bin dagegen, daß man auf die paar Narren und Lumpen Rücksicht nimmt. Ich bin dagegen, daß man den guten Namen Oppermann aus der Firma streicht. Ich bin dagegen, daß man mit einem so sturen Zeitgenossen wie dem Wels verhandelt. Ich lasse mich nicht anstecken von eurer Panik. Ich mache da nicht mit. Ich verstehe nicht, wie erwachsene Männer hereinfallen können auf diesen ollen Schmierenzauber.«

Die andern saßen betreten. Gustavs Gelassenheit, seine Gefälligkeit war sprichwörtlich. Im Geschäft hat er niemals ernsthaft Opposition gemacht. Niemand hat ihn je so erregt gesehen. Was war das? Gab es ein einziges jüdisches Geschäft, das keine Vorsichtsmaßnahmen traf? Wie konnte ein so gescheiter Mensch wie Gustav so blind sein? Da sieht man es, wohin die Beschäftigung mit literarischen und philosophischen Dingen führt.

Jacques Lavendel war der erste, der sprach. »Sie glauben also immer noch, daß die bessere Einsicht unter diesem Breitengrad siegen wird?« Er schaute Gustav freundlich an. »Ihr Wort in Gottes Ohr«, sagte er dann mit seiner leisen, heiseren, wohlwollenden Stimme. »Wenn man in historischen Zusammenhängen denkt, dann haben Sie sicher recht, Gustav. Aber wir Geschäftsleute sind leider gezwungen, auf sehr kurze Sicht zu denken. Der

Tag, von dem Sie sprechen, wird bestimmt kommen. Aber niemand von uns weiß, ob er ihn erlebt. Wirtschaftlich, meine ich. Sie haben dann recht gehabt, aber die Firma Oppermann ist pleite.«

»Großartig, Ihre Zuversicht«, sagte der repräsentative Herr Hintze, stand auf und drückte Gustav warm die Hand. »Ich danke Ihnen für Ihre Worte. Wirklich wohltuend, erhebend. Aber als Kaufmann muß ich sagen: Zuversicht im Herzen, Vorsicht im Geschäft.«

Martin, stumm, nahm seinen Zwicker heraus, putzte an ihm herum, steckte ihn wieder weg. Betroffen, besorgt schaute er auf seinen Bruder. Sah plötzlich, daß Gustav fünfzig Jahre alt war. Sein Training, sein helles, sorgloses Leben hatte ihm nichts genützt. Da stand er und sprach Worte, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hatten. Martin schaute auf das Porträt des alten Immanuel. Er wußte auf einmal, mit hundertprozentiger Sicherheit wußte er, dieser alte Immanuel hätte an seiner Statt schon vor einem Jahr mit Wels unterhandelt, er wäre längst einig mit Wels; lächelnd, kopfwiegend hätte er Namen und Porträt verschwinden lassen. Was lag an einem Namen, an einem Bild? Auf die Sache kam es an. Längst im Ausland hätte er seine Familie angesiedelt, irgendwo, unter leichteren, zivilisierteren Menschen. Martin fühlte sich plötzlich seinem Bruder ungeheuer überlegen. »Sachte, sachte, Gustav«, sagte er. »Es wird sich eine Lösung finden.«

Gustav stand in einer Ecke. Schaute, immer noch erregt, auf die andern. Was hatte er mit ihnen zu tun, mit diesen bibbernden Geschäftsleuten? Sie waren ihm unsympathisch, allesamt, mit ihrer ewigen, billigen Skepsis. Da war das große Deutschland, von Luther bis Einstein und Freud, von Gutenberg und Berthold Schwarz bis Zeppelin und Haber und Bergius, und weil dieses Deutschland, aufs äußerste gepeinigt, für einen Moment den

Kopf verlor, gaben sie auf, die Geschäftsleute. »Es bedarf keiner Lösung«, grollte er Martin zu. »Es soll alles bleiben, wie es ist. Die bloße Existenz der Deutschen Möbelwerke ist schon zuviel Konzession.«

Die andern begannen sich zu ärgern. »Nehmen Sie Vernunft an, Gustav«, sagte Jacques Lavendel. »Kant ist Kant, und Rockefeller ist Rockefeller. Kant hätte mit den Methoden Rockefellers keine Bücher schreiben können, aber Rockefeller hätte mit den Methoden Kants keine Geschäfte gemacht.« Er sah ihn herzlich an. »Machen Sie Geschichtsphilosophie in der Max-Reger-Straße, aber in der Gertraudtenstraße machen Sie Geschäfte.«

Es war merkwürdigerweise Klara, die einen Ausweg aus der unbehaglichen Situation fand. Ihr Bruder Gustav gefiel ihr; aber während er sprach, wurde ihr doppelt bewußt, warum sie Jacques geheiratet hatte. Sie hatte bisher geschwiegen, man hatte ganz vergessen, daß sie da war. Alle waren überrascht, als jetzt die breite, stille Frau zu reden anhub. »Wenn es Gustav so sehr am Herzen liegt«, schlug sie vor, »daß der Name Oppermann erhalten bleibt, dann könnte man hier das Stammhaus unter dem Namen Oppermann weiterführen und alle Filialen in den Deutschen Möbelwerken zusammenschließen. Und daß Brieger weiter mit Herrn Wels verhandelt, privatim, dagegen wird Gustav wohl nichts einzuwenden haben.«

Der Vorschlag der bedächtigen, resoluten Frau wurde Gustav gerecht und den andern. Alle, ohne langes Gerede, stimmten zu. Gustav, um das Gesicht zu wahren, machte noch einige Vorbehalte. Er war unzufrieden mit sich, daß er sich hatte hinreißen lassen. Schließlich gab auch er die notwendige Unterschrift.

Martin, als die andern ihn verlassen hatten, stützte beide Arme schwer auf die Lehne seines Stuhls. Das unbegreifliche Verhalten seines Bruders drückte ihn. Er hat viel umzulernen, dachte er. Warum will er nicht wahrhaben, was doch alle sehen? Dies Deutschland von 1933 ist nicht mehr das Deutschland unserer Jugend. Es hat nichts zu tun mit dem Deutschland Goethes und Kants, daran muß man sich gewöhnen. Aus dem »Faust« kann er wenig über dieses Deutschland lernen, da muß er schon das Buch »Mein Kampf« studieren.

In der Corneliusstraße, beim Abendessen, bemüht sich Martin um ein unbekümmertes Tischgespräch. Er denkt natürlich nicht daran, Liselotte die gefaßten Beschlüsse zu verschweigen. Aber es wäre schwer zu ertragen, wenn sie es leichtnähme. Und er wünscht doch, daß sie es leichtnimmt. Liselotte sitzt zwischen dem mühsam beredten Gatten und dem schweigsamen Sohn. Sie spürt Martins Unruhe, und sie merkt mit steigender Besorgnis, wie Berthold sich mit einem Erlebnis abquält, an dem er andere nicht teilhaben lassen will.

Nach dem Abendessen dann, in kurzen Worten, mit Anlauf, teilt Martin ihr mit, daß jetzt mit Ausnahme des Stammhauses alle Oppermann-Geschäfte in den Deutschen Möbelwerken aufgehen werden. Liselotte sitzt schön und stattlich da. Sie neigt sich ein wenig vor, während Martin spricht, ihre länglichen, grauen Augen suchen seine trüben, braunen, ihr helles Gesicht wird ernst. »Alle?« fragt sie. »Alle Oppermann-Filialen?« Ihre dunkle Stimme ist auffallend leise. »Es ist nicht leicht, Liselotte«, sagt Martin. Liselotte erwidert nichts. Sie rückt nur den Stuhl etwas vor, näher an ihn heran. Martin hat gehofft, sie werde es leichtnehmen. Jetzt ist es ihm ein großer Trost, daß er sich getäuscht hat.

Gustav Oppermann bat Ellen Rosendorff, mit ihm hinüber ins Arbeitszimmer zu gehen. Sie hatten Tee getrunken, hatten geschwatzt, es war ein angenehmer Nachmittag. Ellen, im Arbeitszimmer, legte sich auf die breite Couch, Gustav schaltete Licht ein, nicht zuviel, setzte sich in den Sessel ihr gegenüber. »Und jetzt, Ellen«, sagte er und bot ihr eine Zigarette an, »was wollen Sie mir erzählen? Was ist los?« – »Nichts und alles«, antwortete Ellen. Sie blieb liegen, das schöne, dunkelhäutige Gesicht im Halbschatten, sie tat ein paar Züge aus der Zigarette. Dann, leichthin, sagte sie: »Ich habe Schluß gemacht.«

»Mit wem?« fragte Gustav, ein bißchen blöde. »Mit Monsieur?« – »Mit wem denn, Schäfchen?« erwiderte Ellen. »Ich hatte ihn gern. Ich habe mich oft gefragt, ob ich ihn auch möchte, wenn er nicht zufällig der Kronprinz wäre. Ich glaube: ja. Übrigens paßte alles an ihm so gut zusammen. Genauso hat der Kronprinz zu sein, dieser Kronprinz.«

»Und jetzt hat es auf einmal nicht mehr zusammengepaßt?«

»Es ist natürlich«, meinte Ellen, »daß ihm der Verlauf der Dinge willkommen ist. Er wäre ein Narr, wenn er sie nicht förderte. Trotzdem er eigentlich kein Schicksal haben könnte, das ihm besser steht als das eines nichtamtierenden Kronprinzen. Ich nehme es ihm natürlich nicht übel, daß er mit dem Gedanken spielt, bei Gelegenheit wieder zu amtieren. Warum soll man die Völkischen nicht verwenden, wenn sie einem nützlich sind? Es gibt auch eine Menge jüdischer Firmen, die ihnen ihre Uniformen liefern, ihre Möbel, ihr Fahnentuch. Nur darf man über dem Geschäft nicht vergessen, aus was für einem Stoff diese Zeitgenossen gemacht sind. Man benützt sie und wäscht sich die Hände. Er weiß das genausogut wie wir. Er hat Witze über den Führer gerissen wie wir alle, er hat schallend gelacht,

wenn man aus seinem Buch vorgelesen hat. Er kann gut lachen. Und jetzt, stellen Sie sich vor, Gustav, seitdem der Mann Kanzler geworden ist, nimmt er ihn ernst. Er wagt es, mir gegenüber zu behaupten, der Führer sei wer. Erst dachte ich, er mache einen Witz. Aber er bleibt dabei. Er hat es sich so lang und gründlich vorgelogen, daß nichts mehr zu machen ist. Die Welt ist häßlich geworden, Gustav.«

Gustav hörte ihr ernsthaft und zärtlich zu. Daß er so gut zuhören konnte, daß er mit allen Sinnen auf ihre Angelegenheiten einging, das machte ihn den Frauen so wert. Durch ihre leichte, schnodderige Art hindurch spürte er, wie sehr sie der Bruch mit dem Prinzen mitgenommen haben mußte. Er konnte sich vorstellen, wie es gewesen sein mochte. Sie hat eine politische Auseinandersetzung mit dem Prinzen gehabt, und der, salopp wie er war, hatte wahrscheinlich aus seinem Antisemitismus kein Hehl gemacht. Gustav sagte nichts, setzte sich zu ihr auf die Couch, nahm ihre Hand, streichelte ihre dunkle, sanfte Haut.

»Ist es nicht merkwürdig, Gustav?«, sagte sie nach einer Weile. »Der Mann weiß um die Zusammenhänge so gut wie Sie und ich. Die völkische Bewegung war im Versacken, die Großindustrie gab kein Geld mehr. Der Führer war erledigt. ›He was over.‹ Ich habe selbst gehört, wie Monsieur das zu einem Engländer sagte. Es war aus. Eine kleine Gruppe verantwortungsloser Großagrarier, weil sie nicht mehr weiter wußte, hat jetzt die Schleusen der Barbarei aufgemacht. Der Führer hat für diesen seinen ›Erfolg‹ nicht mehr getan als Sie oder ich. Selbst Papa Hindenburg, dem man die Erlaubnis abgepreßt hat, hat mehr dafür getan. Und da wagt man, mir zu sagen, der Erfolg erweise, daß an dem Führer etwas sei.

Wissen Sie«, klagte sie weiter, »diese Sache hat alle meine Anschauungen über Größe umgeschmissen. Erschreckt frage ich mich, ob man nicht vielleicht auch die Größe anderer Männer erst hinterher aus solchen Erfolgen zusammenfrisiert hat. Schauerlich, zu denken, daß vielleicht hinter einem Cäsar nichts anderes gesteckt hat als hinter diesem.« Gustav lächelte. »Darüber kann ich Sie beruhigen, Ellen. Von den meisten großen Männern haben wir authentische Zeugnisse über das, was sie faktisch taten, und das, was sie gedacht haben. Cäsar zum Beispiel hat zwei Bücher hinterlassen. Wenn Sie wollen, Ellen, dann lese ich Ihnen eine Seite aus Cäsars ›Gallischem Krieg‹ vor, und hinterher eine Seite aus dem Buche ›Mein Kampf‹.«

Ellen lachte. »Trösten Sie mich nur, Gustav«, bat sie. »Ich habe es nötig.« Aber gleich wurde sie wieder ernst. »Wenn man wüßte, wie lange es dauert«, grübelte sie. »Es ist eine Panik«, erklärte ungestüm Gustav, »nichts weiter.« Allein Ellen schaute ihn ernst an und schüttelte langsam den schönen, biblischen Kopf. »So billig, Gustav«, sagte sie, »sollten Sie mich nun doch nicht trösten wollen.« – »Sie glauben das nicht?« fragte Gustav zurück, betroffen, peinlich überrascht. »Wie sonst, glauben Sie, daß die Sache weiter laufen wird?« Er fragte dringlich. Das Urteil des Mädchens schien ihm plötzlich bedeutungsvoller als das Urteil seines klugen Freundes Mühlheim; er wartete gespannt auf ihre Antwort.

»Halten Sie mich für den Hellseher Hanussen?« lächelte Ellen. »Ein *einziges* steht fest. Mit der gleichen Sicherheit, mit der man nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg wußte, daß der Krieg verloren war, mit der gleichen Sicherheit weiß ich, daß die Sache der Völkischen nicht gut enden

kann. Aber wann das Ende kommen wird und wie und ob dieses Land darüber kaputtgehen wird« – sie zuckte die Achseln.

»Was reden Sie da, Ellen?« fragte Gustav, zog die Brauen hoch, ließ aber ihre Hand nicht los. »Weil ein törichter Prinz sich der Barbarei in die Arme geworfen hat, glauben Sie, daß ganz Deutschland in Barbarei versinkt?« – »Ich glaube gar nichts«, erwiderte ruhig Ellen. »Ich sage mir nur, daß es leicht ist, die Barbaren zu entfesseln, aber schwer, sie wieder unterzukriegen. Die Barbarei hat ihre Reize. Ich selber bin manchmal recht kräftig auf Barbarei eingestellt; ich müßte lügen, wenn ich das nicht zugäbe. Die meisten andern reagieren wahrscheinlich noch stärker darauf.« Sie lag da, schön, traurig, spöttisch, gescheit. Sie tauchte herauf aus dem dummen Abenteuer mit dem Prinzen, durch das sie schamvoll und zynisch gegangen war, nichts bereuend, doch sich selber bespöttelnd. Gustav spürte auf einmal ein brennendes Verlangen. Mit seinen starken, behaarten Händen packte er sie. Den Kopf ganz nah an dem ihren, sprach er dringlich auf sie ein: »Ellen, reisen wir weg aus diesem dummen Berlin. Fahren wir nach den Kanarischen Inseln. Ich schmeiße den Lessing hin. Fahren Sie mit mir, Ellen. Tun Sie's, Ellen.« Sie streichelte seinen großen, erregten Kopf. »Sie sind ein Kind, Gustav«, sagte sie. »Sie sind schon recht, wie Sie sind. Sie brauchen nicht nach den Kanarischen Inseln, um mir das zu beweisen.«

Gustav, nachdem sie gegangen war, saß müde, befriedigt. Er hatte den Abend allein verbringen wollen, am Lessing arbeitend. Jetzt sehnte er sich nach Menschen, nach Gespräch. Er ging in den Theaterklub.

Hier war die Stimmung nicht schlecht. Die Wirtschaft quittierte die Ernennung des Führers zunächst mit einem gewissen Optimismus. Der Führer, urteilslos nachplappernd, was man ihm suggerierte, war fest in der

Hand des Großkapitals. Er wird sich vor Experimenten hüten, dessen war man sicher. Die Großagrarier und die Herren von der Großindustrie, die seinerzeit und so lange die viel klügeren Sozialisten einzuwickeln verstanden, werden mit den täppischen Hakenkreuzlern mühelos fertig werden. Sie wissen schon, warum sie sie an die Macht gelassen haben. Keine Bange. Vorne wird großes Theater gemacht, hinten Geschäft wie immer.

Gustav sprach wenig, hörte viel. Politische, wirtschaftliche Dinge interessierten ihn nicht sehr. In sein eigenes Leben, ins Geistige wird die Veränderung nicht übergreifen. Diese Überzeugung festigte sich ihm immer mehr. Er begriff kaum mehr, daß er sich von der Panik ringsum hatte anstecken lassen. Die Szene, die er da im Kontor Martins aufgeführt hat, ekelhaft. Fünfzig Jahre und immer noch unbeherrscht wie ein Kind. Aber von jetzt an wird er sich in der Hand halten. Nichts mehr von Politik. Schluß mit dem ganzen läppischen, überflüssigen Gequassel.

Er trank. Spielte eine Partie Ekarté. Spielte ziemlich unachtsam. Nahm es als gutes Zeichen, daß er gewann.

Als er ging, stand in der Nähe des Spielsaaleingangs der alte Klubdiener Jean. Es hatte sich die Gewohnheit herausgebildet, daß Gustav, wenn er im Gewinn war, sich ein Fünfmarkstück zurückbehielt, um es Jean in die Hand zu drücken. So auch heute. Die würdige Art, wie der Alte dankte, unmerklich und doch betont, machte Gustav Freude. Er ging ein Stück Wegs zu Fuß nach Haus durch die frische Winternacht. Leben war leicht und angenehm wie je.

Er schlief gut und erwachte voll Zuversicht. Die Arbeit gedieh; Dr. Frischlin, der seine Stellung im Geschäft aufgegeben hatte und nun

regelmäßig den Vormittag über mit ihm arbeitete, hatte ein paar gute Einfälle. Auch die Post war angenehm. Am erfreulichsten der Brief eines Bekannten aus dem Bibliophilenverein, eines angesehenen Schriftstellers, der ihn aufforderte, ein Manifest gegen die zunehmende Barbarisierung des öffentlichen Lebens mit zu unterzeichnen. Gustav lächelte, trotzdem er allein war, fast kindlich, verlegen. Schätzte man seine literarischen Arbeiten so hoch ein, daß man sich von seiner Unterschrift etwas versprach? Er las den Brief noch einmal. Unterzeichnete.

Professor Mühlheim, als er ihm davon erzählte, reagierte sehr anders, als Gustav erwartet hatte. »Deine literarischen Ambitionen in Ehren, Oppermann«, sagte er verdrießlich, »aber ich hätte mir diese Unterschrift verkniffen.« Gustav zog die Brauen hoch, scharf zackten sich die senkrechten Oppermannschen Falten über seiner Nase. »Möchtest du mir nicht erklären, Mühlheim, warum?« bat er bösartig. »Braucht es da viel Erklärungen?« fragte unmutig Mühlheim zurück. »Was versprichst du dir von so einem Manifest? Glaubst du, daß eine so lahme akademische Geschichte in irgendeinem Ministerialbüro Eindruck macht?« Und da Gustav offenbar immer noch nicht verstand, legte er los: »Ich muß dir schon sagen, du bist verboten naiv. Glaubst du, daß die Wirkung dieses Aufrufs in irgendeinem vernünftigen Verhältnis steht zu dem Preis, den du dafür wirst zahlen müssen? Siehst du denn nicht, Mensch, was für ein Bouillon du dir und den andern Oppermanns zusammenkochst? Du kannst jetzt was erleben in der völkischen Presse. Diese Herren werden nämlich die einzigen sein, die auf das Zeug reagieren. Vor einem Jahr wäre das ein Spaß gewesen. Jetzt sind sie der Mund der Regierung, einer recht skrupellosen Regierung. Für deinen Bruder Martin wird es kein Festessen

sein, wenn er den Dreck lesen muß.« Gustav stand da wie ein gescholtener Schuljunge. »Man kann dich wirklich keinen Augenblick allein lassen, Oppermann«, schloß Mühlheim milder.

Allein Gustavs Betroffenheit war rasch vorbei. Was? Will man ihm von neuem bange machen? Man soll ihn gefälligst verschonen mit der blöden Miesmacherei. Er macht nicht länger mit. Er läßt es sich nicht verbieten, für Lessing, Goethe, Freud einzutreten. Sollen dann in Gottes Namen ein paar Idioten die Stühle für ihre geschätzten Gesäße woanders kaufen als bei Oppermanns. Mühlheim sah spöttisch auf den erregten Mann. Erwiderte kühl, ironisch. Die beiden Freunde trennten sich verstimmt.

Sehr anders als auf Mühlheim wirkte das Manifest auf Sybil Rauch. Sie freute sich, den Namen ihres Freundes unter den sehr guten Namen der andern Unterzeichner zu finden. Gratulierte ihm auf ihre kindliche, herzliche Art. Es war sehr anständig von Gustav, den Aufruf so bedenkenlos zu unterzeichnen. Ihr Freund gefiel ihr. Gustav fand ihre Meinung viel natürlicher, wirklichkeitsnäher als die der Politiker, Juristen, Geschäftsleute.

Er arbeitete, lebte. Die Arbeit ging gut voran, das Leben war schön. Mag im Palais des Reichskanzlers der Barbar sich sielen: ihn kümmert es nicht.

Was Martin Oppermann, Jacques Lavendel, was die klugen Herren Brieger und Hintze, was der erfahrene Professor Mühlheim, die schöne, gescheite Ellen Rosendorff nicht fertigbekommen hatten, nämlich die mauerfeste Zuversicht Gustavs zu erschüttern, das bewirkten seltsamerweise drei Stühle. Genau gesagt, drei für eine Eßzimmergarnitur bestimmte Stühle à siebenunddreißig Mark, Modell Nr. 1184. Sechs solcher Stühle nämlich hatte Frau Emilie François, das Donnerwölkchen, in ihrem Speisezimmer

stehen, und sie war seit langem der Ansicht, daß man neun solcher Stühle benötige. Ihr törichter Gatte gab Frau Emilie in diesen letzten Wochen immer mehr Ursache zur Unzufriedenheit. Der Fall des Lausejungen Oppermann war, trotzdem die politische Lage sich zuspitzte, immer noch nicht bereinigt, und die Beziehungen des Rektors zu Oberlehrer Vogelsang ließen zu wünschen übrig. Rektor François, um Emilie ein wenig zu besänftigen, wollte ihr zu ihrem Geburtstag die drei fehlenden Stühle schenken. Dagegen hatte Frau François an sich nichts einzuwenden, aber sie machte sich Sorgen über die technischen Details, wie man in den Besitz der Stühle gelangen könne. Da es sich um eine einheitliche Garnitur handelte, konnten die Stühle nur bei Oppermanns bestellt werden. Andernteils sah man es nicht gerne, wenn ein höherer Schulbeamter in diesen Zeiten in einem jüdischen Geschäft kaufte. Die Stühle durften unter keinen Umständen durch einen Transportwagen des Möbelhauses Oppermann oder durch einen Boten zugestellt werden, der als Angestellter der Firma Oppermann kenntlich war. Sie bestand darauf, daß François das bei der Bestellung ausdrücklich betonte. Das einfachste sei, er teile seinem Freunde Gustav ihren Wunsch telefonisch mit. Rektor François weigerte sich. Frau François erklärte, solche Ersuchen seien üblich, sonst müßten die meisten jüdischen Geschäfte zuschließen. François, unter ihrem Druck, versprach, Gustav die Sache bei Gelegenheit beizubringen. Er gedachte das auf eine schalkhafte Art zu tun, obenhin, nebensächlich. Aber Donnerwölkchen bestand darauf, zuzuhören, wenn François telefonierte. Es war wohl die Folge ihrer Gegenwart, daß das Ersuchen des Rektors nicht ganz so schalkhaft herauskam, wie er es wünschte.

Es gelang Gustav zwar, das Telefongespräch so zu beenden, wie es Rektor François führen wollte, leichthin, schwatzend. Aber, den Hörer eingehängt, veränderte er sich auf erschreckende Art. Schämten sich bereits seine Freunde der Dinge, die von ihm stammten? Er verfinsterte sich, hörte sein erregtes Herz schlagen. Glaube und Zuversicht rannen aus ihm wie die Luft aus einem defekten Gummireifen.

Dr. Bernd Vogelsang war fünfunddreißig Jahre alt, jung und gelehrig. Die knappen, abgezirkelten Bewegungen, die er sich in der Provinz angewöhnt hatte, wurden in Berlin runder, ohne an Strammheit zu verlieren, sein Kragen wurde um einen Zentimeter niedriger. Auch sonst lernte Bernd Vogelsang viel in diesen Wochen. Vierzehn Jahre hatte der Führer kämpfen müssen, ehe er den Sieg errang. Jetzt, als Kanzler, krähte er nicht Triumph, er mäßigte sich, er wartete ab, bis er den Gegner für immer erledigen konnte. Bernd Vogelsang ahmte in seinem Bereich die Taktik des Führers nach. Er konnte warten wie dieser.

Bei aller Mäßigung seines Auftretens hatte er jetzt schon erreicht, daß in der Unterprima des Königin-Luise-Gymnasiums der Boden bereitet war für die Zeit, da echt deutscher Geist dort endgültig die Macht ergreifen sollte. Schon kannte jeder Schüler das Gedicht jenes Heinrich von Kleist »Germania an ihre Kinder« auswendig, und es hob Bernd Vogelsang das Herz, wenn er seine Jungens die großen, haßvollen Verse im Chor sprechen hörte. Neben der klassischen kannte man auch die heutige Hymne der Völkischen auswendig: das Horst-Wessel-Lied.

Rektor François saß müde und traurig in seinem großen Amtszimmer zwischen den Büsten Voltaires und Friedrichs des Großen. Vom Geiste

Voltaires war kein Hauch mehr am Königin-Luise-Gymnasium zu spüren und vom Geist Friedrichs des Großen nur mehr das Üble. Selten noch, daß der eine oder andere seiner Lehrer es wagte, sich zu jenem Liberalismus zu bekennen, der vordem als die beste Tugend seiner Schule galt. Keine Rede mehr davon, daß Vogelsang versetzt werden könnte. Vielmehr mußte François tatenlos zuschauen, wie dieser Mann die bildsamen Gemüter seiner Schüler für immer verdarb.

Dabei verhielt sich Vogelsang höflich und korrekt, er gab keinen Grund zur Klage. Vermied es zum Beispiel, den leidigen Fall Oppermann zu forcieren. Alle acht Tage höchstens, gelegentlich, am Schluß einer Unterredung über andere Gegenstände, mit unheimlich freundlichem Lächeln, das die einzelnen Teile seines Gesichtes noch schärfer zertrennte, sagte er in seinem quäkenden Ostpreußisch: »Ceterum censeo discipulum Oppermann esse castigandum.« Rektor François wurde es kalt vor dem Witz seines Oberlehrers. Auch er zwang sich ein Lächeln ab unter dem gepflegten, weißen Knebelbart. Hilflos durch seine scharfen, randlosen Brillengläser starrte er auf den kalt, höflich und überlegen grinsenden Mann; ihm war, als halte der einen Schuldschein in seinen rötlichen, mit blonden Härchen überflaumten Händen, einen äußerst unangenehmen Schuldschein. »Gewiß, Herr Kollege«, erklärte er hastig. »Ich habe die Sache nicht aus den Augen verloren.« Und Oberlehrer Vogelsang bestand nicht weiter auf seiner Forderung, er lächelte nur anerkennend. »Schön, schön«, sagte er und verabschiedete sich.

Sah Rektor François den Schüler Oppermann, dann unterließ er es nie, ein paar freundliche Worte mit ihm zu sprechen. Berthold war in diesen letzten Wochen auffallend erwachsener geworden. Sein Gesicht war

nachdenklicher, weniger weich, männlicher; die kühnen, grauen Augen schauten beschäftigt, vergrübelt unter der eigenwilligen Stirn mit den schwarzen Haaren. Die Frauen begannen, ihm nachzuschauen. Über seine eigenen Angelegenheiten sprach er immer seltener. Auch Rektor François, trotzdem der Junge wußte, daß er ihm freund sei, konnte ihn nicht dazu bewegen, sich ihm anzuvertrauen.

Übrigens schikanierte Dr. Vogelsang Berthold nicht. Er beschäftigte sich mit ihm nicht mehr und nicht weniger als mit den andern und dachte nicht daran, seine Leistungen zu verkleinern. Gelegentlich, eine kluge Antwort Bertholds quittierend, grinste er unter seinem dichten, blonden Schnurrbärtchen höflich Beifall: »Ein Köpfchen, Oppermann. Sie sind ein Köpfchen.« Ein anderes Mal, Bertholds flüssigen Stil lobend, merkte er an: »Ein bißchen zu flüssig, zu glatt. Zuwenig Widerstände, zuwenig Kanten. Mehr Härte, Oppermann. ›Landgraf, werde hart.‹« Berthold war gerecht genug, dieses Urteil als begründet zu empfinden.

Heinrich Lavendel sah mit Besorgnis die Ruhe Vogelsangs. Ein Vogelsang läßt eine Chose wie die mit Hermann dem Deutschen nicht begraben sein. Je länger er zögert, so gefährlicher. »Der lauert nur«, sagte Heinrich zu Berthold, »bis das Beefsteak ganz durch ist. Ich kenne doch das Schwein. Ich an deiner Stelle würde nicht warten, bis er auf mich zukommt. Go ahead, Berthold. Stell ihn. Mit Hechtsprung hinein.« Berthold zuckte nur die Schultern, zugesperrt, abweisend.

Berthold sah jetzt viel erwachsener aus als Heinrich. Großartig sah er aus. Er war überhaupt ein großartiger Bursche. Er konnte einem alles beweisen und widerlegen. Aber in Wahrheit war er, Heinrich, der Erwachsene und Berthold der Kindskopf. Er hätte ihm verdammt gern

geholfen. Aber da stand man hilflos vis à vis und mußte zuschauen, wie der Junge sich abzappelte. Zum Kotzen. Er wagte nicht, ein zweites Mal mit Berthold zu reden. Sie blieben ziemlich schweigsam, wenn sie miteinander nach Hause radelten. Aber oft jetzt begleitete er Berthold eine Straßenecke weiter, trotzdem das ein Umweg war, und Berthold bemerkte es wohl.

Der Schüler Werner Rittersteg, der Lange Lulatsch, hatte nach Heinrichs Ohrfeige zunächst von seinen Werbungen abgelassen. Ja, er hatte sich zuweilen piepsig und hysterisch über den früher bewunderten Kameraden lustig gemacht. Aber als er gelegentlich um einen Bleistift bat und der immer gefällige Heinrich, als wäre nichts geschehen, ihm den seinen hinreichte, hielt sein Groll nicht vor. Den Tag darauf begrüßte er Heinrich wieder mit den Worten: »How are you, old fellow?« und begann von neuem mit seinen heftigen Freundschaftsbezeigungen. Heinrich blieb kühl. Wie er von den Angriffen des Langen Lulatsch nicht Kenntnis genommen hatte, so ließ er sich seine Werbungen nur eben gefallen.

Wie Rittersteg jetzt wahrnehmen mußte, daß Heinrich sich immer enger an Berthold anschloß, überfiel ihn von neuem der Zorn. Er, ein reinblütiger Arier und somit von Natur jedem Juden überlegen, dazu von Bernd Vogelsang in die Reihen der Jungen Adler aufgenommen, ließ sich herab, Heinrich seine Freundschaft anzutragen, und der Undankbare zog ihm diesen protzigen Oppermann vor. War solche Schmach erhört? An sich natürlich konnte es ihm piepe sein, was ein Judenjunge von ihm dachte. Aber es war ihm leider nicht piepe. Es wurmte ihn, es brannte ihn, daß Heinrich nichts von ihm hielt. Er mußte ihm zeigen, daß er ein stärkeres Kaliber war als dieser feine, geschniegelte Oppermann. Er mußte einen

großen Coup landen, einen Schlager, daß Heinrich endlich die Augen aufgingen.

Um jene Zeit hatte der Wahlkampf eingesetzt, und in dem demokratischen »Tagesanzeiger« hatte der sehr bekannte Journalist Richard Karper, von den völkischen Zeitungen humoristischerweise beharrlich Isidor Karpeles genannt, sich über die vielen stilistischen Schnitzer des Führers lustig gemacht. Das Blatt war daraufhin zwar verboten worden: aber der Aufsatz hatte gewirkt, vor allem auch auf Oberlehrer Vogelsang. Den trieb es, sich in seinem Bereich mit dem tückischen Widersacher auseinanderzusetzen. Er hängte die kleinlichen Angriffe des Isidor Karpeles, genannt Karper, vor den Schülern seiner Unterprima niedriger. Erklärte ihnen, daß es beim Staatsmann auf das Ethos ankomme, nicht auf die Details der Form. Legte ihnen seine Lieblingstheorie dar, die von der Überlegenheit der Rede über die Schrift. Zitierte ihnen, nachdem er die schlimmsten Verstöße gegen den deutschen Sprachgeist daraus ausgemerzt hatte, Sätze des Führers über diesen Gegenstand. Brandmarkte den Karper-Karpeles, den Verkleinerer des Führers, als eines jener Elemente, die an der Zersetzung, an dem politischen und moralischen Niedergang des deutschen Volkes die Hauptschuld trügen.

Werner Rittersteg richtete die vorgewölbten Augen demütig auf den Mund des verehrten Lehrers, unter dessen weizenblondem Schnurrbärtchen die zürnenden Worte groß hervorkamen. Aber er konnte das Aug des Lehrers nicht erreichen, vielmehr schaute der, Werner Rittersteg sah es genau, starr auf Berthold Oppermann. Ja, es war kein Zweifel, der ganze scharfe Angriff Vogelsangs richtete sich im Grunde gegen Berthold Oppermann.

Der Lange Lulatsch schaute auf Heinrich. Der hatte die Arme verschränkt auf die Bank gelegt, hielt den breiten, blonden Kopf gesenkt, wie stoßbereit. Werner Rittersteg nahm dies alles wahr. Hörte aber gleichzeitig aufmerksam auf Vogelsangs Worte, und keines ging ihm verloren.

In der Zwölfuhrpause, im Schulhof, trat er auf Heinrich Lavendel zu. Es war ein klarer Tag, warm, an diesem Februartag war zum erstenmal etwas wie Frühling in der Luft. »Look here, Harry«, sagte er und hielt ihm an Stelle des geborgten einen neuen Bleistift hin, einen großen, gelben Kohinoor. Er hatte ihn selber angespitzt, sehr sorgfältig. »Ich hab jetzt einen Bleistiftspitzer, ein amerikanisches Patent, prima, Mensch«, erklärte er Heinrich. Er beschaute aus seinen vorquellenden Augen träumerisch die Spitze des Bleistifts, die lang und scharf zulief. »Ein Messer sollte man so einem Schwein in den Ranzen rennen«, erklärte er plötzlich, wild. Heinrich Lavendel saß auf der Hofmauer, schnellte abwechselnd auf gymnastische Art die Beine vor. Jetzt hielt er ein. »Ein Messer in den Ranzen? Wem?« fragte er und schaute verwundert zu Rittersteg auf. »Dem Verräter natürlich, diesem Karper, der dem Führer in den Rücken fällt.« Heinrich sagte nichts, verzog kaum merklich die sehr roten Lippen. Klein, stämmig, die Wangen zart und bräunlich, saß er vor dem bläßlichen Langen Lulatsch. Der, obwohl kein Menschenkenner, las alles, was sein gehaßter, bewunderter Freundfeind dachte, Unglaube, Verachtung für den Großsprecher, Ekel, aus seiner kleinen, kaum wahrnehmbaren Geste. Heinrich nahm jetzt endlich den Bleistift, drehte ordentlich die Hülse über die Spitze, steckte ihn ein. »Der, den ich dir lieh«, sagte er, »hat einen Sechser gekostet. Deiner kostet mindestens zwei Groschen, Mensch. Ich geb dir aber die fünfzehn Pfennig nicht heraus.« Nein, so abtun ließ sich der Junge Adler Werner Rittersteg

nicht. »Du wirst es erleben, Mensch«, sagte er dringlich, unglücklich, um Glauben ringend, »ich renn ihm das Messer in den Ranzen.« Und, da Heinrich sich abwandte, achselzuckend, fügte er mit einem fatalen Versuch zu scherzen hinzu: »Wenn ich es tue, krieg ich dann meine fünfzehn Pfennig?« – »Du bist ja verrückt, Mensch«, sagte Heinrich.

Es läutete. Die Pause war zu Ende. Pedell Mellenthin überwachte, wie seine Tochter die Brötchen zusammenpackte, die während der Schulpause nicht verkauft worden waren, übersah geflissentlich den Schüler Oppermann, nickte dem Schüler Rittersteg freundlich zu, stand stramm vor Oberlehrer Vogelsang. Der Unterricht ging weiter.

Zwei Tage später stand in den Zeitungen, Redakteur Richard Karper vom »Tagesanzeiger« sei auf der Redaktion von einem rabiaten jungen Mann niedergestochen worden. Der junge Mensch, ein gewisser Werner Rittersteg, Schüler der Unterprima des Königin-Luise-Gymnasiums, erkläre, er habe dem Redakteur Vorhaltungen wegen seines bekannten Artikels über den Führer gemacht und sei von diesem angepackt und gewürgt worden, so daß ihm nichts übriggeblieben sei, als, in Notwehr, sein Messer zu gebrauchen. Rittersteg, berichteten die Blätter, sei nach eingehender Vernehmung, da kein Fluchtverdacht vorliege, freigelassen worden.

Vater Rittersteg, ein wohlhabender Kaufmann, der vier Ehrenämter bekleidete, knallte seinem Sohn im ersten Impuls eine Ohrfeige. Mutter Rittersteg heulte, welche Schande der Junge über sie bringe. Aber sehr bald stellte sich heraus, daß der Lange Lulatsch kein Lump, sondern ein Held war. Die völkischen Zeitungen brachten sein Bild. Sie schrieben, wenn auch

die Tat des jungen Mannes nicht bedingungslos zu billigen sei, so sei es doch verständlich, daß die deutsche Jugend sich durch die dreisten Angriffe des Verstorbenen zu Taten habe hinreißen lassen. Vater Ritterstegs Bekannte riefen an, gratulierten. Man trug ihm zwei weitere Ehrenämter an. Nach vierundzwanzig Stunden hatten die Eltern Rittersteg vergessen, wie sie auf das Geschehene, unmittelbar nachdem es zu ihren Ohren gekommen war, reagiert hatten; auch ihnen war der Junge jetzt ein Held. Nach achtundvierzig Stunden hätte Vater Rittersteg guten Gewissens beschwören können, von seinem heldischen Sohn habe er nie anderes als eine solche vaterländische Tat erwartet. Trotz der schlechten Zeiten raffte er sich zu dem Versprechen auf, dem Jungen im Frühjahr an seinem Ruderboot einen Außenbordmotor anbringen zu lassen.

Dr. Vogelsang war von tiefer Freude erfüllt. Hier zeigte es sich, wie empfänglich deutsche Jugend war, wenn man sie nur zu nehmen wußte. Eine leise Andeutung genügte, sie auf den rechten Weg zu leiten. Werner Rittersteg war einer jener Jünglinge, die sicherlich alles Schlechte, Verrottete, Zersetzende aus Deutschland ausmerzen werden. »Was euch nicht zugehört, / Müsset ihr meiden, / Was euch das Innre stört, / Dürft ihr nicht leiden.« Diese Jugend verstand, ihren Goethe in die Tat umzusetzen. Er, Bernd Vogelsang, war in seinem kleinen Bereich zum Ziele gelangt, wie der Führer in seinem großen. Achtzehn von den sechsundzwanzig Schülern der Unterprima waren nach der Tat Werner Ritterstegs erklärt völkisch; neben Werner Rittersteg und Max Weber fand Dr. Vogelsang jetzt vier andere würdig, in die Reihen der Jungen Adler einzutreten.

Im übrigen veranlaßte ihn gerade der Erfolg zu doppelter Vorsicht. Solange der Sieg der Nationalisten nicht vollständig ist, also bis zu den

Wahlen, läuft er Gefahr, daß man ihn als den intellektuellen Urheber der Tat verfolgt. Richard Karper war ein beliebter Schriftsteller gewesen, die Zeitungen der Linken in ihrer albernen Überschätzung des Einzellebens schrien waih über seinen Tod. Bis zu den Wahlen war Zurückhaltung geboten. Nach den Wahlen kann Bernd Vogelsang seinen Anteil an der Tat mit doppeltem Stolz verkünden. Vorläufig aber gilt es, sich still zu halten. Kaum daß Vogelsang den Schüler Rittersteg seine Anerkennung merken ließ. Den Fall Oppermann erwähnte er nicht mehr.

Die Pennäler aber breiteten ihrem Kameraden Rittersteg ihre Verehrung unter die Füße. An einem anschaulichen Beispiel hat er ihnen vorgelebt, wie ein Wilhelm Tell, wie ein Hermann der Deutsche auf die schäbigen Angriffe eines Karper reagiert hätte. Daß er sich auf Notwehr hinausredete, erhöhte nur sein Ansehen. Dem tückischen Feind gegenüber waren solche Ausreden ein erlaubtes Mittel; sie entsprangen jener nordischen List, von der Dr. Vogelsang immer sprach.

Der Lange Lulatsch sonnte sich in seinem Ruhm. Die Lehrer, trotzdem seine Leistungen nicht genügten, behandelten ihn wie ein rohes Ei. Im Sommer wird er ein Motorboot haben und mit den Mädchen auf dem Teupitzsee herumgondeln.

Nur *ein* bitterer Tropfen war in seinem Triumph. Er hat den großen Coup gelandet, es war ein großer Coup, alle fanden es. Aber der, um dessentwillen er die Geschichte gestartet hatte, fand es nicht.

Er ging um Heinrich herum, schaute ihn von der Seite an, gespannt, bettelnd. Wird der Mensch nicht endlich zu ihm sagen: »Ich habe mich geirrt, Werner. Ich habe dir die Tat nicht zugetraut. Ich bitte dich um Verzeihung. Hier meine Hand«? Nichts geschah. Eine ganze Woche

geschah nichts. Heinrichs kaltes Schweigen machte den Langen Lulatsch verrückt.

Am achten Tag, im Schulhof, genau an der Stelle, wo er Heinrich zum erstenmal von der Tat gesprochen hatte, trat er unversehens schnell auf ihn zu. »Na, Mensch«, sagte er, »krieg ich jetzt meine fünfzehn Pfennig?« Er hatte sich vollgepumpt mit Triumph, Zuversicht, schaute Heinrich fest, voll, ein Überlegener, ins Auge. Allein Heinrich gab ihm seinen Blick kalt zurück, keineswegs besiegt. »No, Sir«, sagte er. Und, nach einer kleinen Weile, bösartig: »Wenn du willst, werde ich die fünfzehn Pfennig als Depot hinterlegen, bis sich herausgestellt hat, ob du in Notwehr gehandelt hast.« Ein kleines Rot stieg in die bläßlichen Wangen Werners. »Spielst du auch Polizei?« fragte er heftig. Heinrich zuckte die Achseln. Das war alles. Werner, ohne daß er sich's zugestand, fühlte sich um den Sinn seiner Tat betrogen.

Dabei hatte sein Coup Heinrich tief getroffen. Die Tat des Langen Lulatsch, dieses damned fool, verwirrte ihm Urteil und Gefühl. Was soll er tun? Er ist der einzige, der um die Vorgeschichte des Mordes weiß. Er hat genau die piepsige Stimme Werners im Ohr: »Ein Messer sollte man so einem Schwein in den Ranzen rennen«, und: »Du wirst es erleben, Mensch, ich renn ihm das Messer in den Ranzen.« Er spürt, daß er, der Bleistift und die fünfzehn Pfennig sehr tief mit in die Ursachenkette dieses Mordes verknüpft sind. Aber was anders hätte er antworten sollen als: »Du bist ja verrückt, Mensch«? Sie waren ja verrückt, allesamt. Das ganze Land ist ein Irrenhaus geworden. Hat er, Heinrich, nicht die Pflicht, auszusagen, was er weiß, dem Staatsanwalt zu schreiben, daß dieser Held kein Held, sondern ein Lump, dieser Mord nicht Notwehr war, sondern angekündigt, Absicht?

Aber wenn er gegen den Dämlack Zeugnis ablegt, ist damit irgend etwas erreicht? Die Wissenden wissen, und die andern sind nicht zu belehren und werden ihm nicht glauben. Er macht nur sich selber Schwierigkeiten, seinem Vater, den Oppermanns, Berthold.

Sein Vater würde ihm bestimmt abraten, Rittersteg anzuzeigen. Mit guten, einleuchtenden Gründen. Heinrich, auch ohne mit seinem Vater zu sprechen, weiß das genau. Dennoch ist er immer wieder versucht, auszusagen, was er weiß. Man muß sagen, was ist. Man kann nicht ruhig sein, wenn aus einem verbrecherischen Narren ein Held gemacht wird. Man muß, auch wenn die Erfolgschance noch so bescheiden ist, den andern klarzumachen suchen, daß der Kerl ein verbrecherischer Narr ist. »Go ahead, Harry«, sagte er sich manchmal. »Write to the attorney, what happened.« Und sogleich, halb ärgerlich, halb lächelnd, übersetzte er sich: »Los, Mensch.« Allein dann siegte doch wieder die Vernunft. Er setzte sich nicht hin, er schrieb nicht, er schleppte sein besseres Wissen unbehaglich und schweigsam mit sich herum.

Werner Rittersteg fand sich nicht schweigend mit der Niederlage ab, die Heinrich ihm beigebracht hatte. Konnte er ihn nicht treffen, so wollte er es wenigstens diesem Oppermann zeigen. Er richtete einen Brief an Fritz Ladewig, den Präses des Fußballklubs. Beantragte nochmals, diesmal schriftlich, Berthold Oppermann wegen seiner bekannten Schmähung des Deutschtums aus dem Klub auszuschließen.

Neun Jungens waren im Präsidium des Klubs, unter ihnen Heinrich. Unbehaglich gab Fritz Ladewig den Antrag Ritterstegs bekannt. Die Jungens sahen einander an, keiner sagte was. Berthold war ein guter Kamerad. Warum soll man etwas unternehmen, bevor Rektor und

Professorenkollegium sich erklären? Andernteils war Werner Rittersteg der Held der Anstalt, man konnte einen Antrag von ihm nicht ohne weiteres ablehnen.

»Na, was meint ihr?« sagte nach einer Weile Fritz Ladewig. »Das wißt ihr«, sagte Heinrich Lavendel, gradaus vor sich hin, ohne einen anzuschauen, blaß und entschlossen, »daß ich natürlich auch austrete, wenn Berthold geht.« Ein Match mit der Mannschaft des Fichte-Gymnasiums stand bevor, Heinrich Lavendel war ein unersetzlicher Torwart. »Kommt gar nicht in Frage«, erklärte man und vertagte die Entscheidung über den Antrag Werner Ritterstegs.

Fritz Ladewig erstattete Rittersteg Bericht. Erklärte, der Klub erlaube sich die Anfrage, ob er trotz Heinrichs Drohungen seinen Antrag aufrechterhalten wolle. Werner Rittersteg hatte sich durch seine Mitgliedschaft bei den Jungen Adlern angewöhnt, auf unbequeme Fragen geheimnisvolle, zweideutige Antworten zu geben. »Darüber muß ich mich mit mir selber beraten«, sagte er.

Nochmals trat er an Heinrich heran: »Ich mache dir einen Vorschlag. Ich bekenne vor jedermann, daß ich dein Freund bin. Ich erkläre mich mit dir solidarisch. Das heißt etwas, Mensch, unter den heutigen Verhältnissen. Aber ich kann’s mir leisten. Du mußt mir nur eines versprechen: du enthältst dich im Klub der Stimme, und du bleibst drin. Wenn du nett sein willst, gibst du mir die fünfzehn Pfennig. Sag: Abgemacht. So eine Gelegenheit kommt nicht wieder«, versuchte er zu scherzen. »Oder sag: Okay«, lächelte er, bettelte er. Heinrich schaute ihn auf und ab, mit jener sachlichen Neugier, mit der man im Zoologischen Garten Tiere betrachtet. Drehte sich um. »Versteh mich doch, Mensch«, sagte hastig, mit blassen

Lippen, Werner Rittersteg. »Du brauchst mir die fünfzehn Pfennig natürlich nicht zu geben, das war ein Witz. Und im Klub kannst du auch dagegen stimmen. Aber du trittst nicht aus. Das wenigstens versprichst du mir.« Heinrich kehrte sich ab, wortlos. Der lange Rittersteg rührte dem Kleineren, Stämmigen die Schultern, bettelte weiter: »Nimm Vernunft an. Tritt nicht aus. Bleib.«

Heinrich schüttelte die langen, blassen Hände von seinen Schultern.

Rektor François hielt sich immer länger in seinem Amtszimmer auf; denn seine Privatwohnung war erfüllt von den Klagen und Beschwörungen Donnerwölkchens. Aber auch die Einsamkeit seines großen Amtszimmers wurde immer trüber. Was nützte es, daß sein Buch »Der Einfluß des antiken Hexameters auf die Wortgebung Klopstocks« gedieh, nun er erkennen mußte, daß das Werk seines Lebens verloren war. In hilflosem Kummer schaute er zu, wie schnell der breit einbrechende Nationalismus seine Schüler umnebelte. Er hat sich treulich bemüht, die Fackel weiterzugeben, aber jetzt drang Nacht immer tiefer herein und verschlang sein bißchen Licht. Barbarei, wie sie Deutschland seit dem Dreißigjährigen Krieg nicht erlebt hatte, breitete sich über das Reich. Der Landsknecht regierte; sein wüstes Gegröl deckte die holden Stimmen der deutschen Dichter zu.

Mit behutsamen Fingern, die Berührung des Papiers schon war ihm widerwärtig, blätterte Rektor François in dem »Nationalsozialistischen Liederschatz«, dem offiziellen Liederbuch der Völkischen, dessen Verse jetzt auf Betreiben Vogelsangs seine Jungen auswendig lernen mußten. Was für Verse. »Und wenn die Handgranate kracht, / das Herz im Leibe lacht«, und: »Wenn’s Judenblut vom Messer spritzt, / dann geht’s noch mal so gut.«

In den Schulsälen, in denen vorher die Strophen Goethes und Heines, die gebändigten Sätze Kleistscher Prosa erklungen waren, rülpste man jetzt diese Gemeinheiten. Das Gesicht des Rektors verzog sich vor Ekel. Er wußte nun, wie es war, als die eindringenden Barbaren die Tempel antiker Städte zu Ställen für ihre Pferde machten.

Gerne einmal hätte er in der Max-Reger-Straße bei seinem Freunde Gustav Trost und Erholung gesucht. Aber auch das war ihm verwehrt. Seit der Unterzeichnung jenes Manifests gegen die Barbarei brachten die Zeitungen der Barbaren jeden zweiten oder dritten Tag wüste Angriffe auf Gustav, er war gebrandmarkt, und Donnerwölkchen hatte Rektor François streng verboten, sich bei ihm sehen zu lassen. Die Lehrer an seiner Anstalt, die seines Geistes waren, ihm freund, wagten, von allen Seiten bespitzelt, kaum mehr ein freies Wort. So saß der alternde Mann zumeist allein in seinem großen Arbeitszimmer, sein Werk versank vor ihm, seine Freunde versanken, sein Deutschland versank, und er wußte, bald werde auch an dieser seiner letzten Zufluchtsstätte für ihn so wenig Raum mehr sein wie für die Voltairebüste.

In diesen Tagen traf Rektor François den Schüler Oppermann auf dem langen Korridor zum Physiksaal. Berthold ging langsam; er sah auffallend erwachsen aus. Es fiel Rektor François auf, daß der Junge, trotzdem er viel Sport trieb, begann, die Füße einwärts zu setzen wie sein Vater. Er sah die kühnen, grauen, traurigen Augen Bertholds, sein beschäftigtes Gesicht. Er dachte daran, daß Donnerwölkchen ihn bestimmt getadelt hätte, aber er konnte nicht anders, er hielt ihn an. Er wußte nicht recht, was zu sagen; schließlich, mit seiner milden, jetzt kummervollen Stimme, brachte er heraus: »Na, Oppermann, was lesen Sie denn jetzt in der Klasse?« Berthold,

und in seiner Stimme war fast mehr Resignation als Bitterkeit, erwiderte: »Den vaterländischen Dichter Ernst Moritz Arndt und den vaterländischen Dichter Theodor Körner und immer mal wieder den ›Nationalsozialistischen Liederschatz‹, Herr Rektor.« – »Hm, so«, machte Rektor François, sah sich um, und da Pedell Mellenthin nicht zu sehen war, auch kein feindlicher Oberlehrer, sondern nur zwei kleine Jungen aus der Quinta, schluckte er und sagte: »Sehen Sie, lieber Oppermann, das ist nun so. Ulysses ist neugierig. Ulysses ist abenteuerlustig, Ulysses gerät in die Höhle Polyphems. Das erlebt jede Epoche. Aber jede Epoche erlebt auch, daß am Ende Ulysses den Polyphem besiegt. Nur dauert es manchmal etwas lange. Ich werde es höchstwahrscheinlich nicht mehr erleben, aber Sie werden es erleben.« Der Schüler Oppermann schaute seinen Rektor an, eigentlich schaute der Siebzehnjährige erwachsener aus als der Achtundfünfzigjährige, und er sagte: »Sie sind sehr freundlich, Herr Rektor.« Diese einfachen Worte schienen Rektor François tröstlich, sie richteten ihn geradezu auf. »Ja, was ich Ihnen eigentlich sagen wollte, Oppermann«, begann er von neuem, eifriger als zuvor. »Es gibt jetzt eine Volksausgabe von Döblins ›Giganten‹. Das Buch als Ganzes ist etwas barock, aber es sind zwei Fabeln darin, die gehören zu den besten Seiten deutscher Prosa. Man müßte sie in alle deutschen Schullesebücher aufnehmen. Lesen Sie sie, bitte, lieber Oppermann. Es ist eine Fabel vom Mond und eine vom Hund und dem Löwen. Es wird Ihnen eine Freude sein, daß auch in dieser Zeit in Deutschland solche Prosa geschrieben wird.« Der Schüler Oppermann sah seinen Rektor aufmerksam an; dann, mit einer sonderbaren Abwesenheit in seiner tiefen, frühreifen Stimme, erwiderte er: »Ich danke Ihnen, Herr Rektor. Ich werde die Seiten lesen.« Vielleicht war

es die dunkle Ruhe dieser Stimme, die bewirkte, daß Rektor François nicht mehr an sich hielt, sondern ganz nah an den Schüler Oppermann herantrat und ihm, der größer war als er selber, beide Hände auf die Schultern legte. »Verlieren Sie den Mut nicht, Oppermann«, sagte er. »Bitte, verlieren *Sie* mir den Mut nicht. Wir haben alle unser Teil zu tragen. Je besser einer ist, so schwerer. Lassen Sie sich, bitte, von Ihrem Onkel Gustav den Brief zeigen, den Lessing nach der Geburt seines Sohnes geschrieben hat, es war im Jahr 1777, glaube ich, oder 78, Ihr Onkel Gustav weiß bestimmt, was ich meine. Beißen Sie die Zähne zusammen, Oppermann, und halten Sie aus.«

Wenngleich Rektor François nicht eben das war, was Berthold sich unter einem Mann vorstellte, so behütete ihn diese Unterredung doch für einige Tage vor allzu großer Bitterkeit. An seinem nächsten freien Nachmittag ging er zu Onkel Gustav und bat ihn um jenen Brief. »Ja, natürlich«, sagte Gustav, »der Brief vom letzten Dezember 77. Er ist im Besitz der Wolfenbüttler Bibliothek. Ein schöner Brief. Ein Faksimile ist bei Düntzer abgedruckt.« Er zeigte ihm den Brief.

Berthold las: »Mein lieber Eschenburg, ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Anteil zu danken. Meine Freude war nur kurz: Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! – Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. – War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisern Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrat merkte? – War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? – Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort. – Denn noch ist wenig

Hoffnung, daß ich sie behalten werde. – Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen. Lessing.«

Berthold blätterte in der Briefsammlung weiter, las einen Brief, geschrieben eine Woche später: »Mein lieber Eschenburg, ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragischer Brief das kann gewesen sein, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich herzlich, wenn er das geringste von Verzweiflung verrät … Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen … Ich danke Ihnen für die Abschrift des Goezischen Aufsatzes. Diese Materien sind itzt wahrlich die einzigen, die mich zerstreuen können … Lessing.«

Und dann war da ein Brief, wieder drei Tage später: »Lieber Eschenburg, meine Frau ist tot: und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen; und bin ganz leicht … Ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Haben Sie … die Güte, liebster Freund, und lassen Sie mir aus Ihrem großen Johnson den ganzen Artikel ›Evidence‹ mit allen Beweisstellen abschreiben.«

Berthold las. Es war ein bißchen seltsam, daß Rektor François ihm gerade diesen Brief von der Zangengeburt zur Lektüre empfahl. Aber angerührt war Berthold. Daß dieser Lessing am Sterbebett seiner offenbar sehr geliebten Frau seinem Freunde vom Absterben dieser Frau berichtete und ihn, eh die Tinte trocken war, ersuchte, ihm Literatur für seine Arbeit zu schicken, das war schon allerhand. Leicht hat er es nicht gehabt, dieser Schriftsteller G. E. Lessing. Als er seinen »Nathan« schrieb, sein Bekenntnis für die Emanzipation der Juden, erklärten die damaligen Völkischen, er sei dafür hoch bezahlt worden. Immerhin hat niemand von

ihm verlangt, daß er Abbitte tue und widerrufe. Es ist in den hundertfünfzig Jahren seither erheblich finsterer geworden in Deutschland.

Berthold sah die langen, hohen Reihen der Bücher auf und nieder. Dies alles war Deutschland. Und die Leute, die diese Bücher lasen, waren Deutschland. Die Arbeiter, die in ihrer freien Zeit sich in ihre Arbeiterhochschulen setzten und ihren schwerverständlichen Karl Marx büffelten, waren Deutschland. Und das Philharmonische Orchester war Deutschland. Und auch das Autorennen auf der Avus und die Arbeitersportvereine waren Deutschland. Aber, leider, auch das Nationalsozialistische Liederbuch war Deutschland und das Pack in den braunen Uniformen. Soll wirklich dieser Unsinn das andere fressen? Will man wirklich die Irrenhäusler regieren lassen, statt sie einzusperren? Deutschland, mein Deutschland. Es packte ihn plötzlich. Er hatte gelernt, sich zu beherrschen, er hielt auch diesmal an sich. Aber blaß und rot wurde er doch, so daß Onkel Gustav auf ihn zutrat, ihm die kräftige, behaarte Hand auf die Schulter legte und sagte: »Kopf hoch, mein Junge. Unter 29 minus fällt in dieser Gegend das Thermometer nicht.«

Edgar Oppermann, im Chefzimmer der Laryngologischen Station der Städtischen Klinik, unterschrieb, ohne sie zu lesen, eine Reihe Briefe, die Schwester Helene ihm hingehalten hatte. »So, Schwester Helene«, sagte er, »und jetzt darf ich noch auf einen Sprung ins Labor.« Er sah überarbeitet aus, gehetzt, Schwester Helene hätte ihm gern die Viertelstunde Ruhe im Laboratorium gegönnt. Aber es ging nicht, die Situation war zu brenzlig. »Ja mein«, hatte Geheimrat Lorenz zu ihr gesagt, »jetzt sollte halt eine resolute Frauensperson die Geschichte in die Hand nehmen.«

»Es tut mir leid, Herr Professor«, sagte sie, »aber ich kann Sie noch nicht fortlassen. Bitte, lesen Sie das«, und sie wies auf ein paar Zeitungsausschnitte.

»Sie werden immer strenger mit mir, Schwester Helene«, versuchte Edgar zu lächeln. Er nahm gehorsam die Ausschnitte zur Hand, las sie. Es waren die gewohnten Angriffe, nur war der Ton noch robuster, pöbelhafter. In jedem zweiten Fall, hieß es, führe das Oppermannsche Verfahren den Tod des Operierten herbei. Edgar Oppermann verwende fast ausschließlich Patienten der dritten Klasse für seine mörderischen Versuche. Es seien Ritualmorde größten Stiles, die der jüdische Arzt in aller Öffentlichkeit begehe, um sich dafür von der jüdischen Presse beweihräuchern zu lassen. Die Augen des Lesenden trübten sich im Zorn. »Das schreiben sie doch seit Monaten«, sagte er heftig. »Können Sie mich damit nicht verschonen?«

»Nein«, erwiderte Schwester Helene kurz. Ihre Stimme klang nach der lauten, unmutigen Edgars doppelt leise, doch darum nicht weniger resolut. »Sie dürfen die Augen nicht länger zudrücken, Herr Professor«, sagte sie mit der Strenge, mit der sie einem Patienten eine unangenehme Medizin aufnötigte. »Sie müssen dagegen etwas tun.«

»Aber es weiß doch jeder«, sagte ungeduldig Edgar, »daß wir nur 14,3 Prozent Fälle mit letalem Ausgang haben. Selbst Varhuus gibt zu, daß in mehr als fünfzig Prozent aller Fälle, die man sonst aufgeben müßte, das Oppermannsche Verfahren zum Ziel führt.« Er suchte seine Heftigkeit zu mäßigen, lächelte. »Ich bin ein hilfsbereiter Mensch, Schwester Helene. Aber wenn der Teufel in diese Säue gefahren ist, muß gerade ich ihn austreiben? Sie dürfen nicht zuviel von mir verlangen.«

Aber sie ging auf diesen 'Ton nicht ein. Sie hatte sich gesetzt, sie dachte nicht daran, die Unterredung so bald zu beenden. Kräftig, füllig saß sie da. Die Aufsätze dieser Zeitungen, setzte sie ihm auseinander, würden ja nicht von Medizinern gelesen, sondern von einer fanatisierten Menge. Diese fanatisierte Menge habe Einfluß auf die Geschicke der Städtischen Klinik. Er könne das nicht länger anstehen lassen. Er müsse klagen, forderte sie leise, doch entschieden, sogleich müsse er klagen. Oder ob er warten wolle, bis Geheimrat Lorenz ihm das nahelege?

Edgar Oppermann sah die Logik Schwester Helenens ein, aber ihn ekelte vor der Sache. Die Leute, erklärte er heftig, die solche Aufsätze schrieben, und die, die sie glaubten, gehörten in ein Irrenhaus, nicht vor Gericht. Er kann sich mit ihnen nicht auseinandersetzen. So wenig wie mit den Medizinmännern eines Urwaldstammes, die behaupten, Lungenschwindsucht könne nur geheilt werden, wenn man dem Patienten Antilopenkot aufs Auge lege. »Wenn das Ministerium oder der alte Lorenz es für nötig hält, solche Leute zu widerlegen, dann kann ich sie nicht hindern. Aber ich tu es nicht. Ich bin kein Latrinenreiniger.«

Schwester Helene drang für diesmal nicht durch. Aber sie dachte nicht daran, zu resignieren. Sie wird heute abend weiter diskutieren, morgen vormittag, morgen abend. Ahnte denn dieser große Wissenschaftler, dieses Kind, ihr Professor Oppermann nicht, was um ihn vorging?

In den Krankenhäusern, auf der Universität, überall witterten die unbegabten Mediziner Morgenluft. Eine Epoche brach an, in der nicht mehr Leistung und Begabung entschied, sondern die vorgebliche Zugehörigkeit zu einer Rasse. Schwester Helene besaß naturwissenschaftliche Bildung genug, um zu wissen, daß hinter der Rassentheorie ebensoviel Sinn und

Unsinn stak wie hinter dem Glauben an Hexentum und Teufel. Aber für alle, denen die Begabung anderer im Weg stand, war es verlockend, den Mangel eigener Leistung durch den Hinweis auf nichtjüdische Abstammung zu ersetzen. Zwar wagte man sich bisher an ihren Professor nicht heran. Er gehörte zu den zehn oder zwölf deutschen Ärzten von Weltruf; seine Studenten, seine Kranken hingen an ihm. Aber sah er nicht, wie schon sein Schützling zum Beispiel, Dr. Jacoby, von dem allgemeinen Übelwollen angefressen war? Der kleine, häßliche Mensch wurde immer scheuer, linkischer, wagte sich kaum mehr zu seinen Patienten. Und dieser unbegreifliche Professor wollte das nicht merken, wollte nicht wahrhaben, daß es mit der Kandidatur des kleinen Jacoby jetzt endgültig Essig war, tröstete ihn vielmehr und erklärte ihm in unfaßbarem Optimismus, es könne nur mehr Tage dauern, bis die Bestätigung da sei.

Es war ein läppischer Vorfall, der Edgar Oppermann aus der freiwilligen Blindheit riß, mit der er sich bisher gegen die wüste Wirklichkeit geschützt hatte. An einem der nächsten Nachmittage nämlich wurde ein Patient der dritten Klasse, den man unentgeltlich behandelte, dabei betroffen, wie er gegen strenges Verbot eine Zigarre rauchte. Der Mann litt an einer Kehlkopfkrankheit; daß er rauchte, schädigte nicht nur die andern Kranken seines Saales, sondern am meisten ihn selber. Die Aufsichtsschwester bat den Mann höflich, sich das Rauchen vorläufig zu versagen. Er machte Witze, gehorchte nicht. Sie wurde dringlicher, er trotziger. Schließlich mußte sie den diensttuenden Arzt zur Hilfe rufen, Dr. Jacoby. Das Erscheinen des kleinen, häßlichen Juden machte den Mann vollends rabiat. Mit seiner kranken, heiseren Stimme bellte er, er scheiße auf das, was die jüdischen Ärzte ihm kommandierten. Der ganze Betrieb hier könnte ihn am

Arsch lecken, der Professor als erster. Er habe es satt, hier das Versuchskaninchen zu markieren. Er, ein deutscher Mann, werde dem feinen Herrn Professor in den deutschen Zeitungen eine Stearinkerze anstecken. Der kleine Doktor stand aschgrau, hilflos. Die andern Patienten mischten sich ein. Von allen Seiten brach es los, kläffend, bellend, heiser. In ihren blaugestreiften Krankenkitteln drangen sie auf Dr. Jacoby ein, aus ihren Betten heraus schrien sie. Er hatte für den schreienden, meuternden Saal nichts als Argumente der Vernunft, das am wenigsten geeignete Beruhigungsmittel. Schwester Helene kam auf die glückliche Idee, Dr. Reimers zu rufen. Der brachte die Rebellen mit ein paar kräftigen, unflätigen Flüchen zur Ruhe. Er scheute sich nicht, den Rädelsführer an den Schultern zu packen, ihn kräftig zu schütteln, aus der Anstalt hinauszuweisen. Den andern sprach er auf männliche, derbe Art gut zu. Diejenigen, die zuerst am lautesten auf Seite des rauchenden Meuterers gestanden waren, fanden jetzt, er sei ein Stänker, der auch an Hindenburg und dem lieben Gott kein gutes Haar lasse, und bald hörte man im Saal nur mehr die leise Stimme Schwester Helenens.

Die Veränderungen im Möbelhaus Oppermann, die Hetzartikel gegen seinen Bruder Gustav, die gemeinen Aufsätze gegen ihn selber hatten Edgar wenig angefochten: diese läppische Meuterei warf ihn um. Er begriff es nicht, wie Kranke, denen man mit so beflissener Wissenschaft geholfen hatte, trotz des augenscheinlichen Erfolgs über ihre Ärzte herfielen. Daß diese Leute, wenn auf der einen Seite ihr eigenes Erlebnis, auf der andern ein dummer Hetzartikel stand, sich gegen ihr Erlebnis für den Hetzartikel entschieden, erschütterte ihn. Er erklärte Schwester Helene, jetzt werde er klagen.

Schon am andern Tag kam er mit Professor Arthur Mühlheim zusammen. Er fragte Mühlheim, ob man nicht, da er, Edgar, doch in der Öffentlichkeit stehe, den Staatsanwalt veranlassen könnte, ex officio Klage zu erheben. Mühlheim, statt aller Antwort, fragte, wie alt Edgar sei. Dann holte er einen Kognak, gebrannt in Edgars Geburtsjahr, schenkte ihm ein, verzog das vielgefältete, listige Gesicht zu einem fatalen Lächeln, sagte: »Ich fürchte, Edgar, viel andern Rat werde ich Ihnen nicht geben können.«

Edgar, betreten, fragte wieso und warum. Stand es nicht außer Frage, daß die Behauptungen dieser Zeitungen schamlose Lügen waren? Ein ungeheures Material, das dies auf eine auch jedem Laien faßbare Art bewies, konnte beigebracht werden. Was also sollte ihn hindern, Klage anzustrengen? Lebte man nicht in einem Rechtsstaat?

»Bitte, wie?« sagte Mühlheim. Und da er die Augen des andern geradezu erschreckt auf sich gerichtet sah, erklärte er: »Selbst wenn Sie schon vor einem Monat zu mir gekommen wären, Edgar, als ein Teil der Gesetze wenigstens formal noch in Geltung war, selbst dann hätte ich Ihnen als gewissenhafter Anwalt von einer Klage abraten müssen. Die Artikelschreiber hätten nämlich versucht, den Wahrheitsbeweis anzutreten.« – »Aber …«, warf Edgar entrüstet ein. »Ich weiß schon«, winkte Müllheim ab, »ein solcher Wahrheitsbeweis hätte nie glücken können. Allein die Gegner hätten Ihnen neue, immer abstrusere und niederträchtigere Dinge angedichtet, das Gericht hätte Erhebung über diese Dinge immer wieder zugelassen, man hätte Ihnen so viel Dreck an den Schädel geschmissen, daß Sie vor Ärger krepiert wären. Vergessen Sie nicht, Edgar, daß unsere Gegner einen ungeheuren Vorteil vor uns voraushaben: ihren unbedingten Mangel an Fairneß. Darum sind sie ja heute an der Macht. Sie haben immer

Mittel angewandt von solcher Primitivität, daß die andern sie einfach nicht für möglich hielten, weil sie in keinem andern Lande möglich gewesen wären. Sie haben etwa die gesamten Führer der Linken von einiger Bedeutung einfach abgeschossen, einen nach dem andern. Ungestraft. Um zur Sache zurückzukommen, glauben Sie mir, Edgar, Sie finden heute in Deutschland keinen Richter, der die Artikelschreiber verurteilt. Und nach den Wahlen werden Sie in Deutschland kein Gericht finden, das die Klage auch nur zuläßt.«

»Ich glaube das nicht, ich glaube das nicht«, sagte Edgar heftig und schlug auf den Tisch; aber es klang wie ein Hilferuf.

Mühlheim zuckte die Achseln. Holte eine Vollmacht, bat Edgar, zu unterzeichnen. »Die Klage geht morgen ab«, sagte er. »Aber ich wollte, Sie sparten sich die Enttäuschung.«

»Wie sollen meine Kranken Zutrauen zu mir haben, wenn solche Dinge gegen mich gesagt werden dürfen?« grollte Edgar. »Wer heißt Sie denn Ihre Kranken behandeln?« fragte bitter Mühlheim zurück. »Wer sagt Ihnen denn, daß dieser Staat das will?« – »Aber die Richter«, ereiferte sich Edgar, fast kindlich erstaunt, »sind doch akademisch gebildet; sie wissen doch, daß das alles Unsinn ist. Oder glauben sie vielleicht wirklich, daß ich Christenkinder schlachte?« – »Sie reden sich ein«, erwiderte Mühlheim, und der Grimm verzerrte grotesk sein kleines, listiges Gesicht, »daß Sie, etwa im Osten geboren, Ihrem Blut und Ihrer Veranlagung nach sehr wohl dazu imstande wären.«

Edgar ging von der Unterredung mit Mühlheim völlig ausgeleert. Hatte sich die Welt in wenigen Wochen so verändert? Oder war er

sechsundvierzig Jahre alt geworden und hatte von der Welt ringsum so wenig begriffen?

Den Tag darauf ließ er sich in ein längeres Gespräch mit seiner Tochter Ruth ein. Ruth war gewohnt, daß sich ihr Vater auf gutmütige, liebenswürdige Art über sie lustig machte. Er tat das auch jetzt, aber es war dennoch anders, und das Mädchen fühlte rasch, daß seine Sicherheit erschüttert war. So genau sie wußte, daß er von der Sinnlosigkeit ihres Nationalismus sozusagen naturwissenschaftlich überzeugt war und daß sie ihm nur ein Schauspiel bot, sie hatte es sich trotzdem nicht versagen können, ihre Ideen immer wieder mit der gleichen Wildheit zu verteidigen wie am ersten Tag. Jetzt, merkend, daß er gelockert war, wurde auch sie sanfter. Gina Oppermann saß stumm dabei. Sie war eine törichte, kleine Frau, sie verstand nichts von dem, was gesprochen wurde. Aber sie wußte Bescheid um Ton und Haltung ihres Mannes und ihrer Tochter, und sie sah verschüchtert die zaghaften Versuche Edgars, bei seiner Tochter in die Schule zu gehen.

Noch in der gleichen Woche setzte der alte Geheimrat Lorenz Edgar auseinander, daß Professor Varhuus nun endgültig erklärt habe, er könne die Kandidatur des Dr. Jacoby nicht unterstützen. Geheimrat Lorenz gab sich während dieser Unterredung besonders barsch, er war ganz der alte »Fürchtegott«, wie seine Studenten ihn kannten. Edgar war weiser geworden in diesen letzten Tagen, er sah durch die Barschheit des Mannes seine schmerzliche Verlegenheit.

»Geben Sie mir einen Rat, Kollege«, grollte der Alte, und die Worte polterten wie Felsbrocken aus dem goldenen Mund. »Was soll ich machen?« Er stieß den mächtigen, weißbehaarten, kupferroten Schädel

gegen Edgar vor. Ich kann natürlich darauf bestehen, daß es der Jacoby wird. Er wird's dann auch. Aber dann streichen uns die Arschlöcher den Posten für Ihr Labor. Geben Sie mir einen Rat.«

Edgar beschaute seine Hände. »Die Behandlung dieses Falles scheint mir gegeben, Herr Geheimrat«, sagte er, und seine Stimme klang frisch und entschieden, wie wenn er einem Patienten den operativen Eingriff vorschlug. »Sie ziehen die Kandidatur Jacoby zurück, und ich ziehe meine Klage gegen die Arschlöcher zurück, um Ihre Ausdrucksweise zu plagiieren.« Er lachte, er schien besonders munter.

Der alte Lorenz fühlte sich verflucht ungemütlich. Dieser Edgar Oppermann war ein ausgezeichneter Wissenschaftler und ihm sympathisch. Er hatte ihm ein Versprechen gegeben. Der alte Lorenz kann alles, macht alles, fürchtet Gott und sonst nichts auf der Welt. Und jetzt auf einmal, das erstemal in seinem Leben, fürchtet er die Arschlöcher, die ihm im Etat herumstreichen, und bricht ein Versprechen. Es war säuisch. Aber er kann sich doch den Posten nicht streichen lassen. Er war oft in der Lage gewesen, Angehörigen, nahen Freunden mitteilen zu müssen, eine Operation sei mißglückt, der Patient verschieden. Der alte Lorenz war ein rechtschaffener Mensch: diese Situation war zehnmal ungemütlicher.

»Halten Sie es nicht für richtiger, Herr Geheimrat«, fragte plötzlich Edgar und hatte noch immer sein fatales, gefrorenes Lächeln um die Lippen, »ich schmeiße hier die Sache hin, bevor sie mich hinausschmeißen?«

Das Gesicht des alten Lorenz lief bläulich an. »Sie sind wohl närrisch geworden, Oppermann«, brach er los. »Machen Sie doch die Augen auf. Woran dieses Volk leidet, Mann, das ist eine akute Erkrankung, keine

chronische. Ich verbitte es mir, daß Sie sie für eine chronische erklären. Hören Sie, Mann. Arschlöcher«, schrie er plötzlich und haute mit seiner großen, roten Hand auf den Tisch, daß die Papiere flogen. »Alle sind sie Arschlöcher, die Politiker. Und ich tu ihnen den Gefallen nicht. Wenn sie glauben, ich tu ihnen den Gefallen, dann sind sie geschlenkt.«

Geschlenkt, dachte Edgar. Was für merkwürdige Worte diese Bayern haben. »Schon gut«, sagte er. »Ich glaube Ihnen schon, Geheimrat Lorenz, daß Sie getan haben, was Sie tun konnten. Sie sind ein guter Kollege.« – »Ich weiß es nicht, Oppermann«, sagte der alte Lorenz. »Das erstemal in meinem Leben weiß ich es nicht. Das ist es ja.«

Die Fertigstellung der Brücke, die Herrn Wolfsohns Mund schmücken sollte, hatte sich länger hingezogen, als Herr Wolfsohn gedacht hatte, sie war auch teurer geworden. Fünfundachtzig Mark hatte der Dentist Hans Schulze, der Olle Matjes, ihm am Ende abnehmen wollen mit der Begründung, es hätten sich während der Arbeit, die er in Wolfsohns Munde vornahm, neue, unvermutete Schwierigkeiten ergeben, es hätten sich neue kariöse Stellen gezeigt, und bei einem andern als Herrn Wolfsohn würde er es unter hundert Emm unter keinen Umständen machen. Herr Wolfsohn hatte ihn schließlich mit vieler Mühe unter mancherlei ernsten und scherzhaften Reden auf fünfundsiebzig Emm gedrückt. Fünfzig Emm hatte er verabredungsgemäß angezahlt. Die neuen Zähne waren somit noch nicht ganz sein Eigentum; aber er hätte die fehlenden fünfundzwanzig Emm jederzeit auf den Tisch des Hauses legen und die Zähne ganz zu seinem Eigentum machen können. Wenn er es nicht tat, dann nur deshalb, weil viele Leute ihm erklärt hatten, der Eintritt der Völkischen in die Regierung

werde eine Inflation zur Folge haben, und weil er somit hoffte, den Restbetrag allenfalls in entwertetem Geld abstottern zu können.

Die neue Fassade war teuer, aber sie war prächtig. Das Schnurrbärtchen über Herrn Wolfsohns Lippen nahm sich jetzt wirklich flott aus, und über den neuen, tadellosen Zähnen wirkten seine Augen doppelt flink und lebendig. Markus Wolfsohn lächelte im Geschäft noch mehr als sonst.

Von Fremden unbeobachtet aber, lächelt er selten, trotz seiner neuen weiß und goldnen Pracht. Dabei geht das Geschäft besser, als man für diese stillere Winterzeit erwartet hat. Das Gerede von einer Inflation veranlaßt viele, ihr Geld statt auf der Sparkasse in Hausrat anzulegen. Herr Wolfsohn hat auch in diesem Februar Prämien gemacht, nicht so viele natürlich wie im November, aber wenn er ehrlich sein will, kann er über den Geschäftsgang nicht klagen. Es sind andere Dinge, die ihn verstimmen.

Einzelheiten zunächst, jede für sich ohne Belang, aber, zusammengenommen, doch geeignet, einem den Appetit zu verderben. Herrn Wolfsohns Selbstachtung zum Beispiel wird nicht vermindert dadurch, daß Herr Lehmann in Lehmanns Caféstuben sich jetzt nicht mehr danach erkundigt, ob alles richtig sei oder nicht. Die »BZ« lag dort ohnehin skandalöserweise von jeher nur in einem einzigen Exemplar aus, und wenn man sie nicht selber kaufte, konnte man anwachsen, bevor man sie bekam. Herrn Wolfsohns Selbstachtung wurde auch nicht geringer dadurch, daß man ihn bei den Ollen Matjes nicht mehr ganz so gern sah wie früher. Immerhin war das schon unangenehmer, und einmal war dort ein Satz gefallen, der Herrn Wolfsohn ernstlich kränkte. Man sah nämlich beim Skat einander genau auf die Finger, daß man bei der Feststellung der Gewinne nicht mogle; denn zwanzig Prozent des Gewinns waren an die Vereinskasse

zu blechen. Von diesen zwanzig Prozent wurden die Spesen der Ollen Matjes berappt, vor allem die Kosten des großen Ausflugs, der Herrenpartie, die alljährlich am Himmelfahrtstag stattfand. Als nun einmal Herr Wolfsohn einen besonders hohen Gewinn buchen konnte und seine Partner meckerten, hatte er bei Einzahlung der zwanzig Prozent in die Vereinskasse, seine Partner gutmütig tröstend, geäußert, das komme ihnen ja doch am Himmelfahrtstage zugute. »Du, August«, hatte er zu dem Hauptverlierer gesagt, »säufst ja sowieso alleine die halbe Bowle aus.« – »Mach dich man nicht mausig, Mensch«, war der eingeschnappt, »du hast Dusel, wenn wir dich im Sommer überhaupt noch mit in die Karre nehmen.« Das war natürlich nur ein dummer Witz, August war besoffen gewesen, und Wolfsohn hatte getan, als habe er nichts gehört. Aber Augusts Hieb saß, Augusts Worte kratzten Herrn Wolfsohn noch heute.

Vielleicht hatte Schwager Moritz Ehrenreich doch recht, der jetzt endgültig abhaute. Ja, es war nun soweit: am 3. März wird sich Moritz Ehrenreich nach Palästina einschiffen, in der französischen Stadt Marseille, auf dem Dampfer »Mariette Pacha«. Er wird Druck und Herausgabe einer hebräischen Sportzeitung übernehmen in der palästinensischen Stadt Tel Aviv. Er hat sich übrigens bis zuletzt großzügig gezeigt; einiges aus seinem Hausrat überläßt er Wolfsohns. Herr Wolfsohn sieht ihn mit einem nassen, einem heitern Auge scheiden. Er merkt, nun Moritz ernstlich fortgeht, daß er ihn mehr vermissen wird, als er geglaubt hat; auf der andern Seite ist er froh, ihn los zu sein; denn er hat, trotz seiner muntern Reden, dem ewigen Gemecker des Schwagers nicht mehr die Zuversicht entgegenzusetzen wie früher.

Nein, Herrn Wolfsohns Sicherheit ist unterhöhlt, von allen Seiten angeknabbert. Es sind nicht nur jene kleinen Ereignisse in Lehmanns Caféstuben oder im Alten Fritz, im Kreis der Ollen Matjes. Viel bedenklicher schon ist die Sache mit Hausverwalter Krause und mit dem feuchten Fleck über dem Bild »Spiel der Wellen«. Herr Wolfsohn ist leider keineswegs mehr dicke mit Hausverwalter Krause. Gewiß sprechen die beiden Herren noch ein paar Worte miteinander, wenn sie sich gelegentlich treffen; aber es kommt kaum noch vor, daß Herr Krause ihm einen Witz erzählt. Und als unlängst Herr Wolfsohn ihn direkt gestellt hat, wann denn nun der feuchte Fleck endlich beseitigt werden wird, der jetzt schon weit unter das Bild hereinragt, da erklärte Hausverwalter Krause patzig und geradezu, bei der billigen Miete solle sich Herr Wolfsohn man nicht so haben; es gebe eine Menge Leute, die ihm die Wohnung mitsamt dem Fleck mit Handkuß abnähmen. Hausverwalter Krause wird ihm den Mietkontrakt natürlich trotzdem verlängern, Herr Wolfsohn zweifelte nicht daran. Aber eine treudeutsche Chuzpe bleibt diese Äußerung doch, und Herr Wolfsohn wird sie ihm nicht vergessen.

Allein Verhandlungen mit Hausverwalter Krause waren ein Festessen, gemessen an gelegentlichen Begegnungen mit Herrn Rüdiger Zarnke. Während der Arbeiten an der Brücke hatte sich Herr Wolfsohn ausgemalt, welch besondere Genugtuung es ihm sein werde, fortan, im Besitz der neuen Fassade, Herrn Zarnke auf der Treppe zu begegnen. Bisher nämlich, wenn die beiden Herren einander begegneten, hatte Herr Zarnke die Gewohnheit, höhnisch vor sich hin zu lächeln, wobei er seine starken, weißen Zähne zeigte. Es hatte Herrn Wolfsohn sehr gewurmt, daß er, aus Rücksicht auf seine eigenen schadhaften Zähne, dieses Hohnlächeln nicht

erwidern konnte, und die Vorstellung, wie er, im Besitz der neuen Fassade, den Hohn Herrn Zarnkes weiß und golden zurücklächeln werde, ließ sein Herz hochschwellen. Er hat sich zu früh gefreut. Herr Zarnke war unter die völkischen Truppen gegangen, war Truppführer geworden. Stolz in seiner braunen Pracht, in hohen Stiefeln, zwei Sterne am Kragen, knarrte er die Treppen auf und nieder. Herrn Wolfsohn, sah er ihn von fern, wurde es schwach in den Knien; er zog es vor, umzukehren, die Treppe wieder zu ersteigen, sich in seine Wohnung zu verkriechen. Aber auch hier war er nicht mehr sicher. Herr Zarnke, vor allem wenn er wußte, daß Wolfsohn zu Hause war, brüllte mit mächtiger Stimme die völkische Hymne mit den Versen vom Judenblut, das vom Messer spritzt. Erzählte seiner Frau in lauten, unüberhörbaren Worten, wie die Völkischen, sowie sie erst, am 5. März, die Macht übernähmen, aus den Juden Hackepeter machen würden. Erging sich in grimmigen Details. Wie die Juden vom Bürgersteig wegzutreten hätten, sowie ein völkischer Soldat oder gar ein völkischer Offizier von ferne erscheine. Wenn einer schief zu schauen wagt, schon hat er eins in der Fresse. Ihm, Zarnke, wird es eine besondere Freude sein, sich das Schwein nebenan vorzunehmen. Dem wird er eine Sonderbelehrung zuteil werden lassen, und nach der Belehrung kann der sich seine Knochen einzeln aus dem Rinnstein auflesen. Unbehaglich hörte sich Herr Wolfsohn diese Reden mit an. Klein, trotz der neuen Fassade keineswegs flott, saß er in seinem Ohrensessel, wagte nicht, zu mucken. Brachte die Kinder ins Schlafzimmer, starrte auf den feuchten Fleck, stellte das Radio an; vielleicht gab es da etwas sehr Lautes, einen Militärmarsch oder eine völkische Weise, die die Ankündigungen des Nachbarn übertönte.

Manchmal, wenn die Musik sehr kriegerisch war, malte er sich aus, wie bei einer Zeitenwende, die nicht lange auf sich warten lassen kann, er es Herrn Zarnke geben wird. Auf der Treppe stellen wird er ihn. Er wird auf der obern Stufe stehen und Herr Zarnke auf der untern: »Was bilden Sie sich denn ein, Sie Rotzlümmel?« wird er sagen. »Wie kommen Sie mir denn vor? Sie nennen mich ein Schwein, Herr? Ist ja unerhört. Sie bilden sich ein, Sie sind was Besseres, weil ich Israelit hin? Das wäre ja gelacht. Meine Väter haben schon organisiert und industrialisiert und überhaupt zivilisiert, wie Ihre geschätzten Herren Ahnen noch als Affen im Urwald herumkletterten. Verstanden, Mensch? Und jetzt abgetreten.« Aus allen Türen werden Leute herauskommen und zuhören, Herr Rothbüchner, Frau Hoppegart, Herr Winkler, Frau Josephsohn, und alle werden sich freuen über den Schneid, mit dem er dem Kerl in seinen hohen Stiefeln den Marsch bläst. Ein Jontef wird es ihnen sein, vor allem Frau Josephsohn natürlich. Und wenn dann Herr Zarnke begossen abzieht, dann wird er ihm einen Tritt in den Hintern geben, daß er vollends die Treppe hinunterfliegt. Grimmig malt sich Herr Wolfsohn aus, wie Herr Zarnke, unten angelangt, mühsam wieder aufsteht, einen seiner großen Stiefel hat er während des Sturzes verloren, und wie er sich seine braune Jacke abklopft und klein und häßlich abzieht. Herr Wolfsohn lächelt breit während dieser süßen Phantasie, so daß seine weiß und goldenen Zähne bloßliegen. Leise, doch wohlartikuliert vor sich hin spricht er die großartigen Sätze, mit denen er den andern ein für allemal erledigt. Aber dann ist die Musik im Radio zu Ende, man hört wieder die Stimme Herrn Zarnkes, und Herr Wolfsohn sinkt zusammen in seinem Ohrensessel und erlischt.

Ach, es war aus mit der Geborgenheit in seinem geliebten Häuserblock an der Friedrich-Karl-Straße. »My home is my castle« war eine akademische Schulerinnerung jetzt, ohne praktische Bedeutung. Wohl waren noch die zweihundertsiebzig Wohnungen einander gleich wie eine Sardinenbüchse der andern, aber mit Herrn Wolfsohn war eine unverständliche Veränderung vorgegangen. Kaum sechs Wochen, kaum vier Wochen war es her, da war er einer von den zweihundertsiebzig Haushaltsvorständen gewesen, hatte die gleichen Pflichten gehabt wie die andern, die gleichen Meinungen, die gleichen Freuden, die gleichen Sorgen, die gleichen Rechte, ein friedsamer Steuerzahler, der von niemand was wollte und dem keiner was anhatte. Jetzt waren die andern geblieben, was sie waren, aber er – er las es an allen Ecken, hörte es auf allen Straßen –, er war plötzlich ein reißender Wolf geworden, der das Vaterland in den Untergang getrieben hat. Wieso? Warum? Herr Wolfsohn saß, grübelte, verstand es nicht.

Am besten war es noch im Geschäft. Aber auch dort war es nicht mehr wie früher. Es gab viel Betrieb, man hatte zu tun. Aber sowie die hastige Tätigkeit für eine kurze Weile aussetzte, dann stand man herum, trüben, leeren Gesichts. Selbst der quicke Prokurist Siegfried Brieger war nicht mehr so quick wie früher; man sah ihm an, daß er die Sechzig hinter sich hatte.

Und dann kam ein Erlebnis, eine Veränderung, die Herrn Wolfsohn vielleicht noch tiefer traf als jeder andre Wechsel. Der Chef Martin Oppermann war ein wohlwollender Herr und hatte Herz für seine Angestellten, aber innerlich war er hochmütig, das war ausgemacht. In diesen Tagen nun kam zufällig einmal Martin Oppermann in die Filiale an

der Potsdamer Straße und war in der Nähe, als Herr Wolfsohn, ein sehr seltenes Ereignis, einen Kunden abziehen lassen mußte, ohne daß der gekauft hätte. Der Kunde war ein unsympathischer Bursche gewesen, einer von denen vermutlich, die einen aus der fahrenden Untergrundbahn werfen, ein Hakenkreuzler jedenfalls, aber Herrn Wolfsohns Bereitschaft zum Dienst am Kunden war in den meisten Fällen auch mit solchen Typen fertig geworden. Er verging fast vor Scham, daß ihm diese Pleite ausgerechnet heute passieren mußte, unter den Augen des Chefs. Und richtig, Martin Oppermann kam, kaum daß der Kunde gegangen war, mit seinem schweren Schritt auf Herrn Wolfsohn zu. »Haben Sie eine Pleite gemacht, Wolfsohn?« fragte er. »Leider ja, Herr Oppermann«, sagte Wolfsohn, wartete auf den Krach, der nun kommen mußte, hatte tausend Argumente parat, dabei aber sehr gut wissend, daß keines dieser Argumente zureichend war: eine Pleite durfte es eben einfach nicht geben.

Und nun geschah das Wunder. Kein Krach kam. Vielmehr sah ihn Martin Oppermann an aus seinen trüben, braunen Augen, und dann sagte er: »Machen Sie sich nichts daraus, Wolfsohn.«

Markus Wolfsohn war ein behender Herr, von hurtigem Verstand; aber das verschlug ihm die Sprache. Martin Oppermann war offenbar verrückt geworden. »Sie kommen mir übrigens verändert vor«, fuhr der Verrückte jetzt fort, »frischer, jünger.« Wolfsohn riß sich zusammen, suchte eine Antwort. »Das sind nur die Zähne, Herr Oppermann«, stammelte er. Gleich fiel ihm ein, daß es ungeschickt war, sich dem Chef als Verschwender zu zeigen; der Wahnsinnsanfall Herrn Oppermanns hat ihn um jede Fassung gebracht. »Ich habe Schulden darauf machen müssen«, beeilte er sich hinzuzufügen, »aber ich konnte es nicht länger anstehen lassen.« – »Sie

haben einen Jungen, Wolfsohn, nicht?« erkundigte sich Martin Oppermann. »Einen Jungen und ein Mädchen, Herr Oppermann«, erwiderte Wolfsohn. »Eine Verantwortung in dieser Zeit. Man ist vernarrt in die Gören, aber manchmal wünscht man, sie wären nicht da.« Er lächelte entschuldigend, ein bißchen fatal, weiß und golden.

Martin Oppermann sah ihn an. Wolfsohn erwartete, er werde irgend etwas Leichtes sagen, ein Scherzwort, etwas Frisches, Munteres. So gehörte es sich. Das tat Martin Oppermann auch. »Kopf hoch, Wolfsohn«, sagte er. Aber dann fügte er etwas Erstaunliches hinzu, etwas ganz Abwegiges, Unnatürliches, für den Chef eines so großen, alten Hauses durchaus Unpassendes. Sehr leise nämlich, und wie es Wolfsohn schien, trüb und grimmig zugleich, sagte er: »Wir haben es alle nicht leicht, Wolfsohn.«

Martin Oppermann hatte es wirklich nicht leicht. Die Wahlen kamen näher. Die Völkischen werden zur Macht kommen, mit ihnen Willkür und Gewalt, niemand mehr zweifelt daran. Und was hat man im Möbelhaus Oppermann getan, um sich vor dem kommenden Sturm zu sichern? In den nächsten Tagen werden die Oppermann-Geschäfte, mit Ausnahme des Stammhauses, in den Deutschen Möbelwerken aufgegangen sein. Damit hat man sich begnügt. Die bitter notwendige Verbindung mit Wels, die durch sein Verschulden auf so alberne Art abgerissen ist, hat man sie neu geknüpft?

Martin Oppermann saß allein im Chefkontor, stützte beide Arme schwer auf die Platte des Schreibtischs, starrte finster aus seinen trüben, braunen Augen vor sich hin. Schon pfiff es von allen Seiten gegen die Oppermanns los. Fast täglich erschien ein Angriff gegen Gustav oder gegen Edgar, und auch die Firma begannen sie zu attackieren. Stak Wels dahinter? Martin

holte umständlich den Zwicker heraus, ging schwerschrittig vor das Blatt, das, in Glasumrahmung, von der Wand verkündete: »Der Kaufmann Immanuel Oppermann aus Berlin hat der Deutschen Armee durch seine Lieferungen gute Dienste geleistet. Der Generalfeldmarschall: gez. v. Moltke.« Er nahm das gerahmte Blatt von der Wand, drehte es um, mechanisch, betrachtete die leere Rückseite. Jetzt verbreiteten sie ein Schreiben, in dem das Möbelhaus Oppermann dem Roten Sportverein eine Spende von zehntausend Mark überwies, druckten es faksimiliert in ihren Zeitungen ab, hängten es in den Kasernen der völkischen Truppen auf. Das Schreiben war getippt auf einem echten Briefbogen des Möbelhauses Oppermann, war ordnungsgemäß von ihm unterschrieben. Nur handelte es sich nicht um den Roten Sportverein, sondern um den Jüdischen, und nicht um zehntausend Mark, sondern um tausend. Aber er hatte gut dementieren. Es ging ihm nicht besser als seinem Bruder Edgar, den sie mit Dreck bewarfen, trotzdem die lebendigen Zeugen seiner Wissenschaft und Kunst zu Hunderten herumliefen.

Martin hängte den gerahmten Brief wieder an die Wand, schüttelte langsam und mehrmals den Kopf, ging zurück an seinen Schreibtisch. Plötzlich, erschreckend, veränderte sich sein großes Gesicht. Die schläfrigen Augen wurden drohend. Er haute mit der schweren Hand auf den Schreibtisch. »Bande, verfluchte«, stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Das Fluchen nützt nichts. Er hat achtundvierzig Jahre hindurch Haltung bewahrt. Das sollen sie nicht erleben, daß er sie verliert.

Ob man vielleicht doch in den Verhandlungen mit Wels weitergekommen ist? Brieger, der sonst so gesprächige, quicke Herr Brieger, dieser

verdammte Brieger, schweigt sich aus, und Martin scheut sich, ihn geradezu zu fragen.

Schwer, fleischig, verdrossen sitzt er da. Er wird nur zu bald etwas über die Verhandlungen mit Wels erfahren. Er ahnt es, fürchtet es, weiß es. Heute abend wird er es erfahren, aus einem Munde, aus dem er es noch viel weniger gern hört als aus dem Munde Herrn Briegers. Jacques Lavendel hat ihn für heute abend eingeladen, hat ihn dringlich gebeten; es handle sich um Wichtiges. Es kann sich um nichts anderes als um Wels handeln. Und wie unangenehm muß die Mitteilung sein, daß Brieger sie ihm nicht persönlich macht, sondern Jacques Lavendel darum bemüht.

Des Abends findet Martin seinen Schwager Jacques vielwortig und unumwunden wie immer. Man nötigt ihm Brötchen auf, bestrichen mit besonders delikater Gänseleber, dazu sehr guten Portwein. Bei Jacques muß immer gegessen und getrunken werden. Jacques steuert gerade auf sein Ziel los. »Wenn wir genötigt wären«, sagt er mit seiner heiseren Stimme, »mit Klaras Geschäftsanteil zu rechnen, wenn wir nicht Gott sei Dank auch ohne das leben könnten, ich versichere Ihnen, Martin, dann würde ich diesen Geschäftsanteil jetzt zu jedem Preis losschlagen. Wenn es nicht noch in den paar Tagen gelingt, größere Sicherheiten einzubauen als die zweifelhafte mit den Deutschen Möbelwerken, dann sehe ich Tischo b'aw voraus. Ja«, sagt er und beißt träumerisch, die Augen halb geschlossen, den größeren Teil des kleinen Gänseleberbrötchens ab, »Brieger hat mich ersucht, Ihnen mitzuteilen, wie die Verhandlungen mit Wels stehen. Sie, Martin, werden wahrscheinlich finden«, er lächelt sein fatales, freundliches Lächeln, »sie stehen schlecht: ich finde, sie stehen nicht schlecht.« Er spült den Rest des Brötchens mit einem Schluck Portwein hinunter. Martin sieht zu, die

Sekunden dehnen sich ihm, seine Nerven sind zum Zerreißen gespannt, der essende, schluckende Mann ist ihm widerwärtig. »Es ist nämlich so«, fährt endlich Jacques Lavendel fort, »daß der Gewittergoi weniger Gewicht auf die Sache legt als auf Äußerlichkeiten, auf richtige Gojim-Naches. Er hält auf Würde.« Jacques macht eine winzige Pause, bevor er dieses Wörtchen Würde ausspricht, er legt einen ganz kleinen ironischen Akzent darauf; dennoch ist der Begriff, wie er aus seinem Munde kommt, kahl, zerfressen, lächerlich. Martin ist tief erbittert, daß der Mann da vor ihm wagt, eine Sache, die ihm am Herzen liegt, so elend zu verhöhnen. Der Mann spricht weiter: »Denken Sie, Martin, Herr Wels hat komischerweise einen Narren an Ihnen gefressen. Er will nur mit Ihnen verhandeln, nicht mit Brieger. Er will, daß Sie zu ihm kommen. In Ihrem Laden fühlt er sich offenbar nicht sicher genug.«

Martin sitzt bequem in einem komfortablen Sessel. Bei Jacques Lavendel hat man keine Oppermann-Möbel, auch keine modernen Möbel, aber bequeme Möbel. Dennoch hat Martin das Gefühl, er sitze nicht sehr fest. Ein Schwindel packt ihn von den Füßen her, es ist wie damals auf seiner ersten Amerikareise, auf dem kleinen Schiff, als der schwere Sturm kam. Nicht schlappmachen. Haltung, Würde. Der Mann da hat zwar gerade Haltung und Würde verhöhnt. Für ihn sind das – Martin, der, im Gegensatz zu den meisten Berlinern, Worte des Jargons vermeidet, weiß plötzlich genau, was Haltung und Würde für seinen Schwager Jacques Lavendel sind: Schmonzes sind es für ihn. Aber nun gerade nicht. Und er läßt sich nicht gehen; kaum, daß er die Lehne des Sessels etwas fester umklammert. »Ich glaube nicht, daß ich bei Herrn Wels vorsprechen werde«, sagt er. Es klingt gehalten, höchstens noch etwas brummiger als sonst. Er sieht den

Blick seiner Schwester Klara auf sich gerichtet, es kommt ihm vor, als sei dieser Blick ein wenig mitleidig. Er will ihr Mitleid nicht, er pfeift auf ihr Mitleid. Seine Augen sind plötzlich nicht mehr schläfrig, kaum mehr trüb, sondern voll von heller Wut. »Ich denke nicht daran«, schreit er und steht auf. »Was bildet sich denn dieses Schwein ein? Glaubt er, ich halte ihm den Kopf hin, daß er draufspuckt? Das wäre ja gelacht. Ich denke nicht daran.«

Jacques und Klara schauten still auf den tobenden Mann. Ja, Jacques schlug seine blauen Augen ganz auf, aufmerksam und voll Freundschaft betrachtete er Martin, und es war keine Ironie mehr in seiner heiseren Stimme, sondern nur mehr das gute Zureden eines älteren, erfahrenen Freundes. »Meckern Sie sich ruhig aus, Martin«, sagte er. »Meckern tut gut. Aber ich glaube, wenn Sie sich's beschlafen, werden Sie einsehen, daß Sie nicht darum herumkommen. Ich kann mir auch was Schöneres vorstellen als eine Unterhaltung mit Herrn Wels. Aber den Laden zumachen ist schlimmer. Überschlafen Sie sich's, und dann gehen Sie hin zu Heinrich Wels. Gehen Sie möglichst bald. Am besten morgen. Am besten morgen vormittag. Was immer Sie von Wels erreichen, ist Gewinn. Und je eher Sie gehen, um so mehr können Sie erreichen.«

Martin hatte sich wieder gesetzt. »Ich denke nicht daran«, wiederholte er finster, aber seine Stimme klang jetzt nach dem Ausbruch auffallend leise.

»Go ahead, Martin«, sagte plötzlich Jacques, ungewohnt herzlich. »Man muß mit Wels abschließen. Go ahead.« Schimpfen können, dachte Martin, sich austoben können, aber vor diesen beiden war es sinnlos. Sie waren zu vernünftig. Sie schauten einen still und mitleidig an, und im Herzen verachteten sie einen. Er saß finster und gerade in seinem Sessel. Fühlte

sich schwach in den Knien. Ein plötzlicher Heißhunger überkam ihn, aber ihn ekelte vor den Brötchen, die vor ihm standen.

Er erhob sich, schob den schweren Sessel hart zurück. »Ja«, sagte er, »dann werde ich jetzt wohl gehen. Ich danke auch für die Brötchen und für den Wein. Und für den Rat«, fügte er grimmig hinzu.

»Übrigens«, sagte plötzlich mit ihrer ruhigen, resoluten Stimme Klara, »ich würde den Jungen nicht zwingen, Martin.« Martin schaute verblüfft hoch. »Ich habe einen Fehler gemacht«, fuhr sie fort, »als ich ihm zuriet, sich zu entschuldigen.« Martin verstand nicht. Was denn, wie denn? Welchen Jungen? Berthold? Was denn nun wieder? Es stellte sich heraus, daß er von der ganzen Sache nichts wußte, daß Berthold niemals mit ihm darüber gesprochen hatte. Dies überraschte selbst den nie überraschten Jacques. Er erzählte seinem Schwager die Angelegenheit, behutsam, zart.

Diesmal bemühte sich Martin nicht weiter um Haltung und Würde. Wütete auch nicht wie ein paar Minuten vorher anläßlich der Sache mit Wels. Die beiden Schläge nacheinander nahmen ihm die Wut, wie sie ihm die Haltung nahmen. Die Oppermanns sollten ausgelöscht werden, sie sollten geschlagen werden, es war so vorbestimmt, es hatte keinen Sinn, dagegen aufzubegehren. Die Angriffe auf Edgar, die Artikel gegen Gustav. Morgen soll er zu Wels gehen, zu dem bornierten, verachteten Heinrich Wels, sich demütigen. Und dann soll sich Berthold demütigen, sein schöner, begabter, geliebter Junge. Berthold hat eine Wahrheit ausgesprochen, aber sie erlauben nicht, daß er eine Wahrheit sagt. Weil er sein, Martin Oppermanns, Sohn ist, muß er sich demütigen und sagen, daß eine Wahrheit eine Lüge sei, weil er es ist, der die Wahrheit gesagt hat.

Martin saß da, den Kopf gesenkt. Hiob, dachte er. Wie war das mit Hiob? Er war ein Mann aus dem Lande Uz, und darüber macht man dumme Witze. Er war ein geschlagener Mann. Viele Plagen kamen über ihn, sein Geschäft ging zugrunde, seine Kinder gingen zugrunde, er wurde aussätzig, er haderte mit Gott, und dann hat Goethe die ganze Geschichte benützt und das Vorspiel zum Faust daraus gemacht. Ein geschlagener Mann. Es ist vorbestimmt, am Neujahrstag wird es bestimmt, und am Versöhnungstag wird es besiegelt, so hat er es als Kind gelernt. Er hätte vielleicht am Versöhnungstag die Geschäfte geschlossen halten sollen, schon Großvater Immanuel zum Gedächtnis. Brieger war auch immer dafür. Man hat drei oder vier Bibeln im Hause stehen, man sollte sie einmal nachlesen, über Hiob zum Beispiel, aber man kommt nicht dazu. Man kommt zu nichts, man kommt nicht zu seinem Training, man wird ein alter Mann, man wird ein geschlagener Mann, und man kommt zu nichts.

»Ich würde den Jungen nicht zwingen«, wiederholte Klara. »Lieber würde ich ihn aus der Schule nehmen.« – »Ich werde sehen«, sagte Martin, und es klang abwesend, zerstreut. »Aber zu Wels gehe ich nicht«, beteuerte er grimmig. »Nochmals vielen Dank«, sagte er und versuchte zu lächeln. »Ihr müßt entschuldigen. Es war ein bißchen viel auf einmal.«

»Er wird natürlich zu Wels gehen«, sagte Jacques Lavendel, als Martin fort war. »Es ist ihnen gut gegangen hier in Deutschland«, fügte er nachdenklich hinzu. »Sie sind nichts gewohnt.« Unten zog ein Trupp völkischer Landsknechte vorbei, von einer Wahlversammlung heimkehrend, sie sangen. »Wenn die Handgranate kracht, / Das Herz im Leibe lacht«, sangen sie. Jacques Lavendel schüttelte den Kopf. »Man kann es auch umdrehen«, meinte er. »Wenn die Handgranate lacht, / Das Herz im Leibe

kracht.« Er schloß die Läden, suchte Grammophonplatten hervor, spielte sich Melodien, die er liebte. Der Geruch der Brötchen und des Weins war im Raum. Träumerisch steckte er sich noch eines in den Mund, zerkaute es langsam, trank in sehr kleinen Schlucken. Den breiten, blonden Kopf schräg, die Augen geschlossen, summte er die Platte mit:

»Sechs Brüder sind wir gewesen.
Haben wir gehandelt mit Strümpf.
Ist einer nebbich gestorben,
Sind wir geblieben fünf.
Jossel mit der Fiedel …«

Martin war inzwischen in der Corneliusstraße angelangt. Er traf Liselotte und Berthold noch im Wintergarten. Er sah Berthold an. Erkannte, wie erwachsen der Junge in den letzten Wochen geworden war, wie vertrübt, gealtert auch er. Er war ein schlechter Vater, daß er so lange nichts gesehen hat. Er legte ihm die schwere Hand auf die Schulter, sein Sohn war jetzt wahrhaftig schon größer als er. »Na, mein Junge«, sagte er. Berthold sah sogleich, daß der Vater alles wußte. Es war ihm eine Erleichterung, daß er nun mit ihm darüber reden wird.

»War die Konferenz mit Jacques unangenehm?« fragte Liselotte. Schon an Martins Schritt, bevor er das Zimmer betrat, hatte sie gemerkt, daß Böses über ihn hereingebrochen war. »Nun, ein Jontef war es nicht«, antwortete Martin, »um in der Ausdrucksweise unseres Schwagers zu bleiben.«

Er sah wieder auf Berthold, abwägend. Soll er jetzt mit ihm reden? Er ist erschöpft, hundemüde. Das Schönste wäre, das Licht ausschalten, die

Augen zumachen, nicht erst ins Bett gehen, sitzen bleiben, wie er ist, in diesem Sessel. Es ist kein so bequemer Sessel wie die bei Jacques, es ist ein Oppermann-Sessel, er könnte sich auch einen kostspieligeren leisten, es ist aus Pflichtgefühl, daß er nur Oppermann-Möbel in seiner Wohnung hat. Daß er die Sache mit Wels vermasselte, war auch nur, weil er damals nicht gut disponiert war. Er sollte vielleicht erst morgen mit Berthold reden. Aber jetzt, mit Berthold und Liselotte zugleich, ist es leichter. Und morgen muß er zu Wels, sich demütigen.

»Du hast ja auch während der letzten Wochen deine Sorgen gehabt, mein Junge«, beginnt er. Es klingt frisch, nicht schwer. Man hat mehr Kraft, als man denkt; sooft man glaubt, jetzt ist es wirklich aus, jetzt kann ich nicht mehr, man findet doch immer wieder Reserven. »Es war freundlich von dir, uns nicht mit deinen Geschichten zu behelligen. Aber ich wäre dir gern zur Verfügung gestanden, Berthold. Und Mutter auch.« Liselotte wendet ihr helles Gesicht von einem zum andern. Sie hat es nicht leicht gehabt in diesen letzten Wochen zwischen dem schweigsamen Mann und dem schweigsamen Sohn. Die Zeiten verlangen allerhand von der christlichen Frau eines jüdischen Mannes, von der christlichen Mutter eines jüdischen Sohnes. Es ist gut, daß jetzt endlich gesprochen wird.

»Du hast kein Glück gehabt mit deinem Vortrag, Berthold«, sagt sie, als Martin mit der Erzählung zu Ende ist. »Du hattest dich so darauf gefreut.« Man kann schwerlich schlichter ausdrücken, was alles um diesen Vortrag herum geschehen ist; dennoch spürt Berthold, daß die Mutter alles gesagt hat, daß sie um jede Nuance so genau weiß wie er. »Es war ein guter Vortrag«, erklärt er plötzlich leidenschaftlich. »Ich habe das Manuskript. Ihr werdet sehen, du, Vater, und du, Mutter, es ist das Beste, was ich gemacht

habe. Auch Rektor François wird es bestätigen. Dr. Heinzius hätte Freude daran gehabt.« – »Ja, mein Junge«, begütigt Liselotte.

»Aber jetzt ist Dr. Vogelsang da«, leitet Martin zur Sache zurück. »Zwei Monate sind es noch bis zur Osterversetzung«, überlegt er. »So lange mußt du ihn aushalten.« – »Du meinst, ich soll Abbitte tun?« Berthold bemüht sich, sachlich zu sprechen, geschäftlich geradezu, ohne Bitterkeit. »Widerrufen?« ergänzt er trocken.

Vielleicht war es gerade diese Trockenheit, die Martin reizte. Ich bin hundemüde, sagte er sich, ich bin verdammt schlecht disponiert. Ich hätte diese Unterredung auf morgen verschieben sollen. Ich darf mich jetzt unter keinen Umständen gehenlassen. »Ich meine, vorläufig, noch gar nichts«, sagte er, es sollte freundlich klingen, aber es kam ziemlich scharf heraus. »Was, glaubst du, wird geschehen, wenn du dich weigerst?« fuhr er nach einem kleinen Schweigen fort, kühl wägend. »Wahrscheinlich werde ich dann relegiert werden«, sagte Berthold. »Das heißt«, konstatierte Martin, »du müßtest dann auf deutsche Schulen verzichten. Wohl auch auf ein späteres Leben als Akademiker in Deutschland.« Er sprach noch immer geschäftlich nüchtern, rechenhaft. Er zog seinen Zwicker heraus, putzte an ihm herum. »Du wirst begreifen, Berthold«, schloß er, »daß ich damit nicht einverstanden sein kann.«

Berthold schaute seinen Vater an. Der saß da, gesammelt, zielbewußt. Verhandelte mit ihm wie mit einem Geschäftspartner, von dem man etwas erreichen will. So also war sein Vater, wenn es darauf ankam. Wenn es darauf ankam, verstand er nicht, worum es ging. Wollte es nicht verstehen. Er hat schon recht daran getan, daß er nicht mit ihm gesprochen hat. Aber er muß jetzt etwas sagen. Man wartet darauf. »Ich würde viel auf mich

nehmen«, erklärte er vorsichtig. »wenn ich diese …« er zögerte, »Abbitte«, fand er schließlich, »nicht leisten müßte.« – »Wir haben jetzt alle manches auf uns zu nehmen«, sagte verbissen, knurrig Martin, ohne den Sohn anzuschauen; es klang bösartiger, als es gewollt war. Berthold, erblassend, sog die Unterlippe zwischen die Zähne. Liselotte, ängstlich, beeilte sich zu mildern. »Ich glaube«, sagte sie, »gerade in seiner jetzigen Lage wäre es deinem Vater angenehm, wenn du dich überwinden könntest.« – »Macht es mir doch nicht so verdammt schwer«, knurrte finster Martin. »Müßt ihr es mir denn alle so schwermachen? Diese Hunde, diese gemeinen, niederträchtigen Hunde«, schrie er plötzlich.

Berthold hatte seinen Vater niemals schreien hören. Er sprang auf, erschreckt schaute er in seine Augen, die weit aufgerissen waren, finster, rötlich. Auch Liselotte war jetzt sehr blaß. »Ich glaube, du solltest es tun, Berthold«, sagte sie, auffallend leise. »Solltest, solltest«, höhnte Martin. »Er *muß* es tun. Ich muß auch manches tun, was ich nicht möchte«, wiederholte er bösartig, eigensinnig.

»Wir wollen jetzt keine Entschlüsse fassen«, bat Liselotte. »Überschlafen wir's«, bat sie. »Niemand will dich zwingen«, redete sie auf Berthold ein. »Du sollst nichts tun, mein Junge, was du nicht aus eigenem Willen tust.« Martin, nach dem Ausbruch, hatte sich wieder gesetzt. Er preßte die Lippen fest zusammen. Sack und Asche, dachte es in ihm, Canossa, Hiob. Ich hätte erst morgen mit ihm reden sollen. Er schaute seinen Jungen an, seine Frau, aus leeren Augen. »Ich habe achtundvierzig Jahre gebraucht«, sagte er schließlich, »bis mir aufging, daß Würde manchmal überzahlt sein kann. Du bist siebzehn, Berthold. Ich sage dir, es ist so. Aber ich mute dir nicht zu, mir zu glauben.« Er sprach nüchtern, aber es war wie eine eintönige Klage.

Seine Worte klangen ausgelöscht, der ganze, schwere Mann schien so erschöpft, daß Berthold und Liselotte vor dieser Müdigkeit noch mehr erschraken als vor seinem Ausbruch.

Den Tag darauf, fünf Minuten vor elf Uhr, saß Martin Oppermann in der dritten Etage des Möbelgeschäftes Heinrich Wels & Sohn.

Wels hat ihn auf elf Uhr zu sich gebeten. Wels ist nicht selbst am Apparat gewesen, er hat Martin durch einen Angestellten bedeuten lassen, er könne um elf Uhr kommen. Martin kam fünf Minuten vor elf.

Man führte ihn nicht in ein abgeschlossenes Vorzimmer, sondern ließ ihn in den Verkaufsräumen warten. Die Etage war geräumig, luftig, peinlich sauber. Ordnung war bei Heinrich Wels & Sohn. Martin Oppermann hatte Zeit, das zu konstatieren, denn man ließ ihn lange warten.

Da saß er auf einem Stuhl, der eigentlich zu klein war für den schweren Mann, aufrecht, in unschöner Haltung, bemüht, unbewegt vor sich hin zu schauen, nicht rechts noch links. Der Geschäftsgang war still. Dennoch war viel Leben rings um Martin Oppermann. Die Angestellten liefen ab und zu und machten sich zu tun. Sie beschauten neugierig den Chef des Möbelhauses Oppermann, der hockte und wartete, daß Herr Wels ihn empfange.

Martin Oppermann sah es, aber er wollte es nicht sehen, er saß unbewegt.

Er schaute auf seine Uhr. Er dachte, es sei elf Uhr zwanzig, aber es war erst elf Uhr sechzehn. Es war eine schöne, schwere goldene Uhr; er hat sie von Großvater Immanuel bekommen, als er, dreizehnjährig, das erstemal zur Vorlesung aus der Thora aufgerufen wurde. Die Deutschen Möbelwerke haben natürlich eine neue Handelsmarke, das Bild des alten Immanuel ist

von den Briefbögen verschwunden. Das neue Emblem ist sehr schön, Klaus Frischlin hat einen erstklassigen Künstler beigebracht. Aber schöne Embleme sind auf den Briefbogen vieler Firmen.

Jetzt muß es elf Uhr fünfundzwanzig sein. Es ist elf Uhr einundzwanzig. Nur gerade sitzen, nur den Kopf nicht sinken lassen. Berthold wird es schlimmer haben. Er, Martin, muß nur dasitzen. Der Junge muß etwas tun. Der Junge muß vor seine Kameraden hintreten und sagen: meine Wahrheit ist eine Lüge, ich habe Lügen gesagt. Elf Uhr dreißig. Martin wendet sich an einen Angestellten und bittet, Herrn Wels daran zu erinnern, daß er warte.

Um elf Uhr vierzig ließ Heinrich Wels ihn vor. Er saß da, in der Uniform eines Sturmbannführers mit Sternen, Schnüren, Schnalle. »Ich habe Sie lange warten lassen, Oppermann«, sagte er. »Politik. Sie verstehen, Oppermann, daß die Politik jetzt vorgeht.« Er hatte ein dünnes, scharfes Lächeln in dem hölzernen, hartfaltigen Gesicht, sprach, der Vorgesetzte zu dem Untergebenen. Er war gewillt, seinen Triumph ganz auszukosten, Martin sah es sogleich. »Oppermann«, hat er gesagt. Es hat Martin Oppermann einen Schlag gegeben. Aber der Schlag hatte eine zweite Wirkung: im gleichen Augenblick kurbelte Martin alles an, was an Händlerinstinkt, an schneller, geschäftlicher Witterung in ihm war. Der da, der bornierte Lump, wollte ihn demütigen. Er mußte es geschehen lassen, mußte die Würde fahrenlassen, die er achtundvierzig Jahre hindurch gewahrt hat. So war es nun einmal in dem Deutschland dieses Februar. Gut, er wird es tun. Aber er wird es sich bezahlen lassen. »Oppermann«, hat das Schwein zu ihm gesagt. Schön, er wird es hinnehmen, wird nicht mehr Herr

Oppermann sein. Wird noch mehr hinnehmen. Aber Sie werden es auf der Rechnung finden, Herr Wels.

»Gewiß, Herr Wels«, sagte er höflich.

Er stand noch immer. »Ihr Herr Brieger hat mir von Ihrem Angebot erzählt«, sagte Heinrich Wels zu dem Stehenden. »Mit Ihrem Herrn Brieger läßt sich besser verhandeln als mit Ihnen, Oppermann. Aber ich habe erlebt, daß sich dann später ›Mißverständnisse‹ herausstellten. Ich wollte das vermeiden. Darum hab ich mir Sie kommen lassen. Setzen Sie sich, bitte.«

Martin, gehorsam, setzte sich. »Sie sind sich klar darüber«, fuhr Wels fort, »daß der Name Oppermann und alles, was daran erinnert, zu verschwinden hat. In dem neuen Deutschland kann es keine Oppermann-Möbel mehr geben. Sie begreifen das.«

»Gewiß, Herr Wels«, sagte Martin Oppermann.

Martin Oppermann begriff alles, was Herr Wels von ihm begriffen haben wollte. »Ja, Herr Wels, gewiß, Herr Wels«, kam es immerzu von seinen Lippen, und wenn Herr Wels mit seiner dumpfen Stimme grimmige Witze machte, dann lächelte Martin. Ein einziges Mal kämpfte er längere Zeit. Das war, als Herr Wels verlangte, daß auch das Stammhaus in der Gertraudtenstraße verschwinden müsse und daß die Zentrale der Deutschen Möbelwerke hierher, in sein, Heinrich Wels', Hauptgeschäft verlegt werden solle. Sehr höflich bat Martin, das Stammhaus auszunehmen. Eine Konkurrenz werde der kleine Laden, den er privat weiterführen wolle, dem mächtigen Betrieb der Vereinigten Deutschen Möbelwerke sowieso nicht machen können. Das hochmütige Pack, dachte Wels. Es war klar, daß Oppermann recht hatte, daß die Fortführung des Hauses in der Gertraudtenstraße wirklich nichts weiter war als ein kostspieliger Luxus,

den sich Martin Oppermann persönlich leistete. Aber selbst das wollte ihm Wels nicht gestatten. Er bestand herrisch, und Martin, höflich, gab nicht nach. Bescheiden brachte er ein Argument vor, das Wels einleuchten mußte. Bleibe ein Oppermann-Geschäft erhalten, legte er ihm dar, dann werde die ganze Transaktion bestimmt nicht als Schiebung und erzwungene Maßnahme erscheinen. Nach vielem Hin und Her einigte man sich dahin, daß das Stammhaus bis zum 1. Januar von Gustav und Martin Oppermann privat fortgeführt werden könne, dann aber liquidieren oder in den Betrieb der Deutschen Möbelwerke überführt werden müsse. »Klar, Oppermann?« fragte Herr Wels. »Gewiß, Herr Wels«, antwortete Martin.

Man ging ins Detail. Erörterte die komplizierte Regelung der Fragen, wieweit die Oppermanns an der Leitung und an den finanziellen Ergebnissen der neuen Gesellschaft beteiligt sein sollten. Und jetzt, Martin spürte es mit tiefer, innerer Befriedigung, war er gut disponiert. Immer neue, glückliche Einzellösungen fand er, geschickter selbst als die klug erdachten generellen Anweisungen Professor Mühlheims. Heinrich Wels' Bedingungen waren saftig. Aber er hatte sich ausgegeben in herrischen Forderungen repräsentativer Natur, er hatte nicht mehr die Kraft, die Haken und Fallen in den schmiegsamen, komplizierten Vorschlägen Martins wahrzunehmen. Machte mit törichter Großspurigkeit Konzessionen.

Die administrativen und finanziellen Details durchgesprochen, wurde er noch einmal ganz groß. So viele Jahre hindurch hatte ihm dieser Martin Oppermann Bitterkeit jeder Art zu schlucken gegeben. Jetzt sollte er fühlen, daß nun Heinrich Wels oben war und der andere ganz in seiner Hand. »›Wer bei Oppermann kauft, kauft gut und billig‹«, höhnte er. »Das ›billig‹ hat gestimmt. Die Deutschen Möbelwerke werden den Ton auf das ›gut‹ legen.

Ihr billiger Schund«, erklärte er hart, klobig, abschließend, »wird ein für allemal aus dem neuen Betrieb verschwinden. Das neue Deutschland duldet diesen Tinnef nicht, um mich Ihrer Ausdrucksweise zu bedienen. Wir werden teurer sein, aber wir werden solid sein.« Narr, Idiot, Dämlack, weiche Birne, braune Uniform, dachte Martin Oppermann. »Gewiß, Herr Wels«, sagte er.

Als Martin gegangen war, saß Heinrich Wels noch eine gute Weile. Mechanisch betastete er die Sterne und Schnüre seiner braunen Uniform. Er war zufrieden mit sich. Er hat es dem hochnäsigen Pack gegeben. Gut war es, den Gegner vor sich am Boden zu haben, zu spüren, wie man ihm den Fuß auf den Nacken setzt. Er hat lange warten müssen, bis an die Schwelle des Alters hat er warten müssen, aber er hat noch Kraft genug, das Erlebnis ganz auszukosten. Jetzt war es soweit. Jetzt kam die Welt wieder ins Lot. Jetzt hatten die Sterne und Schnüre seiner braunen Uniform Sinn bekommen. Jetzt saßen die Herren, die geborenen Herren, da, wo sie hingehörten, und die Emporkömmlinge lagen vor ihnen auf den Knien und hörten die Gesetze, die sie ihnen diktierten. Wie höflich dieser Martin Oppermann sein kann. »Ja, Herr Wels, gewiß, Herr Wels.« Der leise, höfliche, bescheidene Klang dieser Worte wird ihm noch auf seinem Sterbebett ein Trost sein. Er rief sich ins Gedächtnis zurück die Stunde, da Martin Oppermann ihn demütigte, damals in der Gertraudtenstraße. Daß sie sich man nicht schneiden, die Herren, hatte er damals gedacht, im Aufzug. Er wußte noch genau, wie der Aufzug ausschaute und was der Liftboy für ein verwundertes Gesicht gemacht hatte über sein eigenes finsteres Antlitz. Nun hatten sie sich geschnitten, die Herren, und die Finsternis über seinem Antlitz war fort.

Martin, nach der ungeheuren Anstrengung, fühlte sich nicht so müde, wie er erwartet hatte. Er saß in seinem Wagen, er fuhr nach der Gertraudtenstraße, vor ihm war der breite Rücken Chauffeur Franzkes. Er saß vielleicht nicht ganz so aufrecht wie sonst, aber aufrecht immerhin, ein leeres, befriedigtes Lächeln um den Mund. Ja, er war befriedigt. Er hat es lange Zeit hindurch schlecht gemacht, ein Jahr hindurch, vielleicht mehrere Jahre. Immanuel Oppermann an seiner Statt hätte längst seine Leute in Sicherheit gebracht, auch sein Geld, und das Geschäft liquidiert: aber, wie er das heute gemacht hat, damit wäre Großvater Immanuel zufrieden. Sicherlich glaubte Heinrich Wels, der Dämlack, er habe einen ungeheuren Sieg davongetragen. Es war ein Sieg wie die Siege der Deutschen im Weltkrieg. Sie haben gesiegt, und die andern haben gewonnen. »Gewiß, Herr Wels.« Er lächelte.

Ohne Zögern setzte er sich hin und brachte die Vereinbarung zu Papier, die er mit Wels getroffen hatte. Bat Mühlheim her. Was ihm, während der Unterredung mit Wels, der Augenblick eingegeben hatte, war so fein gesponnen, daß manchmal selbst Mühlheim einige Zeit brauchte, um es in seiner ganzen Konsequenz zu erfassen. Das war Martin eine große Genugtuung. Er bestätigte die Vereinbarung, die er mit Wels getroffen hatte, ließ sie sich von diesem bestätigen.

Es war nicht leicht, sich vorzustellen, daß jetzt die Bilder Oppermanns verschwinden werden, daß der Name Oppermann verschwinden wird. Allein noch am gleichen Tag fing er an, die Bilder und den Namen verschwinden zu machen.

Bat zu diesem Zweck die Herren Brieger und Hintze ins Büro, legte mit ihnen das Technische fest. Herr Hintze, sehr aufrecht dasitzend, finster,

schlug vor, an Stelle Immanuel Oppermanns ein großes Photo Ludwig Oppermanns aufzuhängen, eines der Brüder, der im Jahre 1917 in Frankreich gefallen war. »Davor hat die Bande noch einigermaßen Respekt«, sagte er knarrend. Martin, beide Herren hatten es bemerkt, hatte den Schutzwall seiner Würde aufgegeben, ließ einen näher heran. Aber jetzt, mit einemmal, wurde er der alte. Einen kurzen Blick von der Seite her schickte er zu Herrn Hintze hinüber. »Nein, Hintze«, sagte er kühl, jede Widerrede abschneidend. »Mit der Berufung auf meinen Bruder Ludwig erkaufe ich mir keine Konzession.«

Er selber, am Abend dieses Tages, trotzdem das nicht nötig gewesen wäre, nahm das eingerahmte Schreiben des Feldmarschalls Moltke von der Wand, schlug es in ein Papier, umständlich, verschnürte es sorgsam, nahm es mit sich. Als er das Haus verließ, tat der alte, mürrische Türsteher Leschinsky den Mund auf, dies hatte sich bis jetzt noch nie ereignet, und sagte: »Adjeh, Herr Oppermann.«

Zu Hause schmolz Martin die Befriedigung über den geschäftlichen Erfolg, der so teuer bezahlt war, schnell fort. Bis jetzt hatte es ihn in jedem einzelnen Falle besondere Überwindung gekostet, wenn er seinen Geschwistern unangenehme Mitteilungen hatte machen müssen. Vor der Größe und Härte dessen, was nun über sie hereinbrach, verschwand sein Streben um Haltung und Würde. Nein, einen solchen Schmerz brauchte man nicht zu verstecken. Den durfte man hinausschreien, schamlos, nackt. Für den nächsten Abend bat er seine Geschwister zu sich, und sie kamen.

Er berichtete, was er mit Wels vereinbart hatte. Er erzählte nichts von den Demütigungen, mit denen er seinen Erfolg hatte bezahlen müssen. Aber die andern verstanden nicht einmal etwas von diesem Erfolg, sie begriffen nur,

daß es jetzt aus war mit dem Möbelhaus Oppermann. Der einzige Jacques Lavendel verstand ihn. »Massel toff«, sagte er und schaute ihn freundlich und voll herzlicher Anerkennung an. »Das haben Sie großartig gemacht, Martin. Was wollen Sie? Erst schaute es aus wie eine Pleite, und jetzt ist alles in Butter. Oder doch wenigstens in Margarine.«

Allein die andern gingen auf seinen Ton nicht ein. Wohl versuchte Martin noch einen ziemlich bittern Scherz; er sagte zu Gustav, nachdem der das Bild Immanuels besitze, habe jetzt er sich für seine Privatwohnung wenigstens den Moltkebrief gesichert. Aber bald, angesichts der Niedergeschlagenheit aller, spürte Martin auch die letzte Freude über seinen geschäftlichen Erfolg verrinnen.

Da saßen sie herum, allesamt, die Geschwister Oppermann, um einen großen, runden Tisch, noch aus der Zeit Immanuel Oppermanns stammend, einen alten, soliden Tisch aus Nußbaumholz, gefertigt seinerzeit unter persönlicher Aufsicht von Heinrich Wels sen., das Bild des alten Oppermann über ihren Häuptern. Seit jenem Geburtstagsabend in Gustavs Haus an der Max-Reger-Straße waren sie nicht mehr beieinandergesessen. Sie gehörten zusammen, das sah man, auch das Bild gehörte zu ihnen. Aber dieser Zusammenhalt war jetzt wohl ihr wertvollstes Besitztum, das einzig feste noch. Alles andere ringsum schwand, glitt ihnen unter den Füßen fort.

Jacques Lavendel versuchte nochmals, sie durch eine gewisse skeptische Überlegenheit aufzumuntern, aber es nützte nichts, und bald gab auch er es auf.

Minutenlang saßen sie schweigend, die schweren Männer. Gustav war nicht mehr strahlend wie sonst, Martin hatte seine Haltung und Würde aufgegeben, Edgar die ummauerte Zuversicht des erfolgreichen

Wissenschaftlers, Jacques Lavendel seine optimistische Skepsis. Die großen Köpfe gesenkt, schauten sie aus ihren tiefliegenden Augen vor sich hin. Sie waren kräftige Männer, tüchtig ein jeder auf seinem Gebiet, wohlgeeignet, einem Feind, einem harten Schicksalsstoß standzuhalten. Aber jetzt saßen sie ohne Zuversicht, in schwerer Betrübnis; denn was ihnen jetzt bevorstand, das, sie spürten es in allen Gliedern, war nicht der Angriff einzelner Feinde und nicht ein einzelner Schicksalsstoß. Es war ein Erdbeben, eine jener großen Meutereien der konzentrierten, meertiefen Dummheit der Welt, und was nützt vor einem solchen Elementarereignis die Kraft und die Klugheit des einzelnen?

Nach einigem Hin und Her kamen die Jungens im Fußballklub überein, Berthold auszuschließen. Sie taten es mit Unbehagen. Nicht nur, daß jetzt das Match mit dem Fichte-Gymnasium durch das Ausscheiden Heinrichs für sie aussichtslos wurde, sie fanden auch, Berthold sei ein guter Kamerad. Sie wußten selber nicht recht, warum sie ihn diffamierten.

Heinrich Lavendel war tief ergrimmt. Er fand Bertholds Verhalten ein bißchen doof – er an seiner Stelle hätte widerrufen –, aber hochanständig. Wenn er Heldentum hätte exemplifizieren müssen, er hätte es am Verhalten Bertholds getan. Da hat man Aufsätze zu schreiben über den Gewissenskonflikt Wallensteins, Torquato Tassos. Quatsch, meine Herren. Hier haben Sie die wirklichen Probleme. Wie soll man sich verhalten, klug oder anständig? Irgendein klassischer Franzose hat gesagt: »Wenn man mich beschuldigt, Notre-Dame in die Tasche gesteckt und gestohlen zu haben, dann türme ich postwendend.« Das Verhalten zum Beispiel, das dieser klassische Franzose anrät, ist klug. Er selber, Heinrich, verhält sich

auch klug. Er denkt nicht mehr daran, den Rotzjungen, den damned fool, den Langen Lulatsch anzuzeigen. Berthold hingegen verhält sich anständig: er widerruft nicht. Im zwanzigsten Jahrhundert kommt man mit Vernunft zweifellos weiter als mit Anstand. Dennoch imponiert ihm Berthold, und er mag ihn sehr.

Mit Erbitterung sah er die wachsende Vereinsamung seines Freundes und Verwandten. Denn nachdem man einmal Berthold aus dem Fußballklub ausgeschlossen hatte, mußte man konsequent sein. Hatten die Jungen Adler von Anfang an aus prinzipiellen Gründen den Verkehr mit ihm abgebrochen, so folgten ihnen jetzt langsam die andern.

Berthold ging herum, versperrt, schweigsam. Sein Schlaf wurde schlecht. Eines Abends, nach dem Essen, sagte Liselotte zu ihm: »Ich sehe lange Licht in deinem Zimmer, Berthold. Ich glaube, in einem solchen Ausnahmefall könntest du es mit einem Schlafmittel versuchen. Geh ruhig über die Hausapotheke, wenn es einmal gar zu spät wird.« – «Schönen Dank, Mutter«, sagte Berthold, »aber ich komme auch ohne das aus.«

Trotzig versuchte er sich einzureden, es sei gleichgültig, wie die in der Unterprima zu ihm stehen. Er hat seinen Onkel Joachim Ranzow, seine Kusine Ruth, Heinrich Lavendel, hat Kurt Baumann. Kurt, das muß man sagen, hat sich hochanständig benommen. Er denkt nicht daran, den blöden Heroenkult mitzumachen, den die andern mit dem Langen Lulatsch treiben. Das ist allerhand.

Um diese Zeit konnte Berthold wieder einmal den Wagen haben. Auf seine männliche Art, obenhin, als wäre es nichts, als wäre es keine große Vergünstigung, sagte er zu Kurt Baumann: »Morgen abend um sechs, nach dem Englisch, kann ich den Wagen haben. Also, um sechs Uhr fünf an der

Meierottostraße.« Eine ganz winzige Zeit zögerte Kurt Baumann. Dann sagte er: »Au Backe, das ist fein.«

Um sechs Uhr fünf am andern Tag sagte Berthold zu Chauffeur Franzke, der an der Meierottostraße wartete: »Eine Minute noch. Ich erwarte Kurt Baumann.« – »Bon«, sagte Chauffeur Franzke. Um sechs Uhr acht sagte Berthold: »Noch eine Minute. Er muß sogleich kommen.« – »Aber gewiß doch, Herr Berthold«, sagte Chauffeur Franzke. Um sechs Uhr fünfzehn sagte Berthold: »Fahren wir los, Franzke.« – »Wir können gut noch fünf Minuten warten, Herr Berthold«, sagte Chauffeur Franzke. »Nee, Franzke«, sagte Berthold, »fahren wir schon los.« Er bemühte sich, gleichgültig zu sprechen.

»Wollen Sie nicht ans Steuer, Herr Berthold?« fragte nach einer Weile Chauffeur Franzke, in der Nähe der Gedächtniskirche. Auch er bemühte sich, gleichgültig zu sprechen, als ob es gar nichts wäre, daß er heute selbst im dicksten Verkehr Berthold ans Steuer lassen wollte. »Danke, Franzke«, sagte Berthold. »Nett von Ihnen, Franzke. Heute nicht.« Rektor François saß in dem altmodisch behaglichen, verräucherten, bücherüberstopften Arbeitszimmer seiner Privatwohnung vor seinem Manuskript: »Der Einfluß des antiken Hexameters auf die Wortgebung Klopstocks«. Es war nicht einfach, sich zu konzentrieren; aber es war noch eine gute halbe Stunde bis zum Abendessen, da lohnte der Versuch. Er ließ sich von den Hexametern tragen wie von Meereswellen, ihr gleichmäßiger Fluß sänftigte seinen Unmut.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Stürmisch, in breiter Front, brach Donnerwölkchen in den Raum ein. Gewaltig kam sie auf den schmalen François zu, umbauscht von ihrem Schlafrock. So erfüllt war sie von dem,

was sie zu sagen hatte, daß es ihr die Sprache verschlug. Wortlos knallte sie ein großes entfaltetes Zeitungsblatt auf den Schreibtisch, so daß es das Manuskript, die Bände der alten Klassiker, den Klopstock völlig überdeckte. Es war die heutige Ausgabe des Berliner Organs der Völkischen. »Da«, brachte Frau Emilie François heraus, nichts weiter, und stand da, das leibgewordene Verhängnis.

François las. Es war ein Artikel über die Zustände am Königin-Luise-Gymnasium. Diese Schule, längst eine Züchtungsanstalt von Landesverrätern, hieß es, sei jetzt vollends verrottet. Ein jüdischer Schüler, ein hoffnungsvoller Sproß der berüchtigten Familie Oppermann, habe in einem Schulvortrag vor versammelter Klasse Hermann den Befreier aufs wüsteste geschmäht, ohne daß es bis jetzt seinem nationalen Klassenlehrer geglückt wäre, das Früchtchen zur Rechenschaft zu ziehen. Beschützt von dem verwelschten Vorstand der Anstalt, einem typischen Vertreter des Systems, spreize sich noch immer der freche Judenjunge in der Glorie seines Landesverrats. Wann endlich werde die nationale Regierung diesen unerhörten Zuständen ein Ende bereiten?

François nahm die Brille ab, blinzelte. Er fühlte sich sehr elend. »Nun?« fragte drohend Donnerwölkchen.

François wußte nicht, was antworten. »Was für entsetzliches Deutsch«, sagte er nach einer Weile.

Er hätte es besser nicht gesagt; denn diese Äußerung endlich entfesselte Donnerwölkchen. Was? Der Mann hat sich und seine Familie durch seine ewige, phlegmatische Unentschlossenheit ruiniert, und jetzt hat er gegen seine Angreifer nichts vorzubringen, als daß sie schlechtes Deutsch sprachen? War er wahnsinnig? Die Portiersfrau hat ihr den Artikel gebracht,

morgen werden ihr zehn Freundinnen den Artikel bringen. Sieht er denn nicht, daß es jetzt aus ist? Mit Schmach und Schande wird man ihn aus dem Amt jagen. Fraglich, ob man ihm Pension zuerkennt. Was dann? Zwölftausendsiebenhundert Mark haben sie auf der Bank. Die Papiere stehen nicht mehr ihre vollen hundert. Es sind nur mehr rund zehntausendzweihundert Mark. Wovon soll man leben? Er, sie und die Kinder? »Von dem da?« fragte sie und schlug mit der Hand auf sein Manuskript; sie erreichte aber nur das Zeitungsblatt.

Rektor François war benommen von dem Gedröhn. Sicherlich war, was Donnerwölkchen sagte, maßlos übertrieben; aber dunkle Stunden stehen ihm bevor, viele und sehr dunkle. Armer Schüler Oppermann. Oppermann war ein Daktylus, gut im Hexameter zu gebrauchen, auch François war ein Daktylus, aber kein reiner, weniger gut zu gebrauchen. »Dulde auch dieses, mein Herz, du hast soviel schon geduldet.« Fernher umplätscherten ihn die Hexameter. Ach, sich ihnen hingeben dürfen.

Frau Emilie nahm sein Schweigen für Verstocktheit. Ihre Erbitterung stieg. In wilden, endlosen Reden – langhinhaltenden, sagte sich der erdrückte François – entlud sich ihre Empörung. Morgen, tobte sie, habe er diesem Lausejungen die Alternative zu stellen: Abbitte in aller Form oder mit Schande aus der Anstalt fortgejagt. Am liebsten ginge sie selber zu dem Vater des Früchtchens oder zu seinem Onkel, seinem saubern Freunde Gustav. Wo sie nur ihre fünf Sinne gehabt habe, als sie ihn, diesen Waschlappen, diesen Schlappschwanz, heiratete. François duckte sich. Es hat keinen Sinn, sich gegen den Sturm aufzurichten. Man kann nur abwarten, bis Donnerwölkchen zu Ende ist. Einmal muß auch ihr die Lunge

versagen. Wie gern würde er auf das Abendessen verzichten und sich ins Bett legen.

Frau Emilie hatte ihn so zerzaust, daß die Schläge des andern Tages ihm nicht mehr viel anhaben konnten. Pedell Mellenthin hatte die Zeitung groß und auffallend in der Tasche stecken, alle Lehrer und Schüler auf seinem Weg hatten sie, in mehreren Exemplaren lag sie auf seinem Schreibtisch. Da saß er zwischen Voltaire und Friedrich dem Großen. Eine Schmutzwelle war über seine Anstalt, war über das ganze Land hereingebrochen. Er war schon so überdeckt mit Schmutz, daß er ihn kaum mehr spürte.

Sehr bald auch erschien Oberlehrer Vogelsang im Rektoratszimmer. Er hatte sich verändert. Sein Gesicht war maskenhaft starr, das unheimlich freundliche Lächeln war fort. Er trat als Sieger vor den Besiegten, als Rächer, ehern, der unsichtbare Säbel an seiner Seite klirrte. So, dachte François, mochte Brennus, der Barbar, vor die Römer getreten sein, die Gewichte verfälschend durch sein in die Waagschale geworfenes Siegerschwert.

Ja, Oberlehrer Vogelsang durfte sich Triumph aus voller Brust gönnen. Er hat erfahren, daß die Wahlen entschieden waren, bevor sie stattgefunden hatten. Die nationalen Führer – man hat es ihm heimlich mitgeteilt, doch unbedingt zuverlässig – haben eine Tat beschlossen, eine flammende Tat, die die Wahlen unter allen Umständen zu einem Sieg für die nationale Sache machen muß. Oberlehrer Vogelsang braucht weder in der Sache Rittersteg noch in der Sache Oppermann irgendwelche Rücksicht mehr zu nehmen. Darum war er in die Öffentlichkeit vorgestoßen, und so, als Triumphator, trat er nun vor Rektor François hin.

Er hat sich diesen Triumph lang aufgespart, aber jetzt kostet er ihn auch aus. Kein Quentchen schenkt er dem andern. Zwei Monate, erklärte er stählern dem klein dasitzenden François, mehr als zwei Monate habe jetzt die Anstalt die Schande auf sich sitzen lassen. Es sei genug. Wenn nicht der Schüler Oppermann noch in diesem Monat Abbitte tue, dann werde er, Vogelsang, zu bewirken wissen, daß der Schüler von den preußischen Anstalten relegiert wird. Er begreife nicht, wie Rektor François, so oft und ernsthaft ermahnt, so lange habe zögern können. Jetzt sei die Beule aufgebrochen, die ganze Anstalt besudelt.

Stramm zwischen den Büsten Voltaires und Friedrichs des Großen stand der triumphierende Oberlehrer. Noch in diesem Monat, dachte François. Der Februar hat nur achtundzwanzig Tage. Wie er quäkt. Das Gedröhne Donnerwölkchens ist eine Mozartoper dagegen. Brekekekex koax koax. Sein Kragen ist wieder einen halben Zentimeter niedriger geworden. Er paßt sich an. In Rom die Barbaren paßten sich auch an. »Wollen Sie sich nicht setzen, Kollege?« fragte er.

Aber Vogelsang wollte sich nicht setzen. »Ich muß Sie um eine deutliche, unmißverständliche Antwort bitten, Herr Rektor«, forderte er klirrend. »Wollen Sie den Schüler Oppermann darauf aufmerksam machen, daß er entweder noch vor dem 1. März die dreisten Behauptungen jenes Vortrags widerrufen oder seine Relegierung zu gewärtigen hat?«

»Ich bin mir nicht ganz klar«, sagte mit milder Ironie François, »was Sie eigentlich wünschen, Kollege. Sie sprechen bald von Abbitte, bald von Widerruf. Und wie stellen Sie sich die Angelegenheit technisch vor? Soll Oppermann hier auf dem Rektorat um Entschuldigung bitten oder vor versammelter Klasse?«

Bernd Vogelsang trat einen Schritt zurück. »Abbitte? Widerruf?« staunte er. Er stand zürnend da, sein eigenes Denkmal. »Beides selbstverständlich«, heischte er. »Ich glaube, Herr Rektor, wie die Dinge liegen, tun Sie am besten, mir die Bestimmung der Form zu überlassen, in der die Sühnung zu erfolgen hat.« Der Rächer Hermanns des Deutschen, dachte François. Das hat der Cherusker nun doch nicht verdient.

»Gut, Herr Kollege«, sagte er. »Ich werde mit dem Schüler Oppermann reden. Er wird abbitten, und er wird widerrufen. Nur eines muß ich mir vorbehalten: die Stilisierung seiner Erklärung. Der Schüler Oppermann mag seine Fehler haben, aber ein schlechter Stilist ist er nicht. Das haben sicher auch Sie beobachtet, Kollege.«

War das Hohn? Bernd Vogelsang dachte an die Frechheiten, die sich François über das Deutsch des Führers erlaubt hatte, damals als er ihn das erstemal wegen der Angelegenheit Oppermann stellte. Stilisierung. Habeat sibi. Da saß er und hatte nichts mehr als sein bißchen Ironie. Dürftig, Herr Rektor. Er, Bernd Vogelsang, wird die Demütigung dieses aufsässigen Schülers zu einem eindrucksvollen Schauspiel zu gestalten wissen. Alle werden sehen, wie er den Geist der Zersetzung aus diesem Hause austreibt. Mag Rektor François sich in seine dürftige Ironie hüllen: er, Bernd Vogelsang, handelt.

Alfred François hatte viel Neues und viel Böses erkennen müssen in diesen letzten Wochen. »Die Faust des Schicksals hatte ihm die Augen geöffnet«, wie der Führer sich auszudrücken pflegte. In diesen letzten Stunden allein war so viel Hartes auf ihn niedergeprasselt, daß er glaubte, nunmehr werde nichts mehr ihn anrühren können. Aber als er jetzt auf den Schüler

Oppermann wartete, wußte er, er hatte geirrt, das Schwerste stand ihm noch bevor.

»Setzen Sie sich, Oppermann«, sagte er, als Berthold eintrat. »Haben Sie den Döblin gelesen, den ich Ihnen empfahl?« – »Jawohl, Herr Rektor«, sagte Berthold. »Es ist gute Prosa, nicht?« fragte François. »Es ist wunderschön«, sagte Berthold.

»Ja«, sagte François, bemüht, an den kühnen, grauen Augen des Jungen vorbeizuschauen, »es fällt mir nicht leicht, Oppermann, es fällt mir sogar verdammt schwer. Aber Sie wissen wohl selbst, die Sache hat Kreise gezogen. Ich muß Sie leider vor die Alternative stellen …« Er schnaubte ein bißchen durch die Nase, sprach nicht zu Ende.

Berthold weiß natürlich, worum es sich handelt. Stünde er als Dritter im Zimmer, er sähe, gerecht wie er ist, die Pein auf dem Gesicht des Mannes. So aber, randvoll mit Bitterkeit, denkt er nicht daran, dem andern etwas zu ersparen. »Vor welche Alternative, Herr Rektor?« fragt er und zwingt François, ihn anzuschauen. »Ich muß Sie bitten«, sagt François, und sein Atem ist noch immer nicht in Ordnung, »sich wegen jener Äußerung in Ihrem Vortrag zu entschuldigen, sie zu widerrufen. Wenn Sie es nicht tun«, er versucht jetzt beamtenhaft trocken zu sprechen, »muß ich Sie leider von der Anstalt fortschicken.« Er sieht das bittere, traurige Gesicht des Jungen. Er muß sich rechtfertigen vor ihm, das ist das Allerwichtigste. »Ich sage Ihnen ehrlich, Oppermann«, hastet er sich ab, »mir wäre lieber, Sie widerriefen. Es wäre mir scheußlich, wenn ich einen meiner Lieblingsschüler relegieren müßte. Meinen liebsten Schüler«, verbessert er sich.

Er steht auf, Berthold will auch aufstehen; aber »bleiben Sie, bleiben Sie, Oppermann«, drückt er ihn nieder. Er läuft auf und ab zwischen den Büsten Voltaires und Friedrichs. Dann, plötzlich, hält er vor Berthold an, wechselt vollends den Ton, spricht zu ihm, ein Mann zum andern: »Meine eigene Stellung ist gefährdet. Begreifen Sie, Oppermann. Ich habe Frau und Kinder.«

Berthold, in all seiner Bitterkeit, kann nicht umhin, die Not des andern zu sehen. Aber er hat jetzt keine Zeit für Mitleid. Ich muß auch manches tun, was ich nicht möchte, klingt ihm, ungewohnt, bösartig knurrend, die Stimme seines Vaters im Ohr. Wir werden alle Schweine, denkt er. Alle werden wir Schweine und gemein durch diese Zeit.

»Wir haben Hebbel gelesen«, fängt er schließlich an, langsam, er läßt sich Zeit. »›Gyges und sein Ring‹. Dr. Heinzius hat uns gesagt, der ganze Hebbel hat ein einziges Thema: verletzte Menschenwürde. Laesa humanitas. Ich habe dann noch ›Herodes und Mariamne‹ gelesen. Nicht als Klassenlektüre, für mich. Mariamne könnte sich das Leben retten, wenn sie nur spräche. Sie spricht nicht, sie verteidigt sich nicht. Eher beißt sie sich die Zunge ab. Sie stirbt, aber sie spricht nicht. Dr. Heinzius hat uns sehr deutlich gemacht, was das ist, laesa humanitas. Haben nur alte Könige humanitas? Bin ich ein Dreck? Glaubt ihr, ihr könnt alle auf mir herumtreten, weil ich siebzehn bin und ihr fünfzig oder sechzig? Mariamne ist übrigens eine Jüdin, Herr Rektor. Lesen Sie mein Manuskript, Herr Rektor. Es war ein guter Vortrag. Dr. Heinzius wäre zufrieden gewesen. Bin ich ein schlechter Deutscher, weil Dr. Heinzius überfahren worden ist? Er hat einen nie unterbrochen. Er hat einen zu Ende reden lassen. Was ich gesagt habe, Herr Rektor, ich weiß es nicht mehr genau, aber es war richtig.

Ich habe Mommsen gelesen, Dessau, Seeck. Kein Mensch kann was anderes herauslesen. Warum tun Sie mir unrecht, Herr Rektor?«

François hört genau zu. Was für ein kluger, anständiger Junge. Er ist ihm wirklich der liebste seiner Schüler. Was muß er durchgemacht haben in diesen letzten Wochen. Wie muß er dagesessen sein in diesen letzten Wochen vor dem bösartigen Ochsen, dem Vogelsang, unter seinen Kameraden, grausamen, jungen, törichten Menschen. Was soll er dem Jungen antworten? Er möchte ja am liebsten jedes Wort von ihm unterschreiben. Mit beiden Händen. Ehrlicherweise kann er doch nur sagen: Ja. Ja. Sie haben recht, Oppermann. Tun Sie's nicht. Widerrufen Sie nicht. Gehn Sie fort von meiner Schule. Es ist eine schlechte, dumme Schule geworden, auf der Sie nur Unsinn und Lüge lernen können.

Er macht den Mund auf, aber er merkt, daß er unter der Büste Voltaires steht. Er schämt sich, geht zurück zu seinem Schreibtisch. Da sitzt er, klein, alt. »Als Sie Ihren Vortrag hielten, Oppermann«, sagt er endlich, »hatten Sie recht. In der Zwischenzeit ist leider manches anders geworden. Von vielem, was damals Wahrheit war, muß ich jetzt sagen, daß es Lüge sei.« Er versuchte zu lächeln. »Wir werden in manchem umlernen müssen. Sie sind jung, Oppermann. Mir fällt das Umlernen verdammt schwer«. Er stand auf, ging ganz nah an Berthold heran, legte ihm die Hand auf die Schulter. Sagte zaghaft, es klang wie eine demütige Bitte: »Wollen Sie sich nicht entschuldigen, Oppermann?« Aber sogleich, voll Angst vor der Antwort, fügte er hinzu: »Antworten Sie mir nicht jetzt. Überlegen Sie sich's. Sagen Sie nichts, es hat Zeit, wenn ich Montag die Antwort habe. Schreiben Sie. Oder telefonieren Sie. Wie Sie wollen.«

Berthold stand auf. François sah, wie sehr die Unterredung den Jungen angegriffen hatte. »Nehmen Sie es nicht *zu* schwer, Oppermann«, sagte er. Und dann, nicht ohne Mühe: »Und vergessen Sie, was ich Ihnen zuletzt gesagt habe. Es war« – er suchte das Wort – »zweckgefärbt. Sie haben einen großen Vorteil, Oppermann. Ob Sie es tun oder nicht, Sie werden immer recht haben.«

Die Unterredung mit François hatte Berthold arg mitgenommen. Wohl war er darauf vorbereitet, daß ähnliches kommen werde, aber jetzt hatte er es gewissermaßen amtlich, daß er etwas Undeutsches, Vaterlandfeindliches getan hat. Er begriff das nicht. War es undeutsch, zu sagen, was ist? Noch vor wenigen Monaten hatte keiner an seinem Deutschtum gezweifelt. Er selber fühlte sich in einem tieferen Sinne deutsch als die meisten seiner Kameraden. Er war voll von deutscher Musik, deutschen Worten, deutschen Gedanken, deutscher Landschaft. Nie in den siebzehn Jahren seines Lebens hatte er anderes gesehen, gehört, gespürt. Und nun auf einmal soll er nicht mehr dazugehören, soll er von Natur anders sein. Wieso? Warum? Wer denn war deutsch, wenn nicht er?

Aber es hat keinen Sinn, über das Allgemeine zu grübeln. Es ist jetzt Sonnabend nachmittag halb vier. Bis morgen abend muß er sich entschieden haben. Soll er widerrufen?

Jemand haben, der einem helfen könnte. Einmal muß doch ein Satz kommen, der ihn anrührt, ein Argument, so einleuchtend, daß alle seine Zweifel verschwinden. Zu seinem Vater kann er nicht gehen. Der hat selber aufs bitterste zu kämpfen. Er kann ihm nicht zumuten, daß er ihm gegen

seine eigenen Interessen raten soll. Und soll er der Mutter zumuten, ihm gegen den Vater zu raten?

Er läuft herum in den Straßen der großen Stadt Berlin. Es ist trocken und nicht kalt, angenehm zu gehen. Er ist groß und schlank, sein Gesicht ist mager geworden, seine langen, grauen Augen schauen finster, beschäftigt, er ist bitterlich in sich selber versunken. Viele schauen ihn an, viele Frauen besonders, er ist ein schöner Junge, aber er merkt es nicht.

Plötzlich kommt ihm eine Idee, wieso ist er nicht sogleich daraufgekommen? Er fährt hinaus zu Onkel Ranzow.

»Hallo, Berthold«, sagt Ministerialdirektor Ranzow, ein bißchen erstaunt. Berthold, seine Menschenkenntnis hat in den letzten Tagen sehr zugenommen, sieht sogleich, daß Onkel Joachim seinen Besuch in Zusammenhang bringt mit jenem Artikel in der völkischen Zeitung und daß er rasch und angestrengt nachdenkt, was er ihm sagen soll.

Onkel Joachim schenkt ihm zunächst einen scharfen Schnaps ein wie gewöhnlich. Berthold setzt ihm seinen Fall auseinander, dürr, unsentimental. »Ich möchte einen vernünftigen Rat«, bittet er. »Was würdest du an meiner Stelle tun, Onkel Joachim?«

Zu anderer Zeit hätte Ministerialdirektor Ranzow wahrscheinlich die Not des Jungen durch seinen trockenen Ton durchgehört. Hätte sich wohl auch die Mühe genommen, sich in den Jungen hineinzudenken. Leider aber war er in diesen Tagen kaum weniger mit sich selbst beschäftigt als die Oppermanns. Freunde von Einfluß rieten ihm, der selber den Deutschnationalen nahestand, dringlich, von seinen linksstehenden Beamten abzurücken, deren Tage gezählt waren. Aber Joachim Ranzow wollte Leute nicht brüskieren, die er durch Jahre gemeinsamen Dienstes als

fähig und zuverlässig hatte schätzenlernen, auch wenn diese Leute auf der Proskriptionsliste standen. Seine Freunde redeten auf ihn ein, bestürmten ihn. Vor allem nicht begriffen sie, wie er nach wie vor mit dem der neuen Regierung verhaßten Ministerialrat Freese persönliche Freundschaft halten konnte, einem eingeschriebenen Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Es war an sich keine Empfehlung für einen hohen Beamten, mit einer jüdischen Familie verschwägert zu sein, die so in Sicht war wie die Oppermanns. Warum zum Beispiel nahm er nicht diesem fatalen Ministerialrat Freese gewisse Funktionen ab? Jeder höhere Beamte, der sich halten wollte, machte ähnliches, um sich der neuen Regierung zu empfehlen. Joachim Ranzow brachte die Skrupellosigkeit nicht auf. Es fraß an ihm, daß es heute so schwer war, ein preußischer Beamter zu sein und ein anständiger Mensch.

In solcher Lage fand Berthold seinen Onkel Joachim. Die Affäre des Jungen war peinlich. Je eher sie bereinigt wird, um so besser für sie alle. Gut, daß der Junge selber vernünftig über die Geschichte zu denken scheint. »Ich glaube«, sagte Ranzow, »du solltest die gewünschte Erklärung abgeben.« Er sagte es gemessen wie immer, klar, unumwunden. Der Junge schaute ihn an, ein wenig verblüfft. Er wunderte sich, daß einer in seinem komplizierten Fall so rasch eine Meinung parat hatte. Ranzow merkte diese Verblüffung. Er war wirklich etwas zu schnell gewesen. »Schließlich hast du«, suchte er seine Meinung zu begründen, »zumindest in der Form unrecht gehabt.«

Berthold dachte an die schönen, etwas dunklen Worte, die Onkel Joachim seinerzeit über Hermann den Deutschen gesagt hatte. Für ihn, Berthold, hatte er nur sehr nüchterne Worte. Er fand, Onkel Joachim wollte nicht

sehen, um wieviel es ihm ging. »Man hat alles böswillig verdreht«, sagte er. »Ich soll etwas zurücknehmen, was ich gar nicht behauptet habe. Hermanns Ruhm, der Mythos Hermann, ich erinnere mich genau an alles, was du mir damals erklärt hast, Onkel Joachim. Es war das weitaus Klügste, was mir irgendeiner über Hermann gesagt hat, und ich habe es mir gut gemerkt. Und gerade darauf wollte ich hinaus. Aber um dahin zu gelangen, mußte ich doch erst die Tatsachen bringen, die historischen Tatsachen, so klar wie möglich. Ich habe nichts weiter behauptet, als was jeder aus dem Mommsen und dem Dessau herauslesen muß. Soll ich jetzt hingehen und zugeben, daß ich ein schlechter Deutscher bin, weil ich gesagt habe, was wirklich war?«

Joachim Ranzow war nervös, ungeduldig. Erst schien der Junge so vernünftig, und nun machte auch er noch Schwierigkeiten. Liselotte hatte weiß Gott genug Sorgen. Alle hatten sie genug Sorgen. Und jetzt noch das. Wegen Hermanns des Cheruskers. »Mein Gott, Junge«, sagte er ungewohnt leichtfertig, »hast du keine andern Sorgen? Was geht dich schließlich Hermann der Cherusker an?«

Den Satz ausgesprochen, wollte er ihn schon nicht gesagt haben. Berthold nämlich erblaßte noch tiefer, faßte nach dem Schnapsglas, packte es ungeschickt fest, setzte es wieder hin. Packte es von neuem, es war noch ein winziger Rest darin, er trank ihn leer. Ranzow nahm erst jetzt wahr, wie schlecht und mitgenommen der Junge aussah. »Aber dich, Onkel, geht er an«, sagte er, sein Mund wurde schmal und bitter, er sah ihn an, herausfordernd, anklägerisch. Joachim Ranzow machte eine abwehrende Geste mit der langen Hand, als striche er einen Satz durch. Wollte etwas sagen. Ach was, war er schließlich dem Jungen Rechenschaft schuldig?

Ehe er antworten konnte, sprach auch Berthold schon weiter. »Du meinst«, sagte er, »weil ich jüdisches Blut in mir habe, geht mich Hermann nichts an. Das meinst du doch, nicht?« – »Red doch nicht solchen Quatsch«, sagte, jetzt ernstlich verärgert, Ranzow. »Trink lieber noch einen Schnaps.« – »Danke«, sagte Berthold. »Ich sehe nicht, wie du es anders hättest meinen können«, beharrte er. »Genau das, was ich sagte, meinte ich«, erwiderte scharf Ranzow. »Nicht mehr und nicht weniger. Ich muß mir ernstlich verbitten, Berthold, daß du meinen Worten solchen Quatsch unterlegst.« Berthold zuckte die Achseln. »Du hast natürlich recht, Onkel. Du bist mir keine Rechenschaft schuldig.«

So bitter und bösartig resigniert klang das, daß Joachim Ranzow, jetzt aus seinem eigenen Bereich aufgestört, mit Eifer daranging, den Jungen, den er mochte, wieder ins Gleis zu bringen. »Deine Mutter würde dich nicht begreifen, Berthold«, sagte er. »Vielleicht war, was ich sagte, nicht besonders glücklich ausgedrückt. Wir haben jetzt alle den Schädel voll Sorgen. Aber wie du so etwas hast heraushören können, ist mir wirklich unbegreiflich.« Berthold nickte mehrmals mit dem großen Kopf; es war eine Bewegung, wie sie sein Vater manchmal hatte, er sah kummervoll und erwachsen aus. Der Junge tat Ranzow leid. »Sei vernünftig, Berthold«, sagte er, es war eine Bitte und eine Entschuldigung. »Nimm guten Rat an. Es ist nicht leicht für einen Mann nahe an den Fünfzig, zu sagen, wie er heute als Junge handelte. Als ich in deinem Alter war, waren die Zeiten anders. Damals, grad heraus, hätte ich an deiner Stelle nicht widerrufen. Wenn ich heut an deiner Stelle wäre, dann, ich weiß das, oder, ich will ehrlich sein, ich glaube es fast sicher, dann widerriefe ich. Du hilfst dir selber, und du hilfst uns allen, wenn du’s tust.«

Berthold war kaum gegangen, als Ranzow sogleich seine Schwester Liselotte anrief. Er berichtete ihr kurz von seiner Unterredung mit Berthold und fügte aufrichtig hinzu, er sei nicht in guter Form gewesen, als der Junge ihn aufsuchte. Er finde, Berthold nehme die Angelegenheit tragischer, als sie sei. Liselotte möge doch versuchen, auf ihn einzuwirken.

Aber Joachim Ranzow sprach nicht zu der Liselotte, die er kannte. Sie war vollständig verwandelt. Er müsse kommen, bat sie dringlich, ihr helfen. Sie müsse vor Mann und Sohn den ganzen Tag Zuversicht markieren. Sie könne es nicht länger. Sie schäme sich so bitter vor den beiden, eine Deutsche zu sein. Endlich einmal müsse sie sich selber helfen, klagte sie, müsse sie jemanden haben, vor dem sie sich ausschütten könne.

Ranzow riß sich zusammen, sprach ihr gut zu, fand Worte, die ihm selber fast echt klangen. Er bereute heiß, daß er sich einen Augenblick lang dem Jungen gegenüber hatte gehenlassen. Man darf es nicht. Man darf auch nicht für einen Augenblick schlappmachen. Liselotte, die Arme, muß den ganzen Tag Tanzkapelle auf untergehendem Schiff markieren. Er hätte sich nur für zwanzig Minuten zusammenreißen sollen und hat versagt.

Er verpreßte die langen Lippen. Läutete den Ministerialrat Freese an, den Mißliebigen, den Proskribierten. Bat ihn, heute abend mit ihm bei Kempinski zu essen, wo sie bestimmt gesehen werden.

Berthold inzwischen lief von neuem durch die Straßen der großen Stadt Berlin. Es war Abend geworden und kälter. Die ersten Lichter der Schaufenster, die ersten Lichtreklamen und die Lichter einzelner Autos flammten auf, aber die Straßenbeleuchtung war noch nicht eingeschaltet. Berthold wußte selbst nicht, warum er nicht die Straßenbahn nahm oder die

Untergrundbahn. Er ging und ging, sehr rasch, als hätte er einen dringlichen Auftrag. Sonntag in acht Tagen ist Wahl, die Straßen waren voll von Menschen, überall sah man judenfeindliche Plakate und die braunen Hemden der Völkischen. Berthold in all seiner Eile beschaute sich die Passanten, sah in Hunderte von Gesichtern, nahm sie gut und merkwürdig schnell in sich auf. Allein plötzlich, als einer einen Blick von ihm scharf erwiderte, fiel ihm ein, daß sicherlich Tausende von den Leuten da auf den Straßen jenen Artikel über ihn gelesen haben. Sinnlose Angst überkam ihn, man könnte über ihn herfallen, ihn totschlagen, wie der Lange Lulatsch den Redakteur Karper gemeuchelt hat.

Dennoch trachtete er nicht nach Haus. Er rannte weiter durch die Straßen, mechanisch, ziellos. Was ging ihn, den Judenjungen, Deutschland an? Anders konnte es Onkel Joachim nicht gemeint haben, wenn Worte Sinn haben sollten. Wenn aber ein so grundanständiger, gescheiter Mensch wie Onkel Joachim findet, er sei kein Deutscher, dann ist Vogelsang doch wohl was mehr als ein bösartiger Idiot.

Er kam sehr spät nach Hause, man wartete bereits auf ihn mit dem Abendessen. Liselotte sagte ihm, am Nachmittag sei Ruth dagewesen mit Onkel Edgar; sie habe sehr bedauert, ihn nicht getroffen zu haben. Im übrigen wurde es ein schweigsames, unbehagliches Abendessen. Am meisten sprach Liselotte. Sie sprach von Musik, von den Konzerten der Philharmoniker. Berthold ging gewöhnlich zu den Generalproben am Sonntag vormittag. Martin und sie selber zu den Aufführungen am Montag abend. Morgen vormittag wird Generalprobe zu der Brahmsschen Vierten sein, dazu das Violinkonzert. Furtwängler dirigiert, Karl Flesch spielt. Es ist

fraglich, ob Berthold morgen früh hingehen wird, er hat sehr viel zu tun. Auch Martin kann es noch nicht übersehen, ob er Montag abend Zeit hat.

Berthold sagte sich, es sei immerhin allerhand, was man von ihm verlange. Da könnte man wenigstens den Mund aufmachen und nochmals mit ihm sprechen. Erst war man heftig und unbeherrscht, und nun sitzt man da und schweigt ihn an. »Die Vierte«, sagt Liselotte, »das ist die in e-Moll. Das Violinkonzert hat einen herrlichen Ersten Satz.« Berthold sitzt da und wartet, daß sein Vater spricht. Aber der schweigt, und Berthold ist empört.

Er atmete auf, als das Abendessen zu Ende war. Er liebte Ordnung. Aber an diesem Abend, in der Stille seines Zimmers, legte er seine Kleider nicht so säuberlich zusammen wie sonst. Er sank ins Bett, hörte noch fernher einen Autobus unten bremsen, lang kreischend, schlief ein, tief, fest.

Schlief sehr lange. Es war halb neun, als er aufwachte. Mühsam fand er sich zurecht. So spät daran war er lange nicht gewesen. Es ist Sonntag, es schadet nichts. Was hat er heute zu tun? Es überfällt ihn: der Brief an François.

Aber heute war er ausgeschlafen, frisch. Er brauste sich ab, eiskalt, daß es ihm den Atem verschlug. Während er sich die gerötete Haut trocknete, wußte er, was er Rektor François schreiben wird, nämlich, daß er, alles wohl überlegt, nicht daran denke, zu widerrufen.

Er frühstückte mit gutem Appetit. Soll er nun ins Philharmonische gehen? Er kennt wenig von Brahms. Was er gehört hat, ist ihm geblieben. Er sucht eine bestimmte Melodie. Findet sie. Das freut ihn.

Vor allem muß er Ruth anrufen. Es tut ihm leid, daß er sie gestern versäumt hat. Er wird ihr vorschlagen, nachmittags mit ihm spazierenzugehen. Das Philharmonische und Ruth, beides zusammen kann

er sich nicht leisten. Er hat noch die Mathematik. Er muß sich das Konzert verkneifen. Er ruft Ruth an, trifft die Verabredung.

Während er über der Mathematik sitzt, kommt Heinrich. Drückt etwas herum, dann rückt er heraus. Ja, er müsse doch noch mal mit Berthold diese blödsinnige Affäre Vogelsang durchsprechen. »Bitte«, sagt Berthold höflich und schaut Heinrich aufmerksam an. Der sucht eine unpassende Sitzgelegenheit, findet aber keine als den Tisch, setzt sich darauf, schnellt abwechselnd die Beine vor. »Wenn heute der Historiker Dessau erklärt, sagte er, »er sei im Gegensatz zu seiner früheren Meinung zu der Überzeugung gelangt, die Schlacht im Teutoburger Wald sei die eigentliche Ursache von Roms Untergang, dann heißt das was. Aber wenn du oder ich oder Herr Vogelsang oder mein Vater etwas dergleichen erklären, dann ist das rein komisch.« Er wies auf das aufgeschlagene Mathematikheft Bertholds. »Wenn heute Rektor François von mir verlangt, ich soll feierlich in die Zeitung setzen lassen, der Satz: $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$ sei falsch und widerspreche der deutschen Ehre, sonst relegiert er mich: ich sage dir, Berthold, ich gehe glatt hin und setze es in die Zeitung. Mit Wonne.«

Berthold hörte zu, nachdenklich. Dann, langsam, bedacht, erwiderte er: »Du hast sicher recht, Heinrich. Es wird ja auch an den Fakten nichts geändert, ob ich was widerrufe oder nicht. Es ist sehr freundlich von dir, daß du noch einmal hergekommen bist, um mit mir darüber zu reden. Aber siehst du, es handelt sich ja längst nicht mehr um den Teutoburger Wald und nicht um Hermann, auch nicht um Vogelsang oder meinen Vater: es handelt sich jetzt nur mehr um mich. Ich kann dir das nicht klarmachen, aber es ist so.« Heinrich spürte dunkel, was der andere meinte. Er wußte, daß er die besseren Argumente, aber daß trotzdem Berthold recht hatte. Ein großer

Zorn stieg in ihm hoch gegen die Idioten, die Berthold in diese Lage gebracht hatten, und eine große Freundschaft für Berthold. »Red doch keinen Unsinn, Berthold«, sagte er, und das ziemlich grob; denn er war wütend, daß er dem Freund nicht helfen konnte.

Noch als er nach Hause kam, war sein frisches Knabengesicht finster vor Wut. Er beschimpfte sich mit den dicksten Schimpfworten, englischen und deutschen, weil er nicht fähig war, Berthold zur Vernunft zu bringen. Dabei wünschte er es im Grunde nicht einmal. Berthold war eben aus anderm Stoff und hatte, von sich aus, recht. Der sonst so vernünftige Heinrich war randvoll von einer wilden, blinden Empörung. Er setzte sich hin, schrieb an den Staatsanwalt, zeigte klar und ausführlich an, was Werner Rittersteg zu ihm gesagt hatte, bevor er Redakteur Karper das Messer in den Ranzen rannte. Diesen Brief geschrieben, wurde er ruhiger. Ihm war, als habe er eine Verpflichtung gegen Berthold erfüllt.

Am Nachmittag dann ging Berthold mit Ruth spazieren. Sie gingen durch ein unangenehmes Gerinnsel aus Regen und Schnee, aber sie merkten es nicht, so eifrig diskutierten sie. Ruth Oppermann sah, was alle sahen, wieviel ernsthafter, erwachsener Berthold in diesen wenigen Wochen geworden war, wie hager sein fleischiges Gesicht mit den kühnen Augen. Mit gedoppelter Beflissenheit hackte sie auf ihn ein: »Was zappelst du dich hier in Deutschland ab? Es ist schade um dich. Du gehörst nicht hierher.«

Später, als das Wetter gar zu arg wurde, setzten sie sich in ein kleines Café. Da saßen sie, in nassen Kleidern, inmitten von sonntäglich aufgeputzten Kleinbürgern. Ob sie nicht bemerkt habe, fragte Berthold, wie sein Vater infolge der letzten Geschehnisse in wenigen Wochen gealtert sei. Allein Ruth, gedämpft, doch nicht minder heftig, eiferte gegen die Väter:

»Unsere Väter sind ein verbrauchtes Geschlecht. Sie gehen uns nichts an, sie haben kein Recht an uns. Wer ist denn an allem schuld? Nur sie. Sie haben den Krieg gemacht. Was anderes konnten sie nicht. Sie haben die bequemere Heimat gewählt statt der wahren Heimat. Mein Vater ist persönlich ein hochanständiger Mensch und ein guter Wissenschaftler. Auch dein alter Herr ist relativ prima. Aber man darf sich nicht von persönlichen Sympathien dumm machen lassen. Schmeiß die Sache hier hin. Heiß dich, wie du wirklich heißt: Baruch. Wie Spinoza geheißen hat. Nicht dieses alberne Berthold wie der Erfinder des Schießpulvers. Siehst du, das ist der Unterschied. Die einen haben das Schießpulver erfunden, die andern das soziale Gesetz. Geh nach Palästina, dort gehören wir hin.«

In dem menschenerfüllten Raum roch es nach dürftigen Speisen, nach nassen Kleidern; Lärm und Rauch war in der Luft. Die beiden achteten nicht darauf. Berthold gefiel die Wildheit des Mädchens, ihre Entschiedenheit, ihre Eindeutigkeit. Er fand sie schön. Was sie sagte, erschien ihm auf einmal nicht sinnlos. War ihm Palästina nicht wirklich ebenso nahe wie Deutschland? Wenn ihn Deutschland ausstieß, dieses andere Land sträubte sich nicht dagegen, ihm Heimat zu sein.

Aber als sie fort war und er allein nach Hause ging, verblaßten ihre Argumente. Er dachte an seinen Onkel Joachim, an das helle, blonde Gesicht seiner Mutter, an ihre langen, grauen Augen, die er geerbt hatte. Nein, der Sohn dieser Mutter, der Neffe dieses Onkels Ranzow gehört nicht nach Palästina. Der gehört hierher, in dieses Land, zu seinen Kiefern, zu seinem Wind, zu seinem Gerinnsel aus Schnee und Regen, zu seinen langsamen, nachdenklichen, soliden Menschen, zu seinem Sinn und

Unsinn, zu seinem Brahms und Goethe und Beethoven, ja selbst zu seinem »Führer«.

Er gehört in dieses Land, ja. Aber dieses sinnlose Land will doch, daß er seine Zugehörigkeit erkauft mit etwas ganz Undeutschem, Albernem. Nein, er denkt nicht daran.

Es ist jetzt sechseinhalb Uhr. Morgen früh mit der ersten Post erwartet François seine Erklärung, daß er widerrufe. Wenn er nicht schreibt, ist das wohl Antwort genug. Das ist der letzte Briefkasten vor dem Haus. Wann ist die letzte Leerung? Um neun Uhr vierzig. Wenn er also den Brief nicht bis neun Uhr vierzig in den Kasten geworfen hat, dann ist er ein guter Deutscher und wird für einen schlechten Deutschen erklärt. Wirft er ihn aber in den Kasten, dann wird er nicht für einen schlechten Deutschen erklärt, aber dann ist er ein schlechter Deutscher.

Er kommt nach Haus. Wieder eines jener schrecklichen, schweigsamen Abendessen. Nicht vor neun Uhr wird man damit zu Ende sein. Auch heute wartet Berthold, daß sein Vater spreche. Vergebens. Er beschaut das Antlitz seiner Mutter, das verschlossener ist, weniger hell als sonst. Es gibt für ihn keine Lösung. Er kann nicht fort aus diesem Land. Wenn dieses Land verlangt, er soll etwas Gemeines tun, dann muß er es tun.

Es war neun Uhr vorbei, als das Abendessen zu Ende war. So schweigsam und unbehaglich es verlaufen war, die drei saßen noch eine Weile um den abgeräumten Tisch. Berthold wollte aufstehen, aber er war wie gelähmt, er wartete. Endlich sprach sein Vater wirklich. »Übrigens, Berthold«, sagte er, auffallend leicht, »hast du in deiner Sache mit Oberlehrer Vogelsang etwas unternommen?« – »Ich sollte es Rektor François bis morgen früh mitteilen, wenn ich widerrufen will. Ich habe

nicht geschrieben. Jetzt ist es wohl zu spät, der Kasten wird nicht mehr geleert.« Martin schaute ihn an, nachdenklich, freundlich, schwer, aus trüben Augen. »Du könntest einen Expreßbrief schreiben«, sagte er nach einer Weile. Berthold überlegte. Es schien, als denke er nur über die Frage nach, wie die rechtzeitige Zustellung des Briefes technisch gelöst werden könnte. »Ja, das könnte ich«, erwiderte er.

Er sagte seinen Eltern gute Nacht, ging auf sein Zimmer. Schrieb an Rektor François, »durch Eilboten«, er sei bereit, zu widerrufen. Trug den Brief selber zum Kasten, warf ihn ein.

Die Pennäler hatten gewettet, ob Berthold widerrufen werde oder nicht. Die Wetten für Ja standen 5 : 1. Sie hätten brennend gern gewußt, was nun los war, aber sie hatten Scheu, ihn zu fragen. Berthold, am Montag morgen in der ersten Pause, saß allein in seiner Bank. Der eine oder andere hätte wohl gern eine anzügliche Bemerkung über ihn riskiert, aber unter den drohenden Blicken Heinrichs schwatzte man mit betonter Munterkeit Gleichgültiges. Plötzlich trat Kurt Baumann auf Berthold zu. Sein junges, rundes Gesicht war rot, die Stimme saß ihm nicht ganz sicher. »Ich glaube«, sagte er, »wir waren jüngst verabredet, Berthold. Aber ich hatte mich im Tag geirrt. Ich dachte, es sei für Freitag.« Es gehörte Mut dazu, jetzt, vor den aufmerksamen Blicken der andern, mit Berthold zu sprechen. »Es war für Dienstag, Kurt«, sagte der, »aber es macht nichts.« Er freute sich an Kurt Baumann. »Es war ein blödes Mißverständnis«, wiederholte nochmals, eifrig, Kurt Baumann. Dann trat auch Heinrich Lavendel zu ihnen. Die drei blieben während der ganzen Pause zusammen, vergnügt, schwatzten über Autos.

»Nein, danke, Schlüter«, sagte Gustav, »lassen Sie es, wie es ist.« Er saß, die Zeitung, in der er soeben gelesen hatte, auf dem Schoß, im Halbdunkel; nur die kleine Stehlampe war eingeschaltet. Sowie Schlüter gegangen war, stand er auf, schob den schweren Sessel heftig zurück, lief hin und her, sein Gesicht verzog sich noch finsterer, er malmte leicht mit den Zähnen.

Diese Zeitungsartikel gegen ihn, so läppisch sie sind, haben Kreise gezogen. Viele seiner Bekannten aus dem Golfklub, aus dem Theaterklub, wenn er sie anspricht, antworten gezwungen, suchen die Unterhaltung bald abzubrechen. Sogar der höfliche Dr. Dorpmann vom Minerva-Verlag, als Gustav gestern dort anrief, war verdammt reserviert gewesen. Gustav ist sicher, heute würde er den Vertrag über die Lessing-Biographie nicht mehr bekommen. Manchmal juckt es ihn, Berlin einfach aufzugeben, zu türmen.

»Unter neunundzwanzig minus fällt in diesen Gegenden das Thermometer nicht«, hat er zu seinem Neffen Berthold gesagt. Ein billiger, leichtfertiger Trost. Jetzt, da diese seine Stadt Berlin unversehens so kalt und finster geworden ist, da sich ihr freundliches, vertrautes Gesicht über Nacht zu einer so bösartigen Fratze verzerrt hat, spürte er, wie wenig eine solche Sentenz bedeutet. Freunde, mit denen er sich verbunden glaubte, gleiten ihm weg. Täglich neue; was ihm fest für immer schien, zerbricht, noch ehe er es recht hat fassen können. Er ist weiß Gott nicht furchtsam, er hat es im Krieg gezeigt, bei mancher andern Gelegenheit; aber jetzt ist ihm manchmal, als sei die ganze, große Stadt im Begriff, gegen ihn loszustürzen, ihn unter ihrer Riesenmasse zu erdrücken, und ihn packt eine geradezu physische Angst.

Es ist scheußlich, in diesen Tagen allein zu hocken, Enttäuschung und hilflose Wut im Bauch. Fast drei Wochen sind es jetzt her, daß er Mühlheim

nicht gesehen hat. Mühlheim hat recht gehabt, daß er damals verstimmt gegangen ist. Alle haben recht gehabt, leider; sie haben den Haß ringsum beizeiten gewittert, nur er ist blind, dumm, naiv wie Siegfried, inmitten von lauter Feinden herumgelaufen. Was für einen braven, treudeutschen Quatsch hat er noch zu François gesagt, als der wegen des Jungen zu ihm kam. Die andern müssen ihn wirklich für blödsinnig gehalten haben. Soll sich der Junge relegieren lassen, damit er, Gustav, sich befriedigt sagen kann: wenigstens einer von der Familie markiert den Lesebuchhelden?

Nein, Mühlheim hat das Recht, sich gekränkt zu fühlen. Mühlheim hat ihm gut geraten, hat sich den Mund fusselig geredet, um ihm Vernunft beizubringen, und er, statt ihm zu danken, hat allgemein pathetischen Stuß für ihn gehabt, ihn angeschnauzt. Es ist Wahnsinn, daß er die Geschichte so lange hat anstehen lassen, er hatte sie längst ins Lot bringen müssen.

Er hebt den Hörer ab, verlangt Mühlheims Nummer. Mühlheims Diener meldet sich. Nein, der Herr Professor ist nicht zu Hause, er ist auch nicht im Büro, wird auch zum Abendessen nicht nach Hause kommen, hat nicht hinterlassen, wo man ihn erreichen kann. Gewiß, man wird bestellen, daß Herr Doktor angerufen hat.

Gustav hängt den Hörer ein. Sein Zorn raucht aus, wandelt sich in dumpfe Trauer. Nun er Mühlheim nicht erreicht hat, ist niemand da, mit dem er seine Not bereden könnte. Sybil? Gewiß, sie nimmt Anteil, bemüht sich, die große, entsetzliche Veränderung um ihn zu begreifen. Aber sie selber ist von dieser Veränderung kaum betroffen, und der Satte kann den Hungrigen nicht verstehen. Wieder einmal empfindet er schmerzhaft, wie Sybil immer an der Peripherie seines Daseins bleibt. Und Gutwetter? Du

lieber Gott, der meint es bestimmt ehrlich. Aber er sieht auf so weite Sicht, in so großen Aspekten, daß es dem kleinen einzelnen nichts nützt.

Anna. Sie würde ihn verstehen. Man müßte einmal nach Stuttgart fahren, um sich ordentlich mit ihr auszusprechen. Ja, das ist das Richtige, und so wird er es machen. Er wird ihr schreiben, sogleich, daß er kommt und warum.

Er schaltet das Licht ein. Beginnt zu schreiben. Aber im vollen Licht sieht sich alles ganz anders an. Anna wird es bestimmt sentimental finden, daß er nach Stuttgart will, nur um allgemeine Gefühle mit ihr auszutauschen. Eigentlich findet er selber es sentimental. Aber nun hat er es sich einmal vorgenommen. Er schreibt weiter. Überliest die erste Seite. Die Worte sind voll verlogener Ironie, voll krampfiger Leichtigkeit. Nein, so kann er an Anna nicht schreiben. Er zerreißt den Brief.

Er versuchte zu arbeiten. Er konnte es nicht. Er nahm ein Buch zur Hand, legte es wieder weg. Öde und lang lag der Abend vor ihm. Schließlich ging er in den Theaterklub.

Man war höflich zu ihm, doch sein gereiztes Mißtrauen witterte überall Abwehr. Er aß allein. Schon wollte er nach Hause gehen, als ihn Professor Erkner, ein bekannter Theatermann, zu einer Partie Ekarté aufforderte. Gustav, froh um die Ablenkung, spielte zunächst mit Hingabe. Bald aber ließ sein Interesse nach. Mühlheim, die Lessing-Biographie, Anna, alles drängte sich ihm vor die Karten. Er zwinkerte nervös mit den Augen, spielte zerstreut. Doch auch Professor Erkner, sein Partner, spielte zerstreut. Das Berliner Theater, zwei Jahre zuvor das beste Europas, war infolge der nationalen Bewegung rasch verfallen; gelangten die Völkischen wirklich an die Macht, dann war die deutsche Bühne endgültig verloren. Der

Theatermann also hatte keine geringeren Sorgen als Gustav. Gustav sah überrascht, daß er, als man aufhörte, ansehnlich gewonnen hatte.

Er strich seinen Gewinn ein, zerstreut. Sagte Professor Erkner für einen der nächsten Abende Revanche zu. Sah hinüber, wo Herr von Rochlitz sich mit ein paar andern Bekannten unterhielt, gespannt, ob Rochlitz, wenn er jetzt an ihm vorbeigeht, ihn aufhalten, ein paar Sätze mit ihm reden wird, wie er es häufig tut. Herr von Rochlitz winkte ihm zu: »Hallo, Oppermann«, setzte sein Gespräch fort, ließ ihn vorbeigehen. Gustav schaute vor sich hin, ging weiter, steifen, nicht zu schnellen Schrittes, mit ganzer Sohle auftretend. Noch mehr Leute winkten ihm zu, höflich, doch sichtlich nicht sehr daran interessiert, ihn zu sprechen.

Gustav ging weiter, immer gerade vor sich hin. In der Nähe des Spielsaaleingangs stand der alte Klubdiener Jean. Wartete auf sein gewohntes Fünfmarkstück. Gustav ging an ihm vorbei, zerstreut, nickte ihm nicht einmal zu. Das Gesicht des Alten wurde dumm vor Verblüffung. Es dauerte fast eine halbe Minute, ehe er seine gehaltene Würde wiederfand.

In dieser Nacht vom Montag zum Dienstag, kurz nach drei Uhr morgens, wurde Gustav durch den neben seinem Bett stehenden Telefonapparat aus dem Schlaf gerissen. Mühlheims Stimme kam aus dem Apparat. Er sagte, er müsse Gustav sprechen, jetzt, sogleich. Worum es sich handle, könne er ihm am Telefon nicht sagen. In zwanzig Minuten werde er bei ihm sein.

Gustav, aufgestört, schlaftrunken, nahm den schwarzen Schlafrock um, spülte sich den trockenen Mund. Was war los? Mühlheims Stimme hatte ganz verändert geklungen. Gustav zwinkerte nervös mit den Augen, hatte leichte Kopfschmerzen, ein unbehagliches Gefühl im Magen.

Endlich kam Mühlheim. Er hieß den Chauffeur seiner Droschke warten. Noch vor dem Haus, während Gustav ihn hineingeleitete, sagte er: »Der Reichstag brennt.« – »Was?« fragte Gustav zurück. »Der Reichstag brennt?« Er begriff durchaus nicht. Deshalb hat Mühlheim ihn aus dem Schlaf gerissen? Mit unbehaglicher Spannung wartete er auf Mühlheims Erklärung.

Es dauerte eine Ewigkeit, bis Mühlheim den Mantel abgelegt hatte, bis er in Gustavs Arbeitszimmer war. Endlich saßen sie sich gegenüber. Gustav hatte die Deckenbeleuchtung eingeschaltet, das Zimmer war viel zu hell. In dem sehr scharfen Licht sah er, daß Mühlheim schlecht rasiert war und sein Gesicht besonders verknittert. Sonst wirkten die vielen scharfen Fältchen wie eine absichtsvolle Maske, heute machten sie Mühlheim alt, verbraucht.

»Du mußt verreisen«, sagte Mühlheim. »Du mußt über die Grenze. Sofort. Noch morgen.« Gustav fuhr hoch, Augen und Mund töricht aufgerissen; die Quaste seines unordentlich gegürteten Schlafrocks schleifte am Boden. »Was?« fragte er.

»Der Reichstag brennt«, wiederholte Mühlheim. »Sie haben ein Kommuniqué ausgegeben, die Kommunisten hätten ihn angezündet. Das ist natürlich Unsinn. Sie haben ihn selber angezündet. Sie wollen Material haben, um die Kommunisten zu verbieten, damit sie allein, auch ohne die Deutschnationalen, die absolute Majorität haben. Soviel ist gewiß: jetzt können sie nicht mehr zurück. Nach dieser Gewalttat kommen sie nur mehr mit immer wilderem Terror weiter. Es ist ganz klar, sie führen jetzt das Programm aus, das sie schon für die Nacht der Hindenburgwahl vorbereitet hatten. Du bist ihnen verhaßt. Sie haben in den letzten Tagen Scheinwerfer

auf dich gerichtet. Sie werden ein Exempel an dir statuieren wollen. Du mußt fort, Oppermann, über die Grenze, sogleich.«

Gustav versuchte zu folgen. Es ging nicht. Die Worte prasselten wie Schläge auf seinen Kopf. Was war das für ein Quatsch, den Mühlheim ihm da vorsetzte? So bekämpften sich vielleicht Gangsterbanden, irgendwo in Zentralamerika. Aber politische Parteien? In Berlin? 1933? Mühlheim hat einen Nervenkollaps.

»Es ist kalt bei dir«, sagte Mühlheim plötzlich und schauerte leicht. Gustav selber, aus dem Schlaf gerissen, spürte ein leises Frostgefühl. »Ich will die Heizung nebenan anstellen«, sagte er und stand auf. »Laß nur«, wehrte Mühlheim ab. »Aber einen Kognak kannst du mir geben.« Er war überwach, seine Stimme war trocken. Gustav schenkte ihm den Kognak ein.

Es ist klar, dachte Gustav, während Mühlheim den Kognak hinuntergoß, die Panik ringsum hat ihn verrückt gemacht. Den Reichstag anzünden. Sie müßten ja toll sein. Wie wollen sie mit einer so ungeheuerlichen, plumpen Lüge durchkommen? So kann man Neros brennendes Rom zusammenklittern, für Kolportagehefte. Aber heute kann man das nicht machen, im Zeitalter des Telefons und der Rotationsmaschine. Er schaute auf Mühlheim, der sich einen zweiten Kognak einschenkte. Das »Auge Gottes« wanderte hin und her, Immanuel Oppermanns Bild blickte gradaus, leblos und starr in dem grellen Licht, es war vier Uhr neun. Und vielleicht hat er doch recht. Vor vier Wochen hätte man manches für unmöglich gehalten, was inzwischen passiert ist. Er ist kein Phantast. Es geschehen jetzt Ungeheuerlichkeiten. Auf keinen Fall darf ich ihn reizen, ihm scharf widersprechen. Ich will ihn nicht gleich wieder verlieren. Sehr behutsam spricht er ihm von seinen Zweifeln.

Mühlheim winkte ab. »Natürlich ist dieser Brand ungeheuer plump und dumm gemacht«, sagte er. »Aber alles, was sie gemacht haben, ist plump und dumm, und trotzdem haben sie sich bis jetzt niemals verrechnet. Sie haben mit erschreckender Folgerichtigkeit auf die Dummheit der Massen spekuliert, der Führer selber hat diese Spekulation in den ersten Ausgaben seines Buches unumwunden als das Grundprinzip seiner politischen Praxis bezeichnet: warum sollen sie nicht so weitermachen? Sie haben mit grauenvoller Zielbewußtheit da weitergelogen, wo das Große Hauptquartier bei Kriegsende hat aufhören müssen. Und die Bauern und die Kleinbürger haben ihnen jede Lüge geglaubt. Warum sollen sie auf diese Lüge nicht hereinfallen? Das Prinzip der Jungens ist wirklich furchtbar einfach: dein Ja sei Nein, und dein Nein sei Ja. Mit unnötigen Feinheiten halten sie sich nicht auf. Sie sind gigantische, schauerlich vergröberte, kleinbürgerliche Machiavellis. Gerade dieser primitiven Bauernschlauheit verdanken sie ihre Erfolge. Weil nämlich die andern immer wieder annehmen, auf solche Plumpheit falle kein Mensch herein. Und dann, immer wieder, fallen alle herein.«

Gustav versuchte zuzuhören. Was Mühlheim sagte, klang, als ob es Sinn hätte, aber Gustav wollte es nicht glauben, alles in ihm weigerte sich.

Mühlheim sprach weiter: »Dieses konsequente, prinzipielle Bekenntnis zur Lüge als oberstes politisches Prinzip ist sicherlich brennend interessant. Wenn wir nicht so in Eile wären, würde ich es dir gerne an zahllosen Beispielen demonstrieren. Aber so kann ich wirklich nur eines tun: ich bitte dich dringend, reise fort, über die Grenzen, morgen, sogleich.«

Da war es wieder. Das hat Mühlheim schon zu Anfang gesagt. Gustav hat es nicht hören wollen, aber er hat längst gewußt, daß Mühlheim wieder

daraufkommen werde. Was für Unsinn. Weil der Reichstag brennt, soll er, Gustav, aus Berlin fort. Er sah plötzlich, daß die Quaste des Schlafrocks nachschleifte, er zog die Schnur zurecht, gürtete sie ordentlich. Er denkt nicht daran, fortzureisen. Das wäre ja gelacht. In Deutschland wird natürlich alles ruhig bleiben: wie blamiert käme man sich dann vor, säße man jenseits der Grenze. Aber das kann er Mühlheim nicht sagen. Er kann es sich nicht leisten, ihn nochmals vor den Kopf zu stoßen. Er kann ihn nicht entbehren, er ist verloren ohne ihn, er braucht ihn wie Wasser und Brot.

Vorsichtig versucht er Mühlheim auseinanderzusetzen, warum er jetzt nicht fort kann. Er ist so gut im Zug mit dem Lessing. Frischlin ist eingearbeitet, man kommt herrlich vorwärts. Er kann das nicht liegenlassen. Sieht Mühlheim nicht vielleicht doch zu schwarz? Er wird beredt. Sucht sich selber durch seine Argumente stark zu machen. Aber kaum hat er zu sprechen angefangen, weiß er, daß Mühlheim recht hat. Mühlheim hat bis jetzt immer recht gehabt. Was er selber sagt, ist sentimentaler Quatsch, was Mühlheim sagt, die Realität. Dennoch spricht er weiter, ohne Schwung.

Mühlheim merkte diese Mattheit. Er hatte erwartet, Gustav werde viel mehr Zicken machen. War erleichtert, daß Gustav so wenig heftig widerstrebte. Hätte Gustav ernstliche Schwierigkeiten gemacht, er hätte in dieser schlimmen Nacht nicht die Kraft besessen, ihn herumzukriegen.

Gustav sah, wie erschöpft Mühlheim war. Was für scheußlich grelle Beleuchtung hat er auch eingeschaltet. Er schaltete die Deckenbeleuchtung aus. Mühlheim hatte sich schon wieder in der Gewalt. »Nicht Watte kauen, Oppermann«, sagte er. »Mach dir selber nichts vor. Diese Jungens führen durch, was sie sich vorgenommen haben. Sie haben sich vorgenommen, aus

allen Gegnern, die in Frage kommen, Hackfleisch zu machen. Sie sind Trottel, und sie glauben, du kämest als Gegner in Frage. Ich kann dir nur sagen: türme. Geh nach Dänemark. Oder in die Schweiz. Die Schneeberichte sind nicht günstig, aber sie gehen an. Laß mich hier nicht stehen«, wurde er plötzlich heftig, »und dir stundenlang Plädoyers in den Bauch reden. Ich habe allerhand zu tun. Das wird morgen ein bewegter Tag für mich. Ich möchte gern drei oder vier Stunden Schlaf haben. Du wirst mich doch nicht los, eh du ja gesagt hast. Sag ja, Oppermann.«

Gustav sah die Dringlichkeit, die Erregung des andern. Er glaubte ihm, obgleich er die Einzelheiten immer noch nicht ganz erfaßte. »Aber du kommst doch mit?« fragte er, töricht wie ein kleiner Junge.

»Begreife doch, daß ich das nicht kann«, erwiderte ungeduldig, beinahe grob Mühlheim. »Ich hin hier nicht gefährdet, wenigstens vorläufig nicht. Ich habe mich niemals exponiert wie du. Und ich bin hier wichtiger als du, deinen Lessing in Ehren. Es werden morgen fünfzehn, zwanzig Leute in meinem Büro sitzen, für die bin ich der letzte Schluck in der Pulle. Ich kann dir hier nicht das ganze Gesetzbuch aufsagen, Mensch«, unterbrach er sich plötzlich und stand auf: »Ich sage dir zum letztenmal: wenn du dich nicht einlochen lassen willst oder noch Schlimmeres, dann türme.«

Gustav wurde plötzlich außerordentlich ruhig. Er liebte Mühlheim, wenn er etwas volkstümlich wurde. Dann hatte er immer recht. Trocken, auf den Ton des Freundes eingehend, erwiderte er: »Du wirst lachen: ich tu’s. Ich reise. Morgen. So, und jetzt trinken wir noch einen Kognak, und dann fährst du nach Haus und legst dich ins Bett. Oder, wenn du willst, kannst du dich auch hier schlafen legen. Und dann laß ich dir noch zwei oder drei Tage für deine Geschäfte, und dann kommst du mir nach.«

Mühlheim atmete hörbar auf. »Eine lange Leitung hast du, Oppermann«, sagte er. »Die Taxe hat für mindestens zwo Mark warten müssen. Damit belaste ich dich, mein Lieber.« Gustav brachte ihn an die Taxe. »Ich danke dir auch, Mühlheim«, sagte er. »Ich war ein Idiot, daß ich die Geschichte drei Wochen anstehen ließ.« – »Red keinen Quatsch«, sagte Mühlheim, stieg in die Taxe, gab die Adresse, schlief ein.

Gustav ging ins Haus zurück, duschte sich kalt ab. Fühlte sich frisch, erregt. Er mußte jemandem mitteilen, was ihm zugestoßen war. Er rief Sybil an.

Sybil meldete sich, aus dem Schlafe gestört, unwirsch, schmollend wie ein Kind. Sie war in der Oper gewesen, das wußte er. Aber sie war mit Friedrich Wilhelm Gutwetter dort gewesen, das wußte er nicht, und hernach hatte sie Gutwetter mit zu sich genommen, in ihre kleine, nette Wohnung, und mit ihm gearbeitet. Ja, der große Essayist hatte in den letzten Wochen immer mehr Gefallen an dem Mädchen Sybil Rauch gefunden, an ihrer behenden Gelehrigkeit, ihrer sauberen Kühle. Nicht nur lag sein gefeierter Essayband »Die Aussichten der abendländischen Zivilisation« mit einer besonders verehrungsvollen Widmung auf ihrem Nachttisch, Friedrich Wilhelm Gutwetter ließ es sich auch nicht nehmen, sich täglich in Person nach dem Gedeihen ihrer Arbeit zu erkundigen. Still in seiner altertümlichen Tracht saß er in ihrem hübschen Zimmer, schaute sie aus strahlenden Kinderaugen an, ging ihr mit geduldigem Rat zur Hand. Sybil ließ sich das gerne gefallen. Hätte Gustav sie darum gefragt, so hätte sie es ihm wohl auch mitgeteilt. Allein er war in diesen Tagen sehr mit sich selbst beschäftigt und fragte nicht.

Es war spät geworden, und sie war sehr unmutig, daß er sie jetzt aus dem Schlaf riß. Er sagte ihr, er müsse morgen fort. Es sei sehr dringlich. Ob sie nicht mitwolle. Es sei ihm wichtig. Er wollte alles auf der Stelle mit ihr durchsprechen, fragte, ob er zu ihr kommen dürfe. Er war enttäuscht und sehr gekränkt, als sie entschieden ablehnte. Sie wolle jetzt schlafen, erklärte sie, sie denke nicht daran, im Halbschlaf Entschlüsse zu fassen. Nach einigem Hin und Her versprach sie, morgen sehr früh zu ihm zu kommen.

Gustav selber versuchte noch etwas zu schlafen, aber es war ein schlechter, wenig erquickender Schlaf. Er war froh, als es Zeit war für den Morgenritt. Erst nebelte es ein wenig, aber dann klärte es auf. Ein kleiner, erster Frühling war da, graugrüner, kaum wahrnehmbarer Flaum war über dem Gesträuch. Eine heiße Wut überkam ihn, daß man ihn zwingen wollte, sein Haus zu verlassen, seine Arbeit, seine Menschen, diese Heimat, zehnmal mehr seine Heimat als die derjenigen, die ihn zwangen. Um diese Zeit ist der Grunewald am schönsten. Eine Schweinerei, ihn jetzt verlassen zu müssen.

»Ich verreise heute, Schlüter«, sagte er, als er vom Pferde stieg. »Auf wie lange fahren Sie, Herr Doktor?« fragte Schlüter zurück. Gustav, nach einem ganz kleinen, nervösen Augenzwinkern, erwiderte: »Auf zehn bis vierzehn Tage.« – »Dann packe ich den Smoking ein und Sportsachen«, schlug Schlüter vor. »Ja, Schlüter«, sagte Gustav, »tun Sie das. Ich nehme auch die Skier mit.« – »Schön, Herr Doktor«, sagte Schlüter.

Nun er erklärt hatte, daß er nur vierzehn Tage bleiben werde, fiel Gustav die ganze Reise leichter. Eines drängte sich ihm plötzlich vor, entscheidend wichtig: ob Sybil mit ihm fahren wird oder nicht. Gespannt wartete er auf ihre Antwort.

Sybil mittlerweile telefonierte mit Friedrich Wilhelm Gutwetter. Teilte ihm mit, daß Gustav, wohl infolge des Reichstagsbrands, fort wolle und sie gebeten habe, mitzukommen. Gutwetter wußte von nichts. »So?« kam tief und erstaunt seine stille, kindliche Stimme aus dem Apparat. »Der Reichstag hat gebrannt? Wieso denn? Das dürfte doch mehr die Feuerwehr angehen als unsern Freund Gustav.« Sybil mußte lange erklären. Sie selber war auf Vermutungen angewiesen, aber sie war im Erfassen von Zusammenhängen ebenso hurtig wie Gutwetter langsam. Gutwetter gab es schließlich auf, den Zusammenhang ganz zu ergründen, begnügte sich mit der Tatsache, daß Gustav aus Furcht vor den bevorstehenden politischen Ereignissen fliehen wolle. »Ich begreife unseren Freund Gustav nicht, liebe Sybil«, sagte er. »Die Nation ist im Begriff, aus sich heraus einen großen neuen Typ zu gebären. Wir haben die ungeheure Chance, der Geburt dieses gigantischen Embryos beizuwohnen, das erste Gelall dieses herrlichen Ungeheuers abzuhören: und da läuft unser Freund Gustav davon, weil vielleicht ein Rülpser der gebärenden Nation ihm nicht angenehm ins Ohr klingen könnte? Nein, da begreife ich unseren Freund nicht. Ich bin nicht mehr jung, ich bin im Abstieg. Aber trotz der zunehmenden Kälte meiner Jahre würde ich aus der Ferne herbeieilen, um dieses Wachsen der erzenen Haut aus der Nähe zu sehen. Von niemandem würde ich mir das nehmen lassen. Ich beneide Sie, liebe Freundin, daß Sie das große Schauspiel in der Frische Ihrer neugierigen, bereiten Jugend in sich aufnehmen dürfen.« So also sprach kindlich und liebenswert der große Essayist.

Auch Sybil fand Gustavs Vorsicht im Grunde übertrieben. Die älteren Herren sind mißtrauisch und wollen es bequem haben, das ist ihr gutes Recht. Sie ist weniger alt und gibt gern ein bißchen Bequemlichkeit auf für

ein erregendes Erlebnis. Auch wenn sie von den Worten Gutwetters das Ekstatische abzog, blieb immer noch ein ungeheuer interessantes Schauspiel: die unvermutete Überschwemmung eines zivilisierten Gebietes durch die Barbaren. Sie wartete auf dieses Schauspiel mit der kalten Spannung eines Kindes, das vor einem Käfig auf die angekündigte Fütterung der Tiere wartet. Sie wollte dieses Schauspiel nicht versäumen. Als sie zu Gustav kam, war sie wenig geneigt, Deutschland jetzt zu verlassen.

Allein als Gustav ihr erzählte, was er von Mühlheim über den Reichstagsbrand wußte, als er ihr nüchtern berichtete, daß Mühlheim, gestützt auf gute Gründe, ein paar Wochen voll Gewalt, Willkür, Rechtlosigkeit erwarte, begann auch sie die Dinge anders anzusehen. In ihrem bequemen Sessel sitzend, kindlich, dünn, liebenswert, schaute sie ihm auf den Mund. Was war das? Ihr Freund Gustav bekam plötzlich ein Schicksal. Sein Gesicht wurde größer, entschiedener. Er war nicht nur ein liebenswerter älterer Herr, er war, trotz allem, ein Mann. Als Gustav zu Ende war, ging sie hinüber zu ihm, setzte sich auf die Lehne seines Sessels. Sie schwankte, was sie erwidern sollte.

Sehr bald aber, nachdem Gustav zu sprechen aufgehört hatte, drängte sich wieder ihr Werk vor, diese ihre Arbeit. Keine sehr wichtige Sache, gewiß, aber ihr Lebenswerk. Sie hatte jetzt die Chance, mit Gutwetter zu arbeiten. Sie arbeitete sehr gut mit ihm. Neue Kraft strömte in ihr Wort, in ihr Sehen. Sie durfte diese glückliche Zusammenarbeit nicht abreißen lassen. Das war sie sich selber schuldig.

Sie möchte schrecklich gern mit ihm reisen, sagte sie zu Gustav. Auch sie habe das Gefühl, daß sie jetzt zu ihm gehöre, das Bedürfnis, mit ihm

zusammen zu sein. Aber er werde nicht wollen, daß sie ihre Arbeit im entscheidenden Stadium gefährde. Sie könne jetzt nicht unterbrechen, sie könne jetzt keine Störung brauchen, außerhalb Berlins gerate ihr nichts. Die nächsten acht bis zehn Tage müsse sie für ihre Arbeit haben. Bleibe er wirklich nur zwei Wochen, dann werde sie ihn, hoffe sie, bei seiner Rückkehr mit etwas besonders Geglücktem überraschen. Verzögere sich aber diese Rückkehr, dann werde sie ihm nachreisen und, die Schwierigkeiten ihrer Arbeit überwunden, ganz für ihn dasein. Vorläufig werde sie sich mit Schlüter beraten, daß er auch das Richtige mitbekomme, und er müsse mit ihr zu Mittag essen, und wann sein Zug gehe, daß sie ihn rechtzeitig zur Bahn bringe. Gustav gab ausweichende Antworten. Er dachte auch nicht daran, ihr die genaue Zeit seiner Abreise mitzuteilen. War tief gekränkt.

Mühlheim kam vorbei, in Eile, in nervöser Frische. Gustavs Zug ging um acht Uhr, vom Anhalter Bahnhof, Mühlheim hatte ein Schlafwagencoupé reservieren lassen. Er bat Gustav um eine Generalvollmacht; es könne sich in Deutschland allerlei ereignen, was rasches Handeln erfordere. Gustav, wieder eigensinnig, die Furchen über der Nase, erklärte, er sei nicht darauf vorbereitet, Deutschland auf längere Zeit zu verlassen. Wolle sich auch nicht darauf vorbereiten. Mühlheim erwiderte trocken, auch er hoffe, Gustavs Abwesenheit werde nur kurz dauern, aber er sei nicht Herr Hanussen, und besser sei besser. »Im übrigen«, sagte er, »auch wenn du drei Monate fortbleibst oder drei Jahre: da du ein guter Deutscher bist, ist Deutschland da, wo du bist.« Dieses ungewohnte Pathos im Munde Arthur Mühlheims machte Gustav betroffen, und er sagte nichts mehr.

Er ging, als Mühlheim fort war, herum in seinem schönen Hause, das er liebte. Die Sensation der bevorstehenden Abreise wich von ihm, statt dessen füllten ihn Nachdenken und Trauer. Noch immer redete er sich ein, es handle sich um eine kurze Reise. Aber tief in ihm stak bereits ein Wissen, daß es eine sehr lange Reise sein werde. Er hat zuerst daran gedacht, Sybil zu bitten, sie möge während seiner Abwesenheit zusammen mit Schlüter das Haus betreuen. Jetzt schien Sybil ihm nicht mehr die rechte. Telefonieren wird er noch mit ihr; aber sie nochmals zu sehen, verspürt er kein Bedürfnis. Er könnte François das Haus anvertrauen; der versteht gut, worauf es ihm ankommt. Aber François hat sich ja von ihm abgewandt. Mühlheim ist überlastet; er kann ihm nicht zumuten, sich mit den kleinen Dingen zu befassen, die ihm am Herzen liegen. Ähnlich steht es mit Martin.

Er ruft Martin an, sich von ihm zu verabschieden. Martin findet, Gustav tue recht, zu türmen. Er möchte es am liebsten auch, aber Wels ist zu gefährlich, er kann jetzt die Geschäfte nicht im Stich lassen. Beide Brüder bedauern, einander in diesen Wochen nicht nahe zu sein. Dennoch ist kein rechter Kontakt da, sie sind beide zu eingesperrt in ihre eigenen Sorgen.

Den Hörer eingehängt, überlegt Gustav weiter. Es ist keine behagliche Überlegung. Es sind sehr wenig Menschen, die ihm wirklich nahestehen. Gutwetter? Er ruft ihn an. Friedrich Wilhelm Gutwetter ist still, herzlich, kindlich wie immer. Wenn einer es bedauert, daß Gustav fortgeht, dann ist er es. Er vermag auch die Gründe nicht recht einzusehen. »Aber unser gemeinsamer Freund Mühlheim versteht das sicher besser«, meint er friedfertig. Es wärmt Gustav das Herz, Gutwetter sprechen zu hören. Aber es hat keinen Sinn, ihn mit der Sorge für das Haus zu belasten; er ist zu ungeschickt in allen praktischen Dingen.

Er sitzt müßig, mustert im Geiste die Gesichter seiner Freunde. Wie ein Dorn im Fleisch quält ihn der Gedanke, er habe etwas vergessen, verabsäumt. Mehrmals schon heute hat ihn das gequält. Aber von selber kommt er nicht darauf. Er muß es dem Zufall überlassen, ihn darauf zu bringen. Erzwingen kann man das nicht.

Dann kommt Dr. Klaus Frischlin, zur Arbeit. Merkwürdigerweise gelingt die Arbeit. Es wird Mittag, man macht Schluß mit dem Manuskript. Frischlin will sich verabschieden. Er steht da, dünn, mit schlechtem Teint, spärlich behaart. Und auf einmal findet Gustav diesen Mann vor den andern zäh, beflissen, verlässig, und es reißt ihm den Mund auf: »Ich verreise, Dr. Frischlin. Ich hoffe, nur auf kurze Zeit. Wenn es aber längere Zeit werden sollte, dann, bitte, betreuen Sie mein Haus, meine Bücher und was mir lieb ist. Sie wissen ja Bescheid.« Still und ernsthaft erwidert Frischlin: »Bitte, verlassen Sie sich auf mich, Dr. Oppermann.«

Zusammen mit Frischlin sucht Gustav aus, welche von seinen Büchern er mitnehmen soll. Am liebsten möchte er seine ganzen Bücher mitnehmen, nicht nur die Bücher, er möchte die Bilder Immanuel Oppermanns und Sybils aus ihren Rahmen herausschneiden, das »Auge Gottes« mit sich schleppen, seine Schreibmaschine, seinen Arbeitstisch, das ganze Haus. Er kommt sich lächerlich vor. Er nimmt nichts mit. Nicht einmal sein Manuskript; denn ohne Bibliothek kann er doch nicht arbeiten. Er wird vierzehn Tage wegbleiben, nicht länger. Er wird nicht durch Mitnahme dessen, was ihm lieb ist, böse Mächte beschwören, seine kurze Abwesenheit zu einer langen zu machen.

Nach dem Mittagessen geht er in seinen Garten. Schreitet hinunter, die Stufen der ersten Terrasse zur zweiten, der zweiten zur dritten. Waldig und

hügelig hebt es sich um ihn. Es ist der 28. Februar, aber es wird wahrhaftig schon Frühling. Ist es Einbildung, oder ist wirklich der mattgrüne Hauch über dem Gesträuch, heute früh noch kaum wahrnehmbar, schon deutlicher geworden? Gustav füllt sich mit dem vertrauten Anblick, saugt den vertrauten Geruch ein, ist sehr betrübt.

Und auf einmal, ohne erkennbaren Anlaß, fällt ihm ein, was ihn immerzu gequält hat. Ja, das muß er noch erledigen. Er kann nicht abreisen und ein solche Enttäuschung hinter sich in Berlin zurücklassen. Aber dann kann er nicht um acht Uhr fahren. Das ist gleich. Es gehen noch spätere Züge nach der Schweiz.

Sogleich telefoniert er Mühlheim, er müsse seine Abreise verschieben. Warum? fragt Mühlheim. Gustav nennt ihm keinen Grund, aber er besteht auf dem späteren Zug. Mühlheim ist ärgerlich. Die Züge sind überfüllt, Gustav werde kein Schlafwagencoupé bekommen. Und davon abgesehen, je früher er fahre, so besser sei es. Aber »ich habe meine Gründe, Mühlheim«, sagt Gustav, läßt ihn reden, lächelt, disponiert um. Er wird also den Zug um halb elf nehmen.

Um neun Uhr ist er im Theaterklub und ißt dort zu Abend. Dann geht er in den Speisesaal, als ob er jemand suchte. Der Saal ist noch vollkommen leer, nur der alte Klubdiener Jean steht am Eingang. Gustav geht an ihm vorbei, drückt ihm ein Fünfmarkstück in die Hand. »Ich war gestern ein wenig zerstreut«, sagt er, »entschuldigen Sie, Jean.« Der Alte dankt auf seine würdige Art, unmerklich und doch betont. Jetzt kann Gustav in Ruhe reisen.

Am Anhalter Bahnhof stellte sich heraus, daß der listige Mühlheim durch Bestechung eines Schaffners doch noch ein Schlafwagencoupé für Gustav

ergattert hat. Es waren viele Bekannte im Zug, aber viele übersahen einander, man wollte sich nicht sehen. »Komm möglichst bald nach, Mühlheim«, bat Gustav. »Mach möglichst wenig Dummheiten unterwegs, Oppermann«, sagte Mühlheim. Dann fuhr der Zug an. Das letzte, was Gustav von Berlin sah, war Schlüter, der in guter Haltung dastand, mit seinem verschlossenen, eigensinnigen Gesicht dem Zuge nachschauend.

Berthold, um die gleiche Zeit, wünschte seinen Eltern gute Nacht. Morgen, Mittwoch, soll er seinen Fall bereinigen, soll er seine Erklärung abgeben, in der Aula, vor den versammelten Lehrern und Schülern des Königin-Luise-Gymnasiums. Liselotte wollte noch mit ihm sprechen, sie tat schon den Mund auf. Aber sie kannte seine schwierige Art, so ließ sie es sein und sagte nur: »Gute Nacht, mein Junge.«

Berthold ging auf sein Zimmer, zog sich aus, sehr sorgfältig, hängte seine Kleider ordentlich auf, legte, wie er es gewohnt war, seine Schulsachen für den andern Tag zurecht. Seine Rolle morgen wird eigentlich sehr einfach sein. Seine Erklärung ist sehr kurz. François und Vogelsang haben es nicht so einfach. Die werden mächtig quatschen müssen. Er hat während der ganzen Zeit nur dazustehen. Am Pranger zu stehen. Wenn es nach Dr. Vogelsang ginge, dann fände der – wie sagt man am besten? –, der Akt am Niederwalddenkmal statt.

Er wird sich jetzt ins Bett legen. Ein Buch wird er sich noch mitnehmen. Kleists »Hermannsschlacht« zum Beispiel. Aber er geriet an den vierten Band seines Kleists statt an den dritten, an die »Erzählungen«. Und er las die Erzählung von Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einem der rechtschaffensten Menschen zugleich und entsetzlichsten seiner Zeit, den

das Rechtsgefühl, in dem er ausschweift, zum Räuber und Mörder macht, so daß er um zweier Pferde willen sich selber aufgibt, einen Aufruhr entfacht und schließlich auf grauenvolle Weise umkommt. Aber die beiden schönen Rappen, die man ihm zu Unrecht zu Schindmähren gemacht hat, sieht er glatt und dickgefüttert wieder als sein Eigentum, wie er das Schafott besteigt. Berthold kannte die Erzählung gut, trotzdem las er sie mit neuer, scharfer Spannung. Mehreres las er zwei- bis dreimal. So die Antwort, die der Pferdehändler seiner Frau gibt, als diese ihn verstört fragt, warum er denn seinen Besitz verkaufe. »Weil ich in einem Lande«, erwidert er, »in welchem man mich in meinen Rechten nicht schützen will, nicht bleiben mag. Lieber ein Hund sein, wenn ich von Füßen getreten werden soll, als ein Mensch.« Berthold las und nickte mehrmals schwer, zustimmend mit dem Kopf.

Er legte das Buch beiseite. Nun spürte er doch, daß er die Nacht vorher nicht geschlafen hatte und daß anstrengende Tage hinter ihm lagen. Dunkel wollte er es noch nicht haben, er hatte Scheu vor der Dunkelheit. Er schaltete die Deckenbeleuchtung aus, die abgeschattete Bettlampe ein, legte sich auf die Seite, schloß halb die Augen. Er sah den Phantasievogel der Tapete auf seiner hängenden Ranke, und wieder aus dem Ornament heraus erschien ihm das Gesicht Hermanns, breite Stirn, flache Nase, langer Mund, das Kinn kurz und stark. Ob der wohl Aussicht hätte, im heutigen Deutschland hochzukommen? Er lächelte. Unerwartet formten sich ihm Verse: »Wer heut in Deutschland vorwärts will, / was muß so ein Junge haben? / Eine eiserne Fresse, eine niedrige Stirn …« Es war sehr selten, daß ihm Verse kamen. Er hat Sinn für Stil, für anständige Prosa, Dr. Heinzius hat es immer gesagt. Aber es ist wohl nicht die Zeit für Verse.

Ruth und jener Hermann hätten sich wahrscheinlich gut vertragen. Wieder sieht er sie als eine der Germaninnen in der Wagenburg. Sie würde empört aufbegehren gegen eine solche Vorstellung. Aber richtig ist sie doch.

Ruth hat es leicht. Sie an seiner Stelle wüßte genau, was zu tun ist. Viele in Deutschland haben es leicht, viele Millionen. Aber viele auch, noch mehr Millionen, haben es schwer, gerade weil sie wissen, was zu tun ist. Er hat die Geschichte gehört von dem Bruder, oder war es der Schwager?, des Dieners Schlüter, der gegen die Völkischen ausgesagt hat und darum erschlagen wurde. Millionen bekennen sich gegen die Völkischen, Tausende lassen sich totschlagen für dieses ihr Bekenntnis. Von einigen weiß man es, von Tausenden; aber von Hunderttausenden, von Millionen weiß man es nicht. Wer ist Deutschland? Die in den braunen Uniformen, die herumlümmeln, schreiend, mit ihren Waffen in der Hand, die sie gegen das Gesetz behalten haben, oder die andern, die Millionen, die so doof waren, an das Gesetz zu glauben, ihre Waffen auslieferten, und denen man jetzt die Köpfe einschlägt, wenn sie den Mund auftun? Nein, er steht nicht allein, er hat Kameraden, Hunderttausende, Millionen. Man hat dem Unbekannten Soldaten ein Denkmal gesetzt, aber von dem Unbekannten Deutschen, seinem Unbekannten Kameraden, spricht kein Mensch. Mein Unbekannter Kamerad, denkt er und: Sie machen alle Jagd auf dich, / Sie schlagen dich, sie sperrn dich ein, und: Ich weiß, du bist Tausend, du bist Million, und: Es kommt der Tag, / Mein Unbekannter Kamerad, / Und wenn der Tag kommt, bist du da. Das ist alles nichts. Er kann keine Verse schreiben. Es müßte aber einmal einer kommen und ein Lied schreiben auf den Unbekannten Deutschen, auf den Unbekannten Kameraden.

Vielleicht schreibt es einer, aber man wird es nicht drucken, man wird es nicht singen, man wird es nicht hören. Und selbst wenn er, Berthold, das Lied schreiben könnte, er würde dieses Lied nicht aufsagen. Er wird anderes aufsagen. Er wird hingehen in die Aula, vor die versammelten, grinsenden Kameraden, die bekannten Kameraden, und wird sagen: »Ich habe eine Wahrheit gesagt. Ich erkläre diese Wahrheit für falsch.«

Nein, er wird es nicht sagen.

Er wird es natürlich sagen. Er hat auch den Brief an François nicht schreiben wollen, er hat ihn nicht geschrieben, er hat die Zeit verstreichen lassen. Dann hat sein Vater gesagt: »Du könntest einen Expreßbrief schreiben«, und dann hat er geschrieben.

Er kann morgen von der Schule fortbleiben, einfach nicht kommen. Da stehen sie in der Aula und warten, und er ist nicht da. Er lächelt. Er stellt sich das genau vor, die Gesichter Vogelsangs und Werner Ritterstegs und des Pedells Mellenthin am Türeingang. »Wir singen das Horst-Wessel-Lied«, wird Dr. Vogelsang schließlich sagen, aber das wird ein schwacher Trost sein; um das Horst-Wessel-Lied zu singen, hätte man nicht die ganze Anstalt in der Aula versammeln müssen. Rektor François wird sich vielleicht sogar freuen, wenn er nicht kommt, Heinrich wird sich bestimmt freuen, trotzdem er ihm zugeraten hat, zu kommen, auch Kurt Baumann wird sich freuen. Ja, das wäre schon eine Genugtuung, eine Herzenslabung, eine Stunde lang, einen Tag lang, vielleicht eine Woche. Aber dann, was soll er dann tun? Er wird relegiert, aus Deutschland muß er fort, es kann ewig dauern, bis er, vielleicht, nach Deutschland zurück kann, und wird es dann noch sein Deutschland sein?

Es bleibt nichts anderes übrig. Es wäre schön, sie warten zu lassen, aber es geht nicht.

Es geht doch.

Er steht auf. Er sucht das Manuskript jenes Hermann-Vortrages hervor. Er hat es gut aufgehoben, er muß die Hauptlampe einschalten, um es herauszukramen, es dauert einige Zeit. Es ist ein sehr sauber geschriebenes Manuskript, liniiertes Papier, mit Rand, wenig Verbesserungen. Er nimmt einen Zettel, schreibt darauf. »Es ist nichts zu erklären, nichts hinzuzufügen, nichts wegzunehmen. Dein Ja sei Ja, dein Nein sei Nein. Berthold Oppermann.« Er legt die Feder hin, dann nimmt er sie wieder und setzt hinzu: »Berlin, den 1. März 1933.«

Eigentlich möchte er doch die Verse aufschreiben, die ihm vorhin angeflogen sind: »Dir, Unbekannter Kamerad.« Nein, Prosa ist besser. Und er schreibt: »Lieber ein Hund sein, wenn ich von Füßen getreten werden soll, als ein Mensch. (Kleist, Inselausgabe, 4. Band, Seite 30.)«

Er geht in das andre Zimmer, nicht übermäßig leise, öffnet die Hausapotheke. Es sind drei Röhrchen mit Schlafmitteln. Er nimmt das, was er für das stärkste hält. Es ist noch kaum angebrochen, sicher genügt es. Da werden sie morgen in der Aula warten müssen.

Er holt sich ein Glas Wasser, stellt es sorgfältig auf einen Teller, damit es auf dem Tisch keinen Rand lasse, löst die Tabletten in dem Wasser auf, stellt sich das Glas auf den Nachttisch. Sieht nach dem Manuskript. Der Zettel liegt lose darauf, es ist besser, ihn anzuheften. Er zieht seine Uhr auf, legt sie neben das Glas. Schaltet wieder die Hauptlampe aus, die Bettlampe ein, legt sich zu Bett.

Es ist ein Uhr achtunddreißig. Er trinkt das Wasser mit den aufgelösten Tabletten. Gut schmeckt das Zeugs nicht, es kostet einige Überwindung, es hinunterzuschlucken. Aber es gibt Schlimmeres.

Er liegt und wartet. Vom Nachttisch her tickt seine Uhr. Er hört unten ein Auto hupen, verboten laut und lang. Wie lange es dauern wird, bis er einschläft? Er liegt jetzt zwei Minuten und vierzig Sekunden. Länger als sechs oder acht Minuten wird es bestimmt nicht dauern. Wenn man ihn nicht im Lauf der nächsten halben Stunde findet, kann man ihn sicher nicht mehr aufwecken. Es ist glücklicherweise sehr unwahrscheinlich, daß noch jemand zu ihm hereinkommt. Wenn er die Bettlampe ausschaltet, dann ist es ausgeschlossen. Er schaltet sie aus. Schon spürt er sich schwer und müde, nicht so angenehm müde freilich, wie er gehofft hat, sondern bleiern, drückend.

Schon wieder ein Auto. Aber diesmal hupt es nicht so lange. Er hat das Manuskript anständig vorbereitet. Dr. Heinzius hat ihnen erklärt, einer der wesentlichsten Unterschiede des Altertums von unserer Epoche sei die Einschätzung des Selbstmords. Die Römer haben ihren Jungens schon im frühesten Alter beigebracht, der Mensch sei selbst den Göttern dadurch überlegen, daß ihm der Ausweg des freiwilligen Todes bleibe. Die Götter haben diese Freiheit nicht. Es ist ein sehr würdiger Tod. Er hat auch alles ordentlich zurechtgelegt, bevor er das Zeug schluckte. Da liegt das Manuskript, wer will, kann sehen, und wer nicht will, muß sehen. Vor ein paar Tagen hat er von einer Frau gelesen, die hat, bevor sie wegging, nicht nur das Kleid angezogen, in dem sie begraben sein wollte, sondern auch an den Ärmel ihres Mannes einen Trauerflor genäht. Wir Deutsche sind

ordentliche Leute. Er lächelt ein klein wenig. Er darf es sich erlauben, jetzt darf er, zu sagen: »Wir Deutsche.«

Schon wieder ein Auto. Er sitzt nun auf einmal selber in dem Auto. Es ist auf der Avus, es ist ein Autorennen, Franzke sitzt im Fond, es ist komisch, daß er nicht neben ihm sitzt, Franzke brüllt ihm immerfort Weisungen zu, aber er kann sie nicht hören, er gibt sich die größte Mühe, aber es ist ein schrecklicher Lärm, der Wind ist so stark, und wer sitzt denn eigentlich neben Franzke? Da sitzt doch einer. Es ist der Dr. Heinzius, das ist gut, der kann sich ihm besser verständlich machen als Franzke. Jetzt kommt die Kurve, ausgezeichnet ist er die Kurve gefahren, knorke. Das hat er sich doch abgewöhnt, knorke zu sagen, es ist ein scheußliches Wort. Das Auto vor ihm, wer ist da am Steuer? Das ist ja Dr. Vogelsang. Dem wird er jetzt in die Seite fahren, das wird knorke. Ob Franzke versteht, was er vorhat? Aber es geht nicht, komischerweise, er kann ihn einfach nicht anfahren. Vollgas, immer Vollgas, nicht langsamer werden, aber es geht nicht, es kommt so heiß und drückend von unten herauf, auch der Gashebel ist ganz heiß, und jetzt schleudert der Wagen, der Gashebel drückt ihn ja am Bauch, der Wagen schleudert nicht, er schwimmt, es ist wie damals in Bayern auf der vereisten Straße, auf einmal gleitet einem der Wagen weg, man weiß nicht wie, es kommt schwarz herauf, es drückt scheußlich, man muß schreien, ob man will oder nicht, aber man kann gar nicht schreien, es hebt einen, es hebt den Wagen, aber es ist gar nicht der Wagen, der gleitet einem unter den Füßen weg, man ist auf der Berg- und Talbahn, im Lunapark, es ist die Schiffsschaukel, wieso denn, es ist in München, auf dem Oktoberfest, das geht furchtbar hoch, Vogelsang ist noch immer neben ihm, aber jetzt hat er ihn überholt, und er ist doch auf der Avus, nur ist er ohne

Wagen, und jetzt schwimmt er, trotzdem er ohne Wagen ist, wie hoch die Schaukel geht, wie es einen im Bauch kitzelt, ganz tief innen, es zieht einem den Bauch weg, das darf man nicht verraten, man muß mit dem ganzen Gesicht lachen, es ist ja ein wirkliches Schiff, jetzt schwimmt es einem schon wieder weg, die Wellen sind gleichmäßig und ganz flach, und sie erdrücken einen, das ist kein Spaß mehr, sie drücken furchtbar, er hätte nicht bei Nacht schwimmen sollen, sie schlagen immer wieder über einem zusammen und heben einen nicht, da kriegt man nie wieder Luft, alles gleitet einem weg, und da ist noch das Gesicht Vogelsangs, aber es ist nicht mehr das Gesicht Vogelsangs, es ist das Hermanns, mit der flachen Nase und dem starken Kinn, und so steht er auf einmal auf dem Sockel des Niederwalddenkmals, aber da steht doch die Germania, und das ist gut, und jetzt steht doch Hermann da, und jetzt gleitet der Sockel des Denkmals fort. Und jetzt kommt eine ganze große Welle, die ist ganz groß, und da muß er unten durch. Mein Unbekannter Kamerad, kann dir die Hand nicht geben, jetzt kommt die Welle, sie ist noch größer, jetzt kommt sie, ob sie einen doch hebt, jetzt ist sie da.

Um diese Zeit war Gustav in seinem Schlafwagen schon ein gutes Stück südwestlich von Berlin. Er hatte fest und tief geschlafen; jetzt, durch einen scharfen Ruck des Zuges, erwachte er. Langsam entnebelte sich sein Sinn, und plötzlich fiel ihm peinlich ein: er hat zwar an Jean gedacht, aber woran er nicht gedacht hat, das ist sein Neffe Berthold. Zum wenigsten hätte er Martin fragen müssen, was denn nun eigentlich aus dieser albernen Geschichte um Hermann den Cherusker geworden sei. Beinahe eine halbe

Stunde quälte ihn dieses Versäumnis. Erst dann schlief er wieder ein, und den Rest der Nacht schlief er nicht so gut wie zuvor.

Drittes Buch

Morgen

Es ist uns aufgetragen, am Werke zu arbeiten, aber es ist uns nicht gegeben, es zu vollenden.

Talmud

Erst als Berthold schon begraben war, erhielt Gustav die Nachricht von seinem Tod. Mühlheim, der einzige, der seine Adresse wußte, hatte die Mitteilung verzögert, damit Gustav sich nicht durch seine Rückkehr gefährde.

Er war diese letzten Tage in der schönen, behaglichen Stadt Bern herumgegangen. Es war Frühling, die Luft war leicht, unendlich zart und rein standen die mächtigen Gipfel des Oberlands am Horizont. Aber Gustav hatte keine Freude an dem Anblick, sein Kopf war benommen von den Berliner Geschehnissen. Als er die Nachricht bekam, war ihm, als erhalte er einen Schlag, den er längst erwartet hatte.

Er ertrug keinen Menschen mehr um sich, er fuhr hinauf ins Gebirge, er mußte allein sein, er verstand das alles nicht, er mußte sich klarwerden. Der Ort, in den es ihn verschlug, lag am Fuß der Jungfraugipfel, aber es gab keinen Schnee mehr, er war der einzige Gast in seinem kleinen Hotel. Er vermied die bevölkerte Bergbahn, schleppte seine Skier selber bis zur Schneegrenze. Erstieg einen Hang abseits, mit Mühe. Da lag er, in Schnee und Sonne, die Linien der Berge in der unermeßlich klaren Luft schwangen sich hoch und klar. Er war allein.

Er bohrt in sich herum. An den alten Jean hat er gedacht, an Berthold nicht. Er trägt ein gut Teil Schuld an dem, was sich ereignet hat. Von jeher hat er alles falsch gemacht. Ein nutzloses, bequemes, geschmäcklerisches Leben hat er geführt. Ist zu Sybil gegangen statt zu Anna. Hätte er sich mit Politik befaßt, mit Nationalökonomie, mit irgend etwas im Geschäft, alles wäre sinnvoller gewesen als das, was er getrieben hat. Er hat festgestellt,

daß Lessing einen bestimmten Brief am 23. Dezember geschrieben hat, nicht am 21. Nu wenn schon. Das wäre die richtige Unterschrift unter sein ganzes Leben.

Er hockt im Schnee, dampft vor Hitze, hält Abrechnung mit sich selber. Was herauskommt, sieht nicht gut aus.

Vier Tage lebt er so in der Stille seines Bergortes. Die schmale Straße, auf der er Tag für Tag seine Schneeschuhe hinaufschleppt, zieht sich hoch überm Tal entlang, winzig liegen Dörfer auf den Hängen gegenüber, mächtig in ihrer besonnten Weiße breiten sich vor ihm die Gipfel der Jungfrau. Er hockt oben auf seiner abseitigen Höhe. Reine, frische Wärme ist in der Luft, gedämpft kommt das Getöse der Lawinen zu ihm. Er sieht, was vor ihm liegt, um ihn, aber er wird sich der Luft, des Anblicks nicht bewußt; sein Sinn ist zu. In ihm bohren immer die gleichen Gedanken, drehen sich, bohren sich immer tiefer in ihn hinein. Am besten ist es, den Körper so anzustrengen, daß man nicht mehr denken kann. Manchmal, auf dem Rückweg, ist er soweit. Dann sitzt er wohl am Straßenrand, in willkommener Erschöpfung, entrückt, wackelt mit dem Kopf, mechanisch, lacht idiotisch. Manchmal bleibt die Straße stundenlang leer. Einmal kommt ein Junge vorbei mit einem Karren. Schaut ihn verwundert an, dreht noch lange den Kopf nach ihm.

Vier Tage liegt solche Dumpfheit über ihm, lähmend, sein Kopf ist wie in Watte gepackt. Am Morgen des fünften Tages, plötzlich, nach einer langen, durchschlafenen Nacht, reißt der Nebel, der um ihn war. Gustav reckt sich. Stößt vollends durch die Dämmerung. Er hat wahrhaftig fünf Tage lang keine Nachricht aus Deutschland gelesen, keine Zeitung; es wird jetzt wenig Deutsche so ohne Neugier geben. Er holt sich, was er an Zeitungen

bekommen kann, deutsche, Schweizer, englische, französische. Geht, den dicken Pack unterm Arm, die gewohnte schöne Straße hinauf. Es ist plötzlich eine wilde Spannung in ihm, er kann sie kaum zähmen. Trotzdem der Boden noch feucht ist, setzt er sich an den Straßenrand, beginnt zu lesen.

Er liest, und all sein Blut drängt zum Hirn. Ruhig bleiben, nicht durchgehen, sein Herz festhalten, ruhig denken. In Tagen wie diesen tauchen von allen Seiten unkontrollierbare Gerüchte auf. Er hat sich sein ganzes Leben hindurch mit Quellenkritik befaßt, er will jetzt nicht auf die Phantasien einiger rasender Reporter hereinfallen. Was sind das für Zeitungen? Da sind die »Times«, die »Frankfurter Zeitung«, die »Neue Züricher Zeitung«, der »Temps«. Und es sind keine beliebigen Reporter, die berichten, es sind Leute von Namen. Die Berichte lauten knapp, sachlich. Korrespondenten von solchen Namen können es nicht wagen, so Ungeheuerliches mit so detaillierten Angaben in die Welt zu setzen, ohne die Unterlagen zu besitzen. Es ist keine Frage, die Völkischen haben ihr Programm, dessen primitive Barbarei man so oft belächelt hat, er selber am ungläubigsten, Punkt für Punkt ausgeführt. Sie haben alle diejenigen, die ihnen mißliebig sind, verhaftet, verschleppt, mißhandelt, erschlagen, ihren Besitz zerstört oder weggenommen, einfach mit der Begründung, daß diese Menschen ihre Gegner und somit zu vernichten seien. Gustav liest Namen, Daten. Viele von den Namen sind ihm bekannt, mit vielen dieser Menschen war er vertraut.

Seine stille, tierische Verzweiflung ist fort. Eine helle Wut fällt ihn an über sich selber, über die Völkischen. Er liest die irren Reden der Führer. Der alte Reichspräsident hat ihnen das Reich in Ordnung übergeben, sie

haben zynisch ihre feierlichen Versicherungen gebrochen, das Gesetz zertreten, aus Ordnung und Zivilisation Willkür, Unordnung, Brutalität gemacht. Deutschland ist ein Tollhaus geworden, in dem die Kranken sich ihrer Wärter bemächtigt haben. Erkennt das die Welt? Was tut sie?

Noch am gleichen Tag fährt er zurück nach Bern. War er selber wahnsinnig, daß er sich in dieses kleine Nest verkrochen hat, ohne seine Adresse zu hinterlassen? Glaubt er, das Grauen gehe ihn weniger an, wenn er sich den Kopf in Watte packt? Er will wissen, muß wissen, mehr, alles, genau.

In Bern findet er Telegramme, Briefe, Zeitungen. Auch in sein Haus sind Landsknechte eingedrungen, haben es durchsucht, manches zerstört, vieles verschleppt. Ein Telegramm Frischlins ist da, Gustav möge ihn anrufen. Er tut es.

Es ist ihm eine Sensation, Frischlins Stimme zu hören. Es ist die wohlbekannte Stimme, aber dennoch verändert, gespannt, geladen, energisch. Gustav will fragen, aber Frischlin unterbricht ihn sogleich; das hat er früher nie gewagt. Er erklärt, er habe vom Lessing viel in Ordnung gebracht, aber er halte es für am besten, er komme nach Bern und erstatte persönlich Bericht. Das sei übrigens auch Mühlheims Meinung.

Schon den Tag darauf war er da. »Ich möchte mich in einem andern Hotel einquartieren als Sie«, sagte er, kaum aus dem Zug gestiegen. »Es ist gescheiter, wenn unsere Namen nicht vom gleichen Hotel gemeldet werden. Ich schlage Ihnen vor, daß ich Sie dann zu einem Spaziergang abhole. Ich kann Ihnen besser berichten, wenn ich die Sicherheit habe, nicht belauscht zu werden.« Er sagte das bescheiden, doch mit Entschiedenheit. Erstaunt sah Gustav, wie dieser Mann sich verändert hatte. In Berlin, mit seinen

langen, dünnen Beinen, seinen langen, dünnen Händen, die aus immer zu kurzen Ärmeln herauskamen, mit seinem scheuen, ungelenken Wesen hatte er auf Gustav immer gewirkt wie ein Student, bei dem es innerlich und äußerlich nicht ausgereicht hat. Jetzt, bei aller Schlichtheit, gab er sich straff, einer, der genau wußte, was er wollte.

Sie fuhren dann hinauf auf den Gurten. Es war ein strahlender Vorfrühlingstag, die weiße Linie der Gipfel lag überaus zart und klar vor ihnen. Es war noch zu kalt, längere Zeit auf dem Aussichtsplateau zu sitzen. Sie gingen auf der bewaldeten Höhe, Gustav zügelte seinen schnellen, steifen Schritt, und Klaus Frischlin berichtete.

Die Landsknechte waren in einer der ersten Nächte in der Max-Reger-Straße erschienen, gegen Morgen. Sie kamen zu acht. Das Manuskript, die wichtigste Lessing-Literatur, auch die gesamte Kartothek hatte Frischlin glücklicherweise den Tag zuvor bei unverdächtigen Personen untergestellt. Sie verschleppten und zerfetzten alles, was an Akten noch vorhanden war. Von den Büchern haben sie vieles verschont; bei andern jedenfalls haben sie schlimmere Verheerungen angerichtet. Sie waren sehr willkürlich bei der Auswahl der Bücher, die sie zerrissen oder mitnahmen. Gereizt haben sie vor allem die vielen Ausgaben von Dantes »Göttlicher Komödie«, die sie, wohl durch das Wort Komödie verführt, für Propagandaliteratur der »Gottlosen-Bewegung« hielten. Auto und Schreibmaschine haben sie beschlagnahmt. Auch das Bild Fräulein Rauchs hat daran glauben müssen. Das Bild Immanuel Oppermanns hingegen blieb unversehrt; Frischlin hat es in Sicherheit gebracht. Auch einen Pack Privatkorrespondenz haben sie übersehen. Frischlin hat sie auf Umwegen an Gustavs Adresse geschickt; sie muß nächster Tage da sein. Der Diener Schlüter hat sich als sehr

zuverlässig erwiesen. Schon das erstemal haben sie ihn arg verprügelt. Aber er hat trotzdem sofort nach der Plünderung einen Teil der noch vorhandenen Sachen mit Hilfe der Frau seines toten Schwagers gerettet. Das war gut so; denn die Nacht darauf kamen sie wieder und klauten, was noch zu klauen war. Die Dinge, von denen er annahm, daß sie Gustav besonders am Herzen liegen, hat Frischlin bei Fräulein Rauch untergestellt.

»Hat Ihnen Fräulein Rauch helfen können?« fragte Gustav. »Nicht viel«, erwiderte Frischlin. Sie sei außerordentlich bereitwillig gewesen, aber praktisch sei dabei wenig herausgekommen. Fräulein Rauch habe viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun, fügte er hinzu, mit betonter Zurückhaltung. Mit Wärme hingegen erzählte er von Mühlheim, mit dem er sich ausgezeichnet habe verständigen können. Mühlheim bitte um Gustavs Anruf, wenn möglich heute nachmittag zwischen sechs und sieben Uhr im Hotel Bristol.

Es war gegen sechs Uhr nachmittag, als Gustav in sein Hotel zurückkam. Er müßte jetzt mit Mühlheim telefonieren, aber er will nichts von Geschäften hören, nichts von jenen listigen Umwegen, die freilich im Kampf mit den Völkischen das einzige vernünftige Mittel sind. Immerhin, es geht um sein Haus, das ihm sehr lieb ist. Scheußlich, zu denken, daß sich vielleicht bald in seinen schönen Räumen völkische Landsknechte sielen. Er muß doch wohl mit Mühlheim sprechen. Aber als die Telefonistin des Hotels sich meldete, gab er, im letzten Augenblick, nicht die Nummer Mühlheims an, sondern die Sybils.

Sehr bald war Sybils Stimme da. Sie war überrascht, ein wenig ängstlich überrascht, wie er mit leicht gereiztem Mißtrauen fand. Es war ja vielleicht unvorsichtig, jemanden in diesen Zeiten aus dem Ausland anzurufen. Allein

für Sybil war die Gefahr wohl äußerst gering, und so zurückhaltend hätte sie nicht zu sein brauchen. Er dachte daran, wie trocken und kühl Frischlin von ihr berichtet hatte. Dabei sehnte er sich, sie zu sehen, sehnte sich nach dem Geruch ihres kindlichen Körpers. Sehr herzlich bat er sie, zu kommen, er brauche sie in dieser Zeit. Sie sagte sofort zu. Allein als er sie auf ein Datum festlegen wollte, zögerte sie; sie werde morgen, längstens übermorgen depeschieren. Gustav wußte nicht, daß sie an Friedrich Wilhelm Gutwetter dachte; aber er spürte, daß sie ihm etwas verbarg, und war sehr betrübt.

Auch Frischlins Bericht, so klar und erschöpfend er war, schien ihm jetzt unbefriedigend. Es war wohl dies, daß die allgemeinen Geschehnisse in Deutschland anfingen, ihn viel brennender zu interessieren als sein Haus und sein Manuskript. Immer hatte er gehofft, Frischlin werde von selber zu erzählen anfangen; aber Frischlin hat es nicht getan, und er hat Scheu gehabt, den klaren, zielbewußten Menschen zu drängen.

Am Abend endlich, in einem sehr hübschen, kleinen Restaurant, das Gustav entdeckt hatte, erzählte Frischlin von diesen allgemeinen Dingen. Es sei nicht leicht, fing er an, heute in Deutschland authentische Details zu erhalten; die Behörden bemühten sich mit Erfolg, alles zu vernebeln. Sein Bericht müsse deshalb sehr unvollständig bleiben. Aber Gustav fand bald, daß die Namen, Daten, Örtlichkeiten, von denen Frischlin zuverlässig zu berichten wußte, erschreckend viele waren.

Unter den in Berlin stationierten Landsknechtsabteilungen waren die am meisten berüchtigten die Stürme 17 und 33, die sogenannten Mordstürme. Die Örtlichkeiten, von denen man mit dem größten Grauen sprach, sind die Keller der völkischen Unterkünfte in der Hedemannstraße, in der General-

Pape-Straße und verschiedene in Köpenick, in Spandau. An ihnen wird man wohl, meinte Frischlin, und sein Kommentar klang bestürzend inmitten seines sonst sehr nüchternen Berichts, ist erst die Herrschaft der Völkischen zusammengebrochen, Tafeln zum Gedenken an Deutschlands tiefste Schmach anbringen. Das Schauerlichste an dem Vorgehen der Geheimpolizei und der Landsknechte, berichtete er weiter, ist das bis ins kleinste ausgearbeitete System, die Durchorganisierung, die militärisch-bürokratische Ordnung, nach der die Mißhandlungen und Tötungen vor sich gehen. Alles wird registriert, unterschrieben, protokolliert. Nach jeder Mißhandlung hat der Mißhandelte schriftlich zu bestätigen, daß er nicht mißhandelt worden sei. Bei Tötungen attestiert der Arzt, der Getötete sei am Herzschlag gestorben. Die Leiche wird den Angehörigen in einem plombierten Sarg ausgehändigt, dessen Öffnung bei schwerster Strafe verboten ist. Für diejenigen, die nach ihrer Mißhandlung entlassen werden, liegen frische Anzüge und frische Wäsche bereit, damit nicht die blutbefleckte Kleidung zu sehr auffalle; die Mißhandelten müssen sich schriftlich verpflichten, die frischen Sachen binnen vierundzwanzig Stunden in gereinigtem Zustand zurückzubringen. Auch muß für die Behandlung und Verpflegung in den Unterkünften der Völkischen bezahlt werden, nicht viel übrigens, eine Mark pro Tag für Unterkunft, eine Mark für Verpflegung und Behandlung. Für Verpflegung und Behandlung der Getöteten, das heißt der am Herzschlag Gestorbenen oder auf der Flucht Erschossenen, haben die Hinterbliebenen zu zahlen. Die Behandlung erstreckt sich auch aufs Seelische und entbehrt nicht eines gewissen Humors. Es werden beispielsweise den Gefangenen während der Behandlung auf dem Grammophon völkische Lieder vorgespielt; sie

müssen mitsingen, der Takt wird ihnen durch Stahlruten und Gummiknüppel beigebracht.

Die Völkischen scheinen ihr System groß ausbauen zu wollen. Sie richten riesige Konzentrationslager ein, um den Häftlingen dort »die für den Geist der neuen Zeit erforderlichen Eigenschaften anzuerziehen«. Sie wenden bei dieser Erziehung auch psychologische Methoden an. Sie führen zum Beispiel die Häftlinge in großen, lächerlichen Prozessionen durch die Straßen und zwingen sie, groteske Sprechchöre zu exekutieren: »Wir sind marxistische Schweinehunde, wir sind jüdische Gauner«, und dergleichen. Oder sie zwingen einzelne, sich auf Kisten zu stellen, Kniebeugen zu machen und nach jeder Kniebeuge auszurufen: »Ich Judenschwein habe mein Vaterland verraten, ich habe arische Mädchen geschändet, ich habe öffentliche Kassen bestohlen«, und dergleichen. Gelegentlich auch haben Gefangene Bäume erklettern müssen, Pappeln zum Beispiel, um von oben stundenlang solche Selbstcharakteristiken zu verkünden.

Im übrigen haben die Gefangenen in den Kellern der Landsknechtskasernen wie in den Konzentrationslagern Gelegenheit, sich in sehr kurzer Zeit mit dem nationalsozialistischen Parteiprogramm und mit dem Buch des Führers vertraut zu machen. Der Unterricht ist streng. Bei Fehlern und Nachlässigkeiten drohen rauhe Strafen, das Zeitalter des Liberalismus und der Humanitätsduselei ist vorbei. Manche, wie gesagt, überstehen den Unterricht nicht. In Berlin allein weiß er von siebzehn dokumentarisch beglaubigten Todesfällen.

Von diesen Dingen also berichtete Dr. Klaus Frischlin dem Dr. Gustav Oppermann in der kleinen Weinstube in der schweizerischen Bundeshauptstadt Bern. Er sprach mit leiser, gleichmäßiger Stimme, denn

am Nebentisch saßen Leute; ab und zu, um sich die Kehle anzufeuchten, trank er von dem leichten, spritzigen Wein, wobei seine Hände auffallend lang und dünn aus den Ärmeln herauskamen. Gustav aß wenig an diesem Abend, sprach auch wenig. Es gab nicht viel zu fragen. Klaus Frischlin erzählte genau; unpräzis war sein Deutsch nur, wenn er Sätze des Führers zitierte, die die Mißhandelten auswendig zu lernen hatten.

Nachdem Frischlin zu Ende war, saßen die beiden Männer noch lange stumm zusammen. Langsam trank Frischlin seinen Wein aus, schenkte sich umständlich neu ein. Nur mehr drei Tische in dem Raum waren besetzt. Gustav hatte die schweren Lider halb über die Augen gezogen, es sah aus, als döste er.

»Noch eines, Frischlin«, raffte er sich schließlich auf. »Sie haben mir noch nichts über das Ende meines Neffen Berthold erzählt.«

»Ihr Neffe Berthold? Das Ende?« fragte Frischlin. Es stellte sich heraus, daß er von der ganzen Angelegenheit nichts wußte.

»Wie ist das möglich?« empörte sich Gustav. Aber Frischlin war nicht weiter verwundert. Sie verhindern jetzt in Deutschland, daß einer über seinen Nächsten etwas erfährt, was der Regierung nicht angenehm war. Die Zeitungen haben die Meldungen offenbar unterdrücken müssen. Wer sich nicht ernstlich umtut, erfährt nichts. Ohne Maske geht in Deutschland niemand mehr aus. Man betont krampfhaft lärmend, wie gut es einem geht, und nur, nachdem man sich vorsichtig umgeschaut hat, wagt man, einander flüsternd mitzuteilen, was wirklich ist. In einer großen Stadt weiß der Nachbar nichts vom Nachbarn, man ist gewohnt, aus der Zeitung zu erfahren, was sich in der Etage nebenan zuträgt. Aber unangenehme Dinge dürfen die Zeitungen nicht bringen. In einem Reich von fünfundsechzig

Millionen Einwohnern kann man mühelos dreitausend Menschen totschlagen, dreißigtausend zu Krüppeln mißhandeln, hunderttausend einsperren, ohne Urteil, grundlos, und doch kann der äußere Aspekt von Ruhe und Ordnung gewahrt bleiben. Wenn nur eben verhindert wird, daß Rundfunk und Zeitungen darüber berichten.

Gustav bat Frischlin, ihn allein nach Hause gehen zu lassen. Es war eine helle Nacht, es war spät, die Straßen waren leer, weithin in den Bogengängen hallte sein steifer, fester Sehritt. Er ging schnell wie immer. Aber er fühlte sich behindert. Dieser Frischlin hatte etwas in ihn eingesenkt, was ihm neu war, sehr ungewohnt, beschwerlich.

Am andern Tag fuhr Frischlin zurück. Gustav stand auf dem Bahnsteig. Eigentlich war er froh, daß nun der unbequeme Mann fortging. Aber als der Zug fuhr, war ihm, als trennten ihn die Schienen nicht von dem Manne, sondern als seien sie Fäden zwischen ihm und dem andern, sich abspulende, die, so weit sie auch laufen, nicht abreißen. Und es schien ihm das Alleinsein jetzt fast schlimmer als Frischlins Gesellschaft.

Edgar fuhr in die Städtische Klinik wie immer. Gina hat ihn beschworen, er solle heute nicht hinfahren; auch Ruth, gegen seine Erwartung, hat ihm dringend abgeraten. Denn die Völkischen haben angeordnet, daß an diesem Sonnabend unter Aufwendung aller Propagandamittel gegen die fünfhunderttausend Juden des Reichs ein Boykott durchzuführen sei. Die Völkischen erklärten, sie müßten die durch Tausende von Dokumenten erhärtete Behauptung, sie hätten gegen die Juden üble Gewalttaten begangen, dadurch Lügen strafen, daß sie die Juden wirtschaftlich vernichteten. Viele Juden halten sich an diesem Tag in ihren Häusern, viele

auch haben das Reich verlassen. Es ist vielleicht unvernünftig, aber Edgar Oppermann kann nicht anders: er fährt in seine Klinik.

Äußere Gründe hat er keine. Seine Tätigkeit in Deutschland ist aus. Er könnte heute von Berlin fortgehen, wenn er wollte. Er hat ehrenvolle Anträge nach London, nach Paris; die meisten medizinischen Institute der zivilisierten Welt interessieren sich für den Schöpfer des Oppermannschen Verfahrens. Einen dieser Anträge wird er annehmen. Was er hier aufgebaut hat, wird freilich zu einem großen Teil verloren sein; denn natürlich geht auch der kleine Dr. Jacoby fort, dem er sein Labor noch am ehesten hätte anvertrauen können. Er geht wirklich nach Palästina, wie es sich Edgar einmal in einer ironischen Laune vorgestellt hat, auf dem gleichen Schiff wie Ruth fährt er hinüber. Ja, Edgar wird in London, in Paris oder in Mailand neu anfangen müssen, es wird fünf bis zehn Jahre dauern, bis er da stehen wird, wo er schon einmal war. Man wird die Mittel zur Verfügung stellen, aber diese Mittel werden nicht reichen, die ganzen Widerlichkeiten des Betriebs, die er hier für den Aufbau seines Instituts hat durchkämpfen müssen, werden von neuem, vervielfältigt, beginnen, und er ist kein junger Mann mehr.

Leicht ist es nicht, seine Station hier zurückzulassen, sein Labor, seine Operationsräume, Jacoby, Reimers, Schwester Helene, den alten Lorenz. Er kann sich nicht vorstellen, wie das werden soll, fern von seinem Deutschland. Es ist ihm nicht nur um sein Institut, es ist auch sein Alltag, sein Haus; es wird eine Ewigkeit dauern, bis sich das neu eingespielt hat, Gina nimmt die kleinen Dinge so verdammt ernst. Auch auf Ruth muß er verzichten; er kann es ihr nicht verdenken, daß sie nach Palästina geht.

Die Stadt sieht freiertäglich aus. Man drängt sich auf den Straßen, um den Boykott zu besichtigen. Er passiert zahllose Schilder: »Jude«, »Kauft nicht bei Juden«, »Juda verrecke«. Völkische Landsknechte stehen herum, mit gegrätschten Beinen, in hohen Stiefeln, sie reißen ihre törichten, jungen Münder weit auf, plärren im Sprechchor: »Eh nicht der letzte Jud ist tot, / Gibt's keine Arbeit und kein Brot.« Vielleicht haben Gina und Ruth wirklich recht gehabt, und es war unvernünftig, heut in die Klinik zu fahren. Aber er kann den Fall Peter Deicke nicht im Stich lassen. Peter Deicke, Fall 978, achtzehn Jahre alt, Patient dritter Klasse, war aufgegeben, ehe man ihn hierherschaffte. Der erste Eingriff hat nicht genügt. Vielleicht wird auch der zweite nicht mehr zum Ziel führen; aber jedenfalls ist er das einzige Mittel, das, vielleicht, Peter Deicke retten kann. Er hätte diesen zweiten Eingriff Reimers überlassen können. Nein. Er kann nicht das Risiko letalen Ausgangs vermehren, weil die Herren für heute ihren läppischen Boykott angeordnet haben.

Er segelt durch die langen Korridore der Klinik. Alles geht seinen gewohnten Gang. Vierundzwanzig jüdische Ärzte sind in der Klinik beschäftigt. Alle sind sie da, selbst der kleine Jacoby. Man ist eilig wie stets, kein Wort vom Boykott, aber Edgar spürt auf den scheinbar gleichgültigen Gesichtern die gedrückte Stimmung. Der kleine Jacoby ist blaß, allen Mitteln zum Trotz schwitzt er heute leicht an den Händen.

»Bereiten Sie den Fall 978 vor«, weist Edgar Schwester Helene an. Plötzlich ist Dr. Reimers da. Leise, in seiner gutmütigen, etwas derben Art, bittet er Edgar: »Türmen Sie, Herr Professor. Es ist vollkommen sinnlos, daß Sie hierbleiben. Man kann nicht wissen, was der exaltierte Mob anstellt. Wenn Sie gehen, bringe ich vielleicht auch den kleinen Jacoby

hinaus. Daß der Mensch hier ist, ist ja der reine Selbstmord.« – »Schön, lieber Reimers«, erwidert Edgar, »jetzt haben Sie Ihren Spruch aufgesagt, und jetzt gehen wir an Fall 978.«

Er nimmt den Eingriff vor.

Kaum hat man den Patienten in seinen Saal zurückgefahren, sind sie da. Sie haben eine Liste der vierundzwanzig Ärzte, die in der Städtischen Klinik amtieren. Sie fragen nach ihnen, aber das Personal leistet passive Resistenz, man zeigt ihnen die Ärzte nicht. Unter Führung einiger völkischer Studenten machen sie Jagd auf sie. Sooft sie einen gepackt haben, führen sie ihn hinaus. Sie erlauben nicht, daß die Ärzte ihre weißen Kittel ablegen, ja, fassen sie einen ohne Kittel, dann zwingen sie ihn, den seinen anzuziehen. Draußen vor dem Hauptportal wartet eine riesige Menge, und sooft ein neuer weißer Kittel erscheint, geht er unter in ungeheurem Gejohle, Gepfeife, wüsten Schmährufen.

Jetzt haben sie Edgar aufgestöbert: »Sind Sie Professor Oppermann?« fragt ihn einer mit zwei Sternen am Kragen. »Ja«, sagt Oppermann. »Das wäre Nummer vierzehn«, sagt befriedigt ein anderer und streicht den Namen von seiner Liste. »Sie haben die Anstalt sofort zu verlassen«, sagt der mit den zwei Sternen. »Kommen Sie mit.« – »Professor Oppermann hat soeben eine Operation vorgenommen«, greift Schwester Helene ein, ihre Stimme ist nicht so leise wie sonst, ihre runden, braunen Augen sind groß vor Zorn. »Es ist wichtig«, sagt sie beherrscht, »daß der Kranke noch einige Zeit unter seiner Beobachtung bleibt.« – »Wir haben Order, den Mann auf die Straße zu setzen«, sagt der Zweigesternte. »Wir haben hier die vierundzwanzig jüdischen Ärzte auszutreiben, auf daß Deutschland

gereinigt werde«, sagt er feierlich und papieren, den Dialekt so gut wie möglich vermeidend. »Schluß«, sagt er.

Mittlerweile hat eine der Schwestern Geheimrat Lorenz verständigt. Auf dem Korridor dröhnt er heran, auf die Eindringlinge zu, mächtig, im wallenden, weißen Mantel, den roten Kopf vorgestoßen, ein wandelnder Berg. »Was geht hier vor, Herr?« bricht es aus seinem goldenen Munde heraus, wie Felsbrocken. »Was erlauben Sie sich? Ich hin hier der Hausherr, verstanden.« Geheimrat Lorenz ist einer der populärsten Ärzte des Reichs, vielleicht der populärste, selbst einige der Völkischen kennen sein Bild aus den illustrierten Zeitungen. Der Zweigesternte hat ihn mit der altrömischen Geste begrüßt. »Es ist nationale Revolution, Herr Professor«, erklärt er. »Juden raus. Wir haben Order, die vierundzwanzig Juden hier hinauszuschmeißen.« – »Da müssen Sie schon fünfundzwanzig Mann hinausschmeißen, meine Herren, da geht nämlich der alte Lorenz mit.« – »Das können Sie halten, wie Sie wollen, Herr Professor«, sagt der Zweigesternte. »Wir haben unsere Order.« Der alte Fürchtegott ist hilflos, das erstemal vollkommen hilflos in seinem Leben. Er sieht, Professor Oppermann hat recht gehabt: es ist keine akute Krankheit, an der das Volk leidet, es ist eine chronische. Er verlegt sich aufs Unterhandeln. »Lassen Sie wenigstens den Professor hier frei«, sagt er. »Ich bürge dafür, daß er das Haus verläßt.« Der Zweigesternte steht unschlüssig. »Gut«, sagt er endlich, »ich nehme es auf meine Kappe. Sie stehen dafür ein, Herr Professor, daß der Mann keinen Arier mehr anrührt und binnen zwanzig Minuten aus dem Hause ist. Wir warten solange.« Seine Leute geben Edgar frei, ziehen ab.

Aber nach wenigen Minuten sind sie wieder da. »Wer hat denn die Schamlosigkeit gehabt«, erkundigen sie sich, »sich heute von dem Juden

operieren zu lassen?« Der alte Lorenz ist weggegangen. »Jetzt hören Sie gefälligst auf, die Herren«, fordert an seiner Statt Dr. Reimers sie auf; ganz gelingt es ihm nicht, seine Stimme ruhig zu halten, ein leises Knurren ist darin. »Sie halten das Maul, bis man Sie fragt«, weist ihn der Zweigesternte zurecht. Ein Student zeigt ihnen den Weg zu dem Operierten. Sie gehen in den Raum. Reimers folgt ihnen. Edgar, ein wenig taumelig, schwerfällig, mechanisch, trottet hinterher.

Die Anästhesierung bei Eingriffen in die Luftwege ist schwierig. Oppermann hat dafür ein bestimmtes Verfahren ausgebildet. Der Patient Peter Deicke ist bei Bewußtsein, aber er liegt unter viel Morphium. Aus seinem Kopf, einem einzigen weißen Verband, schauen die Augen schwimmend, stumpf glänzend auf die Eindringlinge. Entsetzten Gesichtes, die Arme schützend ausgebreitet, steht die diensttuende Schwester vor dem Bett. Die Landsknechte, festen Schrittes, kommen auf sie zu, drängen die Sprachlose, Zitternde weg. Die Völkischen sind Leute, die sich aufs Organisieren verstehen, sie haben alles wohl vorbereitet, sie haben ihre Gummistempel mit. »Schweinehund«, sagen sie zu Peter Deicke, und auf seinen Verband drücken sie ihren Stempel: »Ich Schamloser habe mich von einem Juden behandeln lassen.« – Dann »Heil Hitler« rufen sie und marschieren die Treppe hinunter.

Edgar, wie willenlos, wie an Drähten, trottet immer mechanisch hinter ihnen her, in stierem, hilflosem Nachdenken. Schwester Helene faßt ihn am Arm, bringt ihn ins Chefzimmer. Holt den alten Lorenz. Die beiden Männer stehen einander gegenüber, beide sind sehr bleich. »Entschuldigen Sie, Oppermann«, sagt Lorenz. »Sie sind unschuldig, Kollege«, sagt mühsam Oppermann, trocken, heiser, und zuckt mit den Achseln, mehrmals,

schwerfällig, automatisch. »Dann werde ich jetzt wohl gehen«, sagt er. »Wollen Sie nicht den Kittel ablegen?« bittet Lorenz. »Nein«, erwidert Edgar. »Danke, Kollege. Den wenigstens will ich mitnehmen.«

»Tu mir den Gefallen, Martin«, hatte Liselotte am Abend vor dem Boykott Martin gebeten, »geh morgen nicht ins Geschäft.« Sie dachte an die Juden, von denen sie wußte, daß sie erschlagen oder infolge der erlittenen Unbilden gestorben waren, sie dachte an die Mißhandelten, von denen die Krankenhäuser des Reichs voll waren. »Geh nicht ins Geschäft«, bat sie und trat ganz nahe an ihn heran. »Versprich es mir.«

Martin zog seinen Zwicker heraus, putzte daran herum. Seine Haare waren grau geworden, noch schütterer, sein Rücken rund, seine Backen schlaff. »Nimm's mir nicht übel, Liselotte«, sagte er, »ich werde ins Geschäft gehen. Hab keine Angst.« Er tätschelte, was er früher nie getan hatte, mit seiner schweren, behaarten Hand ihre Schulter. »Es passiert mir nichts«, fuhr er fort. »Ich weiß genau, bis zu welchen Grenzen ich gehen kann. Ich bin klug geworden, Liselotte«, und er wiegte auf merkwürdige Art den Kopf. Er hatte es aufgegeben, Würde und Haltung zu zeigen, er sprach mehr als früher, hatte manchmal ein schlaues, einverständnisvolles Augenzwinkern. Es war eine Ähnlichkeit da zwischen ihm und dem alten Immanuel, ja, zwischen ihm und seinem Schwager Jacques Lavendel; Liselotte sah es erstaunt. Martin war alt geworden, trotzdem fand sie ihn männlicher, widerstandsfähiger, voll von einem tieferen Wissen um Welt und Menschen. Sie liebte ihn sehr.

Sie drängte nicht weiter in ihn. Sie saßen still zusammen. Wieder dachte sie an die schauerlichen Vorgänge bei dem Unglück. Keine Stunde verging,

daß sie nicht daran dachte. Immer wieder stand sie vor der Tür, wie sie das erstemal davor gestanden hatte, als sie das Röcheln des Jungen hörte. Sah ihn daliegen, lang, auf dem Rücken. Hob seinen Arm, der tot zurückfiel, sein Bein, das zurückfiel wie Holz. Und dabei röchelte er doch, atmete, sein Puls ging; er lebte also. Und war dennoch tot, seine Haut war kalt und weiß, und es gab kein Mittel mehr, zu seinem Bewußtsein vorzudringen. Die Ärzte pumpten ihm den Magen aus, wieder und wieder, wärmten ihn, führten ihm künstlich Nahrung zu, Tee mit Kognak, Milch, gaben ihm Herzmittel ein, sie erinnerte sich der vielen fremden Namen, Cardiazol, Digalen, Strophantin, Eutonon. Drei Tage lag er so, lebendig und dennoch tot; denn alle wußten, daß es kein Mittel gab, ihn zu retten. Die Sauerstoffbombe half nicht, nicht die Magenspülungen, er lag, die Haut weiß und kalt, röchelte, schluckte nicht den Schleim, der ihm den Rachen füllte. Der Puls ging sehr langsam, und schließlich stand er still. Aber Berthold war schon tot gewesen, als sie ihn das erstemal röcheln hörte, und sie hatte es gewußt. Es war Martin, der immer wieder zu den Ärzten gesagt hatte: »Tun Sie etwas, helfen Sie ihm.« Sie hatte gewußt, daß niemand helfen kann. Sie allein hätte helfen können, aber sie hatte es nicht getan. Sie maß sich die ganze Schuld bei. Martin hatte seine eigenen Sorgen: ihre Pflicht war es gewesen, den Jungen zu bewahren.

Bei alledem war ihr die Maßlosigkeit Martins ein Trost. Er hatte geschrien, geheult, hatte Tobsuchtsanfälle gehabt. Hatte das Manuskript Bertholds gelesen, wieder und wieder, hatte es abschreiben lassen, hatte dann verrückterweise Berthold dieses Manuskript und das Schreiben des Feldmarschalls Moltke in den Sarg gelegt. Dann hatte er auf altjüdische Art

getrauert, am Boden hockend, den Anzug eingerissen, hatte, neun fromme Juden um sich, das Totengebet gesprochen.

Er war von dieser siebentägigen Trauer um seinen Sohn als ein veränderter Mann aufgestanden. Aber sie, Liselotte, erkannte gerade in diesem neuen Mann jenen Martin, den sie von Anfang an in ihm gespürt hatte. Sie entdeckte Eigenschaften, wie sie sie an ihrem Schwager Jacques liebte, die List im Kampf für das, was einer als das Rechte erkannt hat, die Abkehr von aller Repräsentation, das zäh Elastische, wenn es um die Sache ging. Martin und sie waren sich jetzt, ohne Worte, viel näher als früher.

Niemals sprachen sie über Berthold.

Hingegen sprach Martin Liselotte jetzt manchmal vom Geschäft. Er nahm jede Demütigung durch Wels ohne Widerspruch hin, kämpfte aber mit um so zäherer List um das, was ihm wichtig war. Seine Tätigkeit in der Gertraudtenstraße war auf weniger als ein Jahr befristet, aber er arbeitete, als kümmere ihn das nicht. Nahm jüdische Angestellte, auf Verlangen des Wels aus den Deutschen Möbelwerken entlassen, bei sich auf.

An dem Sonnabend des Boykotts also fuhr er ins Geschäft wie immer. Er betrachtete die Menge, die neugierig, angeregt den Boykott besichtigte. Sah die Plakate in den Schaufenstern, hörte die Sprechchöre der völkischen Landsknechte. Wiegte den Kopf. Dieser Boykott war, wie die meisten Maßnahmen der Völkischen, eine leere Komödie. Die offizielle Begründung, man wolle auf diese Art die Empörung der zivilisierten Welt über die Pogrome zum Verstummen bringen, war läppisch. Selbst die Minister der Völkischen mußten sich sagen, daß Klagen über Mißhandlungen nicht dadurch widerlegt werden, daß man den Geschlagenen weiter schlägt. Die wahren Gründe des Boykotts waren

andere. Vierzehn Jahre hindurch hatten die völkischen Führer ihren Anhängern versprochen, sie dürften die Juden totschlagen, ihre Häuser und Geschäfte plündern. Aber kaum hatte man sich darangemacht, da sahen sich die Führer durch die Entrüstung der Welt gezwungen, ihre Leute zurückzupfeifen. Jetzt, mittels dieses demonstrativen Boykotts, wollten sie die Enttäuschten besänftigen.

Martin ließ Franzke an der Ecke der Gertraudtenstraße halten, er wollte sich in Ruhe anschauen, wie es um sein Geschäft bestellt war. Sie haben den Namen Oppermann nicht vergessen, nun sie an der Macht sind. Mehr als ein Dutzend Landsknechte haben sie vor sein nicht großes Geschäft gepflanzt und einen mit zwei Sternen zur Aufsicht. Dick in allen Schaufenstern kleben die Plakate »Kauft nicht bei Juden« und »Juda verrecke«. Auch ein Porträt des alten Immanuel Oppermann haben sie aufgefunden und ihm humoristischerweise das Plakat »Juda verrecke« so angeklebt, daß es wie ein Spruchband aus seinem Munde hängt. »Die Juden sind euer Unglück«, hört Martin die jungen Landsknechte im Sprechchor rufen, und am letzten Schaufenster entdeckt er eine große Inschrift: »Diesem Juden sollen die Hände abfaulen.« Martin beschaut seine Hände. Sie sind rötlich und behaart, vermutlich werden sie nicht so bald abfaulen.

Er ist am Haupteingang. Der alte Portier Leschinsky steht da mit seinem harten Gesicht und seinem eisgrauen Schnurrbart. Aber er dreht nicht die Tür vor ihm auf. Sie haben auch ihm ein Plakat um den Hals gehängt: »Juda verrecke.« Er schaut zu seinem Herrn auf, demütig, hilflos, wütend, hoffnungsvoll. Martin grüßt ihn nicht mit einem Finger am Hutrand wie sonst, sondern er nimmt den Hut vor ihm ab und sagt: »Tag, Leschinsky.« Aber weiter unternimmt er nichts, er ist klug. Wie er die Tür drehen will,

tritt der Führer auf ihn zu. »Wissen Sie nicht, Herr«, sagt er, »daß heute Judenboykott ist?« – »Ich hin hier der Chef, wenn Sie gestatten«, sagt Martin. Die andern uniformierten Völkischen stehen um sie herum, auch sonst hören Leute zu, alle interessiert, schweigend. »So?« sagt der Führer. »Da sind Sie was Rechtes.« Und Martin, unter den Blicken aller, betritt sein Geschäft.

Alle Angestellten sind zur Stelle, aber kein Käufer ist da. Im Chefkontor findet Martin die Herren Brieger und Hintze. Herr Hintze hat nun doch das Bild an die Wand hängen lassen, auf dem Ludwig Oppermann in Uniform zu sehen ist, mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse, und darunter hat Hintze sehr groß und deutlich schreiben lassen: »Gefallen für das Vaterland am 22. Juli 1917.« – »Das hätten Sie nicht tun sollen, Hintze«, sagt Martin finster. »Sie hätten überhaupt nicht kommen sollen. Sie schaden nur sich, und uns helfen Sie nicht.«

»Gibt es etwas Neues?« wandte er sich an Brieger. »Bis jetzt sind die Leute friedlich«, gab der Bescheid. »Auf dem Weg hierher habe ich vor dem kleinen jüdischen Zigarrenladen in der Burgstraße einen Völkischen Wache stehen sehen. Der Mann schaute auf seine Uhr, es war noch vor zehn, dem offiziellen Beginn des Boykotts. Er legte sein Plakat ab, ging in den Laden, holte sich ein paar Zigaretten und hängte sein Plakat wieder um. Auch die Unsern haben sich ein paar Sachen in den Fenstern sehr interessiert angeschaut und nach den Preisen gefragt. Ich bin überzeugt, sie beißen an, vorausgesetzt, daß die Führer sie nicht auffordern, sich die Sachen ohne Bezahlung zu holen. Heute wird die Losung ja mager ausschauen. Bis jetzt waren ganze sechs Kunden hier, darunter ein sicherer Goi. Der Goi war Ausländer, er fuchtelte mit seinem Paß. Er ist aus Daffke

gekommen, er hat einen Ersatzknopf für einen Sessel gekauft, um sechzig Pfennig. Dann war die alte Frau Litzenmeier da. Sie wollten sie nicht hereinlassen, aber sie erklärte, schon ihre Mutter habe bei uns gekauft, und sie wollte sich gerade heute das neue Bett für ihr Mädchen aussuchen. Sie schnitten ihr die Haare ab und drückten ihr einen Stempel auf: ›Ich Schamlose habe bei Juden gekauft.‹«

»Was war mit Leschinsky los?« erkundigte sich Martin. »Er ist hochgegangen, der Alte«, gab ihm Brieger Auskunft, »er hat ihnen was zugerufen, ›Schweinebande‹ oder so. Die Braunen hier bei uns sind gemütlich, sie haben ihn nicht in ihre Kaserne mitgenommen, sie haben ihm nur das Plakat umgehängt.«

Die Zeit verrann überaus langsam. »Sehen Sie, Herr Oppermann«, sagte Brieger, »heute halten wir nun doch einmal Schabbes hier in der Gertraudtenstraße. Ich hab es Ihnen immer gesagt.«

Später kamen zwei von den Landsknechten ins Kontor. Sie legten die Rechnung vor für das Ankleben der Boykottplakate. Es waren achtzehn Plakate, die sie geklebt hatten, dazu das, das sie dem Portier umgehängt hatten. Sie forderten zwei Mark Klebegeld pro Plakat, also insgesamt achtunddreißig Mark. »Sind Sie toll geworden?« fuhr Hintze los. »Wir sollen euch bezahlen, daß ihr …?« – »Still, Hintze«, gebot Martin. »Das ist Vorschrift«, sagte stramm und trocken einer der beiden Landsknechte. »Das wird im ganzen Reich so gehandhabt.« Verbissenen Gesichts schrieb Hintze die Anweisung auf die Kasse aus. »Zwei Mark pro Plakat«, schüttelte Brieger den Kopf und pfiff durch die Zähne. »Sie haben gepfefferte Preise, meine Herren. Unsere Dekorateure hätten das für dreißig Pfennig pro Plakat

gemacht. Können Sie es nicht wenigstens für eins fünfzig machen?« Die Landsknechte standen stur. »Heil Hitler«, sagten sie und zogen ab.

Es klebten aber an diesem Tage solche Plakate vor den Räumen von insgesamt 87 204 jüdischen Geschäften, jüdischen Ärzten, jüdischen Anwälten. Ein jüdischer Anwalt in Kiel, der sich nach einem Wortwechsel, entstanden, als die Landsknechte von ihm die Bezahlung der Klebegelder verlangten, zur Wehr setzte, wurde im Polizeigefängnis gelyncht. Siebenundvierzig Juden begangen an diesem Sonnabend Selbstmord.

Um zwei Uhr mittags kam Liselotte in die Gertraudtenstraße, um Martin abzuholen. Der Truppführer trat ihr entgegen, machte sie darauf aufmerksam, daß heute Judenboykott sei. »Ich bin die Frau des Chefs«, sagte sehr laut Liselotte. Die Landsknechte schauten die große, blonde Dame an. »Schämen Sie sich«, sagte der Truppführer und spie aus. Zehn Minuten später verließ Liselotte das Haus wieder, an der Seite Martins, durch die Vordertür.

In das Chefkontor in der Gertraudtenstraße kam Markus Wolfsohn. Er war von den Deutschen Möbelwerken entlassen worden. »Schön, Wolfsohn«, sagte Martin. »Sie können bei mir eintreten.«

Noch am gleichen Nachmittag erschien bei Martin der Packer Hinkel, Leiter der völkischen Betriebszelle des Möbelhauses Oppermann. Erregt verlangte er, Martin habe Herrn Wolfsohns Einstellung sowie die von drei andern jüdischen Verkäufern rückgängig zu machen und statt ihrer »Arier« einzustellen. »Ich glaube«, sagte freundlich Martin, »Sie täuschen sich über Ihre Befugnisse, Hinkel«, und er zeigte ihm eine Zeitungsmeldung. Nur amtliche Stellen, hieß es da, nicht die Leiter einzelner völkischer

Organisationen dürften in die Betriebsleitung eingreifen. Bösartig, aus engen Augen, schaute der Packer Hinkel seinen Chef an. »Erstens«, erwiderte er, »haben Sie, wenn ich in Uniform bin, Herr Hinkel zu mir zu sagen. Zweitens ist diese Verordnung nur für das Ausland gedruckt und geht mich nichts an. Drittens werde ich über Ihr Verhalten an geeigneter Stelle zu berichten wissen.« – »Schön«, sagte Martin. »Aber jetzt sehen Sie zu, Herr Hinkel, daß endlich die Sendung für Seligmann & Co. fertig wird. Herr Brieger sagte mir, es liege nur an Ihnen, daß die Sendung nicht schon gestern abging.« – »Die Arbeit für den nationalen Aufstieg geht vor«, erwiderte der Packer Hinkel.

Am gleichen Nachmittag zeigte Franz Pinkus, ein Geschäftsfreund Martins, ihm ein Schreiben folgenden Inhalts: »Nachdem Sie trotz meiner diversen Mahnungen bis heute noch nicht bezahlt haben, gebe ich Ihnen hiermit die letzte Gelegenheit. Sollte ich nicht innerhalb drei Tagen in dem Besitze des in Frage kommenden Betrages sein, werde ich Sie, da ich persönlich Nationalsozialist bin, der betreffenden Stelle überantworten, daß man Ihr Geschäft schließe und Sie selbst in ein Konzentrationslager aufnehme, da Sie versuchen, die für Sie nachteiligen Folgen der Boykottbewegung auf Ihre Lieferanten abzuwälzen. Das Neue Deutschland wird Ihnen dann den richtigen Weg zeigen. Hochachtungsvoll. Gebrüder Weber Nachf.« – »Was werden Sie tun?« fragte Martin. Herr Pinkus schaute Martin nachdenklich an. »Ein Posten von siebentausenddreihundertdreiundvierzig Mark auf der Faktura ist bestreitbar«, sagte er. »Ich habe dem Mann gesagt, wenn er mir für meinen Paß das Ausreisevisum schafft, dann zahle ich.«

In der Nacht darauf, gegen Morgen, kamen sie zu Martin Oppermann in die Corneliusstraße. Das verstörte Mädchen beiseite schiebend, stand einer mit Revolver und Gummiknüppel in Martins und Liselottes Schlafzimmer, hinter ihm vier oder fünf andere, sehr junge Burschen. »Herr Oppermann?« fragte der Führer höflich. »Ja«, sagte Martin. Es war nicht Schreck oder der Wille zur Unfreundlichkeit, was seine Stimme brummig klingen ließ, sondern es war nur, weil er noch verschlafen war. Liselotte war hochgefahren, aus großen, entsetzten Augen starrte sie auf die Burschen. Es war ein Glück, sagte man überall im Reich, in die Hände der Staatspolizei zu fallen, aber wehe dem, der in die Hände der Völkischen fiel, und dies waren Völkische. »Was wollen Sie von uns?« fragte Liselotte ängstlich. »Von Ihnen gar nichts, meine Dame«, sagte der junge Mensch. »Sie haben sich anzuziehen und mit uns zu kommen«, sagte er zu Martin. »Schön«, sagte Martin. Er überlegte angestrengt, welche Stellung der Bursche wohl in der Landsknechtsarmee einnahm; man erkannte das an dem Aufschlag am Kragen, dem sogenannten Spiegel. Wels hatte vier Sterne gehabt. Der hier hatte zwei. Aber wie man so einen hieß, darauf konnte Martin nicht kommen. Er hätte ihn am liebsten gefragt, aber das hätte der junge Mensch wohl als Hohn aufgefaßt. Im übrigen war Martin sehr ruhig. Man wußte, daß in den Kellern der Landsknechtsunterkünfte viele erschlagen worden waren, man kannte die Namen, und ganz unzerzaust kamen aus diesen Kellern nur wenige heraus; aber er hatte seltsamerweise keine Angst. »Sei ruhig, Liselotte«, bat er. »Ich bin bald wieder zurück.« – »Das hängt wohl nicht von Ihnen allein ab, Herr«, sagte der mit den zwei Sternen.

Sie brachten ihn in eine Taxe. Er saß schlaff da, die Augen halb geschlossen. Es kann ihm wenig mehr passieren. Eigentlich sind seine

Dinge in Berlin erledigt. In dem Kampf gegen Wels hat Mühlheim seine jüdische Schlauheit verbunden mit der nordischen List eines bei den Völkischen beliebten Anwalts. Was immer Martin geschieht, Liselotte wird zu leben haben.

Seine Begleiter unterhalten sich halblaut: »Ob wir ihn gleich an die Wand stellen? Hoffentlich dürfen *wir* ihn verhören: nicht die Achtunddreißiger.« Martin wiegt den Kopf. Was für kindliche Methoden. Sie wollen, daß er seine jüdischen Angestellten entläßt. Vielleicht werden sie ihm das durch Mißhandlungen abzutrotzen suchen. Man hat Großkaufleute, Betriebsdirektoren in völkische Kasernen geschleppt, in Konzentrationslager, um ihnen ihren freiwilligen Rücktritt abzupressen oder den Verzicht auf irgendwelche Rechtstitel. Die Völkischen wollen die Industrien, die die fünfhunderttausend Juden aufgebaut haben, für sich selber. Sie wollen ihre Geschäftshäuser, ihre Stellungen, ihr Geld. Dafür ist ihnen jedes Mittel recht. Trotzdem fühlt sich Martin im Innersten sicher. Er glaubt nicht, daß sie ihn lange dabehalten werden. Liselotte wird telefonieren, Mühlheim wird telefonieren.

Man brachte ihn in ein oberes Stockwerk, in einen kahlen Raum. Ein Mann saß da mit vier Sternen am Uniformkragen, ein anderer an einer Schreibmaschine. Der mit den zwei Sternen meldete: »Truppführer Kersing mit einem Gefangenen.« Richtig, Truppführer heißen die mit den zwei Sternen. Man fragte Martin die Personalien ab. Dann erschien einer in einer reicheren braunen Uniform, keine Sterne am Kragen, sondern ein Blatt. Der Mann setzte sich hinter den Tisch. Es war ein ziemlich großer Tisch, ein Leuchter mit Kerzen stand darauf, eine Flasche Bier und einige nach Jurisprudenz aussehende Bücher. Der Mann warf die Bücher durcheinander.

Martin beschaute sich den Leuchter. Was für eine läppische Aufmachung, dachte er, und das im Zeitalter Reinhardts. Der hat also ein Blatt am Kragen. Es ist übrigens kein »Blatt«, sondern Eichenlaub. In diesen Dingen sind sie sehr genau.

»Sie heißen Martin Oppermann?« fragte der mit dem Eichenlaub. Das dürften sie nun endlich wissen, denkt Martin. Standarte heißt das, fällt ihm ein. Standartenführer heißt so einer mit dem Laub, das ist schon ein ganz Großer, ein Räuberhauptmann. »Ja«, sagt er. »Sie haben sich Anordnungen der Regierung widersetzt?« fragt man ihn hinter dem Leuchter. »Nicht daß ich wüßte«, sagt Martin. »In diesen Zeiten«, sagt jetzt ernst der mit dem Eichenlaub, »ist Widerstand gegen die Anordnungen des Führers eine landesverräterische Handlung.« Martin zuckt die Achseln. »Ich habe mich den Anordnungen meines Packers Hinkel widersetzt«, sagt er, »von dem mir nicht bekannt ist, daß ihm irgendeine amtliche Funktion zugewiesen worden wäre.« – »Schreiben Sie«, sagt der mit dem Eichenlaub, »der Angeklagte leugnet und macht Ausflüchte. Führen Sie den Mann ab«, ordnet er an.

Der Zweigesternte und drei andere brachten Martin die Treppen wieder hinunter und dann noch tiefer, über schlechterleuchtete Stufen. Dies also ist der Keller, dachte Martin. Man kam jetzt vollends ins Dunkle, es ging durch einen langen Gang. Man packte Martin hart an den Armen. »Gehen Sie im Schritt, Mensch«, sagte eine Stimme. Es war ein langer Korridor, es ging um eine Ecke, um noch eine. Jemand leuchtete ihm mit einer elektrischen Lampe ins Gesicht. Nun ging es ein paar Stufen hinauf. »Bleib im Schritt, Kerl«, sagte man zu ihm und schubste ihn in den Rücken. Was für kindische Methoden, dachte Martin.

Man mochte ihn zehn Minuten kreuz und quer geführt haben, dann stieß man ihn in einen größeren, dämmerigen Raum. Das hier sah ernster aus. Auf Lumpen und Pritschen lagen Menschen, ihrer zwanzig bis dreißig, halbnackt, blutig, stöhnend, übel anzuschauen. »Sag: Heil Hitler, wenn du wo eintrittst«, kommandierte einer von seinen Begleitern und stieß ihn in die Seite. »Heil Hitler«, sagte folgsam Martin. Sie schoben sich durch die engen Reihen der übel Anzuschauenden, Stöhnenden. Geruch von Schweiß, Kot, Blut war im Raum. »In Warteraum 4 ist kein Platz mehr«, sagte der Zweigesternte.

Man brachte Martin in einen andern Raum, der kleiner war, grell erleuchtet. Hier standen ein paar Menschen, mit dem Gesicht gegen die Wand. »Stell dich hierher, Saujud«, sagte man zu Martin, und er mußte sich neben die andern stellen. Ein Grammophon spielte das Horst-Wessel-Lied. »Die Straße frei den braunen Bataillonen«, quäkte es. »Die Straße frei dem Sturmabteilungsmann. Es schaun aufs Hakenkreuz voll Hoffnung schon Millionen. Der Tag für Freiheit und für Brot bricht an.« – »Mitsingen«, kommandierte man. Knüppel wurden geschwungen, und die mit dem Gesicht zur Wand sangen. Dann wurde eine Platte mit einer Rede des Führers gespielt, dann wieder das Horst-Wessel-Lied. »Grüßen«, kommandierte man, und wer Arm oder Finger beim altrömischen Gruß nicht stramm genug hielt, bekam einen Schlag auf Arm oder Finger. »Mitsingen«, hieß es dann wieder. So ging es eine Weile. Dann wurde das Grammophon abgestellt, und es war nun völlige Stille im Raum.

Das mochte so eine halbe Stunde dauern. Martin wurde sehr müde, er drehte vorsichtig den Kopf zur Seite. »Willst du still stehn, Mensch«, sagte einer und schlug ihn über die Schulter. Es tat weh, aber eigentlich nicht

sehr. Dann begann wieder das Grammophon. Die Nadel ist abgenützt, dachte Martin, und ich bin hundemüde. Einmal wird es denen auch zu langweilig werden, meinen Rücken anzuschauen. »Wir beten jetzt das Vaterunser«, kommandierte die Stimme. Gehorsam sagten sie das Vaterunser her. Martin hatte es lange nicht gehört, er hatte nur eine vage Ahnung. Er achtete genau auf die Worte, eigentlich waren es gute Worte. Das Grammophon verkündete die fünfundzwanzig Punkte des Parteiprogramms. Jetzt habe ich ja mein Training in einem gewissen Sinn, dachte Martin. Liselotte hängt jetzt sicher an der Strippe und telefoniert. Mühlheim auch. Liselotte, das ist das Schlimmste.

Zwei Stunden stehen, das klingt nach nichts. Aber es ist nicht leicht für einen Mann, nahe den Fünfzig und keiner körperlichen Anstrengung gewohnt. Das grelle Licht und sein Widerschein an der Wand quälte Martins Augen, das Gequäk des Grammophons seine Ohren. Aber dann, ihm schien es eine Ewigkeit, es waren zwei Stunden, wurde es ihnen wirklich zu langweilig. Sie befreiten ihn von der Wand, führten ihn wieder über Treppen und durch dunkle Gänge und schließlich in ein kleines Zimmer, ziemlich dunkel. Diesmal saß einer mit drei Sternen vor einem Tisch mit einem Leuchter. »Haben Sie noch einen Wunsch? Oder haben Sie sonst noch etwas zu bestellen?« fragte er Martin. Martin überlegte. »Grüßen Sie Herrn Wels«, sagte er schließlich undurchsichtig. Der andere schaute ihn unsicher an.

Wieder übernahmen ihn die Jungens. Martin hätte sich am liebsten mit ihnen unterhalten, aber er war zu müde. Der nächste, der mit ihm sprach, war der Packer Hinkel. Er war nicht in Uniform. »Ich habe mich für Sie eingesetzt, Herr Oppermann«, sagte er, ihn aus seinen engen Augen

musternd. »Schließlich war man einige Jahre zusammen. Ich glaube, es ist besser, Sie geben nach. Unterschreiben Sie, daß Sie sich den Anordnungen des Betriebsrats fügen und die vier Leute entlassen, und Sie sind frei.« – »Sie meinen es wahrscheinlich gut, Herr Hinkel«, sagte friedfertig Martin. »Aber hier unterhandle ich nicht mit Ihnen. Über Geschäfte verhandle ich nur in der Gertraudtenstraße.« Der Packer Hinkel zuckte die Achseln.

Man wies Martin eine Pritsche an in einer kleinen Kammer. Er hatte Kopfschmerzen; auch die Stelle am Rücken, auf die man ihn geschlagen hatte, schmerzte jetzt. Er versuchte, sich die Sätze des Vaterunsers ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber die hebräischen Worte des Totengebetes, die er unlängst gesprochen hatte, drängten vor. Es war gut, allein zu sein. Er war sehr erschöpft. Aber man schaltete das Licht nicht aus, das hinderte ihn am Schlafen.

Noch bevor die Nacht um war, wurde er wieder in den Raum gebracht, wo man ihn aufgenommen hatte. Hinter dem Tisch mit dem Leuchter saß jetzt einer ohne Laub, mit nur zwei Sternen. »Sie können gehen, Herr Oppermann«, sagte er. »Es sind nur noch einige Formalitäten zu erfüllen. Wollen Sie, bitte, das hier unterschreiben.« Es war eine Bestätigung, daß er gut behandelt worden sei. Martin las, wiegte den Kopf. »Wenn ich zum Beispiel meine Angestellten so behandelte«, sagte er, »ich weiß nicht, ob sie mir das bestätigten.« – »Sie wollen doch nicht sagen, Herr«, schnarrte der Mensch, »daß Sie hier schlecht behandelt worden seien?« – »Wollen?« fragte Martin zurück. »Schön«, sagte er, »ich werde es nicht sagen«. Er unterschrieb. »Dann wäre noch das da«, sagte der Mensch. Es war eine Anordnung, zwei Mark zu bezahlen, eine Mark für Unterkunft, eine Mark für Verpflegung und Behandlung. Die Musik ist frei, dachte Martin. Er

bezahlte, bekam eine Quittung. »Guten Morgen«, sagte er. »Heil Hitler«, sagte der Zweigesternte.

Martin, wie er hinaus ins Freie trat, fühlte sich plötzlich hundeelend. Es regnete, die Straße war leer, es war lange vor dem Morgen. Es sind noch nicht vierundzwanzig Stunden, daß sie ihn geholt haben. Wenn er nur nach Hause kommt. Die Beine sind ihm so weich, sie sacken unter einem weg. Ein Königreich für eine Taxe. Da ist ein Schupo. Der Schupo schaut ihn scharf an. Vielleicht hält er ihn für betrunken, vielleicht auch sieht er ihm an, daß er aus dem Landsknechtsquartier kommt. Die Staatspolizisten hassen die völkischen Landsknechte, sie nennen sie die »Braune Pest«, ekeln sich vor ihnen. Jedenfalls hält der Schupo still und fragt Martin freundlich: »Was haben Sie, Herr? Ist Ihnen nicht wohl?« – »Vielleicht könnten Sie mir eine Taxe besorgen, Herr Wachtmeister«, sagt Martin. »Mir ist wahrhaftig soso.« – »Gemacht, Herr«, sagt der Schupo.

Martin setzt sich auf den Treppenvorsprung eines Hauses. Er hält die Augen geschlossen. Die Schulter, wo er den Hieb bekommen hat, schmerzt ihn jetzt ernstlich. Es ist ein sonderbarer Anblick, den Chef des Möbelhauses Oppermann so auf der Straße hocken zu sehen, ziemlich zerbeult, heruntergekommen. Aber er steht nicht mehr, er sitzt, er kann die Augen geschlossen halten; eigentlich, so übel ihm ist, fühlt er sich wohl. Und wie gut tut der leichte Regen. Die Taxe kommt, der Schupo hilft ihm hinein, er kann noch die Adresse angeben. Dann sitzt er in der Taxe, schräg, mehr liegend, wie tot, schläft, schnarcht, gegen seine Gewohnheit, es ist ein Gemisch von Röcheln und Schnarchen.

Der Chauffeur, wie er an dem Haus in der Corneliusstraße ankommt, läutet. Liselotte selber öffnet, hinter ihr, halb angezogen, ist der Portier,

verstört und erfreut, wie er Martin erblickt. Zusammen mit ihm hilft sie Martin hinauf. Im Wintergarten bringen sie ihn nicht weiter. Er sitzt da, in einem Sessel, hat die Augen wieder geschlossen, schläft, schnarcht.

Auch das Mädchen ist inzwischen wach geworden, sie kommt, sieht Martin, sagt irgendwas Erschrecktes, Erfreutes. Liselotte hat wirklich den ganzen Tag herumtelefoniert, wie Martin vermutet hatte. Sie ist eine tapfere Frau, aber in den letzten Wochen hat sie viel erlebt. Man hat schauerliche Dinge gehört über das, was die Völkischen mit ihren Gefangenen anstellen. Der Rechtsanwalt Josephi, als sie ihn zurückbrachten, war auf den Tod mißhandelt, die Nieren waren ihm abgetrennt; alle Ärzte erzählen von Gefangenen der Völkischen, die in sehr üblem Zustand zu ihnen gebracht wurden. Liselotte hat wüste Phantasien gehabt. Wie sie jetzt vor Martin steht, wie sie ihn sieht, schlafend, schnarchend, in seinem Sessel, in einem der nicht bequemen Oppermann-Sessel des Wintergartens, kann sie sich nicht halten. Sie schreit, trotzdem das Mädchen dabei ist, ihr helles Gesicht ist rot und ganz verwüstet, dicke Tränen laufen ihr darüber, sie heult hinaus, sie wirft sich über den schlafenden Mann, tastet ihn ab. Er wacht auf, blinzelt schlaftrunken, hat etwas wie ein Lächeln. »Liselotte«, sagt er. »Nu, nu, Liselotte, man nicht so heftig.« Dann hat er wieder die Augen zu, schnarcht, und sie bringt ihn zusammen mit dem Mädchen zu Bett.

Gustav fuhr auf einem der netten, kleinen Dampfer über den Luganer See. Er kam von dem Dörfchen Pietra, wo er ein Haus besichtigt hatte, es zu mieten oder zu kaufen. Sein Haus in Berlin hatten die Völkischen beschlagnahmt; es stand fest, daß er so bald nicht nach Berlin zurückkehren konnte.

Wenn er das Haus oben in Pietra mietet, wird er es vielleicht nicht allein bewohnen müssen. Vielleicht bleibt Johannes Cohen länger, vielleicht kann er ihn bereden, ein paar Monate mit ihm dort oben zu bleiben.

Ja, morgen wird Johannes Cohen hier in Lugano sein, sein Jugendfreund. Vor zwei Tagen hat Gustav das Telegramm bekommen. Er ist sehr erregt. Soll er sich vor dieser Begegnung fürchten, soll er sich darauf freuen? Sein ganzes Wesen ist aufgerührt. Kampftage wird es auf alle Fälle geben.

Man kann sich mit diesem Burschen Johannes nicht vertragen, aber man kommt auch nicht los von ihm. Jahrelang, jahrzehntelang hat Gustav sich mit ihm herumgestritten; hundertmal hat er sich gesagt: nun aber endgültig Schluß. Aber er hat niemals Schluß gemacht. Dieser Johannes Cohen ist ein Mensch, der einen reizt, daß man rot sieht, der einen umwirft, zu neuen Gedanken zwingt; aber wer ihn einmal richtig begriffen hat, muß immer wieder zu ihm zurück.

Vierzehn Monate jetzt hat Johannes nichts von sich hören lassen. Nicht einmal zu seinem fünfzigsten Geburtstag hat er ihm gratuliert. Dabei ist, was Gustav getan hat, auch für den Empfindlichsten kein Anlaß zum Bruch. Gustav hat ihm im vorigen Winter, als gerade die Studentenkrawalle besonders stürmisch waren, in einem eindringlichen Brief geraten, er solle doch nun endlich seine Leipziger Professur hinschmeißen. Hat Johannes nicht erreicht, was er gewollt hat? Nach dem Welterfolg seines Buches »Von der List der Idee oder Hat die Weltgeschichte Sinn?«, nachdem so viele ausländische Universitäten sich um ihn bewarben, hat ihm ja der widerstrebende Senat endlich den ordentlichen Lehrstuhl für Philosophie angeboten. Konnte er sich damit nicht begnügen? Die Leipziger Studenten wollten ihn eben einfach nicht. Gab es nicht jeden zweiten Tag Tumulte?

Konnte er nicht von den Einnahmen aus seinen Büchern besser und friedlicher leben? Mußte er, dem der sächsische Dialekt so verhaßt ist, ausgerechnet in dieser schwierigen Situation in Leipzig bleiben, inmitten von Studenten, die ihn anpöbeln, noch dazu auf sächsisch? Hatte er es nötig, vor einem Katheder zu sitzen und darauf zu warten, daß die Polizei ihm die Möglichkeit verschaffe, seinen Vortrag zu beginnen? Warum mußte er Studenten belehren, die durchaus nicht belehrt sein wollten? Diejenigen, die es wert sind, konnte er doch auch durch Bücher erreichen.

Das also hat Gustav seinem Freunde Johannes Cohen geschrieben, vor vierzehn Monaten. Aber dieser Johannes hat nicht geantwortet. Hat seitdem überhaupt nichts mehr von sich hören lassen. Gustav hat es sich nicht eingestehen wollen, aber das Schweigen des Freundes hat ihn das ganze Jahr über bitter gekränkt. Johannes selber nahm sich von jeher das Recht, an jedem andern höhnisch, bösartig herumzumäkeln. Wie oft, als sie gemeinsam studierten, hat er ihn angepumpt und ihn im gleichen Atem aufs gröblichste verlacht. Versuchte man aber, ihm einen Rat zu geben, behutsam, freundschaftlich, dann schlug er bösartig zurück, oder, noch schlimmer, schwieg hochmütig, mehr als ein Jahr lang. Jetzt also hat es sich erwiesen, daß Gustav recht gehabt hat damals mit seinem Brief; sie haben Johannes mit Hohn davongejagt. Aber das ist, weiß Gott, keine Genugtuung für Gustav. Gewiß, die Verbissenheit, mit der sein Freund auf seinem Platz ausharrte, hat ihn scheußlich geärgert, aber im Grund hat er Respekt gehabt vor dieser Verbissenheit, so unvernünftig sie war, hat Johannes darum beneidet. Ja, wenn er ganz ehrlich sein will, war diese Zähigkeit ein stiller, ständiger Vorwurf für ihn.

Er hat groß aufgeatmet, wie er vor ein paar Tagen den Brief des Johannes bekommen hat. Daß er jetzt, da er einen Freund brauchte, sich an ihn wandte, machte ihn stolz. Sofort hat er ihm depeschiert, er möge kommen. Morgen also wird Johannes da sein. Gustav lief auf dem Verdeck des kleinen Dampfers hin und her, mit seinem steifen, schnellen Schritt, mit ganzer Sohle auftretend. Das gelbbraune, scharfnasige, gescheite, hochmütige, lebendige Gesicht des Freundes stand verlockend vor ihm. Er sehnte sich freudig nach dieser geistigen Massage.

Der Frühling am Luganer See war heuer schöner als seit vielen Jahren; es war sehr warm, ein wildes, sanftes Blühen war ringsum. Es wäre fein, wenn er Johannes dahin kriegen könnte, ein paar Monate mit ihm da oben zu hausen. Die erzwungene Entfernung von Berlin erscheint Gustav plötzlich fast als ein Geschenk. Es ist ein Geschenk, wenn ein Mann von fünfzig Jahren Aussicht hat, sich nochmals von Grund auf umzukrempeln. Mit Hilfe des Johannes kann ihm das glücken.

Der Dampfer legte an. Gustav ging die Strandpromenade entlang. Mußte viele Grüße erwidern. Er wollte allein sein. Ging bis zum äußersten Ende der Promenade, setzte sich dort auf eine Bank.

Sehr viele haben Deutschland verlassen, aber sehr viel mehr sind geblieben. Die Völkischen können nicht alle ihre Gegner totschlagen oder einsperren; denn zwei Drittel der Bevölkerung sind ihre Gegner. Man sucht nach einem modus vivendi. Die sonderbarsten Beziehungen, menschliche, geschäftliche, laufen in dieser Zeit der Neuordnung zwischen den Völkischen und ihren Feinden. Hunderttausende steigen hoch, Hunderttausende fallen, sichtbarlich. »Wir steigen, fallen, werden hin und her geweht. / Wir sind wie Eimer, am Rad des Brunnens, / Das Schicksal

füllt den einen, leert den andern, / Zieht hoch, senkt, kettet Feindliches zusammen, / Sich Streitendes, launisch, ein spielendes Kind.« Ja, die Aufsteigenden und die Sinkenden waren miteinander verknüpft, und sie spürten es. Überall boten die Verfolger den Verfolgten an, ihnen Stellungen oder Vermögen zu retten, sofern sie sie nur daran teilnehmen ließen, und die ganze völkische Revolution, sah man genauer hin, zerfiel in Millionen kleiner Geschäfte auf Gegenseitigkeit.

Gustav, an diesem schönen Nachmittag, abgeklärt, voll freudiger Spannung auf die Ankunft seines Freundes, bedachte nachsichtig die merkwürdigen Anekdoten, die man ihm erzählt hatte.

Der Maler Holsten war ein Künstler zweiten Ranges gewesen, gutmütig, großspurig, war heruntergekommen. Aber in den Zeiten seines Glanzes hatte er seinen Kammerdiener generös und freundschaftlich behandelt, und dieser Mann war jetzt Kammerdiener eines völkischen Ministers. Der Kammerdiener hatte savoir-vivre, wußte sich zu revanchieren, und der Maler bestimmte heute, wer das Präsidium der maßgebenden Künstlerverbände übernehmen, wer Staatsaufträge erhalten sollte.

Ein völkischer Anwalt, ein Hauptschreier in dem Kampf um die Vertreibung der Juden aus der Justiz, verhalf einem jüdischen Anwalt zur Flucht über die Grenze. »Ich rechne damit, Kollege«, sagte er zum Abschied, »daß Sie mir im Bedarfsfall den gleichen Dienst leisten.« Viele unter den neuen Herren suchten Rückendeckung bei den jetzt Verfolgten für den Fall des Zusammenbruchs.

Ein bißchen unbehaglich dachte Gustav an seinen Freund Friedrich Wilhelm Gutwetter. Er hat einen Essay von ihm gelesen, der in großen, feierlichen Worten den »Neuen Menschen« verkündete und der in den

Kreisen der Völkischen bejubelt, in den Kreisen der Gegner bedauert, angegriffen, verlacht wurde. Gustav, überzeugt von der unbedingten Ehrlichkeit seines Freundes, wäre froh, wenn der Aufsatz nicht geschrieben worden wäre. Gestern hat er einen Brief von Gutwetter bekommen. Gutwetter, da Gustavs Reise sich länger hinziehe, bat ihn um die Erlaubnis, die Bibliothek in der Max-Reger-Straße auch in seiner Abwesenheit benützen und dort arbeiten zu dürfen.

Während Gustav diese Dinge überdachte, abwägend, nachsichtig, kam ein junger Herr vorbei, anfangs der Dreißiger, breit von Wuchs, knöchernes, viereckiges Gesicht. Gustav kannte ihn, es war ein gewisser Dr. Bilfinger, ein junger, reicher Herr aus dem Süddeutschen. Gustav hat ihn schon gestern und vorgestern wahrgenommen. Der junge Mensch war auffällig, wie er in seinem hechtgrauen Frühjahrsüberzieher herumging, immer allein, sehr korrekt angezogen, steifer Kragen, immer den Hut in der Hand, mit sich selber beschäftigt, die Augen eng vor sich hin gerichtet. Er zögerte, als er Gustav sah, trat schließlich heran, fragte, ob er sich zu ihm setzen dürfe. Er hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Gustav, in seiner frischen, gefälligen Art, ermutigte den schwerfälligen Herrn. Ja, sagte der schließlich, er habe allerhand zu erzählen, und gerade zu Gustav möchte er sprechen. Er habe durch seinen Freund Frischlin einiges über Gustav gehört, Gustav sei eigentlich ein Beteiligter, und er möchte sich in einem gewissen Sinn bei ihm entschuldigen. Gustav war betroffen durch die Erwähnung Frischlins. An sich war das nicht weiter merkwürdig; er erinnerte sich jetzt auch, von Frischlin manchmal den Namen Bilfinger gehört zu haben. Aber es schien ihm, als habe er in letzter Zeit, fast absichtlich, Frischlin vergessen, er dachte an die Schienen des Bahnhofs von Bern, die wie Fäden gewesen

waren, und dieser junge Bilfinger schien ihm ein Sendbote Frischlins. Er schaute ihn an. Dr. Bilfinger saß da in seinem hechtgrauen Überzieher, korrekt, das viereckige Gesicht mit dem kurzen, hochgebürsteten Haar schien vertrauenswürdig, besessen von einer Idee. »Bitte, sprechen Sie, Dr. Bilfinger«, forderte Gustav ihn auf. Aber Bilfinger antwortete, er habe böse Erfahrungen gemacht, er möchte nur an einem Ort berichten, wo man vor Spionen sicher sei. Er schlug ihm vor, nach dem Essen irgendwo mit ihm hinauszufahren. Im Freien könne man ungestört erzählen und hören.

Des Nachmittags dann saßen sie auf einer kleinen Rasenböschung am Seeufer, in der Sonne, und Dr. Bilfinger erzählte. Er war im Schwäbischen gewesen, auf einem Gut, das er einmal erben soll, in der Nähe von Künzlingen, bei seinem Onkel, dem Senatspräsidenten von Daffner. Am 25. März nun war er nach dem Orte Künzlingen gefahren, um Geld von der Bank zu beheben. Er hatte mit angesehen, wie völkische Truppen unter Führung des Standartenführers Klein aus Heilbronn den Ort besetzten, die Synagoge umstellten, den Gottesdienst – es war ein Samstag – unterbrachen. Sie trieben die Männer aus der Synagoge und schlossen die Frauen dort ein, ohne ihnen zu sagen, was weiter mit den Männern geschehen würde. Die Männer brachten sie aufs Rathaus und untersuchten sie »auf Waffen«. Warum die Männer zum samstäglichen Gottesdienst in die Synagoge Waffen mitgenommen haben sollten, blieb unerfindlich. Wie immer, es wurde jeder einzelne mit Stahlruten und Gummiknüppeln geschlagen, so daß die meisten, als sie das Rathaus verließen, erbärmlich ausschauten. Ein Siebzigjähriger, ein gewisser Berg, starb am gleichen Tag; am Herzschlag, erklärte man später. Der Bürgermeister riet den Juden, die zumeist sehr beliebt waren, sie möchten Künzlingen sogleich verlassen, er

könne für ihre Sicherheit nicht einstehen. Aber nur wenige konnten seinen Rat befolgen, die meisten mußten das Bett hüten.

Ihn, Bilfinger, habe das Geschehene aufgerührt, und er sei, begleitet von seinem Onkel, dem genannten Herrn von Daffner, in die Landeshauptstadt Stuttgart gefahren und dort bei dem stellvertretenden Polizeiminister vorstellig geworden. Der, ein gewisser Dr. Dill, rief sogleich den Bürgermeister von Künzlingen an. Der Bürgermeister, sich windend, gab bald die Vorgänge zu, bald bestritt er sie. Die Völkischen nämlich hatten gedroht, jeder, der etwas von den Mißhandlungen laut werden lasse, werde daran glauben müssen. Der Minister, um Klarheit zu schaffen, schickte, unter Führung der Polizeiräte Weizenäcker und Geißler, die Stuttgarter Mordkommission nach Künzlingen. Diese Kommission stellte fest, daß Bilfingers Bericht hinter der Wahrheit weit zurückblieb. Aber die Untersuchung hatte die einzige Folge, daß einer der Völkischen auf vier Tage in Untersuchungshaft gehalten und der Standartenführer Klein aus Heilbronn strafweise zu einer anderen Standarte versetzt wurde. In der führenden Stuttgarter Zeitung lautete der Bericht über die Vorgänge folgendermaßen: »In der Nähe von Mergentheim wurden ein Anzahl Einwohner auf Waffen untersucht. Bei der Durchsuchung sollen einige nicht gutzuheißende Mißhandlungen vorgekommen sein, weshalb einer der Untersucher festgenommen wurde.«

Er sei Jurist, fuhr Bilfinger fort, gelernter, passionierter Jurist, und ihn habe es gekratzt, daß Handlungen, die so offensichtlich gegen klare Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuches verstoßen, nicht bestraft werden sollten. Er habe sich weiter umgeschaut in der Gegend zwischen Mergentheim, Rothenburg und Crailsheim. Authentisches Material

zusammenzukriegen sei nicht leicht; denn die Mißhandelten seien arg verschüchtert, einige verschreckt bis an den Rand des Irrsinns. Man habe sie bedroht, auch ihre Frauen und Kinder: wenn sie nur einen Muckser täten, werde man sich zu rächen wissen. Jetzt ließen einen die Leute nicht heran, weigerten sich mit verstörten Gesichtern, irgend etwas auszusagen. Trotzdem habe er Verwundete zu sehen bekommen, auch vernehmen können, er habe glaubwürdige Augenzeugen gesprochen, Beamte der Staatspolizei, Ärzte der Mißhandelten, habe Photos gesehen. Soviel stehe fest: es haben in dieser Gegend Störungen der öffentlichen Ordnung stattgefunden, organisierte Pogrome, der Tatbestand des Landesfriedensbruchs ist zweifelsfrei gegeben.

In dem Flecken Bünzelsee zum Beispiel mußten dreizehn jüdische Männer in Prozession durch die Straßen ziehen, unter Schlägen, der vorderste eine Fahne in der Hand, rufen: »Wir haben gelogen, wir haben betrogen, wir haben unser Vaterland verraten.« Es wurden den Männern Bart- und Kopfhaare ausgerissen, sie wurden übel mit Stahlruten und Gummiknüppeln geschlagen. In dem Orte Reidelsheim schlugen die Völkischen neben anderen Juden einen Lehrer, von dem sie mit den Worten »Isidor, wo ist deine Liste?« ein Verzeichnis der von den Juden zu boykottierenden Firmen verlangten, das es nicht gab. Der Lehrer wurde dermaßen mißhandelt, daß ein Verwandter, namens Binswanger, der ihn am späteren Abend besuchte, beim Anblick seiner Wunden einen Herzschlag erlitt. Der behandelnde christliche Arzt, ein Dr. Staupp, bat den Daniederliegenden, ihn von der ärztlichen Schweigepflicht zu entbinden; er wolle in diesem Deutschland nicht länger leben, sondern fortgehen und aussagen, was er gesehen habe.

In Weißach wurden die neun angesehensten jüdischen Männer im Rathaus, das Gesicht zur Wand, an die Mauer gestellt. Sie wurden »vernommen«. Wandte einer beim Antwortgeben mechanisch den Kopf von der Wand weg dem Fragenden zu, dann wurde er geohrfeigt. Es waren unter den so »Verhörten« zwei, die den Krieg als Frontoffiziere mitgemacht hatten, einer von ihnen hatte seine Hand verloren. Viele aus der christlichen Bevölkerung gaben ihrem Schmerz und ihrer Empörung über diese Vorgänge laut Ausdruck.

In Oberstetten lag eine alte jüdische Frau im Sterben. Die Völkischen führten ihre beiden Söhne vom Sterbebett weg und durchsuchten das Haus »nach Waffen«. Der anwesende Beamte der Staatspolizei erklärte, er schaue sich das nicht mehr länger mit an. Die Frau starb, ohne ihre Nächsten bei sich zu haben, der Beamte verlor seine Stellung.

Da die württembergischen Behörden, erzählte Bilfinger weiter, abgesehen von der viertägigen Untersuchungshaft des einen Landsknechts, offenbar nicht daran dachten, die Pogrome zu ahnden, seien er und sein Onkel, der Senatspräsident, nach Berlin gefahren, um bei den Maßgebenden des neuen Reichs zu protestieren. Aber man habe überall nur Achseln gezuckt: Eine Revolution sei kein Fünf-Uhr-Tee, und als sie bestanden hätten, sei man unangenehm geworden. Man sehe es durchaus nicht gern, wenn Privatpersonen sich mit Dingen der Justiz abgäben. Ein Referendar sei zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt worden, nur weil er Listen derjenigen angefertigt hatte, die nach den amtlichen Meldungen bei politischen Zusammenstößen erschlagen worden waren. Zuletzt habe ein Wohlwollender sie gewarnt, sie sollten schleunigst über die Grenze verschwinden; sie liefen sonst Gefahr, in Schutzhaft genommen zu werden.

Schutzhaft sei eine administrative Maßnahme. Sie werde verfügt, sowohl um die Öffentlichkeit vor dem Häftling, wie um den Häftling vor der Öffentlichkeit zu schützen; »ihn vor dem gerechten Zorn des Volkes zu bewahren«, heißt das in der Ausdrucksweise der neuen Obrigkeit. Es stehe im Belieben der Landsknechtsführer und der Geheimpolizei, diese Schutzhaft zu verhängen. Man werde keinem Richter vorgeführt, die Gründe würden einem nicht mitgeteilt, es gebe keine Beschwerde, keine Befristung, kein Anwalt werde zugelassen. Vollzogen werde die Schutzhaft in den Konzentrationslagern. Diese hätten als Besserungsanstalten etwa im Sinne des Paragraphen 362 des Reichsstrafgesetzbuches zu gelten. Die Konzentrationslager seien Hoheitsbereich der Landsknechtsarmee, und diese verbitte sich die Einmischung jeder anderen Behörde. Die Landsknechte rekrutierten sich zumeist aus sehr jugendlichen Arbeitslosen. Diese also hätten den Insassen, Professoren, Schriftstellern, Richtern, Ministern, Parteiführern, »die für den Geist der neuen Zeit erforderlichen Eigenschaften« anzuerziehen.

Dies erzählte Dr. Bilfinger, auf einer rasigen Erhöhung am Ufer des Luganer Sees sitzend. Er berichtete in trockenen, beamtenhaften Wendungen, umständlich, er war kein guter Erzähler. Sein schwäbisch behaglicher Tonfall stand in seltsamem Gegensatz zu dem Erzählten. Er saß da in seinem hechtgrauen Überzieher, still, er ließ keine Einzelheit aus, sein Bericht dauerte fast eine Stunde. Gustav hörte zu. Er saß etwas unbequem, so daß ihm die Beine allmählich einschliefen, aber er veränderte ihre Haltung nur selten. Zu Anfang zwinkerte er manchmal nervös mit den Augen, aber dann wurde auch sein Blick unbewegt. Er unterbrach Bilfinger mit keinem Wort. Er hatte viel und Schlimmeres gehört, aber die juristisch

sachliche Art dieses jungen Menschen machte ihm die Bilder von Schmutz und Blut körperhafter als die aller andern Berichte. Er hörte gut zu, leidenschaftlich. Er verschlang, was der andere sagte, nahm es ganz in sich auf, so daß es nicht nur Wissen wurde, sondern sogleich Gefühl, ein Teil seines Selbst.

Bilfinger hatte langsam erzählt, gleichmäßig, ohne Pause. Bisher, sagte er, habe er immer nur über einzelne Fälle berichten können. Dies sei das erstemal, daß er im Zusammenhang berichte, ohne vorsichtig umschreibende Wendungen, sachlich, wie es einem ordentlichen Juristen zukommt. Gustav müsse ihn, bitte, verstehen, drängte er. Es seien nicht die einzelnen Verbrechen, die ihn so erregt hätten, sondern es sei die Tatsache, daß sie ungesühnt blieben. Er sei von Grund auf deutsch, er sei Mitglied des Stahlhelms, aber er sei auch von Grund auf Jurist. Daß es unter einem Volk von fünfundsechzig Millionen Menschen Gewalttätige gebe, geistig Arme, das sei begreiflich: aber daß die Un-»Gesittung« das Un-»Recht« des Urwaldmenschen als Sinn und Norm der Nation verkündet und in Reichsgesetzen festgelegt werde, dessen schäme er sich als Deutscher. Die kalten Pogrome gegen Arbeiter und Juden, der in der Gesetzgebung festgelegte anthropologische und zoologische Unsinn, der legalisierte Sadismus, das sei es, was ihn so errege. Er stamme nun einmal aus einer alten Juristenfamilie, und er sei der Meinung, ein Leben ohne Recht sei nicht lebenswert. Er könne nichts anfangen mit diesem deutschen Recht, das die neuen Machthaber an Stelle des römischen eingeführt haben und das auf dem Grundsatz basiere, Mensch sei nicht gleich Mensch, sondern der deutschvölkische Mensch sei von Geburt aus der Herr, somit allen andern überlegen und nach andern Rechtsgrundsätzen abzuurteilen als der

nichtvölkische. Er könne beim besten Willen die Verfügungen der völkischen »Gesetzgeber« nicht als Gesetze anerkennen; denn diejenigen, die diese Gesetze erließen, seien zum Teil nach der Rechtsordnung sämtlicher weißer Völker als Verbrecher zu bestrafen, zum Teil seien sie nach den Gutachten maßgeblicher Ärzte in Irrenhäuser einzusperren. Ein Mann, der nach rechtsgültigem Urteil schwedischer Richter als nicht im Vollbesitz seiner normalen geistigen Kräfte nicht zum Vormund des eigenen Kindes tauge, tauge nicht zum Vormund von achtunddreißig Millionen Preußen. Deutschland habe aufgehört, ein Rechtsstaat zu sein. Ihn, Bilfinger, füllten diese Dinge ganz an. Er finde, die gute, deutsche Luft sei, grob herausgesagt, verstunken und verpestet durch das Geschehene und mehr noch dadurch, daß das Geschehene keine strafrechtlichen Folgen habe. Er könne in diesem Lande nicht mehr leben. Er habe alle seine Aussichten in Deutschland hingeschmissen und Deutschland verlassen. Er starrte vor sich hin durch seine große, goldgerahmte Brille, mit eckigem, verbittertem Gesicht. »Sie haben die Maßstäbe der zivilisierten Welt zerbrochen«, sagte er, verbissen, schwäbisch, wütend, hilflos.

Gustav schwieg. »Sie haben die Maßstäbe der zivilisierten Welt zerbrochen«, war es noch in seinen Ohren, in dem schwäbischen Tonfall des jungen Menschen. »Sie haben die Maßstäbe der zivilisierten Welt zerbrochen.« Er sah einen Menschen mit einem gelben Zentimeterstab an einem kleinen Ding herummessen. Es mochte fünfzehn Zentimeter hoch sein, höchstens zwanzig. Der Mensch maß und maß nochmals, und dann zerbrach er den Zentimeterstab und schrieb an: »2 Meter.« Und dann kam ein anderer und schrieb an: »2,50 Meter.«

Gustav schwieg mehr als eine Minute. »Warum haben Sie gerade mir das erzählt?« fragte er schließlich, seine Stimme klang unsicher, er mußte sich räuspern, um sie klarer zu bekommen. Bilfinger schaute ihn aus seinen engen Augen an, verlegen, geniert. »Es sind zwei Gründe«, sagte er, »warum ich glaubte, daß das Sie anginge. Einmal, weil Sie damals jenes Manifest unterzeichnet haben gegen die Barbarisierung des öffentlichen Lebens, und dann, weil mein Freund Klaus Frischlin einmal von Ihnen gesagt hat, Sie seien ein ›Betrachtender‹. Ich weiß sehr genau, was er damit meinte; ich halte viel von meinem Freunde Frischlin.« Er hatte sich leicht gerötet, er sprach geniert.

Die Sonne war hinunter, es war kalt geworden. Gustav, immer noch mit mühsamer Stimme, sagte: »Ich danke Ihnen, Dr. Bilfinger, daß Sie zu mir gesprochen haben.« Dann, sehr rasch, fuhr er fort: »Es wird kalt. Wir müssen zurück.«

Auf dem Rückweg sagte er: »Wir wollen jetzt nicht reden, Dr. Bilfinger. Es hat keinen Sinn, darüber zu reden.« Was sollte man auch sagen zu einem solchen Bericht, wenn man Deutschland liebte? Was heißt das: liebte? Irgendein alter Vers stieg in ihm hoch, hat er selber ihn gemacht oder ein anderer: »Und liebst du Deutschland? Frage ohne Sinn. / Kann ich das lieben, was ich selber bin?«

Bilfinger sagte: »Ich habe es niedergeschrieben, mit ganz genauen Angaben, was ich selber gesehen habe und was andre mir gesagt haben. Ich habe es vor einem Züricher Notar zu Protokoll gegeben und durch eidesstattliche Versicherungen erhärtet. So haben es auch, soweit sie ins Ausland flüchten konnten, die andern getan, die als Augenzeugen und als Opfer darüber berichten können. Wenn Sie wollen, schicke ich Ihnen das

Memorandum. Aber es ist sehr lang und nicht angenehm zu lesen.« – »Bitte, schicken Sie es mir«, sagte Gustav.

Er konnte nicht essen an diesem Abend, konnte nicht schlafen in dieser Nacht, und der Plan, mit dem er gespielt hatte, das Haus da oben in Pietra zu mieten oder zu kaufen, erschien ihm jetzt absurd.

Der junge Dr. Bilfinger hat seine aussichtsreiche Stellung in Deutschland hingeschmissen, hat sein Deutschland aufgegeben, weil dieses geschehen konnte, ungesühnt. Und Bilfinger ist Deutscher, nur Deutscher, nur eins mit denen, die schlagen. Für ihn, Gustav, ist es schlimmer. Er ist eins mit denen, die schlagen, und eins mit denen, die geschlagen werden.

Einer wird mißhandelt, sie hauen ihn auf die Nieren, daß sie abgetrennt werden, die Knochen liegen bloß. Das hat er gelesen, das hat man ihm berichtet, aus Ostpreußen, aus Schlesien, aus Franken, aus der Pfalz. Aber es sind tote Worte geblieben. Erst jetzt, nach der Erzählung dieses jungen schwäbischen Menschen, sind die Dinge wirklich da. Jetzt sieht er sie, spürt sie. Die Schläge, von denen er gehört hat, reißen Wunden in seine eigene Haut.

Nein, er kann sich nicht hinsetzen da oben in Pietra, untätig, in diesen Zeiten.

Die Welle vergeht, des Menschen Fühlen und Denken vergeht wie die Welle. Aber dem Menschen ist es gegeben, das Unmögliche möglich zu machen. Man kann nicht in die gleiche Welle zweimal steigen, aber der Mensch kann es. Er sagt: »Steh still, Welle.« Er hält das Vergängliche fest im gestalteten Wort, im gestalteten Stein, im gestalteten Schall.

Andere zeugen Kinder, um sich fortzusetzen. Ihm, Gustav, ist es manchmal gegeben, Schönheit, die er gespürt hat, andern zu vermitteln. Er

ist ein »Betrachtender«, hat Frischlin gesagt. Das ist eine große Verpflichtung. Hat er nicht die Pflicht, die brennende Empörung, die er gespürt hat, weiterzugeben?

Die Herrschaft der Völkischen wurde eingeleitet mit Ereignissen von einer Scheußlichkeit, wie sie das Abendland seit Jahrhunderten nicht mehr für möglich hielt. Aber sie haben Deutschland luftdicht abgeschlossen. Wer den Deutschen sagt, was in ihrem Lande geschieht, wer nur davon flüstert, wird verfolgt bis ins dritte Geschlecht. Am Kurfürstendamm in Berlin, am Jungfernstieg in Hamburg, in der Hohe Straße in Köln hat man nichts gesehen und gehört von den Scheußlichkeiten: also, triumphieren die Völkischen, sind sie nicht da. Muß man sie nicht denen am Kurfürstendamm, am Jungfernstieg, an der Hohe Straße in die tauben Ohren schreien, muß man sie ihnen nicht hinhalten vor die stumpfen Augen, auf daß endlich ihre Sinne wach werden? Ist für einen solchen Zweck sein Zorn nicht eine gute Waffe?

Am Morgen des andern Tages saß Gustav wiederum auf seiner Bank am Ende der Seepromenade, allein. Die Zusammenhänge sind sonderbar. Wenn er nicht jenes, zugegeben: überflüssige, Manifest unterzeichnet hätte, dann säße er nicht hier, hätte Bilfinger nicht gesprochen, ginge vielleicht herum als einer von jenen, die über den Kurfürstendamm, den Jungfernstieg, die Hohe Straße gehen, blind, taub, Herz und Sinne zu. So hat es ihn hineingerissen, ein Zufall, und doch kein Zufall.

Kein Zufall. Frischlin hat gesagt, er sei ein »Betrachtender«. Er weiß, was Frischlin gemeint hat. »Der Handelnde ist immer gewissenlos;

Gewissen hat niemand, nur der Betrachtende.« Er ist stolz, daß Frischlin ihn einen Betrachtenden genannt hat.

Der junge Bilfinger hat die »Vorgänge dokumentarisch niedergelegt«, er wird ihm das Schriftstück schicken. Gustav hat körperliche Angst vor diesem Schriftstück. Er hat Angst davor, daß es in seinem Zimmer liegt, in dem kleinen, lächerlichen Hotelschreibtisch. Unten im Diningroom wird Musik gemacht werden, in der Halle getanzt, Leute werden in der Bar sitzen, trinken, flirten, und das Schriftstück mit dem nüchtern grausigen Bericht wird in der Schublade des Schreibtischs liegen.

Wäre nur erst Johannes Cohen da. Es ist verdammt schwer, das alles allein mit sich abzumachen. Gustav stellt das gelbbraune, hagere, gescheite, höhnische Gesicht seines Freundes vor sich hin. Der würde ihm Saures geben, wenn er wüßte, in welchen Himmeln und in welchen Abgründen er in der letzten Nacht gewesen ist. Gut, daß er heute abend kommt.

Er saß so tief in seinen Träumen, daß er leicht zusammenschrak, als man ihn anrief. »Hallo, Oppermann.« Es war Rudolf Weinberg, Chef der großen Fabrik für hygienische Artikel. Der elegante beleibte Herr fragte, ob er sich zu ihm setzen dürfe. Er war sichtlich erfreut, Oppermann zu treffen. Er liebte es sonst nicht, setzte er ihm auseinander, länger als zehn Minuten zu gehen; aber man muß sich ja bis ans äußere Ende der Promenade retten, wenn man das Gemecker lossein will, mit dem einem die vielen Flüchtlinge hier die Ohren volljammern. Er hatte sich ächzend hingesetzt. »Man kann sich ja in sie einfühlen, aber es hilft doch nichts, wenn sie einem noch die paar Ferientage mit ihrem Lamento vermiesen. Es ist natürlich schlimm, sehr schlimm. Aber lassen Sie die Völkischen erst einmal sich eingerichtet haben, dann wird sich das einrenken. Alle werden sie besser, sowie sie erst

wirklich oben sind. Und wirtschaftlich läßt sich ja die Geschichte nicht schlecht an. Es sind natürlich scheußliche Sachen passiert. Ohne einen Besen kann man nicht kehren. Aber, Hand aufs Herz, sind die Vorfälle nicht Ausnahmen? Und ist es nicht schon besser geworden? Wenn ich heute durch Berlin gehe, man merkt wirklich kaum einen Unterschied. Und darum Zeter und Mordio. Ist ja Mist, was sie machen. Sie reizen die Leute ja nur durch ihr Geschrei. Wenn man die Zeitungen aufschlägt, dann glaubt man, man könne in Deutschland nicht über die Straße gehen, ohne angefallen zu werden. Ich finde das nicht richtig.«

Herr Weinberg saß üppig in der schönen Sonne und schüttelte den Kopf über die Unvernunft der Welt. »Hm«, sagte Gustav nachdenklich, und die senkrechten Furchen waren in seiner Stirn. »Sie finden also, es ist mit den Leuten Kirschen essen? Interessant. Wirklich interessant. Sagen Sie, Weinberg«, fuhr er lebhafter fort, »Sie haben doch eine Filiale in München. Wie ist es denn dort? Waren Sie in letzter Zeit einmal in München?« – »Ja«, sagte Weinberg, »ich bin über München hierhergefahren.« – »Können Sie mir da vielleicht mitteilen«, fuhr Gustav freundlich fort, »wie es dem Rechtsanwalt Michel geht? Man hat ihm die Jacke ausgezogen, ihm die Hosen auf lächerliche Art abgeschnitten, so daß die Unterhosen herausschauten, und ihm ein Plakat um den Hals gehängt: ›Ich werde mich nie mehr über die guten Völkischen beschweren.‹ So hat man ihn durch das Zentrum der Stadt geführt. Er sah ziemlich zerbeult aus. Ich habe Photos gesehen. Und wissen Sie, wie es dem Oberrabbiner von München geht? Den haben sie vor die Stadt gebracht, haben auf ihn angelegt und haben ihn schließlich, eine gute Stunde vor der Stadt, sehr dürftig bekleidet stehen lassen. Es war eine kalte Nacht. Und haben Sie was gehört von dem

Rechtsanwalt Alfred Wolf? Der hat eine Geschichte gehabt mit einem christlichen Kollegen, er hatte allerlei Material in der Hand gegen diesen Kollegen. Jetzt ist der Kollege Justizminister geworden. Daraufhin verschwand Rechtsanwalt Wolf im Konzentrationslager. Haben Sie einmal was von einem Konzentrationslager gehört, Weinberg? Es gibt jetzt nämlich Konzentrationslager in Deutschland, dreiundvierzig sind es bis jetzt. Sollten sich mal eines anschauen, Weinberg. Wieviel Kilometer sind es bis Oranienburg? Einige dreißig, glaube ich. Wenn Sie einmal mit Ihrem Wagen einen Ausflug an die See machen, dann machen Sie doch Station in Oranienburg. Da können Sie allerhand sehen. Sie brauchen sich nicht groß anzustrengen. Der Rechtsanwalt Wolf also kam ins Konzentrationslager Dachau. Das ist eines von den schlimmsten. ›Lieber Herrgott, mach mich stumm, / Daß ich nicht nach Dachau kumm‹, beten sie in Bayern. Aber der Rechtsanwalt Wolf war nicht stumm gewesen und kam nach Dachau. Er ist reich und hat viele Beziehungen. Man ließ die Beziehungen spielen. Es gab einiges Hin und Her. Der Führer selbst hat seinethalb beim Justizminister interveniert, aber der Justizminister bestand darauf: ›Der Mann gehört mir.‹ Jedenfalls ist drei Tage später ein Polizist bei der Mutter des Dr. Wolf erschienen und hat sie gefragt, ob ihr Sohn schon früher herzleidend gewesen sei. Die Frau nahm an, ihr Sohn habe ein Herzleiden vorgeschützt, um besser behandelt zu werden. ›Ja‹, sagte sie eifrig, ›er hat schon immer ein schwaches Herz gehabt.‹ – ›Also darum‹, erwiderte der Polizist. ›Jetzt ist er nämlich gestorben.‹ Man hat die Leiche auch herausgegeben, in einem verlöteten Sarg allerdings und gegen die eidesstattliche Versicherung, daß man den Sarg nicht öffnen werde. Haben Sie in München nichts davon gehört, Weinberg?«

Der Fabrikant Weinberg rückte unbehaglich auf der Bank. Oppermann hatte nicht leise gesprochen, und hier verstand fast jeder Deutsch. Ach ja, wie hat er das nur vergessen können, dieser Oppermann hatte sich ja selber exponiert, gerade noch vor Torschluß, der Idiot. »Gewiß, gewiß«, begütigte er, »es ist Schreckliches geschehen. Niemand leugnet das. Ich habe es ja selber gesagt. Aber doch nur in den ersten Tagen. Jetzt hat die Regierung längst gestoppt, ich versichere es Ihnen. Und die ganze antisemitische Bewegung würde abflauen, wenn nur endlich die Juden im Ausland Ruhe gäben. Ich weiß das. Ich habe mit Maßgeblichen gesprochen. Die Leute wären froh, wenn sie diesen Punkt ihres Programms vollends abblasen könnten. Aber die im Ausland erlauben es ihnen ja nicht. Sie hetzen ja weiter, statt goldne Brücken zu bauen. Ich sage Ihnen, Oppermann, es ist in unser aller Interesse, auch in Ihrem, Übertreibungen zu dementieren. Das Jammergeschrei schädigt nur die Juden, die dringeblieben sind. Schließlich wollen Sie selber auch einmal wieder zurück.«

Gustav schwieg. Herr Weinberg nahm an, seine Argumente hätten Eindruck gemacht, und versuchte, ihn vollends zu sänftigen. »Was übrigens diesen Rechtsanwalt Wolf anlangt«, sagte er, »so bleibt natürlich der Fall überaus bedauerlich. Aber, unter uns, der Mann soll ein besonders übler Kunde gewesen sein. Man sagt mir, einer der unsympathischsten Zeitgenossen.« – »Möglich«, sagte Gustav. »Wissen Sie, Weinberg, mit der Sympathie ist das so eine Sache. Möglich, daß zum Beispiel auch Sie dem einen oder andern nicht ganz sympathisch sind. Aber würden Sie es billigen, wenn zum Beispiel ich Sie deshalb hier in den See schmisse?«

Weinberg stand auf. »Man muß Ihrer Panikstimmung einiges zugute halten«, sagte er mit Würde. »Aber ich versichere Ihnen ernsthaft,

Oppermann, wenn einer sich nicht selber exponiert, ist er kaum gefährdet. Ob Sie es glauben oder nicht, ich persönlich habe von dem ganzen Antisemitismus so gut wie nichts gespürt. Ich sage Ihnen, Oppermann, Sie selber werden nach einiger Zeit wieder nach Deutschland zurückkommen können. Sie werden sehen, der Schlafwagenkontrolleur wird sich für Ihr Trinkgeld genauso bedanken wie früher, und der Verkehrsschupo wird Ihrem Chauffeur genauso freundlich Auskunft geben wie vor einem Jahr.« – »Sie haben recht«, sagte Gustav, »man darf nicht ungenügsam sein.«

Er schaute, nachdem Herr Weinberg sich entfernt hatte, vor sich hin in die heitere Landschaft, die senkrechten Furchen in der Stirn. Sein nervöses Augenzwinkern war schlimmer geworden. Er hat wenig trainiert in der letzten Zeit. Er hielt den großen Kopf zur Erde gesenkt, als suche er etwas. Herrn Weinbergs Geschwätz rührte ihn tiefer auf, als er sich selber eingestand.

Es waren viele, die es machten wie Herr Weinberg. Sie fuhren über die breiten Straßen des Berliner Westens, wohnten in ihren großen Wohnungen und wollten nicht sehen, was in andern Vierteln, was in den Kellern ihrer eigenen Häuser geschah. Sie fanden, es sei Ruhe und Ordnung in Deutschland. Sie wurden sehr böse, wenn man von den hunderttausend Menschen in den Konzentrationslagern sprach und von den vierzig Millionen, die man, auf daß sie Ruhe hielten, damit bedrohte. Sie schwiegen, sie vergruben ihr Wissen in sich, so tief, daß sie es schließlich selber nicht mehr glaubten. Sie taten sich zusammen, alle, handelnd und duldend, um die Wahrheit dumm und frech zu verfälschen. »Sie haben die Maßstäbe der zivilisierten Welt zerbrochen«, hörte er deutlich die

schwäbische Stimme Bilfingers, und er sah den Mann mit dem gelben Zentimeterstab und sah ihn schreiben: »2,50 Meter.«

Er sitzt da, den Kopf geneigt, finster. Malmt leise mit den Zähnen. Es ist vielleicht nutzlos, es ist vielleicht gegen die Vernunft, aber man muß reden. Sie zwingen ihre Gefangenen, sich auf eine Kiste zu stellen, Kniebeugen zu machen und auszurufen: »Ich Marxistenschwein habe mein Vaterland verraten.« Man kann nicht leben und schweigen und zuschauen, wie plump und frech sie die Wahrheit verfälschen.

Er starrte vor sich hin, entrückt. Irgendwo schlug eine Uhr. Er nahm den Stundenschlag in sich auf, mechanisch erst, dann drang er ihm ins Bewußtsein. Er riß sich aus seiner Versunkenheit. Seine gewohnte Mittagszeit ist längst vorbei. Er merkt plötzlich, daß er hungrig ist, macht sich auf den Heimweg. Mit seinem raschen, steifen Schritt geht er die Promenade zurück. Verhöhnt sich. Was ist denn eigentlich mit ihm los? Was will er denn? Wohin hat er sich denn verrannt? Er ist ein Berliner Kaufmann des Jahres 1933, interessiert an literarischen Dingen, hinlänglich vermögend. Weil er eitler- und unbesonnenerweise unter ein reichlich überflüssiges Dokument eine Unterschrift gesetzt hat, sind ihm etliche Unannehmlichkeiten entstanden. Und deshalb will er unter die Propheten? Was haben reiche Leute unter den Propheten zu suchen? Das ist übrigens die richtige Deutung. »Saul unter den Propheten« bedeutet: was will der reiche Mann unter den Propheten? Aber er ist ein »Betrachtender«, hat Frischlin gesagt. Weil er ein »Betrachtender« ist, hat dieser Bilfinger zu ihm geredet. Offenbar nehmen sie an, daß das verpflichtet. Unsinn. Wie romantisch, wie unzeitgemäß. Wenn Sie schon partout den Drang zum Höheren in sich spüren, Herr Dr. Oppermann, dann nehmen Sie sich

gefälligst Ihren Lessing vor. Auch Herrn Dr. Frischlin täte besser, sich etwas mehr mit dem Lessing zu befassen als mit der Weltordnung. Zu sagen, was ist, zu schreien, die Welt aufzurütteln, dazu sind andere berufen. Wie kommen Sie dazu, Herr Dr. Oppermann? Wer hat Sie beauftragt?

Er ging essen. Er aß gut und mit Appetit. Mit dem Hunger vergingen die läppischen, romantischen Anwandlungen. Er legte sich hin, schlief ein, schlief gut, traumlos.

Er wurde geweckt durch Bilfinger, der ihm die Dokumente brachte. Sogleich war alles wieder da, und er hätte sich am liebsten, ohne einen Augenblick zu verlieren, auf die Dokumente gestürzt. Er mußte sie in sich haben, bevor Johannes Cohen kommt, damit der ihm nicht sein Gefühl verwirren kann.

Aber Bilfinger ließ es nicht zu, Bilfinger ging nicht wieder weg, Bilfinger blieb. Dr. Oppermann hatte ihn einmal angehört, er war verpflichtet, ihn weiter zu hören; die Dinge gingen ihn nicht weniger an als ihn selber. Er saß da, der leidenschaftliche Jurist Bilfinger, schaute aus seiner goldumrandeten Brille auf Gustav, sprach in trockenen, druckreifen Sätzen. Von jeher war es so, daß die Deutschen dazu neigen, das geschriebene Recht durch die Autorität eines einzelnen Führers zu ersetzen. Schon zu Zeiten der Römer hatten sie gefunden, ein für alle verbindliches Recht gehe gegen die Ehre des einzelnen, und wenn sie die Römer haßten, so war das nicht, weil diese römisches Recht, sondern weil sie Recht überhaupt bei ihnen einführen wollten. Sie lassen sich lieber aburteilen nach dem Gefühl eines Höheren, an den sie glauben, als nach vernunftmäßig festgesetzten Paragraphen. Der Führer aber leider billigt den Mord. Der Führer hat Völkische, die wegen der viehischen Ermordung eines Arbeiters abgeurteilt

waren, als seine Kameraden gegrüßt. So etwas bestärkt das Volk in dem Gefühl, daß es nicht auf einen Urteilsspruch ankomme, sondern lediglich auf die »jeweilige Eingebung« des Führers. Das führt dann zu Geschehnissen wie denen, die er in Württemberg erlebt hat.

Es war ihm nicht leichtgefallen, sagte er noch, aus Deutschland wegzugehen. Er ließ nicht nur Deutschland zurück, die Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn, die Aussicht auf ein schönes Gut, auf dem seine Familie mehr als hundert Jahre zu Hause war, er ließ auch ein Mädchen zurück, an dem er hing. Er hat ihr jetzt die Alternative gestellt, zu ihm zu kommen und dieses Deutschland aufzugeben, bis es wieder ein Rechtsstaat sei, oder aber ihn von seinen Verpflichtungen zu entbinden.

Dies setzte Bilfinger Gustav auseinander, bekümmert, beflissen, schwäbisch und gerecht.

Gustav, während Bilfinger sprach, schaute auf die Dokumente. Da lagen sie, wie er es sich vorgestellt hatte, groß, schwer, auf dem zierlichen Hotelschreibtisch. Kaum war Bilfinger fort, stürzte er sich auf sie. Nahm sie, las sie. Ja, es ging von ihnen die gleiche Erregung aus wie gestern von Bilfingers Bericht. Wieder wurden ihm die trockenen Worte leibhaft. Der organisierte Sadismus, das raffiniert ausgeklügelte System von Demütigungen, die bürokratisierte Zerschlagung der Menschenwürde, all die Geschehnisse, von denen die Dokumente nüchtern, beamtenhaft berichteten, wandelten sich ihm in bewegte Bilder. Sie waren da, sie waren auf dem gelben Fleck seines Auges. Es waren viele Dokumente, er las sie genau, quälend lange las er an ihnen, er brauchte zwei Stunden, bis er durch war.

Dann, mit schwerer, mechanischer Bewegung, sperrte er die Schublade auf, um sie hineinzulegen. Aber die Schublade war klein, und es war schon ein Pack Briefe darin. Er nahm ihn heraus. Es war der Pack Korrespondenz, den Frischlin ihm übersandt hatte. Obenauf lag jene Mahnkarte, die er seinerzeit, an seinem fünfzigsten Geburtstag, diktiert hatte: »Es ist uns aufgetragen, am Werke zu arbeiten, aber es ist uns nicht gegeben, es zu vollenden.«

Es traf Gustav wie ein Schlag. Die Schienen des Berner Bahnhofs, Fäden zwischen ihm und Frischlin, sich endlos abspulend, doch nie abreißend. Bilfinger, der Sendbote. »Wer hat mich beauftragt?« hat er sich gefragt, bequem, vor wenigen Stunden, und hat gegessen und sich schlafen gelegt.

Er starrte auf die Karte. Klaus Frischlin hat damals, wie er es gewohnt war, den Namen mit der Maschine daruntergesetzt und Raum für die handschriftliche Unterzeichnung frei gelassen. Gustav nahm die Feder, setzte seinen Namen unter die Karte. Legte die Karte oben auf die Dokumente Bilfingers, verstaute alles ordentlich in der Schublade.

Saß davor, die Arme auf die Glasplatte des lächerlichen, kleinen Schreibtischs gestützt, heftig und schmerzhaft mit den Augen zwinkernd.

Des Abends stand er am Bahnhof, um Johannes abzuholen. Es war noch sehr früh, der Zug hatte Verspätung. Endlich lief er ein. Gustav suchte nach dem gelbbraunen, lebendigen Antlitz seines Freundes, voll Erwartung auf den bösartigen Witz, mit dem er ihn begrüßen wird. Es stiegen viele Leute aus, auch Bekannte, es war Nacht, der Bahnhof nicht übersichtlich. Gustav suchte lange, aber er suchte vergeblich. Verwundert, tief enttäuscht ging er ins Hotel zurück. Vielleicht hat ihn Johannes übersehen und ist gleich ins

Hotel gefahren. Aber er fand ihn auch nicht im Hotel. Johannes war nicht gekommen.

Auch am nächsten Morgen war er nicht da. Gustav depeschierte. Wartete den ganzen Tag. Keine Antwort. Den andern Tag kam ein Telegramm: »Johannes für die nächste Zeit dringlich verhindert Richard.« Gustav erschrak. Richard war Johannes' Bruder. Was mochte Johannes dringlich verhindern?

Wieder zwei Tage später erhielt er einen in Straßburg aufgegebenen Brief eines Unbekannten, der ihm im Auftrag Richard Cohens meldete, Johannes sei am Donnerstag von völkischen Landsknechten festgenommen und vermutlich in das Konzentrationslager Herrenstein gebracht worden.

Was ihn anlange, beantwortete Gustav Friedrich Wilhelm Gutwetters Brief, so bitte er Gutwetter, seine Bibliothek oder vielmehr die Reste seiner Bibliothek nach Belieben zu benützen. Nur hielten sich leider, soweit er unterrichtet sei, jetzt andere Stellen für berechtigt, eine solche Erlaubnis zu erteilen oder zu verweigern. Wenn es Gutwetter gelinge, in der Max-Reger-Straße Zutritt zu bekommen, so möge er sich seine Bibliothek genau anschauen, das, was da sei, und die Lücken und vor allem die beschädigten, zerfetzten Exemplare. Es seien viele Büchersammlungen in Deutschland in diesem ramponierten Zustand, und es seien auch die Besitzer der Sammlungen in diesem Zustand, soweit sie sich nicht rechtzeitig gedrückt hätten. Nachdem Gutwetter mit großen Worten beschrieben habe, wie der »Neue Mensch« ausschauen werde, möge er gefälligst auch die Leiden derjenigen alten Menschen beschreiben, die, höchst unschuldig, für die Entstehung dieses »Neuen Menschen« zu zahlen hätten.

Gutwetter, dies lesend, schüttelte seinen stillen, freundlichen Kopf. »Was will unser Freund?« sagte er zu Sybil, verwundert. »Woher diese Gereiztheit? Wie kann er von mir verlangen, daß ich kleine Privaterlebnisse mit Sätzen beschreibe, die nur kosmischen Geschehen gemäß sind? Fordert er im Ernst, daß ich das dionysische Erleben verleugne, dessen Schallplatte ich sein möchte, weil ihm einige Unannehmlichkeiten zugestoßen sind?«

Friedrich Wilhelm Gutwetter hatte neuen Auftrieb. Er war seinen Weg gegangen nach dem Gesetz, nach dem er angetreten. Hatte das Heraufkommen des »Neuen Menschen«, des natürlicheren, der zu seinem urtümlichen, wilden Instinkt steht, gefeiert, wie er es von jeher getan hatte. Nichts weiter. Er war nicht überrascht, daß die Geschichte nun endlich seine, des Dichters, Visionen wahr machte. Überrascht hingegen waren die Völkischen, daß sie einen Mund wie den seinen gefunden hatten. Fast alle Gelehrten, fast alle Künstler von Rang hatten sich von den Völkischen abgekehrt; welch ein Glücksfall, daß nun plötzlich ein großer Schriftsteller da war, der sich zu ihnen bekannte. Was Gutwetter ohne Arg aus kosmischem Gefühl heraus geschrieben hatte, wurde unversehens zur großen politischen Dichtung. Die Regierung gab Weisung, man habe den Mann groß aufzuziehen. Man zog ihn auf. Alle Zeitungen druckten seine Aussprüche, er wurde von den Führern hoch geehrt, war über Nacht volkstümlich. Fern von kleinlichem Ehrgeiz schaukelte er dennoch nachsichtig lächelnd in seinem Erfolg. Ließ es sich gefallen, als Ehrengast den vielen großen Festen beigezogen zu werden, die die völkischen Minister veranstalteten; bedeutend ragte sein stiller, großäugiger Kopf aus der markanten, verschollenen Tracht, die Photographen hatten ihre Freude

daran. Er nahm es hin, naiv geschmeichelt; so freut sich ein Erwachsener an den Spielen der Kinder, sagte er zu seinen Bekannten.

Er suchte Sybil auf seinen späten, wunderbaren Aufstieg mitzunehmen. Sie schmiegte sich ihm willig an, in ihrer netten, vertraulichen Art. Solange sie um Gustav war, hatte sie seine liberalen Anschauungen geteilt, die Völkischen waren ihr unsäglich dumm und plump erschienen. Das schloß nicht aus, daß, bei säkularer Betrachtung, die Visionen Gutwetters Wahrheit wurden. Sie hatte nicht viel Interesse an politischen Dingen, sie legte sich da nicht fest. Sie war keine Seherin wie Gutwetter; was dem Dichter bereits Gestalt war, blieb ihr noch lange im Nebel. In ihrer hurtigen, kühlen, kindlichen Art spaßte sie über die zahllosen grotesken Dummheiten, die den Völkischen unterliefen, und Friedrich Wilhelm Gutwetter lachte herzlich mit.

Aber nach kurzer Zeit verlor Gutwetters großlinige Einfalt den Reiz, den sie zu Anfang für sie gehabt hatte. Sie begann, seine weiträumigen Sätze als geschmacklos zu empfinden, als wolkig; sein hymnischer Lyrismus fing an, sie anzuöden. Was sie von ihm literarisch hatte lernen können, hatte sie gelernt. Seine immer gleiche, kindliche Bewunderung ihrer Person wurde ihr langweilig. Sie sehnte sich nach Gustav, nach seiner Liberalität, seiner Weltläufigkeit. Der hatte, was an ihr gut war, mit unaufdringlicher Kennerschaft gerühmt, was ihm mißfiel, mit ebenso unaufdringlichem Tadel gerügt. Nach der urteilslosen Verehrung Gutwetters brauchte sie doppelt diese kritische Freundschaft. Sie bereute, daß sie an Gustavs Dingen so wenig Anteil genommen, mit dem treuen Frischlin so lose Verbindung gehalten hatte.

Aber Gustav ist ein verträglicher Mann. Es hat öfters Zeiten gegeben, in denen sie so mit sich beschäftigt war, daß für ihn wenig übrigblieb. Er hat sie das niemals entgelten lassen. Er wird es auch jetzt nicht tun. Nach langem Schweigen depeschierte sie ihm, sie sei mit ihrer Arbeit so weit, daß sie kommen könne.

Dieses Telegramm erreichte Gustav zu einer Zeit, da er am weitesten von ihr entfernt war. Die Dokumente Bilfingers lagen in seinem Schreibtisch, er hatte niemand, mit dem er darüber reden konnte. Sein Freund Johannes Cohen war im Konzentrationslager, in der Feste Herrenstein in Sachsen. Wenn er die Augen schloß, sah er ihn, abgezehrt, auf einer Kiste stehend, Kniebeugen machend, grotesk, den edlen Kopf kahlgeschoren, nur ein Hakenkreuz aus Haaren darauf, und nach jeder Kniebeuge rufend: »Ich bin der Schweinehund Johannes Cohen, der sein Vaterland jüdisch verraten hat.« Es war schauerlich. Johannes Cohen sah in dieser Vision wie ein Hampelmann aus, wie ein berühmter Tänzer, den Gustav einmal in einer Pantomime gesehen hatte, er sprang hoch, gelenkig, federnd, er krächzte seinen Satz herunter wie ein Papagei. Gustav mußte lachen, und das Lachen tat sehr weh. Mehr noch als früher wurde jetzt nach der Verhaftung des Johannes Gustav hin und her gerissen zwischen nüchterner Vernunft und der Leidenschaft des empörten Anklägers. Dahinein also kam das Telegramm Sybils, seiner kleinen, dünnen Sybil. Nein, er kann sie jetzt nicht hier haben. Über diese Dinge konnte er nicht mit ihr sprechen, und er konnte über nichts anderes sprechen als über diese Dinge. Vor kurzer Zeit hat er sie dringend gebraucht, da hatte sie sich abseits gehalten. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als sie beiseite zu schieben. Er tat das mit einer leisen, möglichst behutsamen Geste.

Aber Sybil sah nichts von der Geste, sie sah nur die Absage. Schmollend wie ein Kind verzog sie die Lippen, langsam wie ein Kind begann sie zu weinen. Sie weinte haltlos, sie legte sich auf den Bauch, das Kissen war ganz naß. Allmählich aber wandelte sich ihre Enttäuschung in Zorn. Gustav war geächtet in Deutschland, man gefährdete sich, wenn man sich zu ihm bekannte, mit ihm verkehrte. Sie wollte das auf sich nehmen, wollte zu ihm fahren, und er, mit lässiger, hochmütiger Geste, wies ihre Freundschaft zurück. Er hat sich niemals bemüht, sich in sie einzufühlen. Gerade weil sie tief innen wußte, daß sie den Mann aus eigenem Verschulden verloren hatte, war sie empört über ihn. Sie beantwortete seinen Brief nicht.

Sie empfand keine Langeweile mehr, wenn Gutwetter ihr auf seine stille, altmodische Art den Hof machte. Bald sah man Gutwetter nur mehr in ihrer Begleitung.

Oberlehrer Vogelsang, als der Schüler Berthold Oppermann damals in der Aula nicht erschien, um Abbitte zu leisten, war tief ergrimmt. Er hatte die Berichterstatter der völkischen Presse bestellt, das Lehrerkollegium und die Schüler der Anstalt versammelt, eine schneidige, zündende Rede vorbereitet, und nun erdreistete sich dieser Judenjunge, sich einfach zu drücken und ihn um die erhebende Feier zu betrügen. Als man auf Anruf in der Wohnung des Schülers erfuhr, Berthold Oppermann sei auf den Tod krank, hatte Vogelsang nur ein verächtliches Lächeln. Auf solche Finten fiel er nicht herein. Streitbar, quäkend hatte er erklärt, es werde dem frechen Burschen nicht glücken, sich der Sühnung seines Verbrechens durch diese vorgeschützte Krankheit zu entziehen. Als dann drei Tage darauf die vorgeschützte Krankheit mit dem Tode des Schülers endete, nahm man

Vogelsang in der Unterprima diese Äußerung sehr übel. Es entstand, als er die Klasse betrat und zu sprechen begann, jenes dumpfe, mit unbewegten Gesichtern hervorgebrachte Gesumm, das seinerzeit den Oberlehrer Schultes vom Kaiser-Friedrichs-Gymnasium veranlaßt hatte, sich tränenden Auges zur Wand zu stellen. Vogelsang kehrte sich nicht zur Wand. Seine Narben liefen noch röter an; er gab sich das Wort, den Geist der Zersetzung für immer in den Staub zu treten.

Bald kam ihm die Gelegenheit. Jene Tränen nämlich hatten nicht verhindert, daß Oberlehrer Schultes Unterrichtsminister wurde. Bernd Vogelsang, seit Jahren gut mit Schultes bekannt, hatte sich ihm in Berlin tiefer angefreundet. Seiner Versetzung ins Ministerium stand nichts im Weg.

Aber vorher muß er hier im Königin-Luise-Gymnasium reinen Tisch machen. Dies hat er sich zum ersten Ziel gesetzt, als er Berlin betrat. Ein deutscher Mann läßt eine Arbeit nicht halb getan liegen.

Da ist zunächst die Sache Werner Rittersteg. Das Verfahren gegen ihn ist selbstverständlich eingestellt worden, er ist der anerkannte Führer seiner Kameraden, Pedell Mellenthin steht stramm vor ihm, fast so lange wie vor Vogelsang selber. Aber, es ist keine Frage, die Leistungen Ritterstegs im Deutschen und in der Mathematik sind ungenügend; nach den geltenden Regeln könnte er in die Oberprima nicht versetzt werden. Vogelsang seinesteils fand, hier sei Pedanterie nicht am Platz, man könne dem Helden Rittersteg die Schmach der Nichtversetzung nicht antun. Nicht auf totes Wissen allein komme es an, erklärte er, Lücken im Schulwissen seien durch Überschuß an Ethos reichlich ersetzt. Allein damit stieß er bei Rektor François auf eisige Verwunderung. Ein Schüler, der in zwei

Unterrichtsfächern nicht genügte, konnte nicht versetzt werden. Zäh, pedantisch zog sich der Rektor auf den Wortlaut der Bestimmung zurück.

Bernd Vogelsang hatte für diese Hartnäckigkeit nur ein hochmütiges Lächeln. Wozu hat man die Macht? Bestimmungen aus der Epoche des Verfalls und der deutschen Schmach waren vor der nationalen Revolution Spinnweb vor einem Maschinengewehr. Saß man doch selber am Hebel der Gesetzesmaschine. Eine kleine Drehung: und ganze Bibliotheken früherer Verordnungen waren Makulatur. Man will einen jungen Helden im Gestrüpp alberner Paragraphen fangen, will ihm die Laufbahn, die Tätigkeit für das Neue Deutschland erschweren, weil sein Schulwissen den Zufällen eines Examens nicht standgehalten hat? Das wäre ja gelacht. Mit so bösartiger Sabotage muß grundsätzlich aufgeräumt werden. Vogelsang regte im Unterrichtsministerium eine Verfügung an, es sei Examinanden, die sich um die nationale Sache besonders verdient gemacht hätten, sowohl auf den Gymnasien wie auf den Universitäten die Prüfung tunlichst zu erleichtern. Altmodische Ministerialräte wandten ein, eine solche Verfügung werde zur Folge haben, daß Kranke in einzelnen Fällen von Ärzten betreut werden könnten, die zwar national, aber nicht wissenschaftlich zuverlässig seien. Vogelsangs vaterländischer Eifer schlug diese Bedenken mühelos aus dem Felde.

Die Verordnung erlassen, erschien er wiederum bei François. Es galt noch ein Zweites zu erledigen, seine persönliche Auseinandersetzung mit dem Rektor. Auch diesen Gang wird er nicht minder siegreich bestehen wie den ersten. Solange er in Tilsit war, hat er sich einen Triumph nur so vorstellen können, daß man stählern vor dem Besiegten steht, ihm den Fuß auf den Nacken setzend. In Berlin hat er eine andere Art des Triumphes

kennengelernt, eine leisere, elegantere. Diesen Triumph auszukosten, sitzt er jetzt in dem großen Rektoratszimmer, mehr weltmännisch als stramm, ein Bein übergeschlagen, die Arme verschränkt, den unsichtbaren Säbel abgelegt. Ein geradezu verbindliches Lächeln nistet unter seinem weizenblonden Schnurrbärtchen, und sein Kragen ist wahrhaftig wieder zwei Millimeter niedriger. »Es liegt mir daran, Herr Rektor«, beginnt er, die quäkende Stimme so heiter wie möglich, »bevor ich diese Anstalt verlasse, noch einen Punkt zu klären. Wir konnten uns seinerzeit nicht einigen, ob das Studium des Buches ›Mein Kampf‹ in Anstalten wie dieser angebracht sei. Sie erinnern sich, Herr Rektor?«

François nickt. Aus seinen blauen Augen, ernst, nicht feindselig, nicht einmal ungütig, sieht er Vogelsang an. Der ist jetzt dabei, seinen letzten, besten Sieg auszuschmecken. Denn tief in der Brust saß ihm noch immer der Stachel, daß er damals keine rechte Antwort gefunden hatte auf die Schmähung des verehrten Buches. Mit jener Anekdote von dem Kaiser Sigismund, der über den Grammatikern stehe, hat dieser Mensch ihm damals die Abfuhr erteilt. Jetzt, spät, aber treffend, weiß Vogelsang die Antwort. »Erlauben Sie mir«, fährt er elegant fort, »Ihnen jene Anekdote von dem Konzil von Konstanz, auf die Sie mich damals hinwiesen, den Führer ironisch mit dem Kaiser gleichsetzend, mit einer andern Anekdote aus der Kirchengeschichte zu erwidern. Bei der Synode von Zypern« – er sprach langsam, pointierend – »führte ein Bischof das Wort des Heilands vor dem Gichtbrüchigen an: ›Hebe dein Bett auf und wandle.‹ Aber das Wort ›Krabbaton‹, das dort steht, war dem gelehrten, auf stilistische Feinheiten erpichten Kirchenfürsten zu vulgär, er ersetzte es durch das literarische ›Skimpous‹. Da sprang der heilige Spyridon auf und schrie ihn

an: ›Bist du besser als der, der Krabbaton gesagt hat, daß du dich schämst, seine Worte zu gebrauchen?‹«

François hatte aufmerksam zugehört. Er war ein sehr gerechter Mann. Das war keine schlechte Erwiderung, für einen Völkischen eine auffallend gute. Er saß da, überdachte das, schwieg.

Vogelsang mißverstand dieses Schweigen. Er hatte den andern zerschmettert. Wie er dahockte, klein, auch in seiner wichtigsten Waffe, dem Wort, vom Gegner besiegt, hatte der gutgelaunte Oberlehrer geradezu Mitleid mit ihm. Ein nationaler Mann, wenn er erst das Knie auf der Brust des Gegners hat, ist großzügig. Jetzt wirst du mal was erleben, mein Junge. Er wird den Mann, warum schließlich nicht, noch ein paar Monate im Amt lassen, unter scharfer Kontrolle natürlich, so daß er die Herzen der Jugend nicht länger vergiften kann. Buße tun freilich muß er vorher. Bernd Vogelsang will seine Zerknirschung sehen. Ohne daß läßt er ihn nicht durch. Anerkennen soll der Mann seine Niederlage, expressis verbis. »Sie wissen«, sagt er, »daß ich im Unterrichtsministerium das Personalreferat übernehme. Ich kenne Sie ja nun besser als die meisten Ihrer Kollegen. Aber für die Entscheidung, die ich vielleicht bald zu treffen habe, ist mir eines wichtig: Wie stehen Sie jetzt zu unserer Streitfrage? Sagen Sie ja zu dem heiligen Spyridon meiner Anekdote? Beharren Sie auf Ihrem Prinzip, daß das Ethos eines Buches Ihren Schülern nicht nahegebracht werden darf, wenn sein Stil Ihnen nicht genügt?«

François fand Bernd Vogelsangs Haltung eigentlich nicht unanständig. Der Mann bietet ihm noch ein paar Monate Frist, vielleicht sogar noch länger. Es ist eine Verlockung. Aber er weiß, es wird nicht bei diesem einen Opfer sein Bewenden haben. Man wird immer mehr von ihm verlangen.

Immer von neuem wird er sich entscheiden müssen, ob er eine neue Unanständigkeit begehen oder ob er in die Armut soll. Und einmal wird er doch nicht mehr an sich halten können, und sie werden ihn hinüberstoßen. Sein Schicksal ist entschieden. In die Armut, in das Proletariat wird er hinunter müssen, seine Kinder werden ein hartes, finsteres Leben haben, er ein hartes, finsteres Alter. Jetzt also bietet ihm dieser Mensch noch eine kurze Frist. Es kostet ihn eine einzige kleine Konzession. Er hat manche Konzessionen gemacht, im Fall des Schülers Oppermann zuletzt. Weitere Konzessionen macht er nicht. Noch steht er diesseits der Grenze, noch steht es bei ihm, wie er den Schritt hinüber tun wird, ob aufrecht, ob stolpernd. Ist er einmal drüben, dann wird er wohl auch innerlich verkommen; er ist alt genug, um zu wissen, daß der Besitzlose keine Aussicht hat, anständig zu bleiben. So will er wenigstens den Schritt hinüber aufrecht tun. »Es ist freundlich von Ihnen, Kollege«, sagt er, »daß Sie es gewissermaßen mir anheimstellen, ob ich hier noch eine Zeit sitzen darf.« Er steht auf; unwillkürlich, es ist wie eine Flucht, geht er hinüber unter die Voltairebüste. »Bestimmt ist die Ruhe und Sicherheit dieses Raumes«, fährt er fort, »das kleine sacrificium intellectus wert, das Sie von mir verlangen. Aber sehen Sie, Kollege«, er spricht doppelt höflich, ein ganz kleines Lächeln unter dem Knebelbart, »ich bin nicht geschmeidig genug, ich habe vielleicht zu wenig ›nordische List‹, um dieses kleine Opfer des Intellekts zu bringen. Es tut mir leid, aber ich muß darauf bestehen: wir sind hier, um den Jungens anständiges Deutsch beizubringen. Es gibt soviel Ethos, in anständigem Deutsch vorgetragen, daß wir auf das Ethos Ihres Führers verzichten können. Denn ob dieser Schriftsteller Kanzler ist oder nicht, es ist eine

Qual, sein Buch zu lesen. Das Studium dieses Buches verdirbt das Deutsch der Jugend.«

Da war er wieder, jener Satz, den Bernd Vogelsang zum Schweigen hatte bringen wollen. Der Mann liegt am Boden, der Mann ist ausgezählt: aber er schweigt nicht. Im Grund imponiert Vogelsang diese Haltung. Da sieht man es, selbst eine welsche Familie akklimatisiert sich, wenn sie erst hundertfünfzig Jahre unter Deutschen gelebt hat. »Ich bedaure aufrichtig«, beendete er quäkend, reserviert, doch nicht bösartig seinen letzten Besuch in diesem Raum, »daß Sie in der falschen Lehre verharren. Es wird mir unter diesen Umständen schwer möglich sein, Sie in das Neue Deutschland hinüberzunehmen. Aber wenn immer meine Überzeugung es zuläßt, werde ich versuchen, Ihnen den Abschied ehrenvoll und nicht zu schwer zu machen.« Und das war sein ernstlicher Wille.

Natürlich sagte François Donnerwölkchen nichts von Vogelsangs Anerbieten und seiner Antwort. Es ließen sich übrigens diese Tage der Wende freundlicher für ihn an, als er gedacht hatte. Donnerwölkchen nämlich, zu der Überzeugung gelangt, daß das Schicksal ihres Mannes endgültig entschieden war, änderte ihre Haltung. Natürlich wäre es klüger gewesen, er hätte sich der Zeit angepaßt; aber sie hatte ja von jeher gewußt, daß er bei all seiner scheinbaren Schlampigkeit im Inneren ein harter Bursche war; gerade um dieser Zähigkeit willen hatte sie ihn ja geheiratet. Natürlich mußte man versuchen, ihn und die Zeit in Übereinstimmung zu bringen. War das aber mißglückt, waren einmal, wie jetzt, Entscheidungen da, dann hatte es keinen Sinn, den Mann länger zu quälen. Sie wurde also geradezu sanftmütig. Suchte ihn zu trösten. Meinte, er könne jetzt in Ruhe sein Manuskript »Der Einfluß des antiken Hexameters auf die Wortgebung

Klopstocks« vollenden, zu was anderem sei er ja doch nicht gut. Sie werde sich mittlerweile bemühen, in irgendeiner Privatschule oder im Ausland eine Stellung für ihn zu finden. Hart wird es sein. Aber drei Jahre hat man Zeit, so lange kommt man unter allen Umständen mit dem vorhandenen Kapital noch aus, und vielleicht kriegt er doch Pension, und sie wird auf alle Fälle Rat schaffen.

Dieser Zuspruch tat François wohl. Er hat es immer gewußt: Sokrates muß seine Gründe gehabt haben, Xanthippe zu heiraten.

Jacques Lavendel teilte dem Wirtschaftsführer Friedrich Pfanz mit, daß er Deutschland verlassen und seine deutschen Geschäfte liquidieren wolle. Friedrich Pfanz war einer der Männer, die die Drähte hielten, an denen die Führer der Völkischen tanzten, und Jacques Lavendel war ein vertrauter Geschäftsfreund von ihm. Jacques Lavendel hätte also wohl, noch dazu als Amerikaner, ungefährdet in Deutschland bleiben können. Er wollte nicht. »Ich bin gerecht, Pfanz«, sagte er. »Ich weiß, es ist nur ein Teil von euch, der diese Schweinereien gemacht hat. Es ist ein anständiges Volk im Grund, ich gebe es zu. Vierzehn Jahre lang hat es die wüsteste Greuelpropaganda gegen die Juden über sich ergehen lassen müssen – Sie wissen ja, wie es gemacht wurde, Sie sind ja mit schuld daran –, und eigentlich ist es ein Wunder, daß nach alledem nicht mehr passiert ist. Well. Aber zur Zeit ist mir die Luft bei euch zu schlecht. Ich bin Kapitalist. Ich verstehe Ihre Motive. Ich weiß, daß ihr eure verrottete Wirtschaft nicht anders habt sanieren können als dadurch, daß ihr diesen lausigen Mob zu Hilfe gerufen habt. Aber sehen Sie, ich bin Kapitalist, und ich bin Jude. Wenn Sie mir

sagen: Wir schlagen die Juden tot, aber wir meinen nur die Gewerkschaften, dann werden meine Juden davon nicht wieder lebendig.«

Der Wirtschaftsführer Pfanz hätte Herrn Lavendel gern im Land gehalten. Er stellte ihm vor, daß das Ganze ein Interim sei, daß man das Gesindel bald wieder kleinkriegen werde, daß die Reichswehr sich bereithält, die Landsknechte niederzuschlagen, daß dann wieder die Offiziere regieren werden statt der Feldwebel, daß er selber sich entschlossen habe, in die Regierung zu gehen. Und er schlug Herrn Lavendel vor, ihn in das ganz große Versicherungsgeschäft mit hineinzunehmen, zu dessen Tätigung er sich mit dem unbequemen Ministerposten belaste.

Aber Jacques Lavendel zog nicht. »Ich glaube Ihnen schon, Pfanz«, sagte er mit seiner heiseren Stimme, »daß diese famosen Führer die Kandare zu spüren bekommen, wenn Sie in die Regierung eintreten. Aber sehen Sie, ich bin nicht mehr jung, ich bin nicht mehr raffgierig, ich bin nicht mehr neugierig. Mir genügt es, wenn ich mir eure Taten in der Wochenschau irgendeines Auslandskinos anschaue, wie ihr hier groß aufwascht. Ich ziehe es vor, im Geist in euren Reihen mitzumarschieren. Also, machen Sie’s gut, Pfanz, und auf Wiedersehen, wenn Sie abgewirtschaftet haben.«

Er hatte, die Entwicklung vorherberechnend, die Liquidierung seiner Geschäfte von langer Hand vorbereitet. Die Struktur dieser Geschäfte war undurchsichtig. Er kontrollierte eine Reihe großer Immobiliengesellschaften, und es stellte sich jetzt heraus, daß diese Gesellschaften eigentlich insolvent waren. Sie bedurften dicker behördlicher Subventionen, oder die Hypothekenbanken verloren ihr Geld. Da auch viele Hypothekenbanken vom Reich oder von den Ländern

subventioniert waren, bedeutete Jacques Lavendels Rückzug aus seinen deutschen Geschäften einen empfindlichen Schaden fürs Reich. Kopfwiegend, mit einem kleinen, kaum merkbaren Lächeln, nahm Jacques Lavendel das hin.

Er war wirklich kein raffgieriger Mann. Er und Klara hatten beschlossen, auf einige Jahre Ferien zu machen. Zunächst werden sie sich auf ihr schönes Besitztum bei Lugano zurückziehen. Sie hatten die drei Brüder Oppermann eingeladen, über Ostern dorthin zu kommen. Auch Heinrich wird um diese Zeit dort sein. Jacques Lavendel hatte seinem Sohne freigestellt, in Europa fertig zu studieren oder in Amerika. Heinrich zog es vor, in einem deutschsprachigen Land zu bleiben, er wird seine Studien in Zürich oder in Bern beenden. Das freute Jacques Lavendel. Er hatte nun einmal seinen Tick für Deutschland.

Heinrich, bevor man das Reich verließ, hatte noch eine gewisse Angelegenheit zu erledigen. Seine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft hatte nur bewirkt, daß in der Wohnung Lavendels ein Kriminalschutzmann erschienen war und Heinrich auf plumpe, lückenhafte Art verhört hatte. Weitere Folgen hatte seine Aussage weder für Werner Rittersteg noch für ihn selber. Werner schien nicht einmal etwas davon erfahren zu haben. In diesem Stadium konnte Heinrich die Sache unmöglich zurücklassen. Immer mehr wuchs in ihm die Vorstellung, dieser Werner Rittersteg mit seinen Jungen Adlern und seinem hämischen Antrag im Fußballklub habe Berthold unter den Boden gebracht. Während er scharf und fruchtlos nachdachte, wie er das bereinigen könnte, kam Werner selber ihm zu Hilfe.

Den Langen Lulatsch hatte der Tod Bertholds nicht unberührt gelassen. Aber mit primitiver Logik sagte er sich, nun Heinrich seinen besten Freund

verloren habe, werde er vielleicht seinen Werbungen zugänglicher sein. Sein Vater hatte sein Versprechen wahr gemacht und an seinem in einer Bootshütte am Teupitzsee liegenden Ruderboot einen Außenbordmotor anbringen lassen. Beiläufig, als wäre nichts gewesen, lud Werner Heinrich ein, er solle doch einmal mit ihm auf den Teupitzsee hinausfahren und den Motor ausprobieren. Und siehe – Werner Rittersteg stand das Herz still vor froher Überraschung –, Heinrich, nach ganz kurzem Überlegen, nahm an. Ja, er erbot sich, Werner selber nach Teupitz hinauszufahren.

Er lieh sich also heimlich das väterliche Auto aus, und die beiden Jungens fuhren nach Teupitz. Heinrich chauffierte gut und sicher. Sie stiegen in das Boot, knatternd kreuzten sie auf dem freundlichen See. Werner war verlegen, behindert, aber Heinrichs technisches Interesse an dem Boot half ihm darüber weg. Heinrich war im ganzen zwar einsilbig, doch nicht unfreundlich. Sie setzten sich dann noch in das große, jetzt sehr kahle Restaurant, tranken ein Gemisch aus hellem Bier und Himbeersaft, aßen Würste. Es wurde später Abend, ehe sie die Heimfahrt antraten.

Werner saß verworrenen Gefühls im Wagen. Sie hatten sich als Sportkameraden miteinander unterhalten, aber das war auch alles; er war keineswegs so weit gekommen, wie er gehofft hatte. Jetzt gar hatte es den Anschein, als ob Heinrich schon bereute, mit ihm herausgefahren zu sein. Jedenfalls war er überaus schweigsam.

»Wohin fährst du?« fragte Werner, da Heinrich jetzt von der Hauptstraße abbog, mit neu aufkommender Hoffnung. »Dieser Weg ist schöner«, sagte Heinrich, »und nur wenig weiter.« Es war bereits Nacht, die Scheinwerfer rissen ein Stück Kiefernwald aus dem Dunkel, ein kleiner, sehr dünner Mond war. Heinrich fuhr ganz langsam, Werners Beklommenheit stieg.

»Man könnte haltmachen und ein paar Schritte herumlaufen«, schlug er vor, mit gepreßter Stimme. »Schön«, sagte Heinrich, hielt, schaltete das Licht aus.

Sie gingen in den Wald hinein. Der Boden war feucht und holperig, es war ziemlich kalt und sehr dunkel. Ein guter, starker Geruch von Erde und Kiefern war da. Es war vollkommen still, ihre Schritte waren lautlos auf dem weichen, feuchten Boden, nur ab und zu, wenn sie auf dürres Holz traten, knackte es unter ihren Schuhen. Ganz leichter Wind ging.

Werner, in der Dunkelheit, stolperte manchmal. Plötzlich packte ihn Heinrich. Erst dachte Werner, er wolle ihn vor einem Fall bewahren, aber Heinrich riß ihm das Bein weg, so daß er zur Erde schlug. »Was tust du? Bist du verrückt?« rief Werner. Heinrich antwortete nicht, griff ihm in den Nacken, drückte ihm den Kopf in den feuchten Boden, bis ihm der Atem verging. »Du hast Karper das Messer in den Ranzen gerannt, du Schwein. Du hast Berthold erledigt. Da hast du es, wie es ist, wenn einer erledigt wird.« Er sprach leise, keuchend, heftig. Drückte das Gesicht des andern immer tiefer in den Boden. »Ja, Mensch, jetzt wirst du erledigt«, redete er auf ihn ein. »Sie werden sagen, du seist für deine nationale Sache verreckt. An mich wird niemand denken. Sie werden sagen, die Kommune hat dich erledigt. Vielleicht ist dir das ein Trost. Aber tot ist tot, und die Reden Vogelsangs werden dir wenig helfen.« Er drückte fester. Der andere schlug mit den Beinen um sich, bekam die Arme nicht frei, konnte nicht japsen.

Plötzlich ließ Heinrich ihn los, sprang von seinem Rücken. »Steh auf«, kommandierte er. Aber der Lange Lulatsch blieb liegen und regte sich nicht. »Steh auf«, herrschte Heinrich ihn an, ein zweites Mal, und riß ihn hoch. »Waschlappen«, sagte er. Werner stand da, jämmerlich, schlotternd, das

Gesicht von Reisern zerkratzt, blutig, eine dicke Schramme quer über der Stirn, den Anzug voll von feuchter Erde. »Wisch dich ab und komm«, befahl Heinrich.

Er selber, hinter seiner Barschheit, fühlte sich hilflos, elend. Er hatte seine Sache bereinigen wollen; es war mißglückt.

»Komm«, herrschte er den Langen Lulatsch an. Half ihm selber, sich ein wenig säubern. Stützte ihn, half ihm zurück zum Wagen.

Sie fuhren nach Haus, schweigend. Als sie die erste Straßenbahn erreichten, setzte Heinrich ihn ab.

In seinem schwarzen Ohrensessel in der Wohnung in der Friedrich-Karl-Straße sitzt Herr Markus Wolfsohn. Das Abendessen war dürftig, Brot, Butter, ein zweifelhafter Aufstrich. Frau Wolfsohn hält jetzt jeden Pfennig zusammen, kontrolliert aufs schärfste die Kasse.

Heute abend sagt sie Herrn Wolfsohn einmal wieder ihre Meinung. Sie tut das jetzt oft. Sehr deutlich, aber nicht laut. Es ist nicht nötig, daß man es nebenan bei Zarnkes hört. Herr Wolfsohn versteht sie, auch wenn sie leise spricht; sie hat das gleiche schon tausendmal gesagt. Man muß fort, man muß türmen, lieber heute als morgen. Die Frauen hier im Haus, trotzdem die Männer fast alle das Hakenkreuz tragen, reden noch mit ihr, aber nur heimlich; kommt jemand dazu, brechen sie ab. Frau Hoppegart meint, es werde noch viel schlimmer kommen. Alle raten ihr, zu türmen. Aber wie? Und wohin? Zweitausendsechshundertvierundsiebzig Mark sind auf der Bank. Hätte man ihr gefolgt und mehr gespart, hätte Herr Wolfsohn nicht immer so hoch hinausgewollt bei der Einrichtung, dann hätte man seine vier- oder fünftausend zusammen. Der Ohrensessel zum Beispiel. Er war

eine Okkasion, eine Mezije, gewiß. Aber wer kein Geld hat, muß eben auch an einer Mezije vorbeigehen können.

Herr Wolfsohn läßt sie reden. Wenn man im Pech sitzt, begehren die Weiber auf und »haben es immer gewußt«, das ist eine alte Geschichte. Nur nicht so gräßlich übertreiben sollte sie. Vier- oder fünftausend Mark. Niemals hätte man das zusammenkratzen können. Der einzige Luxus, den er sich zeitlebens genehmigt hat, war die neue Fassade. Aber damals sahen die Dinge noch besser aus. Damals schmissen sie einen nur aus der fahrenden Untergrundbahn, nicht aus dem Land.

Herr Wolfsohn macht einen zaghaften Versuch, Optimist zu sein. Aus den Deutschen Möbelwerken ist er hinausgeflogen: aber sitzt er nicht vorläufig warm bei Herrn Oppermann? Allein damit ist auch alles erschöpft, was Herrn Wolfsohns Optimismus stützen könnte. Von hier an wird es schwarz. Die völkischen Betriebsräte hetzen, der Packer Hinkel verlangt, daß man ihn vor die Tür setzt. Herr Oppermann hat Haare lassen müssen deshalb. Herr Oppermann hat sich sehr anständig benommen, aber wie lange noch wird er ihn halten können?

Und selbst wenn, es ist keine Freude mehr zu leben. Wenn er so wie jetzt bis an sein Ende soll weiterleben müssen, dann lieber gleich den Gashahn auf. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie ihn bei den Ollen Matjes ausschließen; sie haben ihn gern, aber sie müssen es. Und hier sein Mietkontrakt wird auch nicht erneuert werden. Er sitzt auf Abbruch da, die Wohnung wackelt ihm sozusagen unter den Füßen. Sicher werden sie Mittel und Wege finden, Herrn Zilchow, den Schwager Herrn Zarnkes, vor Ablauf der Frist hereinzusetzen.

Eigentlich sind in dem Block jetzt lauter Herren Zarnkes. Der Originalzarnke macht sich nicht einmal mehr die Mühe, Drohungen auszustoßen. Sieht er Herrn Wolfsohn, dann streckt er nur den Arm aus und ruft »Heil Hitler«. Und »Heil Hitler« muß Herr Wolfsohn erwidern. »Sagten Sie was?« macht sich dann Herr Zarnke manchmal den Spaß, ihn zu fragen, und »Heil Hitler« muß Herr Wolfsohn wiederholen.

Was man sonst hört, von den Kollegen im Geschäft, von den paar jüdischen Bekannten, ist schauerlich. Herr Wolfsohn will es gar nicht hören. Sagt man so etwas weiter, hört man es nur an, sitzt man, hastdunichtgesehen, im Konzentrationslager. Auch Marie bringt solche Geschichten mit nach Hause, sehr üble Geschichten, die ostjüdischen Bekannten ihres Bruders Moritz Ehrenreich flüstern sie ihr zu. Aber da wehrt sich Herr Wolfsohn, da begehrt er auf, da verbietet er Marie den Mund, das duldet er unter keinen Umständen, das sind jene Greuelmärchen, die einen ins Zuchthaus bringen.

Sind es Greuelmärchen? Herr Wolfsohn sagt es sich mit Nachdruck, will, daß sie es seien. Einmal aber, nachts, von einer Inventuraufnahme kommend, hat er vor einem alten Haus im Zentrum ein Auto stehen sehen, eines jener ganz großen Autos, auf denen die Völkischen herumzurasen pflegen. Sie hatten die Scheinwerfer eingeschaltet, so daß die Straße weithin grell im Licht lag. Herr Wolfsohn wollte erst einen Bogen machen, aber er überlegte, das sähe nur auffällig aus; so ging er seinen Weg auf der andern Straßenseite weiter, vorbei an dem riesigen Auto, das, von nur zwei Mann bewacht, mit seinen mächtigen Scheinwerfern sehr unbehaglich und kriegerisch dareinschaute. Offenbar hielten sie eine Haussuchung, eine Razzia oder so etwas. Ja, gerade als Herr Wolfsohn vorbeiging, brachten sie

einen heraus. Herr Wolfsohn schaute nicht hin, es war besser, sich um nichts zu kümmern, aber ein ganz klein wenig hinüberschielen mußte er doch, voll ängstlicher Neugier. Er sah einen Menschen in einem braunen Anzug, einem ähnlichen, wie er selber ihn hatte; einer hielt den Menschen am Kragen, einer hielt seinen rechten, einer seinen linken Arm, der Mensch hielt den Kopf gesenkt, er sah heillos zerbeult aus. Für den winzigen Teil eines Augenblicks sah Herr Wolfsohn sein Gesicht, es war gelb, fahl, ein riesiger blauschwarzer Fleck lief über das Auge.

Herr Wolfsohn hatte Marie nichts davon gesagt, aber er brachte das gelbe, fahle, erschöpfte Gesicht des Menschen nicht mehr aus seinem Hirn. Immer seither, wenn er, nach Hause kommend, in die Friedrich-Karl-Straße einbog, spähte er scheu, ob da nicht eines jener großen Autos halte. Nacht für Nacht hatte er Angst, es könnten plötzlich die mächtigen Scheinwerfer des Autos in seine Fenster fallen, trotzdem das unmöglich war; seine Wohnung lag viel zu hoch. Er stellte sich vor, wie es mitten in der Nacht läutet, und eh man Zeit gehabt hat, aufzumachen, sind sie schon herein, und man hat eins mit dem Knüppel überm Aug, und man hat einen Fleck, groß wie der Fleck über dem Bild, und das Gesicht gelb und fahl wie jener Mensch.

Er schlief schlecht in diesen Nächten. Marie hatte er kein Wort von seinem Erlebnis erzählt; um so mehr traf es ihn, als sie einmal, wie er schlaflos lag, plötzlich näher an ihn heranrückte und sagte: »Ich hab solche Angst, Markus, heute nacht kommen sie.« Er wollte etwas Heftiges erwidern, was das für ein Bockmist sei, aber er konnte es nicht. Sie sprach ja nur aus, was er selber dachte. Er konnte nicht mehr einschlafen, und er merkte, daß auch sie nicht mehr schlief. Seine Angst steigerte sich. Er sagte

sich, das sei doch alles Stuß, er habe doch nichts ausgefressen. Vier Millionen und zweihunderttausend Menschen leben in dieser Stadt Berlin, er hat genauso viel und so wenig getan wie sie alle, warum soll denn gerade er Angst haben? Aber es nützte nichts. Er dachte an den Packer Hinkel, er dachte an Herrn Zarnke, und er hatte Angst, immer mehr Angst, er schwitzte, der Magen tat ihm weh, er wünschte, es wäre erst Morgen. Dann wieder hatte er eine furchtbare Wut, daß gerade er solche Angst ausstehen müsse. Warum denn er? Warum denn nicht Herr Zarnke? Eine zweite solche Nacht jedenfalls macht er nicht mehr durch. Er schmeißt es hin. Das ist ja Unsinn, so zu leben. Er geht einfach fort, über die Grenze, irgendwohin. Überall ist es besser als so. Wenn es nur erst Morgen wäre.

So wie Markus Wolfsohn und seine Frau lagen viele in Berlin und in den Städten des Reichs. Sie hatten nichts getan, aber ein Packer Hinkel war da oder ein Herr Zarnke, und sie fürchteten, der werde ihnen die Landsknechte auf den Leib schicken. Ihre Väter hatten hier seit Jahrhunderten gelebt, in den meisten Fällen länger als die Väter der Landsknechte, und sie konnten sich ein Leben anderswo schwer vorstellen. Dennoch hätten sie alle gerne dies Land verlassen, ihr Heimatland, oh, wie gerne. Aber wie sollten sie anderswo leben? Wenn sie Betriebe hatten, dann zwang man sie, ihre Betriebe für nichts wegzugeben. Wenn sie Geld hatten, ließ man sie ihr Geld nicht mitnehmen, und die andern Länder ließen sie ohne Geld nicht herein. Einige gab es auch, wie Herrn Weinberg, die blieben in Deutschland, weil sie sich nicht vorstellen konnten, wie sie mit weniger Geld auskommen sollten als bisher; sie zogen es vor, ständig in Angst und Gefahr zu leben und bei ihrem Geld zu bleiben.

Was Herrn Wolfsohn anlangt, so fühlte er sich am Morgen sehr zerschlagen. Aber als er sich abgeduscht hatte und ins Geschäft fuhr, dachte er nicht mehr daran, aus Deutschland wegzuziehen. Wohin denn sollte er fahren? Nach Palästina? Ohne Geld lassen sie einen da doch nicht herein. Und was soll er dort machen? Siedeln? Oliven pflücken? Weintrauben keltern? Er hat keine rechte Vorstellung, wie das vor sich geht. Man tritt mit den Füßen auf den Trauben herum, und dann gärt es. Eine angenehme Arbeit jedenfalls ist es nicht. Und mit zweitausendsechshundertvierundsiebzig Mark wird es auch nicht lange gären. Bis man das hier aufgelöst hat und bis man fortkommt, Paßgeschichten, Reisegeld, dann sind es überhaupt noch höchstens zweitausend. Und nach Frankreich? Wenn er auch eine gute französische Aussprache hat, eine Menge hat er trotzdem vergessen, und wenn man sagen kann »Bonjour, Monsieur«, dann genügt es sicher noch lange nicht, daß sie einen in Paris Möbel verkaufen lassen.

Übrigens war es die Nacht darauf besser, und zwei weitere Nächte schlief er fest und gut. Aber dann fand er, Herr Hinkel schaue ihn so komisch von der Seite an, die Nacht darauf war die Angst wieder da, und wieder die Nacht darauf war es ganz schlimm.

In der dritten Nacht, Markus Wolfsohn und seine Frau hatten sich früh zu Bett gelegt und waren auch eingeschlafen, kamen sie wirklich. Markus stand schlotternd und dürr in seinem zerknitterten Pyjama. Marie ging besonnen herum, fragte die Leute, was Markus mitnehmen dürfe. Zwischendurch herrschte sie ihn unterdrückt und heftig an: »Ich habe es immer gesagt, wir hätten türmen müssen.« Er war vollkommen verwirrt. Sie veranlaßte ihn, seinen besseren Anzug anzuziehen, weil er wärmer war,

packte ihm noch einige Kleinigkeiten ein. Die Kinder standen verstört herum. Die Polizisten sagten, man solle sie doch wieder ins Bett bringen und schlafen lassen. Sie waren höflich, geradezu freundlich, drängten auch nicht, es waren wirkliche Polizisten, keine Landsknechte. Als Frau Wolfsohn zum Schluß nun doch zu heulen begann, sagten sie: »Haben Sie keine Angst, meine Dame, Sie kriegen Ihren Mann schon bald zurück.«

Frau Wolfsohn tat das Ihre, um diese Tröstung wahr zu machen. Sie lief sogleich in die Gertraudtenstraße. Dort war man freundschaftlich besorgt, sie möge überzeugt sein, man werde tun, was irgend geschehen könne. Sie lief in die Büros der Jüdischen Gemeinde. Auch dort versprach man Hilfe. Sie lief zurück ins Geschäft. Martin selber empfing sie, sagte ihr, man habe völkische Anwälte eingespannt, in diesem Fall wohl die geeignetsten. Sowie man Nachricht habe, was man eigentlich Herrn Wolfsohn vorwerfe, werde er es ihr mitteilen. Frau Wolfsohn kam am Nachmittag wieder, am nächsten Vormittag, am nächsten Nachmittag. Herr Oppermann ist geduldig, Herr Brieger ist geduldig, auch Herr Hintze.

Am dritten Tag kann man ihr etwas mitteilen. Etwas Phantastisches: Herr Wolfsohn soll an der Brandstiftung im Reichstag beteiligt sein. Marie Wolfsohn war auf alles mögliche gefaßt gewesen. Vielleicht haben sie ihren Markus eingesperrt, weil er dem Schneider bei der Lieferung des letzten Anzuges drei Mark abgezogen hat. Vielleicht hat einer der Ollen Matjes erklärt, Markus habe beim Skat gemogelt. Heute kann ja jeder, der einem Juden nicht grün ist, ihn einsperren lassen. Aber daß man Markus Wolfsohn, ihren Markus, bezichtigte, den Reichstag angezündet zu haben, das warf sie um. Alle Welt weiß doch, daß der Herr Preußische Ministerpräsident den Brand gestiftet hat. Sind sie vollkommen meschugge, daß sie jetzt das

Verbrechen ihrem Markus von der Friedrich-Karl-Straße in die Schuhe schieben? Das glaubt doch nicht einmal der jüngste Säugling von der Hitlerjugend. Fassungslos schrie sie im Chefkontor in der Gertraudtenstraße herum. Erschreckt suchten Martin Oppermann und Herr Brieger sie zu beschwichtigen. Sie erklärten ihr, die ungeheuerliche Absurdität der Anklage sei ein gewisser Trost; denn auch die Behörden mußten einsehen, daß die Bezichtigung ausgerechnet des Verkäufers Markus Wolfsohn selbst im Rausch der nationalistischen Volksbelustigungen nicht verfangen konnte.

Dieser Markus Wolfsohn saß mittlerweile in seiner Zelle. Die Zelle war hell und kahl, aber gerade die trostlose, kahle Helligkeit machte sie doppelt schrecklich. Er hatte keine Ahnung, warum er hier saß, und sie sagten es ihm nicht. Drei Tage völlig stumm und allein in dem winzigen Raum zu hocken, immer im Hellen, denn auch bei Nacht schien grell die Lampe des Korridors in den Raum, war eine Marter, wie sie für den geselligen, gesprächigen Herrn Wolfsohn nicht grauenvoller ausgedacht werden konnte. Wieder und wieder prüfte er, was er wohl ausgefressen haben könnte. Er fand nichts. Er war, sprach man von Politik, immer stumm geblieben wie ein gebratener Fisch. Zogen völkische Landsknechte vorbei, dann streckte er eifrig den Arm aus auf altrömische Art, so gut er es konnte, und schrie »Heil Hitler«. Er war nicht musikalisch, es dauerte lange, bis er das Horst-Wessel-Lied von den vielen ähnlichen Matrosen- und Hafenliedern wegkannte; vorsichtshalber also war er, sowie er irgendeine solche Melodie hörte, sogleich aufgesprungen und hatte sich stramm hingestellt. Was also um Gottes willen warf man ihm vor?

Sie sagten es ihm nicht. Dreimal vierundzwanzig Stunden ließen sie ihn allein sitzen, stumm. Eine ungeheure, graue Hoffnungslosigkeit füllte ihn ganz aus. Selbst wenn sie ihn einmal wieder herauslassen, er wird immer verloren sein. Wer soll heute einen jüdischen Verkäufer einstellen, der von den Völkischen eingesperrt war? Arme Marie, dachte er. Wie gut wäre es für sie gewesen, sie wäre Mirjam Ehrenreich geblieben, statt Marie Wolfsohn zu werden. Dann säße sie jetzt vermutlich bei ihrem Bruder Moritz, schaute sich sportliche Veranstaltungen an, hätte zu leben, und dahinter sind Palmen und Kamele. So aber ist sie mit einem Vaterlandsverräter verheiratet und hat Kinder von einem reißenden Wolf. Wenn er sich wenigstens die neue Fassade nicht zugelegt hätte. Dann wären jetzt fünfzig Emm mehr auf der Bank. Ein Glück nur, daß er dem Ollen Matjes Schulze nicht das Ganze bezahlt hat. Das heißt, holla, vielleicht hat gerade der ihn angezeigt, wegen des Restes, zweimal hat er ihn schon gemahnt. Plötzlich hat er wieder die etwas angetrunkene Stimme Augusts im Ohr: »Du hast Dusel, wenn wir dich im Sommer überhaupt noch mit in die Karre nehmen.« Es ist eine Gemeinheit. Er hat am meisten in die Kasse eingezahlt, und jetzt, bei der Herrenpartie am Himmelfahrtstag, machen die andern Schabbes von seinem Geld.

Solange Herrn Wolfsohns Gedanken sich um solche Dinge drehen, hat er gute Zeit. Aber es gibt Stunden, da er nichts spürt als Angst, eine entsetzliche, vernichtende Angst. Wahrscheinlich wollen sie schreckliche Dinge mit ihm anstellen. Handelte es sich um etwas Kleines, dann hätten sie ihn längst einem Richter vorgeführt. Er erinnert sich an gewisse Reden des Führers im Radio: der Strafvollzug sei viel zu milde, man müsse wieder die guten, alten Methoden einführen, die Verbrecher öffentlich hängen,

ihnen mit einem Beil den Kopf abhauen. Er stellt sich vor, wie man ihn auf einem Karren zum Richtplatz hinausfährt. Der Mann mit dem Beil wird vermutlich einen Frack anhaben. Nie wird er, Markus Wolfsohn, lebendig dort ankommen. Zehnmal vorher wird er vor Angst gestorben sein.

Er summt vor sich hin, um sich Mut zu machen. Sowie die große Stummheit weg ist, wird es besser. »Moaus zur jeschuosi«, singt er, »Hort und Fels meines Heils.« Er singt unmusikalisch, aber ihm gefällt es. Es ist trostreich, eine Stimme zu hören, wenn auch nur die eigene. Er singt lauter. Da dröhnt einer herein. »Halt's Maul, Saujud«, schreit man ihn an, und wieder liegt die Zelle kahl, hell, stumm.

Er hockt jetzt den dritten Tag da. Er ist nicht rasiert, schlecht gewaschen, schweißig, sein Schnurrbärtchen ist verwahrlost. Trotz der neuen Fassade sieht er keineswegs mehr flott aus. Er sitzt stumpf da, seine hurtigen Augen haben alles, was man in dieser Zelle wahrnehmen kann, längst in sich aufgenommen.

An diesem dritten Tag, plötzlich, faßt ihn eine maßlose Wut. Er erhebt sich, aufrecht steht er da in dem winzigen Geviert, den einen Fuß vorgestellt. Der Staatsanwalt hat gesprochen, er hat ausgeführt, der Angeklagte Markus Wolfsohn sei ein reißender Wolf, er sei schuld, daß der Krieg verloren wurde und daß die Inflation gekommen ist und daß überhaupt das ganze deutsche Volk Pleite machte, und er beantragt gegen ihn Todesstrafe durchs Beil. Nun aber hat er das Wort, Markus Wolfsohn, und da er doch einmal verloren ist, sagt er den Richtern seine Meinung. »Das ist eine ganz gemeine Lüge, meine Herren«, sagt er. »Ich bin ein guter Bürger und Steuerzahler. Ich habe nichts gewollt als meine Ruhe. Bei Tag meine Kunden, abends einmal ein bißchen Skat, und Radio, und meine

Wohnung, für die ich pünktlich am Ersten meine Miete zahle. Möbel verkaufen ist doch keine staatsfeindliche Handlung. Nicht ich bin schuld, hoher Gerichtshof. Die mit den Hakenkreuzen sind schuld. Die Herren Zarnke, Zilchow und Co. Und wenn man es auch nicht sagen darf, es ist doch alles wahr, was man von ihnen sagt. Sie haben den Reichstag angezündet, und sie werfen die Leute aus den fahrenden Untergrundbahnen, und dann stellen sie einen Mann im Frack hin, daß er anständigen Leuten den Kopf abhaut. Das ist eine dolle Gemeinheit, meine Herren.« So hielt Herr Wolfsohn Abrechnung mit seinen Gegnern, leider nur in seiner Vorstellung. Der Richter aber, der im schwarzen Talar mit Barett und Krause ihm gegenübersaß, hatte weiße, starke Zähne und rotblondes Haar und war überhaupt Herr Rüdiger Zarnke.

Am vierten Tag wurde Markus Wolfsohn wirklich dem Richter vorgeführt. Der Richter trug freilich keinen schwarzen Talar, sondern einen gewöhnlichen Zivilanzug. Von der Stange gekauft, konstatierte Herr Wolfsohn. Wahrscheinlich in einem Kettenladen. Das sind aber auch jüdische Geschäfte. Da wird der Mann nicht mehr lange kaufen können. In Zukunft wird er mehr Geld hinlegen müssen.

Man fragte ihn, ob er sich mit Politik beschäftige, welche Zeitungen er gelesen habe. Eigentlich war das Verhör ganz gemütlich, ja, Herr Wolfsohn freute sich, nach so langer Zeit einmal wieder sprechen zu dürfen. Wo und wie er seine Abende verbracht habe, fragte jetzt der Richter, insbesondere in der zweiten Hälfte Februar. Um diese Zeit war Herr Wolfsohn schon nicht mehr zu den Ollen Matjes gegangen, er gab wahrheitsgemäß an, da sei er immer zu Hause gewesen. »Immer?« fragte der Richter. Er hatte eine dünne Stimme, und am Ende einer Frage kletterte sie zuweilen ganz hoch.

Wolfsohn dachte nach. »Jawohl, immer«, sagte er. Ein Mann mit einer Schreibmaschine war da, und der Richter ließ alles protokollieren. »Sie waren also auch in der Nacht vom 27. zum 28. Februar zu Hause?« fragte der Richter. »Ich glaube, ja«, sagte zögernd Wolfsohn. »Was haben Sie denn an diesem Abend getrieben?« wurde er weiter gefragt. Wolfsohn dachte scharf nach. »Das kann ich wirklich nicht mehr genau sagen. Gewöhnlich haben wir gegessen und uns eine Zeitlang unterhalten. Dann habe ich wohl noch die Zeitung gelesen und ein wenig Radio gehört.« – »An diesem Abend müssen Sie das aber alles ungewöhnlich leise getan haben«, meinte der Richter.

In Wolfsohn dämmerte ein Zusammenhang. Aha, Zarnke, es war Zarnke. Zarnke hat ihn ausspioniert. Aber sie können doch nur an ihn heran, wenn er was gesagt, nicht, wenn er nichts gesagt hat. Nochmals überlegte er scharf. In der Nacht vom 27. zum 28. Holla! Am 28. Februar ist Moritz Ehrenreich nach Marseille gefahren, das war an einem Dienstag, und am Abend vorher haben sie mit Moritz Abschied gefeiert. Natürlich, an diesem Abend war er nicht zu Hause gewesen. Und, aufleuchtend geradezu, sagte er zu dem Richter: »Entschuldigen Sie, Herr Richter. Sie sollen recht haben. An dem Abend war ich wirklich nicht zu Haus. Da habe ich Abschied gefeiert mit meinem Schwager, einem gewissen Herrn Ehrenreich, der am Tag darauf wegfuhr, vom Bahnhof Friedrichstraße, ich konnte nicht mehr an die Bahn. Wir waren in der ›Butterblume‹, einer Destillation an der Oranienstraße. Klein, aber sehr anständig. Mit vorzüglicher Bockwurst, Herr Richter. Das war das Lieblingslokal meines Schwagers.« – »Jetzt behaupten Sie also, Sie seien in der fraglichen Nacht mit Ihrem Schwager

zusammengewesen?« fragte nochmals der Richter. »Ja, so ist es«, erklärte Wolfsohn. Alles wurde protokolliert.

Wieder in seiner Zelle, wußte er immer noch nicht, was eigentlich man von ihm wollte. Aber soviel wußte er, nicht der Packer Hinkel war schuld und nicht der Olle Matjes Schulze. Und daß nicht diese beiden schuld waren, sondern Herr Zarnke, jener Zarnke, dem er von jeher alles Böse zugetraut hatte, war ihm eine gewisse Befriedigung.

Frau Wolfsohn – sie hatte niemand heraufkommen hören – erschrak, als es plötzlich scharf läutete. Es waren zwei Männer in brauner Uniform. Aber es waren nur Herr Zarnke und noch einer.

Herr Zarnke dröhnte herein. Eigentlich hätte er es nicht nötig, sich zu entschuldigen; aber, Mann der Ordnung, der er ist, erklärt er, der Hausverwalter habe ihn aufgefordert, sich die Wohnung einmal anzusehen. Frau Wolfsohn erwidert nichts. »Bitte«, sagt sie.

Herr Zarnke und der andere, es ist natürlich sein Schwager, Herr Zilchow, besichtigen also die Wohnung. Frau Wolfsohn hält sich schweigsam, reserviert, in der Nähe der Tür. Sie kennt genau den Zweck des Besuchs. Die Wohnung ist klein, viel zu besichtigen ist nicht, aber die beiden Herren bleiben auffallend lange. Herr Zarnke hat sich vorgestellt, bei Juden sei alles schmutzig, verkommen; jetzt wundert er sich, daß es im Grunde nicht viel anders ist als bei ihm. Ja, er kann nicht umhin festzustellen, daß der Raum geschickter ausgenutzt ist, und so einen großen Sessel hat er sich eigentlich schon immer gewünscht. Frau Wolfsohn selbst, füllig und rotblond, sieht, trotzdem er sie überrascht hat, nicht so vernachlässigt aus wie manchmal Frau Zarnke, wenn man sie überrascht.

Herr Zarnke ist ein gerechter Mann. »Ordentlich ist es bei Ihnen«, konstatiert er, »das muß man Ihnen lassen, trotzdem Ihr Mann ein Vaterlandsverräter ist.«

»Vaterlandsverräter?« sagt Frau Wolfsohn. »Sie sind wohl nicht bei sich«, sagt sie. Sie hätte noch viel mehr zu sagen, einiges recht Kräftige, Treffende. Aber sie ist nicht dumm, und seitdem sie ihren Mann weggeholt haben, ist sie doppelt klug geworden. Sie weiß, Schweigen ist immer das Klügste. Sie hat gemerkt, daß die Wohnung und daß sie selber auf Zarnke einen günstigen Eindruck gemacht hat. Soll er also auf Markus schimpfen, sie verkneift sich ihre treffenden Antworten. Stieke, stieke, sie wird den guten Eindruck nicht verderben. Vielleicht sagt er dann nicht ganz so ungünstig aus.

Die beiden Herren sind alles in allem recht befriedigt. Nur eines stört sie, der Schwager erklärt es mit Nachdruck: der Fleck an der Wand. Sie prüfen nach, wie tief er herunterreicht. »Sie gestatten«, sagt höflich Herr Zarnke und hebt das Bild »Spiel der Wellen« ein wenig weg. »Das ist ja ein Skandal, wie man das hat verkommen lassen. Ein schönes Bild übrigens.« Daß er das Bild anerkennt, veranlaßt Frau Wolfsohn, sich wegen des Fleckes zu rechtfertigen. Herr Krause, erklärt sie, habe ihrem Mann immer versprochen, das richten zu lassen; aber dann habe er sich gedrückt, weil sie Juden seien. »Nun ja«, sagt Zarnke, »das ist verständlich. Aber wenn *wir* kommen, muß das natürlich anders werden.« Dann schaut er das Ganze noch einmal an, wohlgefällig, mit einem umfassenden Blick. Und »Auf Wiedersehen«, sagt er, und sie gehen ab, nicht so dröhnend, wie sie kamen.

Den Tag darauf hatte Frau Wolfsohn einen anderen Besuch, für ihr äußeres Schicksal vielleicht weniger wichtig, aber voll tiefer Bedeutung für

ihr Innenleben. Sie erhielt nämlich eine Zustellung mit der blauen Siegelmarke des Amtsgerichts II, Berlin SW. Die Zustellung war eine Klage des Dentisten Schulze auf Zahlung des Betrags von fünfundzwanzig Mark, Restschuld für zahnärztliche Behandlung, nebst den entstandenen Mahnkosten.

Frau Wolfsohn starrte auf das gedruckte Formular, in das nur wenige Worte und Ziffern mit der Schreibmaschine eingefügt waren. Ihr Mann Markus hatte sie also beschwindelt, hatte sich die Brücke auf eigene Rechnung anfertigen lassen, hatte Geld vor ihr verheimlicht. Abgründe taten sich auf. Ein Mann, der seine eigene Frau so schamlos betrügt und das Geld seiner Kinder, nur um seine Zähne zu vergolden, aus purer Eitelkeit zum Fenster hinauswirft, ist zu allem imstand. Aufgewühlt saß sie. Vielleicht hat er wirklich heimlich umstürzlerische Politik getrieben, vielleicht ist etwas daran, daß er in den Reichstagsbrand mit hineinverwickelt war. Und der billige Bettüberzug, den er ihr zu Weihnachten geschenkt hat, das war natürlich auch Schwindel. Er hat viel mehr bezahlt, als er ihr vorgemacht hat. Woran soll sie noch glauben? Aber diese Anfechtungen hinderten nicht, daß sie sich auch weiterhin mit der gleichen Heftigkeit wie früher für ihren Markus betätigte.

Die Klage des Dentisten Schulze hatte übrigens einen zweiten Besuch Herrn Zarnkes zur Folge. In dem Häuserblock an der Friedrich-Karl-Straße gab es keine Geheimnisse. Man wußte sogleich, daß Frau Wolfsohn in Zahlungsschwierigkeiten war, man übertrieb, man faselte vom Besuch des Gerichtsvollziehers. Dabei brauchte sie doch nur den Betrag von der Bank abzuheben. Wie immer, Herr Zarnke hatte von dem Zahlungsbefehl gehört und war zur Stelle. Er machte keine langen Umschweife. Es war ja nun

doch wohl so gut wie sicher, daß er, daß heißt sein Schwager Zilchow, die Wohnung in kurzer Zeit übernehmen wird. Da wäre es schade, wenn Frau Wolfsohn die Möbel, die zum Teil sehr passend seien, an andere zu Schleuderpreisen abgäbe. Er sei bereit, ihr einen gewissen Betrag auf die Möbel vorzustrecken oder auch einige der Möbelstücke zu erwerben mit der Maßgabe, daß sie sie bis zum Auszug benützen könne. Sie sei ja eine propere Frau und werde darauf sehen, daß die Möbel, die einem andern gehören, ordentlich behandelt und geschont würden. Frau Wolfsohn, um ihn nicht zu verstimmen, sagte nicht glatt nein. Herr Zarnke betonte noch, viel könne er aber dafür nicht anlegen. Deutschland sei von den Juden und den Kapitalisten ausgesogen; Leute wie er und sein Schwager könnten sich Möbel wie diese nur knapp leisten.

Daß Deutschland von den Juden und Kapitalisten ausgesogen werde, war Herrn Zarnkes Meinung von jeher. Aber er hatte gehofft, der Führer werde da sehr rasch Abhilfe schaffen; diese Hoffnung war der Grund gewesen, aus dem er unter die völkischen Landsknechte gegangen war. Allein nun waren schon drei Monate vergangen, seitdem der Führer die Macht übernommen hatte, und immer noch hatte sich nichts geändert. Herr Zarnke wurde ungeduldig, mehr als ungeduldig. Alle in seiner Abteilung wurden es. In vielen Städten des Reichs begannen die Landsknechte zu meutern. Man hat dem Führer zur Macht verholfen, aber nun stellt sich heraus, daß die Wirtschaft der neuen Bonzen noch schlimmer ist als die, gegen die man aufstand. Ein paar frühere Reiche hat man enteignet. Aber ihr Geld ging nicht an die Massen; die andern Reichen und die völkischen Führer verteilten es unter sich. Der Reichspräsident bekam ein neues Gut zu dem alten, der preußische Ministerpräsident wurde ein reicher Mann, und Herr

Pfanz, der Präsident des großen Versicherungskonzerns, wurde Wirtschaftsminister. Das wäre ja gelacht, wenn man sich dafür so angestrengt hätte. So sprach man in der Abteilung des Herrn Zarnke. Er als Truppführer hätte die Pflicht gehabt, solche Reden zu melden, aber er tat es nicht. Auch die andern Truppführer taten es nicht. Ja, Herr Zarnke, wohl auch unter dem Eindruck der Wohnung und der Persönlichkeit Frau Wolfsohns, begann seine gesamten politischen Anschauungen zu revidieren. Wenn es um die Wirtschaftsversprechungen des Führers so faul stand, dann stand es wohl auch um anderes in seinem Programm faul. Vielleicht waren gar nicht die Juden an allem schuld. Vielleicht hat Herr Wolfsohn gar nicht den Krieg gemacht, und wenn er auch in der fraglichen Nacht nicht zu Hause war, so war er doch vielleicht am Reichstagsbrand nicht beteiligt. Mehr und mehr bemächtigten sich solche rebellischen Anschauungen der einfachen Seele des Sturmtruppführers Rüdiger Zarnke.

So war er nicht einmal sonderlich empört, als eines Mittags Herr Wolfsohn unvermutet wieder in der Friedrich-Karl-Straße erschien. Etwas blaß, schmächtiger als sonst, aber im übrigen keineswegs gedemütigt und zerdrückt.

Frau Wolfsohn, als Markus in der Tür stand, gab ihrer Freude nicht weniger laut Ausdruck als ihrer Empörung über die Leiden, die er hatte ausstehen müssen; sie nahm keine Rücksicht darauf, ob man sie nebenan hörte oder nicht. Geschäftig lief sie hin und her. Er mußte sogleich ein warmes Bad haben; dann holte sie Essen ein, und während sie es bereitete, ließ sie die Tür zur Küche auf, und er saß in dem schwarzen Ohrensessel, und sie unterhielt sich mit ihm. Er war selig, heimgekehrt zu sein, er saß da und schaute und hörte und sprach nicht viel.

Sie sah zu, wie er mit gutem Appetit aß, noch und noch, und es tat ihr nur ganz wenig leid, was das kostete. Eigentlich hatte sie die Absicht, ihre Klage gegen ihn in der Brust zu bewahren, bis er mit dem Essen fertig sei; aber da er sehr lange brauchte, hielt sie es nicht aus, und als er das Schnitzel mit Ei vollkommen verzehrt hatte und sich an den Käse machte, fing sie an, von dem ungeheuren Betrug zu reden, den er an ihr und den Kindern begangen habe. Er verteidigte sich kaum. Er aß den Käse, langsam, mit Genuß, zerknirscht dabei, doch nicht sehr.

Er war innerlich viel härter geworden. Er hatte den Entschluß gefaßt, nach Palästina zu gehen. Er war klein und nicht sehr kräftig. Aber wer, verdächtigt der Brandstiftung am Reichstag, ein paar Wochen Untersuchungshaft unter dem Regime der Völkischen mitgemacht und sie so überstanden hat wie er, der wird wohl auch noch fähig sein, Hebräisch zu lernen und sich in Palästina als Bauer niederzulassen. Frau Wolfsohn lachte ihn einfach aus. Aber Herr Wolfsohn blieb fest. Sprach vom Schicksal, las viel in der Bibel, las im Lesesaal der Jüdischen Gemeinde, was er über Palästina finden konnte, ging, mit Empfehlungen Martin Oppermanns und Briegers, zu hundert Leuten, um sich die Einwanderungssumme zu beschaffen, betrieb nicht überhastet, aber mit Eile den Aufbruch.

Vernachlässigte dabei nicht seine Pflichten im Möbelhaus Oppermann, von dem Packer Hinkel mit Haß, doch mit einer gewissen Bewunderung betrachtet, weil es ihm geglückt war, den Klauen der Völkischen wieder zu entrinnen. Der Packer Hinkel sah ein, daß offenbar selbst die völkische Bewegung zu schwach war gegen die jüdische Weltverschwörung. Es gelang den fünfundsechzig Millionen Deutschen nicht, diesen einen Markus Wolfsohn von seinem Posten zu vertreiben.

Herr Wolfsohn war weise geworden. Er dachte zurück an die Nächte der Angst, da er kaltschwitzend neben Frau Wolfsohn gelegen war, an die schrecklichen Nächte in der hellbeleuchteten Zelle. Auch gütiger hatten ihn seine Erfahrungen gemacht. Es war ihm nicht einmal eine besondere Freude, als er erfuhr, daß nun Herr Zarnke seinesteils verhaftet worden war, er und seine ganze Abteilung; Reichswehr hatte die Landsknechte überwältigt und sie ins Konzentrationslager abgeführt. Eine gewisse Genugtuung natürlich verspürte Markus Wolfsohn. Einmal hatte er sich ausgemalt, wie er es Herrn Zarnke geben wird. Nun hatte es das Schicksal Herrn Zarnke gegeben, viel schrecklicher, als Herr Wolfsohn es gewünscht hatte; denn wenn schon die Zelle so furchtbar war, wie erst mußte es im Konzentrationslager sein.

Herr Wolfsohn selber wiegte sich nicht in falscher Sicherheit. Emsig betrieb er seinen Auszug aus Deutschland, seinen Aufbruch unter einen besseren Himmel.

Als er die Zusicherung hatte, daß man seinem Antrag auf Genehmigung eines Einwanderungsvisums für Palästina stattgeben werde, erzählte ihm eines Tages Frau Wolfsohn, Frau Zarnke sei heute dagewesen und habe gebeten, ob man denn nicht etwas für ihren Mann tun könnte. Der sei unschuldig wie ein Säugling und sitze im Konzentrationslager, und die Kosten dafür würden ihr von ihrer Unterstützung abgezogen, so daß sie für sich und die Kinder nur mehr zweiundfünfzig Mark im Monat habe; davon könne sie nicht einmal die Miete zahlen, sie müsse die Wohnung an ihren Schwager abgeben. Herr Wolfsohn duckte das Triumphgefühl, das in ihm hochkommen wollte, schüttelte nur den Kopf und sagte: »Ja, ja, so geht’s.« Später sagte er, man dürfe sich natürlich unter keinen Umständen

irgendeine Kritik an den Maßnahmen der Regierung erlauben, ohne sich zu gefährden. Aber wenn er erst jenseits der Grenze sei, sei er bereit, Frau Zarnke eine einmalige Beihilfe von einem halben palästinensischen Pfund zu spendieren.

Jacques Lavendel holte den mittleren der ungesäuerten Fladen heraus, die in der altertümlichen, mehrstöckigen Silberschüssel verwahrt waren, und brach ihn in zwei Stücke. Er lehnte sich zurück auf das mit Atlas bezogene Kissen, hebräische Buchstaben in schwerer Goldstickerei waren darauf. Mit seiner heiseren Stimme, in aramäischem Singsang, rezitierte er: »Dies ist das Brot des Elends, das unsere Väter aßen in Ägypten. Wer hungrig ist, komme und esse mit. Wer bedürftig ist, komme und feiere mit uns das Passahfest. Dieses Jahr hier, das kommende Jahr in Jerusalem. Dieses Jahr Knechte, das kommende Jahr freie Männer.« Dann wandte er sich an seinen Sohn: »So, Heinrich, jetzt bist du daran.« Und Heinrich seinesteils rezitierte die uralten Fragen, die an diesem Abend der Jüngste der Tischgesellschaft zu stellen hat: »Wodurch unterscheidet sich diese Nacht von allen andern Nächten?« Alle am Tisch dachten an Berthold; denn hätte er diesen Abend noch erlebt, dann, er war etwas jünger als Heinrich, wäre es an ihm gewesen, dieses Stück zu rezitieren.

Es war der Abend des 11. April, des 14. Nisan jüdischer Rechnung, der Sederabend. Hochheilig seit Urzeiten gilt den Juden diese Nacht, sie feiern in ihr mit häuslichem Gottesdienst und Festmahlzeit die Erinnerung an die Befreiung aus Ägypten und an das Abendmahl des Passah. Lebendig durch die Jahrtausende blieb ihnen diese Erinnerung; denn »nicht Pharao allein ist aufgestanden wider uns«, heißt es in der Liturgie des Abends, »sondern in

jedem Zeitalter erhoben sich Menschen wider uns, um uns zu vernichten, aber Gott rettete uns aus ihrer Hand«.

Seit Gustavs fünfzigstem Geburtstag waren die Oppermanns nicht mehr so vollzählig versammelt wie heute im Hause Jacques Lavendels am Luganer See. Auch Joachim Ranzow und Liselotte waren da. Man saß um den großen, feierlich gedeckten Tisch. Die Geräte, die für den Ritus dieses Abends benötigt wurden, bildeten den schönsten Teil von Jacques Lavendels Sammlung. Auf dem Tisch stand die altertümliche, mehrstöckige Silberschüssel für die dünnen, weißen Fladen ungesäuerten Brotes, dazu kleine Silberplatten aller Art, eine mit einem Knochen und einem Rest gebratenen Fleisches, eine mit Salatblättern, ein Wägelchen mit süßem, aus Äpfeln und Nüssen bereitetem Mus. Silberbecher standen herum, ein ganz großer, gefüllt, unberührt, für den Propheten Elias, den Vorläufer des Messias, falls er, wie zu hoffen stand, in dieser Nacht als Gast erscheinen sollte. Jedem der Tischgenossen hatten Jacques Lavendel ein Buch mit der für den Abend vorgeschriebenen Gebetordnung hingelegt, eine »Haggada«. Er besaß viele Ausgaben dieses Buches, sehr altertümliche darunter, mit naiven Illustrationen. Merkwürdig wie diese Bücher war die ganze Feier, leidenschaftlich, naiv, heiter, schwermütig, voll hohen Stolzes und voll hoher Demut; kindliche Symbole und allertiefste lösten einander ab.

Gustav, während Jacques Lavendels heisere Stimme behaglich in dem altmodischen Singsang plätscherte, blätterte in seinem Gebetbuch, in seiner Haggada, beschaute die naiven Illustrationen. Da saß Pharao in einer Badewanne, die Krone auf dem Kopf, mit starrem Gesicht, es waren die zehn Plagen, und das Wasser verwandelte sich in Blut. Da saß er mit dem gleichen starren Gesicht auf dem Thron, und um ihn, es waren immer noch

die zehn Plagen, hüpften Frösche. Übrigens hatte man, wenn man die zehn Plagen aufzählte, bei der Nennung jeder einzelnen einen Finger in den Wein zu tauchen, einen nach dem andern, die zehn Finger der Hand; aus dem Becher der Freude nahm man die Tropfen weg, weil diese Freude bezahlt war mit den Plagen der andern. Der eigenen Plagen allerdings gedachte man auch recht ausgiebig. Da waren, auf den naiven Bildern seines Buches, Juden, die unter den Peitschen der Aufseher Ziegel schleppten und Lehm, die Städte Piton und Ramses zu bauen. Eigentlich hatten die Juden es leicht damals; es sind einfache Peitschen, mit denen diese Aufseher auf sie einschlagen. Jetzt schlagen sie mit Gummiknüppeln und Stahlruten, und man hört auch einiges von versengten Handflächen und Fußsohlen. Und plötzlich war das Bild wieder da, das Gustav unablässig verfolgte, seitdem er jenes Telegramm erhalten hatte: sein Freund Johannes Cohen, auf der Kiste stehend, sie war dreieckig komischerweise und schloß mit einer scharfen Kante ab; Johannes aber tanzte auf der Kante herum, machte Kniebeugen, groteske, sprang federnd hoch und wieder in die Knie, auf die Hampelmannart jenes berühmten Tänzers, den Gustav einmal in der Pantomime gesehen hatte, streckte die Arme aus, und in jeder Beuge, papageienhaft, rief er: »Ich Judenschwein habe mein Vaterland verraten.«

Gustav zwang sich zurück zu den Bildern seiner Haggada. Da sitzen sie um einen langen Tisch herum, eine Gesellschaft Juden, und halten ihr Abendmahl. Ja, seit etwa dreitausend Jahren so feiern sie ihre »Befreiung«. Es ist eine etwas zweideutige Freiheit, die ihnen beschert ist. Wenn sie Gott anflehen, seinen Grimm über ihre Feinde auszugießen, dann öffnet sie zum Zeichen der Zuversicht die Türen, auf daß die Feinde auch von dieser ihrer Zuversicht Kenntnis nähmen. Vorsichtige Leute aber, etwa Herr Weinberg,

lassen vorher auf dem Korridor nachschauen, ob auch niemand da sei, der hören könnte. Trotzdem glauben sie hartnäckig an ihre endgültige Befreiung. Seit fast neunzehnhundert Jahren jetzt stellen sie ihren Becher Weines hin für den Propheten, den Vorläufer des Messias, dickköpfig, Jahr für Jahr, und am anderen Morgen konstatieren die Kinder enttäuscht, daß der Becher noch voll ist, daß der Prophet wieder einmal nicht getrunken hat. »Es ist uns aufgetragen, am Werke zu arbeiten, aber es ist uns nicht gegeben, es zu vollenden.«

Jacques Lavendel war fertig mit dem ersten Teil des Gottesdienstes. Man begann zu essen. Bis jetzt hatte man hebräisch und aramäisch über das Land Ägypten gesprochen, aus dem Gott die Juden vor dreitausend Jahren befreit hat, jetzt sprach man deutsch über das Deutschland, aus dem sie noch nicht befreit waren. Denn nur ein kleiner Teil konnte aus dem Land des Grauens fliehen; es waren viele, die man nicht herausließ, und ließ man einen heraus, dann sperrte man ihm sein Vermögen. Wies man im Ausland auf das Schauerliche hin, was in Deutschland geschah, dann nahmen sie das zum Vorwand, die Juden dort noch ärger zu drücken. Soll man deshalb davon ablassen, die zivilisierte Welt gegen dieses Deutschland der Barbarei aufzurütteln? Nein. Darüber sind alle an diesem Tisch sich einig. Denn ob mit oder ohne Vorwand, die Völkischen sind fest entschlossen, das Vermögen der Juden in die eigene Tasche zu leiten, selber in ihre Stellungen einzurücken, sie zu vernichten. Man darf sich also nicht beirren lassen. Immer wieder muß man der Welt sagen, wie in diesem Deutschland alle kulturfeindlichen Urtriebe als Tugenden gerühmt werden, wie man dort die Hordenmoral des Urwalds zur Staatsreligion erhebt. Aber die Oppermanns sind kluge Leute, sie kennen die Welt. Diese Welt ist lau. Man hat Guthaben

in Deutschland, die man nicht verlieren will, man hat Interesse an Lieferungen für die deutschen Rüstungen, man fürchtet den Bolschewismus, der die Herrschaft der Völkischen ablösen könnte. Humanität und Zivilisation sind da schwache Argumente. Es müßten handfestere dazukommen, die Welt zum Eingreifen zu bewegen.

Martin sprach von seinen Plänen. Er für sein bescheidenes Teil will, was an Deutschland gut ist, auf andern Boden verpflanzen helfen. Von jeher war er interessiert an dem Innenarchitekten Bürkner. Aber das Möbelhaus Oppermann war nicht der rechte Start für ihn, dort konnte er ihn nicht wirksam propagieren. Jetzt will er ihn nach London holen, will einen exklusiven Laden aufmachen, nur um die Erzeugnisse dieses Bürkner zu vertreiben. Große Gewinne erzielen will er nicht. Für wen auch? Aber eine Aufgabe muß der Mensch doch haben.

Gustav, als Martin dies sagte, spürte ein geradezu körperliches Unbehagen. Früher hatte er Martins »Würde« manchmal belächelt; jetzt war er bestürzt, daß Martin diese Würde so ganz und gar eingebüßt hat. Niemals früher hätte er so redselig über seine Lage, seine Pläne, seine »Aufgabe« gesprochen. Diese »Aufgabe«. Man nimmt mit, was an Deutschland gut war, verpflanzt es ins Ausland. Du machst es dir zu einfach, mein Guter. Und Deutschland selber, überläßt man es dem Verfall? Martin weiß ja gar nicht, wie gut er es hat. Da sitzt diese Liselotte neben ihm. Ihr Gesicht ist weniger hell als früher, zugegeben, ihre langen, grauen Augen sind stumpfer geworden. Trotzdem: wie fest und gelassen sie dasitzt. In dieser Liselotte nimmt Martin wahrhaftig, wohin immer er geht, ein Stück Deutschland mit. Und solcher wie diese Liselotte gibt es viele, treu und zäh, viele wie die Bilfinger und Frischlin. Das ganze Deutschland, auch

heute noch, ist voll von ihnen. Soll man die einfach im Stich lassen? In der Schublade seines lächerlichen Hotelschreibtischs liegen Bilfingers Dokumente. Johannes Cohen ist im Konzentrationslager, wird »gebessert«. Wer in Deutschland weiß von diesen Dingen? Muß man es denen in Deutschland nicht sagen? Gustav fühlt sich seinen Brüdern, allen hier am Tisch, sehr verknüpft. Sie sind klug, er hat Respekt vor ihrem besseren Wirklichkeitssinn. Dennoch jetzt findet er ihre Klugheit lau, abgestanden. Wer Bilfingers Dokumente, wer Johannes Cohens Qualen einmal so gespürt hat wie er, der kann sich dieser Klugheit nicht mehr fügen.

Die Mahlzeit war zu Ende, Jacques Lavendel setzte den Gottesdienst fort. Aber er war konziliant; er nahm es nicht weiter übel, daß einige seiner Gäste sich in eine Ecke zurückzogen, leise weiterredend.

Das war Gina. Mit ihrer sorgenvollen Hausfrauenstimme erzählte sie, vor welch schwerer Entscheidung sie gestanden sei. Sollte sie Edgar nach Paris begleiten oder Ruth nach Palästina? Sie haben jetzt das Kind aufs Schiff gebracht. Das Kind hat sich die Begleitung der Mutter ernstlich verbeten, Ruth ist ja so selbständig und so gescheit. Aber wenn sie sich’s auch verbittet, sowie Edgar das neue Laboratorium in Paris halbwegs unter Dach hat, fahren sie hinüber nach Palästina und schauen sich nach dem Kind um.

Edgar selber hört nichts von ihrem schnellen, farblosen Geschwatz. Er sitzt am Tisch, wo Jacques Lavendel psalmodiert, und blättert in seiner Haggada. Er hat als Knabe Hebräisch gelernt, nicht sehr gut; etwas mühselig buchstabiert er sich die Worte zusammen, entziffert mit Hilfe der Übersetzung ihren Sinn. Er ist Kosmopolit, er hat von jeher gelächelt über das Bestreben der Zionisten, eine tote Sprache wieder lebendig zu machen. Jetzt muß sogar der kleine Dr. Jacoby Hebräisch treiben, um drüben

bestehen zu können, und anderswo hat er wirklich keine Aussichten. Er, Edgar, hat Aussichten. Aber er hat nicht viel Freude daran. Er ist nicht mehr jung, ein schweres Jahr liegt hinter ihm, kein leichtes vor ihm. Auch er beschaut sich die naiven Bilder seiner Haggada. Da werfen ägyptische Männer jüdische Säuglinge in den Nil. Was für unvollkommene Methoden hatten sie damals. Unsere Ägypter machen das gründlicher. Sie wollen die Juden allesamt sterilisieren, die Sozialisten dazu, alle Geistigen dazu; nur mehr die Völkischen sollen sich fortpflanzen, niemand mehr soll dasein, ihnen in die Suppe zu spucken.

Die in der Ecke sprachen wieder über Deutschland. Sie bemühten sich, trocken zu bleiben. Aber ihre Sachlichkeit war Maske. Ihre Heimat, ihr Deutschland, hat sich als Betrügerin erwiesen. So fest war man auf dieser Heimat gestanden, seit Jahrhunderten, und plötzlich glitt sie einem unter den Füßen fort. Man erwog nüchtern, daß man wohl nie mehr werde zurückkehren können; denn wodurch kann diese Herrschaft der Völkischen abgelöst werden als durch Krieg und Jahre des Blutes und der schauerlichsten Revolution? Aber ganz heimlich, gegen ihre Vernunft, hofften sie trotzdem, es werde anders kommen. Man wird zurückkehren, Deutschland wird groß und gesund werden, wie es war.

Jacques Lavendel forderte sie auf, wieder an den Tisch zu kommen. Er war auf der vorletzten Seite seiner Haggada. »Da müßt ihr noch mitmachen«, bat er, freundlich zuredend. Es war aber das Schlußstück der Haggada, jenes uralte, aramäische Lied von dem Lämmlein, das mein Väterlein um zwei Groschen gekauft und das die Katze totgebissen hat. Und nun beginnt Kreislauf und Vergeltung: der Hund reißt die Katze und der Stock schlägt den Hund und das Feuer verbrennt den Stock und die Flut

löscht das Feuer und der Ochs säuft die Flut und der Schlächter schlägt den Ochsen und der Tod schlägt den Schlächter und Gott schlägt den Tod. Ein Lämmlein, ein Lämmlein. Jacques Lavendel, kopfwiegend, die Augen halb geschlossen, hingegeben, psalmodierte das simple, tiefe, melancholische Lied. Geheimnisvoll klangen die aramäischen Worte; auch die Übersetzung, die dem aramäischen Text beigedruckt war, klang verschollen, beruhigend und bedrohlich zugleich. Gustav, durch Jacques Lavendels Singsang, hörte die verbissene, schwäbische Stimme: »Sie haben die Maßstäbe zerbrochen«, und er sah die Hand die falsche Inschrift: »2,50 Meter« wegwischen und das richtige Maß wieder anschreiben.

Und dann war das Lied zu Ende, und in das Schweigen hinein sagte Heinrich: »Well, Daddy, du singst ja ganz schön; aber wenn du uns das Lied auf dem Grammophon vorgespielt hättest, wäre es noch schöner gewesen.«

Man ging in ein anderes Zimmer. Jacques Lavendel, sich aus einem alten Ghettojuden in einen bürgerlichen Herrn von heute verwandelnd, erzählte von seinen Plänen. Er wird zunächst ein paar Monate hierbleiben, gründlich faulenzen. Eigentlich muß er dem Führer dankbar sein, daß er ihn, ein bißchen heftig, veranlaßt hat, endlich einmal auszuspannen. Er wird viel lesen. Man hat viel zuwenig gelernt. Der Junge allein kann es nicht für einen nachholen, wenn auch sein Rat mit dem Grammophon für gute Beobachtungsgabe zeugt. Auch reisen wird er. Es ist kein Verlaß auf Bücher und Zeitungen. Man muß in Amerika, Rußland, Palästina mit eigenen Augen anschauen, was wird.

Martin, wie er Jacques so sprechen hört, denkt, dieser Jacques Lavendel habe es leicht, zu reisen. Das Schönste an einer Reise ist die Heimkehr. Jacques Lavendel hat hier dieses Haus, wo er hingehört, er hat eine

Staatsangehörigkeit, er ist der einzige mit sicherem Boden unter den Füßen. Die andern alle sind unbehaust; wenn ihre Pässe abgelaufen sind, wird man sie kaum erneuern. Martin hat sich eine harte Haut zugelegt; dennoch, bei dem Gedanken, daß das Haus an der Gertraudtenstraße fortschwimmt, daß jetzt eigentlich dieses Zufallshaus in Lugano das einzig Feste ist, was die Oppermanns haben, gibt es ihm einen Stich. Und jetzt gar sagt Klara, bisher, wie immer, die Stillste von allen, in ihrer freundlichen, resoluten Art: »Es scheint, vorläufig weiß von uns noch keiner genau, wohin er geht. Ihr wißt, wenn einer Ferien machen will, hier ist er jederzeit willkommen. Es wäre uns eine Freude, wenn ihr euch manchmal hier treffen wolltet.« Sie sprach nüchtern wie immer, aber alle spürten es: jetzt hatten die Oppermanns keinen Mittelpunkt mehr, die Geschichte Immanuel Oppermanns und seiner Kinder und Enkel war aus.

Heute sitzen sie noch zusammen. Aber in Zukunft wird sie höchstens noch der Zufall zusammenführen. Die Heimat ist ihnen weggeglitten, sie haben Berthold verloren, das Haus in der Gertraudtenstraße und alles ringsherum, Edgars Laboratorium, das Haus in der Max-Reger-Straße. Was drei Generationen in Berlin, was drei mal sieben Generationen von ihnen in Deutschland aufgebaut haben, ist hin. Martin geht nach London, Edgar nach Paris, Ruth ist in Tel Aviv, Gustav, Jacques, Heinrich gehen wer weiß wohin. Sie werden verweht über die vier Meere der Welt, in alle acht Winde.

Immer dichter mittlerweile breiteten sich die Nebel der Lüge über Deutschland. Hermetisch abgeschlossen von der übrigen Welt lag das Reich, preisgegeben den Lügen, die die Völkischen Tag für Tag

vielmillionenfach aus Lautsprechern und aus gedrucktem Papier darüber ausschütteten. Sie hatten für diesen Zweck ein Sonderministerium gegründet. Mit allen Mitteln modernster Technik wurde den Hungernden suggeriert, sie seien satt, den Unterdrückten, sie seien frei, den von der steigenden Empörung der gesamten Welt Bedrohten, sie seien vom Erdkreis um ihrer Kraft und Herrlichkeit willen beneidet.

Das Reich rüstete zum Krieg, innerhalb und außerhalb seiner Grenzen, die Verträge offensichtlich brechend. Ziel des Lebens sei der Tod auf dem Schlachtfeld, verkündeten die großen Männer der Völkischen in Wort und Schrift. Krieg sei die erstrebenswerte Erfüllung des nationalen Schicksals, verkündeten die Lautsprecher. Alle freie Zeit der Jüngeren wurde auf militärische Übungen verwendet, die Straßen hallten wider von Kriegsliedern. Aber der »Führer«, in feierlichen, wild pathetischen Reden, versicherte, das Reich halte sich strikt an die Verträge, wolle nichts als den Frieden. Dem Volk erklärte man augenzwinkernd, diese Reden des Führers seien nur für das dumme Ausland bestimmt, damit man ungestört rüsten könne. Der hohe Zweck heilige diese aus »nordischer List« geborene »Tarnung«. So suchte die Regierung fünfundsechzig Millionen Menschen in einem Bunde augenzwinkernder Hinterlist zu vereinigen.

In diesem Geist erzog man die Jugend. Man lehrte sie, der Krieg sei nicht verloren worden, das deutsche Volk sei das edelste der Welt und darum innen und außen von tückischen Feinden bedroht. Man hielt die Jugend an, Fragern zu erklären, ihre militärischen Übungen seien nichts als »Sport«. Man lehrte die Kinder, wer eine Wahrheit sage, die den Völkischen nicht nutze, sei ein Lump und vogelfrei. Man lehrte die Kinder, sie gehörten dem Staat, nicht ihren Eltern. Man verhöhnte und bespie, was ihre Eltern

rühmten, rühmte, was ihren Eltern fluchenswert erschien, und bestrafte sie hart, bekannten sie sich zur Gesinnung ihrer Eltern. Man lehrte sie lügen.

Kein schlimmeres Verbrechen gab es in diesem Deutschland der Völkischen als das Bekenntnis zur Vernunft, das Bekenntnis zum Frieden und aufrechte Gesinnung. Die Regierung verlangte, daß jeder seinen Nächsten scharf beobachte, ob er auch die von den Völkischen vorgeschriebene Überzeugung bekunde. Wer nicht gelegentlich eine Anzeige erstattete, galt als verdächtig. Nachbar bespitzelte den Nachbarn, Sohn den Vater, Freund den Freund. Man flüsterte in den Wohnungen, denn das laut gesprochene Wort drang durch die Wände. Man hatte Angst vor seinen Kameraden, vor seinen Angestellten, vor dem Kellner, der einem die Speisen brachte, vor dem Nebenmann in der Straßenbahn.

Lüge und Gewalt gingen ineinander. Die Völkischen schafften die Grundsätze ab, die den Weißen seit der Französischen Revolution als die Elemente der Gesittung galten. Sie verkündeten, vor ihrem Gesetz sei der Mensch nicht gleich Mensch. Sie führten die Sklaverei wieder ein und »tarnten« sie als »freiwilligen Arbeitsdienst«. Sie sperrten ihre Gegner ein, hielten sie schlechter als Tiere, marterten sie und nannten das »körperliche Ertüchtigung«. Sie brannten ihnen Hakenkreuze in die Haut, zwangen sie, einander zu bepissen, Gras mit dem Mund auszuraufen, führten sie in lächerlichen Aufzügen durch die Straßen und nannten das »Erziehung zu nationaler Gesinnung«. Das Gesetz: »Du sollst nicht töten« wurde abgeschafft. Der politische Mord wurde als hehre Tat gepriesen, der »Führer« nannte Mörder, weil sie Mörder waren, seine »Kameraden«, man errichtete Mördern Gedenktafeln, riß Gemordete aus ihren Gräbern, machte einen Mörder, weil er Mörder war, zum Polizeipräsidenten. Es wurden im

ersten Vierteljahr der völkischen Herrschaft im Reich fünfhundertdreiundneunzig ungesühnte Morde begangen, mehr ungesühnte Morde als in dem ganzen Jahrzehnt vorher, und dies waren nur die bekannt gewordenen, dokumentarisch belegten Mordtaten. Auch wurden in den ersten Monaten der völkischen Herrschaft mehr Menschen hingerichtet als in den fünfzehn Jahren vorher.

Lüge und Elend gingen ineinander. Die Völkischen sagten »Freiheit und Brot«, aber sie meinten Freiheit nur für ihre Anhänger, die Gegner totzuschlagen, und Brot für ihre Anhänger aus dem Brot und den Stellungen der andern. Sie vertrieben die Begabten aus dem Land oder sperrten sie ein, um Platz für ihre unbegabten Anhänger zu schaffen. Sie verteuerten die Lebensmittel und senkten die Löhne. Hunger und Elend im Volke stiegen. Die Zahl der Eheschließungen im ersten Vierteljahr der völkischen Herrschaft blieb um fünfeinhalb Prozent hinter der entsprechenden Zahl des Vorjahrs zurück, die Sterblichkeit stieg um sechzehn Prozent. Die Arbeitslosigkeit schwoll ins Unermeßliche; Deutschland hatte die höchste Arbeitslosenziffer der Welt. Aber die Völkischen, mit eiserner Fresse, behaupteten, sie hätten die Arbeitslosigkeit vermindert.

Lüge, Profit und die Stillung eigener Lüste gingen ineinander. Wer der herrschenden Partei angehörte, konnte den Konkurrenten in einem Konzentrationslager verschwinden lassen. Nächst dem Führer war der beliebteste Mann unter den Deutschen jener gewesen, dessen Stimme im Rundfunk das Volk am meisten liebte. Jetzt büßte er den Wettbewerb, den er dem Führer gemacht hatte, im Konzentrationslager. Durch die Drohung mit dem Konzentrationslager erpreßte man von dem jüdischen Gläubiger den Nachlaß der Schuld, von dem jüdischen Schuldner beschleunigte Zahlung.

Dem jüdischen Hausbesitzer verweigerte man die Miete, »man werde sie ihm nach Palästina schicken«. Jeder Nichtvölkische lebte unter ständiger Drohung. Es genügte, zu konstatieren, die Fleischpreise hätten unter dieser Regierung angezogen oder das Programm eines völkischen Festes sei nicht gut zusammengestellt, um ins Konzentrationslager abgeführt zu werden. Schon eines solchen »Verbrechens« bezichtigt zu sein genügte, auch wenn es nicht begangen war. Gefiel einem der Völkischen die Nase eines Passanten nicht, so konnte er auf diese Nase schlagen. Erklärt er, der mit der Nase habe, als eine völkische Hymne angestimmt wurde, den Arm nicht schnell genug erhoben, war dies Rechtfertigung genug.

Das Volk war gut. Es hatte Männer und Leistungen größten Formats hervorgebracht. Es bestand aus kräftigen, arbeitswilligen, fähigen Menschen. Aber ihre Zivilisation war jung, es war nicht schwer, ihren immer bereiten, unkritischen Idealismus zu mißbrauchen, ihre atavistischen Triebe anzufachen, ihre Urwaldsaffekte, so daß sie die dünne Hülle durchbrachen, und dies war es, was jetzt geschah. Von außen sah das Land aus wie immer. Die Straßenbahnen, die Autos fuhren, Geschäfte, Restaurants, Theater, zu einem großen Teil gezwungen, hielten ihren Betrieb aufrecht, die Zeitungen hatten die gleichen Köpfe, die gleichen Lettern. Aber innerlich verwilderte, verlumpte, verfaulte, verkam das Land von Tag zu Tag mehr, Roheit und Lüge fraßen an ihm, das ganze Leben wurde übelriechende Schminke.

Sehr viele waren an öffentlichen Dingen uninteressiert. Sie glaubten dem vorgetäuschten Frieden des Alltags, den Festen und Kundgebungen, die die Völkischen, um das Elend der Bauern und Arbeiter, der Konzentrations- und Arbeitsdienstlager zu übertönen, in Fülle veranstalteten. Außerdem

täuschten diejenigen, die in die Stellen der vertriebenen Begabten eingerückt waren, und diejenigen, die vom Abfall der neuen Mächtigen lebten, einen neuen Wohlstand vor. Der größte Teil des Volkes freilich fiel nicht darauf herein, es gab mehr Empörte als Zufriedene. Sie flüchteten, zogen Landsknechtsabteilungen vorbei, in die Hauseingänge, um nicht grüßen zu müssen, sie bissen sich auf die Lippen, hörten sie das gemeine Lied vom Judenblut, das vom Messer spritzen solle, auf daß es noch mal so gut gehe. Aber sie mußten schweigen; wer sich beim Sprechen ertappen ließ, kam vor den Richter.

Da lernte man lügen in Deutschland. Viele rühmten laut die Völkischen, aber heimlich verfluchten sie sie. Ihr Kleid trug die braune Farbe der Völkischen, ihr Herz die rote der Gegner: Beefsteaks nannten sie sich. Die Partei der Beefsteaks war größer als die des Führers.

Aber ihre Stimmen drangen nicht ins Ausland, und die Stimme des Auslands drang nicht zu ihnen. Es gab ein Landsknechtsquartier in Berlin-Köpenick, Demuth hieß es, berüchtigt, weil man dort die Gefangenen auf besonders wüste Art »unterrichtete«. Während man sie in den Kellern mißhandelte, ließ einer der Landsknechte im Hof sein Motorrad laufen, so daß das Geräusch des Motors das Geschrei der Gefolterten und das Klatschen der Hiebe übertönte. Dieser Motor, angekurbelt, doch nur, um das Geschrei der Mißhandelten zu übertönen, das war das Sinnbild des Dritten Deutschen Reichs.

Widersinn und Lüge war, was die Machthaber dieses Reiches taten und was sie ließen. Lüge, was sie sagten und was sie verschwiegen. Mit der Lüge standen sie auf, mit der Lüge legten sie sich nieder. Lüge war ihre Ordnung, Lüge ihr Gesetz, Lüge ihr Urteil, Lüge ihr Deutsch, Lüge ihre

Wissenschaft, ihr Recht, ihr Glaube. Lüge war ihr Nationalismus, ihr Sozialismus, Lüge ihr Ethos und ihre Liebe. Lüge alles, und echt nur eines: ihr Haß.

Das Land seufzte. Aber es hielt Ruhe und Ordnung. Pfeiler dieser Ordnung waren die sechshunderttausend Landsknechte, und untermauert war sie mit den hunderttausend Häftlingen. Das Land verelendete, das Land verlumpte: aber wer über den Kurfürstendamm in Berlin ging, über den Jungfernstieg in Hamburg, über die Hohe Straße in Köln, der sah nichts als Ruhe und Ordnung.

Aus diesem Deutschland kam Anna.

Gustav stand auf dem Bahnhof des provenzalischen Seestädtchens Bandol und erwartete sie. Sie stieg aus. Ein klein wenig voller war sie, aber schmal noch immer, mädchenhaft und fraulich zugleich, groß, ruhig. Mistral war. Gustav sah vergnügt, wie der frische, angenehme Wind ihre Backen rötete, aber um die Augen blieb sie blaß. Fröhlich, gelassen saß sie neben ihm. Gustav griff nach ihrer Hand; sie streifte den Handschuh ab, ließ sie ihm.

Gustav war befriedigt, daß er für ihr Zusammensein diese schöne, südliche Landschaft gewählt hatte. Das Meeresufer sprang bald zackig vor, bald schwang es sich in großem Bogen, niemals allzu wirkungsvoll; niedrige Berge hoben sich in weiten Linien, mattfarbig, mit graugrünen Ölbäumen, graubraunem, bröckelndem Fels, mit Reben und Pinien.

Anna setzte ihm während des Abendessens auseinander, wie sie sich ihren Aufenthalt hier denke. Müde nach der heftigen Arbeit des letzten Jahres, freute sie sich auf das Nichtstun, auf das Meer. Schön wird das sein,

spazierengehen, baden, in der Sonne liegen. Aber ganz ohne Arbeit kann sie nicht sein. Ihr Französisch ist arg lückenhaft. Sie hat sich Bücher mitgebracht, ein gutes Lexikon. Sie sprach ruhig, ernst und fröhlich wie stets. Unter dem dichten, braunen Haar schauten ihre hellen Augen prüfend, ließen vieles liegen, packten, was ihnen zukam, langsam, doch für immer. Anna war genauso, wie Gustav sie vor neunzehn Monaten zum letztenmal gesehen hatte. Er war erstaunt. Ihm schien, es müßte jeder, der aus dem Lande des Alpdrucks kam, von Grund auf gewandelt sein. War es recht, was er vorhatte, von diesem hellen, gelassenen Gesicht, von dieser eckigen Stirn die Ruhe fortzuwischen, wie sie ihm für immer fortgewischt war? Und wenn es recht war, wird es ihm glücken?

Vornächst sprach er nicht von den Dingen, die ihn bewegten. Vielmehr sagte er Anna nur, daß er diesmal nicht so aus dem vollen wirtschaften könne wie früher. Ordentlich und rechenhaft, wie sie war, kam ihr das sehr recht. Sie mieteten ein kleines, altes Auto und zogen aus, abenteuerlustig, um ein billiges Haus zu suchen, in dem sie die paar Wochen wohnen könnten. Sie fanden eines, auf der Halbinsel La Gorguette. Breit, niedrig, einsam stand es an einer kleinen Bucht, rosigbraun, verwittert, auf nicht hoher Klippe. Dahinter hoben sich Hügel mit Ölbäumen, Reben und, vor allem, Pinien. Die Straße erstieg in rundem, klarem Schwung die Klippe. Weder Blumen noch Gräser gediehen in dem Salzwind. Vor dem Haus war nur das Meer und, sanft fallend, besonnt, sandiges Gelände, gesäumt von einer dichten Schonung junger, niedriger Pinien, die die Klippe hinunter zum Meer krochen.

Ein ärmlich angezogener Mensch zeigte ihnen mit edeln Gesten das Innere. Die Räume waren groß, kahl, verfallen, überall schaute das Meer

hinein. Wenige, ramponierte Möbel standen herum. Der Mann war sparsam von Wort, keineswegs aufdringlich. Anna glaubte, sie werde da schon zurechtkommen; es reizte sie, Ordnung zu schaffen. Mit ganz geringer Mühe und wenig Geld wird man das Nötigste reparieren. Der ärmliche Mensch mit den edeln Gesten, ein Weinbauer, der ein paar hundert Meter weiter innen im Land ein kleines Besitztum hatte, erklärte sich bereit, zu helfen. Sie mieteten.

In zweimal vierundzwanzig Stunden muß es soweit sein, daß sie das Haus beziehen können. Den ganzen andern Tag räumte und wirtschaftete Anna herum, der Mann sägte, hämmerte, ruhig, sparsam von Wort, mit schönen Bewegungen. Gustav schaute zu. Manchmal fragte ihn Anna um ein französisches Wort, um sich mit dem Mann zu verständigen. Sonst konnte er wenig helfen. Ihr machte die Arbeit Freude, sie ging ganz in ihr auf. Hätte er sie geheiratet, hätte er mit ihr zusammen gelebt, alles wäre anders gekommen.

Er stand im Wege. Er legte sich vors Haus, in die Sonne, döste vor sich hin in dem leichten Wind. Es war trostreich, und es war unheimlich, wie fest und ruhevoll Annas Gesicht war. Dieses Gesicht mit seinem breiten, schönen Mund, den kräftigen Jochbogen, der eckigen Stirn unter dem dichten, braunen Haar, dieses Gesicht war Deutschland.

Das Deutschland von gestern. Es muß ihm gelingen, die Ruhe aus diesem Gesicht zu verjagen, auf daß das Deutschland von heute wieder das Deutschland von gestern werde. Groß, graublau mit kleinen, weißen Wellen im leichten Wind lag das Meer vor ihm, die Landschaft war weit, friedvoll. Welche Freude es ihr machte, mit bescheidenen Mitteln Ordnung in dieses verfallende Haus zu bringen. Er könnte hier eine gute Zeit haben, wenn er

sich nur entschlösse, zu schweigen, Annas Ruhe nicht zu stören. Schade, daß er nicht schweigen darf.

Sie aßen etwas rasch Zusammengeholtes, Eier, kaltes Fleisch, Früchte, Käse, Wein. Es war ein heiteres Mahl. Annas Pläne, was alles man in diesen fünf Wochen machen müsse, gewannen festere Gestalt. Zunächst also wird sie hier die Geschichte ein bißchen auf die Beine stellen. Sie hat sich ein bestimmtes Bild gemacht, wie das hier aussehen muß, und so wird es auch ausschauen. Freilich werden sie, wenn sie einmal soweit ist, gleich wieder fort müssen.

Auch sonst hat sie feste Projekte. Sport, Training jeden Morgen, die schöne, leicht ansteigende Straße eignet sich gut zum Dauerlauf. Sie war ein methodisches Mädchen; aber sie hatte Humor, sie lachte mit, wenn Gustav sie wegen ihrer Pedanterie aufzog. Sie ist langsam, sie braucht Pedanterie. Es dauert zum Beispiel ziemlich lange, bevor sie sich in einem Menschen auskennt. Darum hat sie in der letzten Zeit systematisch physiognomische Theorien studiert. Gustav fragt sie, ob er klüger geworden sei in diesen letzten anderthalb Jahren, ob sie ihm etwas anmerke, ob er mit seinen Fünfzig endlich weiser sei. Anna schaut ihn ernsthaft an. Er habe sich verändert, erklärt sie. Sein genußsüchtiger Mund sei ein wenig schärfer geworden, auch um die Augen, der Nase zu, seien die Linien weniger weich, nicht mehr so willkürlich. Gustav hört sich ihre Analyse an, mit einem ganz kleinen Lächeln, nachdenklich.

Des Nachmittags fuhren sie nach Toulon, den Hausrat vervollständigen. Der Betrag, den Anna dafür anlegen wollte, war klein. Sie liefen herum, in vielen Läden, Anna war unermüdlich, fand hier ein Stück, dort eines. Sie freuten sich an der Buntheit der Stadt, an ihrem Lärm, sie aßen im Hafen,

dann zog Anna von neuem aus, allein, und schließlich erklärte sie triumphierend, jetzt habe sie alles zusammen, was sie sich wünsche.

Es wurde Abend, und es wurde Morgen, der dritte Tag. Anna wird bald soweit sein, daß sie zufrieden ist. Gustav hatte immer noch nicht von dem gesprochen, was ihn bewegte. Nach dem Mittagessen sonnten sie sich auf den Klippen ihrer kleinen Bucht. Anna lag auf dem Bauch, beide Arme aufgestützt, und las, das Lexikon neben sich, in ihrem französischen Buch. Manchmal fragte sie Gustav um die genaue Definition eines Wortes, sie war eigensinnig, zuweilen beharrte sie, auch wenn er recht hatte.

Er darf nicht auch diesen Tag vorbeigehen lassen, ohne zu sprechen. Umwegig, behutsam beginnt er. Das späte Frühjahr und der frühe Sommer seien in Deutschland die schönste Zeit. Eigentlich habe er sie bitten wollen, bevor sie wieder zu ihrer Arbeit zurückkehre, auf eine Woche oder zwei mit ihm nach Berlin zu fahren, in sein Haus an der Max-Reger-Straße. Er lag auf dem Rücken, die behaarten Hände unterm Kopf verschränkt; träg nachdenklich schaute er in den tiefen Himmel. Schade, schloß er langsam, daß das nun nicht möglich sei. »Wieso nicht möglich?« fragte Anna nach einer kleinen Pause, weiterlesend. Gustav richtete sich halb hoch. »Weißt du denn nichts? Hast du gar nichts gehört?«

Nein, sie wußte nichts. Es stellte sich heraus, daß sie von Gustavs Affären, von jenem Manifest, von seiner Verfolgung nichts wußte. Es stellte sich heraus, daß sie im Grunde von der ganzen deutschen Schweinerei nichts wußte.

Sie war empört über das, was Gustav geschehen war. Aber sie weigerte sich entschieden, aus diesem Fall Schlüsse aufs Ganze zu ziehen. In ihrer langsamen, bedächtigen Art setzte sie auseinander, wie sie die Dinge sah.

Sprach mehr für sich als für ihn. Eine nationale Regierung hat einer noch nationaleren Platz gemacht. Man feiert das in großen, dummen Reden, man hält gigantische, dumme Demonstrationen ab. Aber wann jemals sind Volksreden, Demonstrationen gescheit gewesen? Der Boykott war natürlich eine scheußliche Sache, auch die Bücherverbrennung. Die Zeitungen seien widerlich zu lesen, das Geschrei der Völkischen widerlich zu hören. Aber wer nimmt das ernst? Im Grunde geht das Leben weiter wie immer. In ihrem Betrieb zum Beispiel hat man einen neuen Betriebsrat gewählt, die Löhne der Arbeiter herabgesetzt. Der neue Betriebsrat hat zuerst versucht, sich aufzuspielen, hat verlangt, daß siebzehn Juden und Sozialisten entlassen würden. Aber jetzt hat man von den Entlassungen neun wieder eingestellt. Geheimrat Harprecht, ihr Chef, zieht sie zuweilen gutmütig auf »wegen ihres Juden«. Macht die äußeren Zeremonien des neuen Kultes mit, aber, mit ihr allein oder sonst mit Vertrauten, mokiert er sich darüber. Sie hat Zitate gelesen aus ausländischen Zeitungen über Greuel in Deutschland. Wenn sie diese Greuelnachrichten vergleicht mit dem, was sie mit diesen ihren Augen gesehen hat, dann beginnt sie zu zweifeln, ob von den Berichten über die Schrecken der französischen oder der russischen Revolution auch nur der zehnte Teil wahr sei.

Sie saßen nun beide aufrecht, Gustav hockte mit gekreuzten Beinen, sie saß ihm auf einem Stein gegenüber. Sonst hatte sie das französische Lexikon immer ordentlich in den Schatten eines Steinblocks gelegt, jetzt lag es in der Sonne, und sein Deckel krümmte sich. Sie sprach langsam, bemüht, nicht zuviel zu sagen und nicht zuwenig. Ihre hellen Augen schauten ihn voll und gelassen an. Dies war Anna, seine Anna. Sie kam aus Deutschland, dem hermetisch abgeschlossenen, sie war eine von denen, die

oben wohnten, sie wußte nicht, was unter ihren Füßen geschah. Sie glaubte an die »Ruhe und Ordnung«, sie verteidigte ihren Glauben.

Er hörte sie aufmerksam an, ohne sie zu unterbrechen. Was sie sagte, hat er mehrmals gehört, es stand in allen deutschen Zeitungen. Auf diese Art schützte man sich in Deutschland, auch die Redlichen, Gutgesinnten, um nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren, die Heimat.

Soll er sprechen? Hat es Sinn? Ist es nicht Leichtsinn, mehr als das, ruchlos, diese Frau aus ihrer guten, kraftvollen Ruhe herauszureißen? Er sieht Johannes Cohen, auf seiner Kiste, »Knie beugt, streckt«, er sieht aus wie der Hampelmann der Pantomime, mit seiner krächzenden Stimme, wie ein Papagei, ruft er: »Ich Judenschwein habe mein Vaterland verraten.« Dieses Mädchen Anna kann keine vier Wochen hier in dem südfranzösischen Hause leben, ohne Ordnung zu schaffen: soll sie weiterleben, ohne zu wissen, wie ihre Heimat verrottet und verfällt? Nein, er kann Anna nicht schonen.

Er beginnt zu erzählen von dem, was Bilfinger ihm berichtet hat. Er spricht, und um seine Worte ist das leise Geräusch des Windes und des Meeres. Er spricht nicht so trocken und sachlich wie Bilfinger, sein Gefühl färbt seine Worte, er kann nicht ruhig sprechen, er verstärkt da und dort, übertreibt. Ja, sie möge zuhören, so geschah es in ihrem Württemberg, ganz in der Nähe ihres Stuttgart, während sie herumging und nichts sah als Ruhe und Ordnung.

Während er spricht, weiß er, daß er schlecht spricht, viel zu erregt, nicht glaubwürdig. Er erzählt nicht, er plädiert. Was will er eigentlich? Was Bilfinger wollte, war klar. Er mußte erzählen, einem, den es anging, ihm, dem Juden. Was aber treibt ihn, Anna aufzurütteln? Er will doch nichts von

ihr. Er will doch gar nicht, daß sie etwas tue. Doch, er will etwas von ihr. Eine Bestätigung. Die Bestätigung, daß sein Gefühl recht ist. Ist das nicht selbstisch von ihm? Nein. Sie haben die Maßstäbe zerbrochen, und es ist uns aufgetragen, und er muß diese Bestätigung haben. Es gibt nicht viele, mit denen er reden kann. Mit Johannes Cohen hätte er reden können. Aber Johannes Cohen ist in Herrenstein. »Knie beugt, streckt.«

Anna hört zu. Ihre hellen Augen werden dunkler. Sie ist empört. Nicht über das Gehörte, sondern darüber, daß jemand das glauben kann. Weil man Gustav sein Haus genommen hat, glaubt er, das ganze Land sei plötzlich zum Urwald, seine Menschen zu Buschnegern geworden. Das Meer ist lauter, sie spricht mit starker Stimme. Ihre Wangen sind rotgefleckt, um die Augen ist sie ganz weiß.

Gustav ist nicht sehr berührt von ihrem Zorn. Er hat gewußt, es wird nicht leicht sein, Anna aus ihrem sichern Glauben herauszujagen. Sie kommt aus dem Land der Lüge. Seit Monaten haben die besten Techniker der Lüge mit den modernsten Mitteln Milliarden Lügen über das Land ausgestreut. Anna hat diese Lügenluft eingeatmet, Tag um Tag, Stunde um Stunde. Solche wie sie einzunebeln, ihnen zu verbergen, was ist, dafür arbeitet ja das Lügenministerium, darin ja sieht diese Afterrevolution ihre wichtigste politische Sendung. Anna ist bis in alle Poren vollgesogen mit diesen Lügen. Anna zu entgiften erfordert Zeit, Zähigkeit.

Gustav holt die Dokumente. Sie liegen auf dem Bauch, das Gesicht in die Hände gestützt, und er liest ihr vor, was Bilfinger aufgezeichnet hat. Gleichmäßig kommen die Wellen, die Papiere fliegen im Mistral, sie müssen sie mit Steinen beschweren. Gustav liest, reicht ihr die Anlagen, die eidesstattlichen Versicherungen, die Photos. Von seinen eigenen Dingen

spricht er wenig, nichts von Johannes Cohen. Es soll auf sie langsam zukommen, wie es langsam in ihn eindrang.

Wie er zu Ende ist, sagt sie nichts, schichtet die Dokumente sorgfältig zusammen, packt sie zurück in die feste Umhüllung. Sie ist nachdenklich, nicht gläubig. Auf dem kleinen, bröckeligen Pfad steigen sie hinauf zu ihrem Haus. Anna geht an ihre Arbeit. Später ruft sie ihn zum Abendessen. Vor ihnen ist das sandige Gelände, die Pinienschonung, das Meer. Es wird Nacht, es wird rasch kühl. Sie sprechen von tausend kleinen und großen Dingen; Anna ist vielleicht ein bißchen weniger fröhlich, doch gelassen wie stets.

So bleibt es den Abend, so den nächsten Morgen. Sie machen ihren Dauerlauf, schwimmen, gehen spazieren. Anna liest ihr französisches Buch, wirtschaftet. Der Tag läuft, wie sie es vorbestimmt hat.

Nur einmal sind die Dinge von gestern wieder da. Anna fragt, ob denn nun und wann Johannes Cohen komme; Gustav hat ihr geschrieben, er werde sie vielleicht auf drei bis vier Tage besuchen. Und jetzt spricht er ihr von seinem Freunde Johannes. Sagt ihr, daß er sie nicht besuchen werde und warum. Das trifft sie tiefer als Bilfingers Dokumente. »Und kann man ihm nicht helfen, kann man nichts für ihn tun?« fragt sie heftig nach einem betroffenen Schweigen. »Nein«, erwidert Gustav. »Die Landsknechte dulden nicht, daß einer ihnen da einredet. Mischt sich da ein Minister ein oder sonst ein Zivilist, dann kriegt das ihr Gefangener nur schlimmer zu spüren.« Er hatte die senkrechten Furchen in der Stirn, malmte ein wenig mit den Zähnen. Aber er versagte es sich, mehr von den Konzentrationslagern zu sprechen. Er merkte wohl, daß jetzt ihre Ruhe

erschüttert war, aber er war klug geworden, er wartete ab, bis sie es genügend gewälzt haben wird hinter ihrer eckigen Stirn.

Den Abend darauf war es soweit. Er lag bereits im Bett, lesend, als sie zu ihm kam. Sie setzte sich an sein Bett. Sagte, sie sei jetzt fertig mit der Einrichtung. Es sei so geworden, wie sie es sich gedacht habe. Aber sie habe keine rechte Freude mehr daran. Es seien üble Dinge, grauenvolle, von denen Gustav ihr gesprochen habe, und es sei nicht leicht, damit zu Rande zu kommen. Dennoch müsse sie das Ganze, ihr Deutschland, gegen ihn verteidigen. Im großen gesehen, sei dieser Umschwung notwendig gewesen und sicher dem Volk erwünscht. Die Machthaber von früher, das müsse er zugeben, hätten immer tausend Skrupel gehabt, Legalitätsskrupel vor allem. Statt ihre Gegner auf den Kopf zu hauen, hätten sie erst hundert juristische Gutachten eingeholt, ehe sie es wagten, sie zu ermahnen, sie möchten etwas weniger Hochverrat treiben. Wenn sie wirklich einmal einen politischen Mörder einsperrten, hätten sie ihn nach ein paar Wochen wieder freigelassen, und wenn sie einem Hochverräter die Pension strichen, hätten sie aus Legalitätsskrupeln diesen Beschluß nach vierzehn Tagen wieder rückgängig gemacht. Sie hätten nichts getan, sie hätten immer nur Watte gekaut, und darüber hätten sie die Republik vermorschen und verrotten lassen. Die neuen Machthaber seien schlau und einfältig, aber sie täten etwas. Das wünsche das Volk, das imponiere ihm. Auch der Führer, gerade in seiner schlauen, von keiner Kritik angefressenen Einfalt, in seinem sturen, gußeisernen Glauben, sei der rechte Mann fürs Volk, der notwendige Gegenpol zu den Leuten vorher. Es sei eine Revolution gewesen, eine erwünschte Revolution. Vieles Barbarische sei geschehen, aber das sei wohl die Begleiterscheinung jeder Revolution, und immer dann heulten die

Betroffenen über Raub, Mord, Weltuntergang. Habe Gustav ihr nicht selber erst gestern die Klage eines verschollenen ägyptischen Schriftstellers vorgelesen, mehr als viertausend Jahre alt und sehr ähnlich dem, was Gustav jetzt sage? Es sei Scheußliches passiert, ja, aber dafür seien einzelne verantwortlich, nicht das Volk und nicht das neue Reich. Und wenn es hunderttausend Untaten seien, dann seien es hunderttausend Einzelfälle.

Gustav schaute in ihr helles, ernstes Gesicht. Es war weniger ruhig als früher. Was sie sagte, war notdürftig aus allen Ecken zusammengeholt. Die Klage des ägyptischen Dichters von vor viertausenddreihundert Jahren. Sein gutes Gedächtnis hat die Worte festgehalten: »Die Fachleute sind verjagt, das Land wird von wenigen Sinnlosen regiert. Das Reich des Pöbels beginnt. Der Mann des Pöbels ist obenauf und nützt das aus in seiner Art. Er trägt das feinste Leinen und salbt seine Glatze mit Myrrhen, hat ein großes Haus und Kornspeicher. Früher lief er selbst als Bote, jetzt schickt er andere aus. Die Fürsten schmeicheln ihm, und die hohen Beamten des alten Staats machen in ihrer Not den neuen Emporkömmlingen den Hof.« Gustav ist ein Freund guter Zitate, aber das ist denn doch etwas weit hergeholt und genügt nicht, ihn zu widerlegen. Alles, was sie gesagt hat, ist Ersatz, tief unter ihrem sonstigen Niveau. Sie ist ein Mensch, wahrhaft von Grund auf. Wenn sie an etwas von ganzem Herzen glaubt, kann sie es gut ausdrücken. Was sie jetzt vorbringt, ist alles schwammig, bröckelig. Man braucht nicht lange Physiognomik studiert zu haben, um zu sehen, daß sie es nur halb glaubt.

Gustav hatte es nicht schwer, sie zu widerlegen. Er hatte sich halb hochgerichtet, er stützte das Gesicht in die Hand; scharf im Lichtkegel der Bettlampe, war es der Mittelpunkt des Raums. Ja, es sei richtig, sagte er,

nicht das Volk habe die Untaten begangen. Es sei ein großartiges Zeugnis für die Gutartigkeit dieses Volkes, daß es, von der Regierung vierzehn Jahre hindurch zu Pogromen gegen Sozialisten und Juden aufgeputscht, sich so ruhig gehalten habe. Nicht das Volk sei barbarisch, die Regierung sei es, das neue Reich, seine Beamten und seine Landsknechte. Alle die Untaten seien von Landsknechten der Regierung begangen, alle von der Regierung gedeckt worden. Die Barbarei liege nicht nur in den Taten, sie liege gerade in den Grundsätzen dieser neuen Männer. Sie hatten die alten Maßstäbe zerbrochen und Willkür und Gewalt legalisiert. Nicht daß die Untaten geschehen seien, werfe man dieser Regierung vor, sondern daß sie jede Untersuchung verhindere, die Ankläger einsperre und so immer neue Untaten von vornherein sanktioniere. Gustav sprach von den schamlosen Bekenntnissen zum Terror, die diese Leute in zehntausend Büchern, Reden, Verordnungen abgelegt hätten, von ihrer nackten, unverhüllten Futterjägerei. Von ihrem läppischen Rassendünkel. Sie haben einen Fetisch aus der Rumpelkammer herausgeholt, und der Magen kehrt sich einem um, wenn man zusehen muß, wie jetzt Professoren in ihren Hörsälen diesem Fetisch opfern, wie Richter auf ihren Stühlen im Namen dieses Fetisches Recht sprechen. Es ist eine scheußliche Komödie. Ein König in Unterhosen hockt da, und das Volk liegt auf den Knien und schreit, was er für einen herrlichen Ornat hat. Gewiß, sie bauen auch jetzt großartige Maschinen in Deutschland, sie arbeiten exakt in ihren Fabriken, sie machen herrliche Musik, viele Millionen Menschen bemühen sich, anständig zu bleiben. Aber neben ihnen hat sich der Urwald aufgetan, es wird gemartert und gemetzelt, und sie müssen krampfhaft wegsehen und weghören. Es seien die Untaten einzelner, zugegeben; zugegeben auch, jede einzelne Mißhandlung, jeder

einzelne Totschlag sei ein kleines Ding, gemessen am Ganzen. Nur eben, daß das Ganze sich aus lauter solchen kleinen Dingen zusammensetze wie der Leib aus Zellen, und daß schließlich das Ganze verderbe, wenn zu viele Zellen zerstört seien.

Gustav sprach auch diesmal nicht nüchtern, nannte kaum Ziffern und Daten. Aber er sprach aus, wovon er ganz voll war; es waren nicht Worte, die er vor sie hinbreitete, er schüttete sich selber aus. Sie schaute ihn an, seinen großen, erregten, redenden Kopf im Lichtkegel der Bettlampe, jedes Fältchen scharf beleuchtet. Er sah nicht jung aus, aber männlich, streitbar. Es war ein anderer Gustav als der, den sie kannte. Seine konziliante Lauheit war fort. Die Ereignisse hatten ihn gepackt, hatten sich mit ihm vermischt, hatten den Stoff, aus dem er gemacht war, verhärtet, verdichtet. Anna liebte ihn.

Trotzdem glaubte sie nur halb. Was sich hinter dieser eckigen Stirn einmal festgesetzt hatte, haftete. Es war eine aufreibende Arbeit, sie umzustimmen. Was Gustav aus ihr widerstand, war das ganze vergiftete, hypnotisierte Deutschland, das grauenvoll langsam aus seiner Betäubung in die Wirklichkeit zurückfinden wird. Da hatte er die Bestätigung, die er brauchte. Was er sich vorgesetzt hatte, war notwendige Arbeit.

Er war da, wo er sein wollte. Eigentlich dürfte er sich jetzt ein paar ruhige Wochen mit Anna gönnen. Was er später zu tun hat, wird sehr hart für ihn sein. Sie, trotzdem sie nicht mehr viel über Deutschland sprach, war verwandelt. So zögernd sie sich gibt, sie wird, zurückgekehrt, ein anderes Deutschland sehen.

Sie lebten ruhige, klare Tage in ihrem verwitterten Haus, das innen so voll Sauberkeit und Ordnung war. Im Frieden dieses hellen, lateinischen

Meeresufers war es schwer zu begreifen, daß nur zwanzig Stunden entfernt das Land des Alpdrucks lag, dieses Deutschland, über dessen große Städte plötzlich die Schrecken des Urwalds hereinbrachen. Gustav und Anna gingen durch die weite, sanfte Landschaft, in edlem Schwung stieg die Straße die Klippe hinan, Rebe, Pinie, Ölbaum war ringsum, das Meer tönte gleichmäßig in ihr Schlafen und in ihr Wachen, ständig wehte der leichte, frische Salzwind. Ziegenherden kamen des Abends über die stillen Hügel. Leben war weit und ruhevoll, antikisch.

Es gelang ihm, vier Tage hindurch kein Wort über Deutschland zu sprechen, ja, es gab Stunden, da er es vergaß. Dann, plötzlich, war es grauenvoll wieder da.

Sie saßen in einem der kleinen, bunten Cafés im Hafen des nächsten Meerstädtchens, und Gustav las in einer Zeitung. Auf einmal, blaß unter seiner Bräune, ließ er die Zeitung sinken. Anna nahm sie auf. Da stand, der bekannte deutsche Professor Johannes Cohen habe im Konzentrationslager Herrenstein Selbstmord verübt. Auch Anna erblaßte, als sie es las, erst um die Augen, dann zog Blässe über ihr ganzes Gesicht. »Wir wollen gehen«, sagte sie.

Sie fuhren nach Hause, schweigend. Gustav ging ans Meer hinunter, setzte sich auf einen Stein. Sie ließ ihn allein. Am Abend sagte sie: »Du hast recht gehabt, Gustav. Ich habe mich getäuscht. Ich habe weggesehen. Du hast recht, Deutschland ist anders. Es ist natürlich nicht dieser Tod allein, und es ist nicht, was du mir gesagt hast und was du mir zu lesen gegeben hast, und es ist nicht, weil man mir in Deutschland, wüßte man mich hier mit dir zusammen, die Haare abschnitte und mich als schamloses Geschöpf durch die Straßen führte. Aber wenn ich jetzt an das denke, was ich in

Deutschland gesehen habe, und wenn ich es von hier aus anschaue, mit meinen neuen Augen, jetzt, von dieser Stunde aus, dann muß ich es heraussagen: Ich schäme mich, Gustav. Dieses neue Deutschland ist grundschlecht.«

Gustav dachte an das gelbbraune, gescheite, hochmütige Gesicht seines Freundes Johannes. Selbstmord, Erschießung auf der Flucht, Herzschwäche, das waren die üblichen offiziellen Ursachen für den Tod im Konzentrationslager. Dann wurde, was von den Gefangenen geblieben war, zerbrochene Knochen, verstümmelte Fleischklumpen, in einen plombierten Sarg gelegt und den Angehörigen herausgegeben gegen Erstattung der Kosten und gegen die Zusicherung, daß der Sarg nicht geöffnet wird. Auch Todesanzeigen mit den Worten: »Plötzlich gestorben« verboten sie jetzt. »Die weitaus meisten meiner Freunde und Bekannten«, sagte er, »waren während des Krieges an der Front. Sehr viele sind gefallen. Ich habe meine Toten in diesen letzten Monaten nicht gezählt. Aber soviel ist gewiß: es sind, seitdem die Völkischen an der Herrschaft sind, mehr von meinen Freunden eines gewaltsamen Todes gestorben als in Kriegszeiten.«

Als ihn Anna später fragte, was er tun werde, erwiderte er: »Nicht schweigen. Das ist alles, was ich weiß.« Anna, zögernd, fragte: »Ist das nicht unvorsichtig?«, und die Angst in ihrer Stimme beglückte ihn. Er zuckte die Achseln. »Ich kann so nicht weiterleben«, sagte er.

Es wurde Sommer, Anna mußte zurück. Gustav brachte sie an den Bahnhof von Marseille. Sein Gesicht schien ihr ernsthafter als früher, knabenhafter und dennoch männlicher, zufriedener auf jeden Fall. Verwirrten Gefühls, ängstlich für sein Schicksal, beglückt über sein neues Wesen, fuhr sie über die Grenze.

Er stand am Bahnsteig, sah Anna verschwinden, dem Lande des Alpdrucks zu. Die Zeit mit ihr war eine gute Zeit gewesen und voll Gewinn. Er wußte jetzt Bescheid über vieles, was früher, unbewußt und unbedacht, ihn bedrückt hatte.

Vorläufig lebte er weiter in dem verwitterten Haus oben auf der Klippe, fern aller Hast. Die Ordnung, die Anna geschaffen hat, hält nicht lange vor, doch das stört ihn nicht. Er schließt sich nicht ab von den Menschen, schwatzt mit denen ringsum, Fischern, Wein- und Ölbauern, gelegentlichen Touristen. Aber er ist auch viel allein. Mit seinen Brüdern, seinen Leuten hält er wenig Verbindung. Man schreibt ihm, aber er antwortet spärlich, immer spärlicher. Ruhevoll lebt er vor sich hin, seines Schicksals sicher.

Das Geld in seiner Brieftasche nimmt ab. Er könnte sich an Mühlheim wenden oder an die Schweizer Bank, bei der er ein Konto hat; er tut es nicht. Solange das Geld in seiner Brieftasche vorhält, wird er noch hierbleiben. Das Geld auf der Bank ist für seinen späteren Zweck bestimmt.

Seine Gewohnheiten werden einfacher, er lebt bedürfnislos. Wandert oder fährt in seinem kleinen, immer mehr verkommenden Wagen in der schönen, weiten Landschaft herum. Man sieht ihn irgendwo in der Sonne liegen, seinen Imbiß verzehren, Brot, Käse, Früchte. Dazu trinkt er einen Schluck derben Landweins. Auch in den kleinen Kneipen sitzt er, redet mit Bauern, Händlern, Fischern, Autobusschaffnern. Lautsprecher sind da, am Nachmittag wird überall Musik gemacht, am Abend getanzt, das Leben ist bunt, lärmend. Gustav läßt sich gelassen treiben. Ja, er kann lustig sein, sehr liebenswürdig, oft ist ein Schimmer jenes früheren Gustav über ihm, dem die Männer gern zuhörten, auf dessen Freundschaft die Frauen stolz waren. Auch jetzt schauen die Frauen ihm nach und bedauern, wenn er weggeht. Er

ist oft besinnlich, selten trüb. Die Dinge im Lande des Alpdrucks sind da, er sperrt seine Sinne nicht vor ihnen zu, sie sind in ihm nicht weniger als jenseits der Grenze. Aber obwohl sie immer da sind, bleibt er ruhevoll, fast heiter.

In der nahen großen Stadt Marseille sieht er in einer Buchhandlung ein neues deutsches Werk ausliegen, eine Broschüre: »Bericht über die Sichtung einer neuen Menschenart. Für eine Freundin. Von Friedrich Wilhelm Gutwetter.« Er kauft das Buch. Er findet darin manches Schöne über die völkische Idee, hohe bedeutungsvolle Sätze, so hohe freilich, daß man die Idee nur mehr vag erkennen kann. Es ist eine Idee ohne Adresse und ohne Telefonnummer, man kann nichts Rechtes damit anfangen. Auch Sybil, seine kleine, dünne, sachliche Sybil, wird nicht viel damit anfangen können. Andern Tages, wie er seinen Imbiß mit auf den Weg nehmen will, fehlt es ihm an Papier. Er reißt zwei Blätter aus dem »Bericht über die Sichtung einer neuen Menschenart« heraus.

Aus Berlin teilt man ihm mit, es sei nun auch Jean, der alte würdige Diener des Theaterklubs, in die völkische Partei eingetreten. Das rührt ihn mehr auf. Seine letzte Zeit in Berlin und jene fünf Mark waren nicht gut angelegt. Er hätte diese Zeit besser auf Berthold verwendet.

Manchmal, wenn er unten allein an seiner Bucht liegt oder wenn er vor dem verwitterten, rosigbraunen Haus hockt auf dem sandigen, abfallenden, piniengesäumten Gelände, sieht er unten auf den Klippen einen Mann angeln. Eigentlich gehören die Klippen zu dem von ihm gemieteten Terrain, er könnte den Mann wegweisen. Er ist gern allein, doch auch die Nähe von Menschen ist ihm nicht unangenehm. Manchmal watet der Mann im Wasser herum, auf der Jagd nach Seeigeln, oft auch liegt er auf den Klippen und

sonnt sich. Bald wünscht Gustav ihm die Tageszeit, läßt sich in kleine Gespräche mit ihm ein. Der Mann ist schwer von Statur, faul von Bewegungen, hat einen großen Kopf mit einem dicken Seehundsbart, trägt einen weiten, dunkelblauen Anzug aus hartem, derben Stoff, wie ihn viele in dieser Gegend tragen. Es stellt sich heraus, daß er einer der zahlreichen Deutschen ist, die hier unten leben, ein gewisser Georg Teibschitz.

Herr Georg Teibschitz ist erst in den letzten Wochen aus Deutschland gekommen. Geld hat er wenig, doch genug, um drei oder vier Jahre vor sich hin leben zu können, hier oder sonstwo, wo die Winter nicht sehr kalt sind. Herr Teibschitz rekelt sich in der Sonne, blinzelnd aus Augen, die tief und schläfrig in seinem schweren Kopf liegen, döst vor sich hin, macht lange Pausen zwischen seinen Sätzen, vor seinen Antworten. Er hat viel gesehen und viel erlebt. Vor ein paar Jahren einmal scheint er reich gewesen zu sein, dann wohl ist sein Geld weggeschmolzen, später scheint er wieder Geld gehabt zu haben. Jetzt will er nur eines: Ruhe und wenig Menschen um sich. Er hat hier in der Nähe ein Häuschen gesehen, Häuschen ist zuviel, eine Hundehütte, eine angenehme Hundehütte in einer angenehmen Landschaft, graubraunfarben mit viel Ölbäumen. Die Hundehütte wird ihre fünfzehntausend Franken kosten. Herr Teibschitz hat in Deutschland eine Frau zurückgelassen, die ihm das Geld schicken könnte; aber er hat wenig Illusionen: wahrscheinlich wird sie es ihm nicht schicken.

Herr Teibschitz ist bedürfnislos, aber er liebt Fische und Meeresfrüchte aller Art und versteht sich darauf, sie gut zuzubereiten. Gustav bietet ihm an, das in seiner Küche zu tun. Es finden sich Holzkohlen und eine Art Grill. Herr Teibschitz, von Gustav sachkundig unterstützt, nimmt die Fische aus, brät sie mit Öl, fügt Rosmarin und Thymian zu; auch eine

schmackhafte Bouillabaisse vermag er zu bereiten. Er ißt langsam, mit Behagen, kaut lange, schmatzt wohl auch ein wenig.

Herr Teibschitz, als er noch reich war, hat mancherlei ästhetische Interessen gehabt. Vor allem hat er sich für Gemälde interessiert, er hat eine schöne Sammlung besessen, seine Stärke waren Landschaften. Er hat Sinn für Landschaften, er kann mit wenig Worten eine Landschaft vor einen hinstellen, daß man sie sieht. Er hat große Reisen gemacht und hat, was er sah, gut gesehen. Falls ihn die Frau im Stich läßt, so daß er hier die Hundehütte nicht kaufen kann, dann wird er wahrscheinlich eine Fußreise machen, hinunter durch Italien, durch Sizilien. Dies erzählt Herr Teibschitz Herrn Oppermann, stückweise, mundfaul, angelnd, auf den Klippen in der Sonne liegend, Fische bereitend.

Eines Tages erscheint Herr Teibschitz sehr verändert. Er hat sich den Seehundsbart abnehmen lassen. Der habe ihn beim Essen behindert, erklärt er Gustav. Gustav habe einen verderblichen Einfluß auf ihn, fügt er bei in seiner faulen, spöttelnden Art, er werde ihn noch ganz zum Sybariten machen. Aber das Umgekehrte ist wahr. Gustav wird durch die Gegenwart des andern immer bedürfnisloser. Jetzt kauft er sich auch einen weiten, blauen, derbstoffigen Anzug, wie der andere ihn hat. Seitdem Herr Teibschitz sich den Seehundsbart hat abrasieren lassen, kommt heraus, wie ähnlich sich die beiden Männer sehen, gar wenn sie in ihren weiten, dunkelblauen Anzügen nebeneinander sitzen. Unwillkürlich auch nehmen sie einer die Gewohnheiten des andern an. Früher hat Gustav seine Unart, mit den Zähnen zu malmen, bekämpft, jetzt läßt er sich gehen. Wenn Herr Teibschitz schmatzt, malmt er mit den Zähnen. Einmal, lachend, konstatiert er: »Wir schauen ja einer aus wie der andere, Herr Teibschitz.« Herr

Teibschitz betrachtet ihn. »Sie sehen bedeutender aus, Dr. Oppermann«, sagt er träg, trocken, undurchsichtig.

Herr Teibschitz spricht nicht oft von den deutschen Dingen, aber er vermeidet es auch nicht. Er war gern in Deutschland. Deutscher Himmel, deutsche Landschaft, deutsche Menschen waren ihm sehr lieb. Schade, daß sie jetzt die Landschaft mit ihren Hakenkreuzen verhunzen. Voriges Jahr, in Nidden, hat er ein Hakenkreuz gesehen, das den größten der riesigen Sandberge dort ganz überdeckte. Drei Tage darauf hat es freilich der Wind verweht. Die Landschaft läßt sich viel gefallen, aber am Ende bleibt sie doch immer die gleiche. Als er noch Geld hatte, ist er viel geflogen. Da sieht man, wie weit das Land ist und was für winzige Teile davon die großen Siedlungen einnehmen, von denen sie soviel hermachen. Schade, daß jetzt das schöne deutsche Land die Tollwut bekommen hat. Die andern wollen es noch nicht recht wahrhaben. Sie glauben, wenn sie dem tollwütigen Hund gut zureden, werde er nicht beißen. Aber nach seiner Kenntnis von tollwütigen Hunden sind die nicht so. Schade um das schöne Deutschland. Und er zeigt Gustav das Photo einer Voralpenlandschaft.

Ja, jetzt, bei seinem bescheidenen Einkommen, sammelt Herr Teibschitz an Stelle von Gemälden Photos. Gustav läßt sich gern Stücke ans dieser Sammlung zeigen. Menschen, Landschaften. Herr Teibschitz zeigt ihm wohl auch Köpfe aus dem Neuen Deutschland. Köpfe der führenden neuen Männer, sehr leere Köpfe voll hysterischer Strammheit und Brutalität. Einer wie der andere stehen sie vor dem Mikrophon, den Mund weit aufgerissen. Herr Oppermann und Herr Teibschitz, in ihren derbstoffigen, weiten, dunkelblauen Anzügen, neigen sich über die Photos, betrachten die Köpfe, einen aufgerissenen Mund nach dem andern. Sie sagen nichts, sie schauen

nur einander an, ihre eigenen Münder werden breiter, sie lächeln. Und plötzlich, trotz allem, was die Männer, die diese Köpfe tragen, ihnen angetan haben, pruschen sie heraus, lachen schallend, gelöst. Und dann weist Herr Teibschitz die Krone dieses Teils seiner Sammlung vor: ein Photo, auf dem mehrere der meistgenannten völkischen Führer einem Konzert lauschen. Die vorher die Mäuler so wüst und brutal aufrissen, hocken jetzt schlaff, der Musik sentimental hingegeben, die Augen träumerisch.

Daß sie auch anders können, zeigten weitere Photos aus der Sammlung des Herrn Teibschitz. Da waren Ansichtskarten, wie man sie in Deutschland für die Unterstützungsfonds der Landsknechte verkaufte, das Stück für zwanzig Pfennig. Dargestellt etwa war, wie Landsknechte einen jungen Juden kahl scheren, wie sie ein Mädchen auf einer Bühne zur Schau stellen mit dem Plakat: »Ich schamloses Geschöpf habe mich einem Juden hingegeben«, wie sie einen Arbeiterführer auf einem Schandkarren durch die Straßen ziehen. Unheimlich still waren die Gesichter der Opfer, der junge Jude hielt den Kopf schräg, das Mädchen hatte den Mund halboffen, der Arbeiterführer, ein alter, beglatzter Mann, lag auf seinem Karren, die Beine gekreuzt, den Oberkörper schräghoch, sich mühsam mit der Hand anklammernd, den Mund fest geschlossen. Herr Teibschitz reichte Gustav die Ansichtskarten, eine nach der andern, seine gebräunte, behaarte Hand kam schwer aus dem enggebundenen Ärmel der blauen Bluse. Gustav schaute sich die Photos lange an, auch sein Mund war verpreßt. Waren sie nicht wirklich tollwütig, daß sie ihre Schande triumphierend feilboten und in die Welt schickten?

»Begreifen Sie«, fragte er, »wie die Leute in Deutschland das aushalten können? Gehen sie nicht hoch, wenn sie das sehen?« Herr Teibschitz, in seiner langsamen, maulfaulen Art, meinte, es gebe schon Wut in Deutschland. Er habe da mancherlei gehört. In einem Konzentrationslager im Braunschweigischen zum Beispiel wollten die Gefangenen, als sie von Clara Zetkins Tod erfuhren, ihr Andenken feiern. Sie beschlossen, vierundzwanzig Stunden lang zu schweigen. Dieses Schweigen erbitterte ihre völkischen Wächter. Sie ließen sie hungern, verschärften den »Unterricht«. Der Lagerkommandant selber, ein gelernter Völkischer, wandte die schärfsten der erprobten Methoden an, das ärgerliche Schweigen zu brechen. Was er erreichte, war, daß gegen Abend zweiundzwanzig Gefangene wegen gefährlicher Blutergüsse ins Lazarett eingeliefert werden mußten. Die Häftlinge schwiegen weiter. Man ließ sie auch den Abend über hungern. Das Schweigen der vierhundert war so, daß man die Posten verdoppelte und die Maschinengewehre auf den Wachtürmen schußfertig machte. Die Nacht durch blieb der Kommandant mit seinen Leuten in Alarmbereitschaft. Gegen Morgen ließ er drei ältere Gefangene von den Pritschen holen und, da sie weiter schwiegen, auf der Flucht erschießen. Ein andermal erzählte Herr Teibschitz von der Hinrichtung von vier Altonaer Arbeitern, die bei einem Angriff der Völkischen auf ein Arbeiterviertel gefangen worden waren. Man hatte fünfundsiebzig Häftlinge herbeibeordert, damit sie den Tod ihrer Kameraden mit anschauten. Als man den jüngsten der Verurteilten nach seinem letzten Wunsch fragte, bat er, noch einmal die Arme ausrecken zu dürfen. Von seinen Fesseln befreit, schlug er dem Führer der Landsknechte die Faust ins Gesicht. Dann legte er den Kopf auf den Block.

Herr Teibschitz erzählte mehrere Geschichten solcher Art und mit so genauen Einzelheiten, daß sie unmöglich die Wiedergabe vager Zeitungsmeldungen sein konnten. Einmal fragte ihn Gustav: »Sagen Sie, Herr Teibschitz, woher wissen Sie diese Dinge so genau?« Herr Teibschitz, nach seiner gewohnten Art, machte eine lange Weile den Mund nicht auf. Gustav zweifelte schon, ob er überhaupt antworten werde. Es war später Nachmittag, ein blasser Himmel. Der Mond war aufgegangen, ein blaßgelber, zunehmender Mond, Sonne und Mond standen gleichzeitig am Himmel. »Wir wurden über alle diese Dinge sehr genau informiert«, sagte endlich Herr Teibschitz.

»Wer ist das: ›wir‹?« fragte Gustav. Er fragte zaghaft, es gelang ihm nicht ganz, seine Erregung zu verbergen. Herr Teibschitz gähnte. »›Wir‹ waren Nummern, wenn Sie es genau wissen wollen«, erwiderte er. »Ich zum Beispiel war Nr. CII 734. Es handelt sich da um Aufklärungsdienst im Innern. So eine Art Innere Mission«, fügte er träg hinzu. »Eine beschwerliche Sache, die Innere Emigration, kann ich Ihnen sagen. Man lebt in Restaurants, Hotels, schläft jede Nacht woanders, die Polizei immer hinterher. Oppermann-Möbel verkaufen ist wahrscheinlich leichter.« – »Und was sind das für Leute: ›wir‹?« fragte Gustav weiter. »Das sind«, erwiderte Herr Teibschitz, »Parteifunktionäre, Proletarier, viele Frauen, auch Kinder. Der Verbrauch an Menschenmaterial ist groß. Aber man hat Auswahl; auch die Zahl der Mißvergnügten ist groß. Man kann natürlich nur Leute nehmen, die genau wissen, wie es in einem ausschaut, der kein Geld hat.« Er drehte den schweren Kopf ein ganz klein wenig, blinzelte leicht, spaßhaft aus seinen schläfrigen Augen hinüber zu Gustav. »Sie zum Beispiel, Dr. Oppermann, hätten da wenig Chancen.«

Die beiden Männer lagen eine gute Zeit schweigend. Die Sonne ging hinunter. »Sie dürfen sich nicht vorstellen, daß es romantische Arbeit war«, sagte noch Herr Teibschitz. »Im Gegenteil, sie war ungewöhnlich langweilig. Büroarbeit unterm Damoklesschwert. Langeweile *und* Gefahr ist ein bißchen viel. Mir wurde es schließlich zu langweilig und zuviel. Es gehört ein guter, harter Haß dazu, da durchzuhalten. Ich bringe soviel Haß nicht mehr auf. Wenn man einem Irrsinnigen ein Maschinengewehr einmal überlassen hat, dann hat es keinen Sinn, ihn zu hassen, weil man es ihm nicht mehr abnehmen kann. Der kluge Mann türmt.«

Sonst sprachen die beiden fast nichts über Politik. Sie konnten stundenlang zusammen schweigen, angeln, den Fischern zuschauen, Ameisen beobachten, kleine Seekrebse, Spinnen. Wollten sie sich einen aufregenden Tag machen, dann holten sie sich Seeigel, an denen die kleine Bucht reich war.

Eines Morgens, der Sommer schritt spürbar vor, erzählte Herr Teibschitz Gustav, daß er nun bald seine Fußwanderung durch Italien antreten werde. Er habe von der Frau in Deutschland Bescheid erhalten. Sie wolle ihm Geld geben, soviel er wünsche, aber nur innerhalb Deutschlands. Mit seiner Hundehütte sei es also Essig.

Gustav war betroffen. Es arbeitete in ihm. Noch am gleichen Vormittag machte er Herrn Teibschitz einen Vorschlag. Er wagte sich nicht recht heraus damit, druckste ungeschickt herum, lächelte fast kindlich verlegen. Er sei bereit, Herrn Teibschitz das Geld für den Erwerb der Hundehütte zu geben. Er stelle die einzige Bedingung, daß Herr Teibschitz, der ja mit seiner Identitätskarte auskomme, ihm seinen Paß überlasse. Herr Teibschitz sagte »Hm«, sonst nichts.

Am Nachmittag hatte er seinen Paß bei sich. Prüfend schaute er Gustav auf und ab. »Gestalt mittel«, kontrollierte er die Beschreibung seines Passes, »Gesicht rund, Farbe der Augen braun, Farbe des Haares dunkelblond, besondere Kennzeichen keine. Es ist gut, daß ich mir den Schnurrbart erst später zulegte. Sonst würde man Sie sogar an der Paßphotographie von mir wegkennen. Jetzt sehen Sie nur bedeutender aus«, fügte er in seiner trägen, etwas hinterhältigen Art hinzu. »Aber vielleicht merken das die Männer an der Grenze nicht. Bon, Herr Teibschitz«, sagte er und gab ihm den Paß. Außerdem schenkte er ihm noch einen grauen Anzug, den er lange getragen hatte. Gustav haßte graue Anzüge; aber er war Herrn Teibschitz für diesen sehr dankbar und überließ ihm seinesteils für den Rest der Mietsdauer sein kleines, verkommenes Auto.

»Machen Sie's gut, Herr Teibschitz«, sagte Herr Teibschitz, als Gustav wegfuhr. »Und wenn es Ihnen zu langweilig wird – ich garantiere Ihnen, es wird –, dann kommen Sie zu mir in meine Hundehütte.«

Gustav hatte keine Eile. Er hielt sich in Marseille auf, in Lyon, in Genf, in Zürich. In Zürich traf er seinen Neffen Heinrich.

Das Gesicht des Jungen mit der bräunlich zarten Haut war noch immer sehr knabenhaft. Aber seine Augen waren älter geworden, nachdenklicher; sie schauten jetzt oft genauso schläfrig, betrachtsam und verschlagen wie die seines Vaters. Er hatte in diesen letzten Wochen viel nachgedacht. Die Worte und Begriffe kamen ihm schwer, aber zuletzt siegte seine gute, gesunde Vernunft immer wieder über jene dumpfe Wildheit, die ihn in seine mißglückte Auseinandersetzung mit Werner Rittersteg hineingetrieben hatte. Es war nicht leicht für einen so jungen Menschen, der in Deutschland

erzogen war und der Deutschland liebte, in diesen Wochen mit den deutschen Dingen fertig zu werden. Heinrich wußte, daß die Völkischen nicht nur seinen Vetter Berthold Oppermann in den Tod gejagt hatten, sondern auch sehr viele andere; er hatte jene Verfügung gelesen, daß in den Schulen Gasmasken bereitzustellen seien für alle Schüler mit Ausnahme der jüdischen. Er ballte seine jungen, kräftigen Fäuste, aber er verwechselte nicht die Völkischen mit den Deutschen, und er wahrte, sprach man von Deutschland, Besonnenheit.

Jetzt also saß er im Hotelzimmer seines Onkels Gustav, auf einem Kaminsims, bemüht, Gleichgewicht zu halten, daß nicht das gebrechliche Zeug unter ihm zusammenstürze. Gustav fragte ihn nach seinen Zukunftsplänen. Heinrich hat sich endgültig entschlossen, Ingenieur zu werden. Es sind vor allem gewisse Tiefbauarbeiten, die ihn interessieren. Er sieht da viele neue Möglichkeiten. Er wird mehrere Jahre in England und Amerika arbeiten, doch sein Ziel bleibt die Arbeit in Deutschland. Sicherlich hätte er überall bessere Aussichten. Aber Deutschland ist der notwendige Hintergrund für seine Lieblingspläne, wie er sich schließlich seine humanistische Erziehung nicht wegdenken kann, trotzdem sie ihm für seinen Ingenieurberuf wenig hilft. Er möchte in Deutschland arbeiten. Eine Autostraße unter Berlin durch schwebt ihm vor, eine Untergrundbahn für Köln. Er läßt sich an seinem Deutschland durch die Narren nicht irremachen.

Sein Onkel Gustav hört heraus, was ihm paßt. Also auch der Junge will demonstrieren, auf seine Art. Sie wollen ihn nicht in Deutschland, aber er will Deutschland; er will Deutschland das bringen, was er für richtig hält. Das rührt Gustav sehr an. Und ohne Übergang erzählt er ihm von andern

Deutschen, die sich nicht irremachen lassen. Von den Kindern, die sich trotz Schlägen weigern, das Horst-Wessel-Lied zu singen, von den Richtern, die sich ins Konzentrationslager sperren lassen, ehe sie den römischen Gruß ausführen, von den Gefangenen, die man erschießen kann: aber ihr Schweigen brechen sie nicht.

Doch damit ist er bei Heinrich nicht an den Rechten gekommen. Der springt herunter von seinem Kaminsims, läuft auf und ab. No, Sir, sagte er, solche Demonstrationen könnten ihm durchaus nicht imponieren. Auch er habe mancherlei davon gehört, nur eines nicht: ob sie nutzten. Er könne sich nicht denken, daß sie was nützten. Märtyrer habe man nun genug gehabt. Schluß damit. Er krümmt seine sehr roten Lippen, senkt ein wenig die Augenlider, sieht plötzlich erwachsen aus, seinem Vater ähnlich, doch bitterer als der, härter. »Stärker demonstrieren als mit dem eigenen Tod kann man nicht«, sagt er. »Berthold hat auf diese Art demonstriert. Ich war mit Berthold sehr befreundet. Genützt hat es nichts, daß er gestorben ist. Und wenn noch so viele sterben oder sich in diese grauenvollen Lager einsperren lassen, das nutzt nichts.«

Er hat entschieden gesprochen, fast ein bißchen pathetisch. Das liebt er nicht. Schnell begibt er sich in den Alltag herunter. »Well«, sagt er und lächelt und ist wieder ganz jung. »Ich bin ein schlechter Debattierer, aber ich habe hier einen Freund, einen Studenten, einen jungen Westschweizer, der kann das alles viel besser und schärfer sagen, was ich meine. Ich bin heut nachmittag mit ihm im Café Corso verabredet. Vielleicht kommst du auch hin. Pierre wird dich sicher interessieren. Er ist wirklich ein Kopf.«

Gustav kam. Heinrichs Freund erwies sich als ein rotblonder, vergnügter, ziemlich schnodderiger Junge von neunzehn Jahren, Pierre Tüverlin mit

Namen, ein Bruder des bekannten Schriftstellers, wie sich bald herausstellte. Mit seinem nackten, spaßhaften Gesicht, seinem rötlichen Haar, seinen fast wimperlosen Augen war er nicht dazu angetan, rasch Sympathien zu gewinnen. Trotzdem gefiel Gustav die schlenkrige Unbekümmertheit nicht übel, mit der er seine scharfen, altklugen Ansichten vorbrachte.

Das Café war groß, lärmend, rauchig, dazu voll von lauter Musik. Aber die beiden Jungens fühlten sich offenbar sehr wohl. Kaum hatte Heinrich erzählt, worüber er heute vormittag mit seinem Onkel Gustav gesprochen hatte, als Pierre Tüverlin, mit seiner hellen, gequetschten Stimme die Musik mühelos übertönend, auf Gustav losfuhr: »Nein, Herr, so geht das nicht. Mit Romantik ist da nichts zu machen. Ihre ganzen Demonstranten können mir gestohlen bleiben. Sie sind verdammt unzeitgemäß, darauf können Sie Gift nehmen. Gegen ein Maschinengewehr kommen Sie mit Demonstrationen nicht an.« Heinrich hing mit gläubigen Augen an seinem Freund. »Vernunft, Vernunft und nochmals Vernunft«, schloß der. »Das ist es, was wir jetzt brauchen.« Und Heinrich bekräftigte: »Common sense. Alles andere ausgeschlossen. Wer es auf andere Art machen will, ist aus der Mottenkiste.«

Gustav war verwundert, fast traurig, daß junge Menschen sich nur mehr an so kalten Dingen wärmen konnten. Die Musik spielte soeben ein Potpourri aus »Die Stumme von Portici«. Vor hundert Jahren hatte in Brüssel diese Oper die Hörer hingerissen, daß sie auf die Straße zogen und Revolution machten. Diese Jungens würden sich von so was nicht hinreißen lassen. »Und Sokrates? Seneca? Christus? War ihr Tod nutzlos?« fragte er.

»Das weiß ich nicht«, sagte ablehnend Herr Tüverlin. »Aber das weiß ich, daß es, seitdem es Experimentalwissenschaft gibt, klüger ist, für eine Idee zu leben, statt für sie zu sterben. Man nützt nämlich der Idee mehr damit. Ein paar kindische Verleumder haben dem großen Galilei angehängt, er habe gesagt: ›Sie bewegt sich doch.‹ Nichts hat er gesagt. Sowie er die Folterwerkzeuge gesehen hat, hat er schleunigst abgeschworen. Er war eben ein großer Mann. Da er genau gewußt hat, daß sie sich doch bewegt, warum sollte er nicht sagen, sie bewege sich nicht? Ob er es sagt oder nicht, sie bewegt sich doch. Hat er sich gedacht. Und so sollten es Ihre Demonstranten machen, Herr. ›Heil Hitler‹ sollten sie rufen, und denken sollten sie sich was anderes. Ihre Demonstranten, Herr«, schloß er, jedes Wort mit kräftigem Schlenkern seiner rötlich überflaumten Rechten unterstreichend, »sind unnützlich, romantisch, unzeitgemäß. In unserer Zeit jedenfalls sind Märtyrerallüren Unsinn.«

Heinrich genierte sich jetzt wohl ein wenig seiner Heftigkeit von vorhin. Er saß steif in seinem bequemen Caféhaussessel in der Haltung eines Menschen, der einen zeremoniösen Besuch abstattet. »Wir sprechen oft davon«, sagte er, »die Eltern und ich, was wohl die Juden in Deutschland machen sollen. Sie sind in einer scheußlichen Situation. Die meisten können nicht heraus, sie haben kein Geld, man läßt sie auch nirgends herein. Sie bemühen sich, unter den schwierigsten Umständen ihr Geschäft in Deutschland zu halten. Überall spuckt man sie an, sie sind vogelfrei, an den Bädern ist angeschrieben, sie dürfen nicht herein, ihre Pässe überstempelt man: ›Jude‹, kein Christenmädchen darf mit ihnen über die Straße gehen, aus den Vereinigungen werden sie hinausgeschmissen, Fußball dürfen sie nur unter sich spielen. Beschwert sich einer bei der

Polizei, dann kriegt er die Antwort, das sei der gerechte Zorn des Volkes. Sollen sie demonstrieren? Verlangst du von ihnen, Onkel Gustav, daß sie sich hinstellen und schreien: ›Nun gerade, ihr seid die Minderwertigen, und wir sind die Besseren‹?«

»Ich verlange gar nichts, mein Junge«, sagte Gustav. »Wahrscheinlich haben diese Juden in Deutschland recht.« Die Musik war lärmend, Tassen klirrten, Menschen ringsum schwatzten laut; dennoch sprach Gustav ohne viel Ton und so höflich, daß die jungen Menschen, die beide sogleich hatten weiterreden wollen, für einen Augenblick still wurden.

Dann sagte zunächst Tüverlin, gemäßigter: »Es haben Leute, die seit Jahrzehnten mit Jüdinnen verheiratet waren und Kinder von ihnen haben, erklärt, sie hätten jetzt ihren Irrtum eingesehen, sie schämten sich dieses Irrtums, sie hätten übrigens seit Jahren nicht mehr mit ihren jüdischen Frauen geschlafen, und sie haben die Scheidung eingeleitet. Das sind Scheißkerle. Trotzdem man nicht wissen kann, ob sie diese Erklärung nicht im Einverständnis mit ihren Frauen abgegeben haben, um diesen Frauen und ihren Kindern das Leben zu ermöglichen. Dann wären sie keine Scheißkerle, sondern kluge Männer.« – »Well«, sagte Heinrich, »es muß verdammt schwer sein, stillzuhalten, wenn ein anderer, der zehnmal mickeriger ist als man selber, einem auf den Kopf spuckt. Ich glaube, es gehört manchmal Selbstbeherrschung dazu, klug zu sein und das Maul zu halten. Mein Konpennäler Kurt Baumann hat mir geschrieben, sie haben jetzt lauter Themen, ›Was ist heldisch?‹ und so. Ich habe es im Deutschen immer nur zu einer Drei gebracht, aber *den* Aufsatz möchte ich ihnen schreiben. Sie würden Augen machen im Pennal. Sie würden mir eine Vier geben, aber ich verdiente eine Eins.«

Gustav konnte gegen das, was sein junger Neffe vorbrachte, wenig sagen, aber er hatte seine Bilder, die ihm aufgestiegen waren aus den Dokumenten Bilfingers, er dachte an die Photos des Herrn Teibschitz, an den Johannes seiner Visionen, den Hampelmann auf der Kiste, grotesk federnd, Knie beugt, streckt, papageienhaft krächzend. So saß er vor der Vernunft der jungen Leute in sicherer, sanfter Verstocktheit, und ohne Vorwurf, nachdenklich, sagte er zu seinem Neffen Heinrich: »Ich glaube, Ihr habt vor lauter Vernunft das Hassen verlernt.«

Heinrichs Knabengesicht lief rot an. Die ganze zarte, braune Haut seines breiten, großen Kopfes war durchrötet. Der dachte, wie er die Anzeige gegen Rittersteg geschrieben hatte, er dachte an den Wald bei Teupitz, an den ganz dünnen Mond, wie er Werner den Kopf in die feuchte Erde gedrückt hatte und wie er alles nur halb getan hatte, weil sein Haß nicht zureichte. Er schaute zornig aus und verlegen. »Ich bin doch nicht aus Holz«, sagte er schließlich. Aber, nach einem winzigen Schweigen, »deshalb würde ich doch die Hand ausstrecken und ›Heil Hitler‹ rufen«, beharrte er. »Sure«, versicherte er. »Zehnmal würde ich es tun.« Und der neunzehnjährige Pierre Tüverlin, mit seiner gequetschten Stimme, schloß die Debatte ab: »Es hat keinen Sinn, auf das Gefühl der Menschen durch schöne Reden und Gesten einwirken zu wollen. Ändert die Voraussetzungen, und ihr ändert die Menschen. Nicht umgekehrt.« – »Yes Sir«, sagte der siebzehnjährige Heinrich. Dann zahlte Gustav Kaffee, Brötchen und Zigaretten der beiden Jungens, und sie gingen.

Gustav packte am gleichen Abend alles ein, was er noch bei sich hatte, auch Bilfingers Dokumente und jenen Stoß Privatkorrespondenz mit der Mahnkarte, und schickte das ganze nach Lugano, es bei seinem Schwager

unterzustellen. Dann, mit einem listigen Lächeln, zog er den grauen Anzug an, den Herr Georg Teibschitz ihm geschenkt hatte.

Es war ein strahlender Tag, als der Mann mit dem Paß Georg Teibschitz die Grenze passierte, ein schwerer, träger, freundlicher Mensch in einem grauen, abgetragenen Anzug, einen verbrauchten, kleinen Koffer in der Hand.

Er trieb sich herum, in Süddeutschland zunächst, im Badischen, im Schwäbischen, in kleinen Städten, Dörfern, der Kaufmann Georg Teibschitz, der es, eine Zeitlang selbständig, zu viel Geld gebracht, der später im Dienst anderer gearbeitet hat und der im Augenblick allerdings stellenlos war. Er hatte gute Papiere, der Mann in Bandol hatte ihm noch mehr Legitimationen gegeben; er konnte belegen, was er sagte.

Er war ohne Hast. Er atmete deutsche Luft, sah deutsches Land, hörte deutsche Stimmen, schwamm in einem sanften, großen Glück wie in einem weiten Meer. Er ging durch die Straßen, fuhr über Land in diesem wunderschönen Frühsommer, atmete, schaute. Er war in diesen Tagen einverstanden mit sich und seinem Schicksal wie niemals vorher. Leben floß dahin, ruhig, gleichmäßig, stark wie immer, er ließ sich tragen.

Allein gerade, weil die atmende Ruhe und Ordnung dieses Deutschland ihn sogleich einspann, weil er sich mit der Bewegung der andern bewegte, die Gedanken der andern zu denken begann, spürte er doppelt die Gefährlichkeit dieser falschen Ruhe, die Notwendigkeit, aufzuzeigen, was für ein frecher Schwindel diese Scheinordnung war.

Langsam begann er seine Tätigkeit. Daß er in diesen letzten Wochen dort unten am südlichen Meer soviel mit Fischern, Autobusschaffnern, kleinen

Leuten jeder Art geschwatzt hatte, half ihm jetzt. Er ließ sich in langatmige Gespräche ein mit Kleinbürgern, Bauern, Arbeitern. Ihre Privatdinge versteckten die Leute nicht vor ihm; sowie er aber von Politik anfing, sperrten sie sich zu. Es war eine gute Zeit, zu schweigen. Dennoch gelang es ihm, den einen oder andern zum Reden zu bringen.

Er war enttäuscht. Die Bilder, die in ihm nach den Erzählungen Frischlins, Bilfingers, Teibschitz' aufgestiegen waren, hatten Wildheit und Farbe gehabt: die Wirklichkeit sah grau und nüchtern aus. Die Untaten der Landsknechte nahm man achselzuckend hin. Daß die Völkischen Schweinehunde sind, das sind olle Kamellen. Da braucht keiner herzukommen, einem das zu sagen. Daß man die Eingesperrten schlug, daß man ihr schmales Essen verpfefferte und ihnen für ihren Durst kein Wasser gab, daß man sie zwang, sich gegenseitig mit ihrem eigenen Kot zu beschmieren, gegen solche Berichte war man abgestumpft. Was einen erregte, war die Frage, wie man mit den immer knapperen Groschen auch nur die äußerste Notdurft stillen konnte. Nicht die Barbarei der Völkischen war den Massen das Problem, sondern der Zwang, mit den zwei Groschen weniger auszukommen, die sie einem jetzt auch noch abgezogen haben.

Ab und zu, in Caféhäusern, kleinen Restaurants, vor den Stempelstellen der Arbeitslosen stieß Gustav auf die Agenten jener geheimnisvollen Organisation, von der Georg Teibschitz ihm gesprochen hatte. Er suchte Beziehungen zu ihnen herzustellen, aber das glückte ihm nicht. Diese Leute wollen offenbar wirklich nur Nummern sein, wie Herr Teibschitz berichtet hat. Ein Mann wie Gustav kommt nicht an sie heran.

Einmal, unvermutet, in der Stadt Augsburg, trifft er Klaus Frischlin. Frischlin hebt die Stimme nicht, er will kein Aufsehen erregen. Um so

schärfer ist, was er sagt: »Sind Sie verrückt geworden? Was haben Sie in Deutschland zu suchen? Wie kommen Sie herein? Ich schaffe Ihnen die Möglichkeit, wieder über die Grenze zu verschwinden. Aber in vierundzwanzig Stunden seien Sie mir, bitte, drüben.«

So unerwartet diese Begegnung kam, Gustav war innerlich längst darauf vorbereitet. Frischlin war es, der ihn in diese Sache hineingezogen hatte, immer Frischlin, von dem Augenblicke an, da er ihm am Telefon sagte, er werde nach Bern kommen. Frischlin hat ihm als erster von den Geschehnissen in Deutschland berichtet, Frischlins wegen sprach Bilfinger zu ihm. Frischlin hat ihm jene Karte überbracht, die ihn an das Werk mahnte, das getan werden muß, auch wenn es nicht vollendet werden kann, Frischlin ist, Gustav weiß es längst, der Mann, der Georg Teibschitz zu Nr. CII 734 gemacht hat. Wie ein Schuljunge also, der freiwillig eine Arbeit leistet, die über seine Kraft geht, der aber dennoch erwarten darf, für den guten Willen belobt zu werden, listig, verschmitzt, ein verlegenes, kindliches Lächeln über dem ganzen großen, schlechtrasierten Kopf, vertraut Gustav dem andern sein Geheimnis an: »Sie haben hoffentlich nichts dagegen, daß ich CII 734 bin.« Aber Frischlins Miene versteint sich. »Sie sind ein Narr«, sagt er hart. »Was glauben Sie denn? Wir können Sie da nicht brauchen. Sie richten nur Schaden an.« Er wurde immer heftiger: »Was bilden Sie sich denn ein, Mann? Was wollen Sie denn hier? Was für eine Donquichotterie. Was für ein Lesebuchheroismus. Wem wollen Sie denn imponieren? Sie imponieren höchstens sich selber. Was Sie tun, erregt Ärgernis, nicht Bewunderung.«

Das Gesicht Gustavs war erloschen. Seine unrasierten Wangen hingen schlaff, er war ein alter Mann. Dennoch machten ihn die Worte Frischlins

keinen Augenblick schwankend. Klagend, störrisch, ein Kind, das, von den Erwachsenen nicht verstanden, auf seinem Vorsatz beharrt, schüttelte er langsam den großen Kopf. »Ich glaubte, gerade Sie müßten mich begreifen, Dr. Frischlin.«

Klaus Frischlin hatte es Gustav noch recht scharf geben wollen. Der Mann schadete ja nicht nur sich selber, sondern ihnen allen. Doch der Ton, in dem Gustav gesprochen hatte, zeigte ihm, daß man auf diese Art bestimmt nicht weiterkam. Plötzlich auch spürte er, wie freund ihm der schwere, wirklichkeitsfremde Mensch geworden war mit seinem kindlichen Elan, seiner sanften Bockigkeit, der Unberührtheit, die er seine fünfzig Jahre hindurch bis in dieses Deutschland hinein bewahrt hatte. »Ich möchte nicht, Dr. Oppermann«, sagte er, und Gustav hatte nie geglaubt, daß dieser Mann so warm und dringlich sprechen könnte, »daß Ihnen etwas zustößt. Es ist aber unvermeidlich, daß man Sie faßt, wenn Sie hier so sanft und aufrührerisch herumgehen. Bitte, gehen Sie fort aus Deutschland. Bitte, türmen Sie. Glauben Sie mir, unser Lessing würde Ihnen das gleiche sagen«, schloß er mit einem ganz kleinen Lächeln.

»Unser Lessing.« Gustav war sehr froh, daß Frischlin »unser Lessing« gesagt hatte. »Erinnern Sie sich«, fragte er, »an den Lessingsatz, den ich dem dritten Buche voranstellen wollte? ›Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung. Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. Laß mich nicht an dir verzweifeln, auch wenn es scheint, daß deine Schritte zurückgehen. Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du mußt auf deinem ewigen Weg sehr viel mitnehmen, sehr viel Seitenschritte tun.‹ Sehen sie«, schloß er triumphierend, »darum bin ich hier.«

»Das ist doch Wahnsinn, Mann«, sagte Frischlin, nun wieder ernstlich erzürnt. »Gerade darum müßten Sie doch türmen. Was wollen Sie denn? Der Vorsehung helfen, einen Umweg zu machen? Natürlich, Sie braucht man, um den Leuten zu sagen, was ist. Was ist, das wissen die Leute längst. Davon wollen sie nichts weiter wissen. Was sie wissen wollen, ist: was soll man tun? Wissen Sie das, Dr. Oppermann? Haben Sie eine Lösung? Sehen Sie: wir haben eine. Darum erlaube ich meinen Leuten, daß sie ihr Leben riskieren. Ihnen erlaube ich es nicht«, sagte er heftig.

Eine Strecke Weges gingen die beiden Männer nebeneinander, ohne zu sprechen. »Sind Sie jetzt sehr zornig auf mich?« fragte schließlich Gustav, bittend, betrübt, ein Junge, der etwas ausgefressen hat, aber doch im Innersten weiß, daß er im Recht ist. Frischlin zuckte die Achseln. »Es ist schade um Sie, Dr. Oppermann«, sagte er, und der Ton war so ähnlich dem, den Mühlheim manchmal gegen ihn anschlug, daß Gustav trotz Frischlins Zorn glücklich war über diese Begegnung.

Mit sanfter Hartnäckigkeit führte er sein Leben fort. Er war jetzt in jenen Gegenden, von denen Bilfingers Bericht erzählt hatte. Er fuhr herum in der schönen, schwäbischen Landschaft. Er wollte Bilfingers Material ergänzen; denn der Tag wird kommen, da dieses Material mehr als nur historisches Interesse haben wird.

Allein auch diese Tätigkeit brachte ihm Enttäuschung. Die Menschen, die bisher Namen gewesen waren, Worte, Buchstaben, erwiesen sich, nun sie leibhaft vor ihm standen, als viel schattenhafter denn die Bilder seiner Phantasie. Leibhafter war nur eines: ihre Angst, ihr ungeheuer verschüchtertes Wesen. Bei der leisesten Andeutung verstummten sie, zeigten ihm die Tür. Dem einen oder andern der Augenzeugen, soweit sie

nichts mit den Opfern zu tun hatten, konnte er die Zunge lösen; die Gesichter der Opfer selbst, sprach man von dem Geschehenen, versteinerten sich in der Entschlossenheit, nichts gesehen zu haben, nichts zu wissen.

Diese gestockte Angst, dieses tief eingebettete Grauen füllte Gustav mit geradezu körperlichem Mitleid. Von vielen Seiten her versuchte er die Verängstigten zum Reden zu bringen. Es war nicht nur sein Verlangen nach Material; er glaubte, die Geschlagenen würden über das Schrecknis, das ihr ganzes Leben verdarb, leichter hinwegkommen, wenn sie erst sprächen.

Einmal saß er mit einem Tierarzt, einem Krämer, einem Mechaniker bei einem Schoppen Wein. Die erregten sich, als man von dem sprach, was in ihrer Stadt geschehen war. Sie ließen sich gehen, brauchten kräftige Worte. Gustav tat mit. Am Nebentisch wurde man aufmerksam. Noch ehe sie das Lokal verließen, wurden sie festgenommen. Im Konzentrationslager Moosach nahm man seine Personalien auf: Georg Teibschitz aus Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstraße 92, Alter 49 Jahre, eingeliefert wegen Miesmacherei. Man schor ihn kahl, hieß ihn sich ausziehen – ungern trennte er sich von seinem grauen Anzug –, zwang ihn, gestreifte Kleider anzulegen. Der Rock war zu lang, die Hose viel zu knapp, Gustav sah lächerlich aus; wenn sie ihn Kniebeugen machen lassen, wird das in allen Nähten reißen. Er dachte an Johannes. Er hatte Angst vor den Kniebeugen und wartete gleichzeitig darauf, mit einer heimlichen Spannung.

Sie führten ihn auf einen Hof. Stellten ihn in eine Reihe mit fünf andern, hießen ihn strammstehen. Drei junge Landsknechte mit harten, gutartigen, bäurischen Gesichtern bewachten sie.

Die sechs hatten strammzustehen, sonst nichts. Die erste halbe Stunde strengte Gustav die gespannte Haltung nicht übermäßig an. Dumpf, tief in

seinem Innern, hatte er immer gespürt, daß sein Unternehmen ein solches Ende haben werde, hier zu stehen, den Körper gestrammt, grausam beaufsichtigt von dummen, gutartigen Jungens. Trotzdem hatte er sich seiner Aufgabe lustvoll hingegeben. Mochten Frischlin und der junge Heinrich sie sinnlos finden: er wußte, sie war ihm gemäß. So lange war Johannes Cohen ein Vorwurf für ihn gewesen, Johannes, aushaltend auf seinem Katheder inmitten von pöbelnden sächsischen Studenten, Johannes der Hampelmann, federnd, Knie beugt, streckt, der tote Johannes, zerbrochene Knochen, zerfetzte Klumpen Fleisches in einem plombierten Sarg. Jetzt konnte Johannes ihm nichts mehr vorwerfen. Sie standen auf gleich.

So dachte und spürte Gustav in der ersten halben Stunde. Von da an spürte er nur mehr: Ich halte das nicht aus. Man hatte sie über Mittag hungern lassen. Sein Nachbar hatte schon lange begonnen, sich zu lockern, zusammenzusinken; der Gummiknüppel hatte ihm wieder zur Strammheit verholfen. Wenn nur der Nacken nicht so weh täte, dachte Gustav. Ich werde jetzt den rechten Fuß vorsetzen. Nein, den linken. Dann werden sie schlagen. Ich werde trotzdem den linken Fuß vorsetzen. Ich werde ihn einfach hochziehen und ein paarmal ausschütteln. Aber er tat es nicht.

Dann endlich durften sie die Glieder rühren. Das war ein großes Glück, es tat zur gleichen Zeit weh und sehr wohl. Es gab Abendessen, eine Schmalzstulle. Gustav war durstig, aber leider gab man ihnen kein Wasser. Statt dessen hieß man sie zum Appell antreten. Sie mußten die Hakenkreuzfahne, die dann eingezogen wurde, auf altrömische Art grüßen und das Deutschlandlied singen. Dann endlich konnten sie schlafen gehen.

Gustav teilte seinen Raum mit dreiundzwanzig andern. Der Raum war eng und stank sehr, es war nicht angenehm, daran zu denken, wie er in einigen Stunden riechen wird.

Erst quälte Gustav der Durst. Das Stroh stach und kratzte, der Gestank wurde immer schlimmer. Doch der Durst ließ ihn den Gestank vergessen, die schmerzhafte Müdigkeit ließ ihn Durst und Gestank vergessen. Scheinwerfer leuchteten die Gebäude ab. In Zwischenräumen, kürzer als eine Minute, lief einem ihr greller Schein übers Gesicht. Wachmannschaften kamen nach Haus, grölten, fluchten. Fernher schrie einer, der wohl »verhört« wurde, er heulte langgezogen. Gustav lag auf der Seite, malmte leicht mit den Zähnen. Schlief ein. Schlief tief. Nicht Scheinwerfer, noch Lärm, noch Durst, noch Gestank störten ihn, bis ihn am frühen Morgen ein grelles Trompetensignal wachriß.

Nachdem sie, stramm neben ihren Lagern aufgepflanzt, ihr Morgengebet gesprochen hatten, kam für Gustav etwas Beseligendes: man holte Wasser. Herrlich war es, das Nasse über die gesprungenen Lippen träufeln, den Schlund hinunterlaufen zu spüren. Leider drängte der hinter ihm. Allein das Glück kam noch einmal. Es gab Frühstück, warmes, schwarzes Wasser, Kaffee genannt, dazu ein Stück Brot. Dazu freilich auch das Horst-Wessel-Lied und das Deutschlandlied.

Sie marschierten auf den Hof. Standen versammelt, viele hundert Sträflinge, in ihren grotesken, gestreiften Kleidern. Die Hakenkreuzfahne wurde aufgezogen. Sie grüßten sie auf altrömische Art, »Heil Hitler«.

Sie turnten. Es war ein schwerer, schwüler Tag, dicke, dunkelgraue Wolken am Himmel. Gustavs Abteilung hatte zunächst Dauerlauf zu üben. Zwanzig Minuten lang. Schon nach wenigen Minuten begann Gustav zu

schwitzen, aber der Dauerlauf fiel ihm nicht schwer. Vor zwölf Stunden war er erschöpft zu Tode gewesen; seltsam, wieviel geheime Kraftreserven der Mensch hat. Sie kletterten über eine Eskaladierwand. Wieder Dauerlauf. Sie knieten, den Kopf zum Boden. Sehr lange.

Es fing an zu regnen. Gustav wartete, daß man sie endlich Kniebeugen machen lassen werde. Aber das tat man nicht. Vielmehr hieß man sie, sich auf den feuchten Boden werfen und dort herumkriechen nach Kommando: Bein vor, Arm vor, Gesäß hoch, anderes Bein vor, andern Arm vor, aufstehen, niederwerfen, wieder hoch, wieder nieder. Es regnete stärker. Der kahlgeschorene Kopf wurde in der Nässe peinlich kalt. Schmutzige Pfützen bildeten sich auf dem kümmerlichen Rasen. Niederwerfen, in die Pfützen hinein, wieder hoch, wieder nieder, auf den Bauch in die Pfütze, schaukeln. »Deutschland in Ehren, zu Wasser und zu Lande«, schrie der kommandierende, besternte Landsknecht. Und »das ist eine gesunde Übung«, schrie er. »Da kann sich niemand darüber beschweren. Und wenn sich die ausländischen Juden darüber beschweren, dann beschweren wir euch mit Sandsäcken.« Er lachte schallend. »Mitlachen«, kommandierte er. Sie lachten mit.

Sie traten zur Arbeitseinteilung an. Es gab drei Gruppen von Häftlingen: leichtverbesserliche, schwerverbesserliche, unverbesserliche. Der Häftling Georg Teibschitz war wegen Miesmacherei eingeliefert worden, sonst lag nichts gegen ihn vor; er war vorläufig unter die Leichtverbesserlichen eingereiht. Man wies seiner Gruppe leichte Arbeit zu. Wie in vielen andern Lagern war man auch in Moosach, da man durchaus keine Arbeit für die Häftlinge finden konnte, auf den Gedanken gekommen, eine neue Straße anzulegen. Bedürfnis nach einer solchen Straße gab es freilich keines; die

Umgebung von Moosach war Sumpf und Moor, schwach bevölkert, die Anlegung der Straße infolge der Bodenbeschaffenheit schwierig. Allein Arbeit ist um ihrer selbst willen da.

Gustav hatte also Kies zu schieben. Der Karren war schwer, das Gelände weich, glitschig, immer wieder sank der Karren ein, an einigen Stellen war auf beiden Seiten grundloser Sumpf. Aber Gustav war kräftig. Bald allerdings schwoll die Haut seiner Handflächen an und bekam Blasen.

Etwa acht Minuten dauerte es, bis man den vollen Karren von dem Kiesstapelplatz zur Arbeitsstätte geschoben hatte, weniger als die Hälfte brauchte man für den Rückweg mit dem leeren Karren. War man mit dem beladenen Karren in der Nähe des Ziels, dann freute man sich auf die Erholung des Rückwegs. Gustav beschaute seine Kameraden. Einundzwanzig von den dreiundzwanzig seines Schlafraums waren da, kahlgeschoren oder mit ganz kurzem Haar, zumeist hatten sie wildes Gekräusel um die Wangen oder auch richtige Bärte; zwei hatten Haarbüschel in Form eines Hakenkreuzes. Einige trugen Brillen, die meisten hatten die Gesichter von Intellektuellen. Alle schauten abgezehrt aus, erschöpft, stumpf, manche schienen am Rande der Verblödung; fast alle hatten sie blaue und schwarze Flecken im Gesicht. Jetzt wußte Gustav, wie der wirkliche Johannes des Lagers Herrenstein ausgeschaut hatte. Anders als der Hampelmann seiner Visionen, viel erschreckender in seinen schmutzigen, gestreiften Kleidern. Für solche Betrachtungen hatte Gustav aber nur Zeit, wenn er den leeren Karren schob; schob er den vollen, dann, bald, dachte er nur mehr: Wann werde ich da sein? und: Wäre ich erst auf dem Rückweg.

Sie marschierten zurück ins Lager. Sangen das Horst-Wessel-Lied. Sprachen das Tischgebet: »Komm, Herr Jesus, sei unser Gast / Und segne, was du uns bescheret hast. / Schütze unsre deutsche Nation / Und unsern Reichskanzler Hitler, ihren größten Sohn.« Aßen Kohlrübensuppe und Brot. Wuschen das Geschirr. Marschierten hinaus auf den Hof. Standen stramm. Ließen den Musterungsappell über sich ergehen. Grölten, während der Befehlshaber die Front abschritt: »Heil Hitler.« Sangen das Deutschlandlied. Traten zum Turnen an.

Und diesmal, endlich, kamen die Kniebeugen. Sie gingen anders vor sich, als Gustav sich vorgestellt hat. Da war nichts von schnellem, federndem Auf und Nieder. Vielmehr vollzogen sie sich in vier Zeiten, jede, nach der Uhr gemessen, zwei Minuten. Erste Zeit: auf Fußspitzen, zweite: in die Kniebeuge, dritte: wieder auf Fußspitzen, vierte: Grundstellung. Hob man die Absätze nicht an, ging man nicht tief genug in die Beuge, dann halfen Fußtritte nach. Die Stiefel der Landsknechte waren groß und schwer. Gustav, während er in der Beuge hockte, dachte an seinen Großvater Immanuel, wie der ihm einmal, als seine Mutter sehr krank war, erklärt hatte: »Gam su letovo – Auch dies zum Guten.« Er hatte nicht begriffen, wieso etwas Schlechtes zum Guten dienen könnte. Der Großvater hatte ihm erklärt, es werde »angerechnet«. Es gebe da eine Art Buchführung, und was unten als böse erscheine, auf der Debetseite, erscheine oben als gut, als Guthaben. Ganz verstanden hatte der kleine Gustav nicht. Jetzt, langsam, dämmerte ihm, was der Großvater gemeint hatte. Mechanisch wiederholte er die hebräischen Worte. Eins, auf Fußspitzen: gam. Zwei, in die Beuge: su. Drei, wieder auf Fußspitzen: le. Vier, Grundstellung: tovo. Im übrigen bemühte er sich, nicht umzusinken; denn dann kamen die Stiefel der

Landsknechte. Nach einer halben Stunde war er erschöpft. Einmal sank er wirklich um, der Tritt des jungen, bauerngesichtigen Wächters war hart. Von da an dachte er nichts mehr, nur mehr an die zwei Minuten Grundstellung und Ruhe, und während der zwei Minuten Grundstellung und Ruhe dachte er mit Angst an die sechs Minuten Anstrengung, die nun folgen werden.

In der halben Stunde Freizeit nach dem Turnen lag Gustav in einem Winkel. Dann mußten sie antreten, und einer mit Sternen hielt eine Ansprache. Eigentlich sollte man, erklärte er, alle Juden und Marxisten abstechen wie Kälber. Aber das Dritte Reich sei edel und großzügig und mache den Versuch, diese Untermenschen zu erziehen. Erst wenn einer sich als ganz und gar unverbesserlich erweise, mache man Schluß mit ihm. Dies war offenbar der »Unterricht«, die »Erziehung«. Denn jetzt wurden ihnen Sätze aus dem Buche »Mein Kampf« vorgelesen. Im Chor hatten sie die These nachzusprechen: »So wenig eine Hyäne vom Aase läßt, so wenig ein Marxist vom Landesverrat«, und andere Leitsätze des Führers. Dieser Führer, wurde ihnen dann erklärt, sei am 20. April 1889 in Braunau in Österreich geboren; und alles, was er sage und tue, komme direkt von Gott. Wer von den anwesenden Rindviechern die Daten aus dem Leben des Führers und die heute vorgesprochenen Sätze bis morgen nicht auswendig könne, bekomme drei Wochen Bunker. Niedergelegt sei das Evangelium des Führers in dem Buche »Mein Kampf«; die Gefangenen hätten das Recht, dieses Buch zu kaufen, kartoniert um fünf Mark siebzig, gebunden um sieben Mark zwanzig. Das Geld könnten sie von ihren Angehörigen einschicken lassen.

Es waren vierundzwanzig Menschen, die auf diese Art unterrichtet wurden, die meisten Intellektuelle, Professoren, Ärzte, Schriftsteller, Anwälte, und der sie unterrichtete, war ein junger Bauernbursch. Die Häftlinge saßen da in ihren gestreiften Kleidern, blaue und schwarze Flecken im Gesicht, kahlgeschoren oder mit ganz kurzem Haar, zwei mit Haarresten in Form eines Hakenkreuzes. Sie saßen mit leeren Mienen, dumpf, und plapperten im Chor die Sätze, die man ihnen vorsprach, ängstlich bemüht, sie ihren gequälten Gehirnen einzuprägen. Dunkel erinnerte sich Gustav, daß einmal er aus denn Buche »Mein Kampf« vorgelesen hatte, einem Manne namens François, und daß sie gelacht hatten.

Auch in dieser Nacht schlief Gustav schwer und tief. Der zweite Tag verlief wie der erste, der dritte wie der zweite. Das Lager Moosach galt als human; zwar bekam Gustav Tritte und zuweilen einen Schlag über den Kopf, oder ins Gesicht, aber es wurden in diesem Lager die Gefangenen viel seltener zu »Verhören« geführt als in anderen. Worunter Gustav litt, das war die unzureichende Ernährung und das Übermaß des Exerzierens; oft fühlte er sich schwach trotz seines trainierten Körpers und spürte sein Herz.

Schlimm waren die Anstrengungen, schlimmer der Hunger, der Gestank, aber das Schlimmste war das ewige Einerlei, das ewig Graue. Man durfte mit keinem Menschen sprechen, und die Ödnis des Exerzierens zermürbte einen. Sie wollen einen zum Tier machen, dachte Gustav, sie wollen einem den Schädel leer und stumpf machen. Schon hatte er keine Gedanken mehr als solche, ob man heute Kniebeugen üben wird oder Strammstehen oder Kriechen im Gelände, und ob er heute den leichteren Karren oder den

schwereren bekommt oder gar den mit dem gesprungenen Griff, der für die Blasen an der Handfläche besonders schlimm ist.

Trotzdem er nicht mit ihnen sprechen durfte, kannte er jetzt seine dreiundzwanzig Stubengenossen genau. Er wußte, wer sanfter war, wer zornmütiger, wer körperliche Arbeit gewohnt, wer nicht, wer kräftiger, wer weniger kräftig, wer es vermutlich länger ertragen wird, wer kürzer. Er wußte, wer mit hoher Stimme »Zu Befehl« sagte, wer mit tiefer, wer laut sang, wer leise. Dies letztere war sehr wichtig; denn wenn das Horst-Wessel-Lied oder das »Heil Hitler« nicht schneidig genug klang, kam es vor, daß die Laune des inspizierenden Mehrbesternten litt. Am meisten fiel unter Gustavs Stubengenossen ein Mann auf, vielleicht Mitte der Fünfzig, der oft mit den Augen zwinkerte und offenbar eine Brille getragen hatte; noch sah man den leicht vernarbten Einschnitt über der Nase. Die Brille war wohl bei einer »Vernehmung« zerschlagen worden, oder sie hatten sie ihm zum Spaß weggenommen. Dieser Mann hatte auf alles, was man ihm sagte, nur die ängstliche Antwort: »Zu Befehl«, und hielt, sprach man ihn an, erschreckt den Arm vors Gesicht. Es war klar, daß sein Hirn versagte. Er störte bei den gemeinsamen Übungen und Arbeiten, er war eine Belastung für seine Mithäftlinge, sogar für die Wachmannschaften. Diesen aber, die selber unter der Langeweile des Dienstes litten, bot die Blödheit des Mannes willkommene Abwechslung, sie zogen es vor, mit seiner Idiotie amüsante Experimente zu machen, statt ihn in eine Anstalt für Geistesgestörte zu stecken.

Die Tage verliefen gleichmäßig, nüchtern. Einmal, wie Gustav seinen Karren auf einer neuen Strecke schob, kam er an einen schwärzlichen Tümpel. Er verschnaufte einen Augenblick. Da sah er in dem besonnten

Wasserspiegel einen großen Kopf mit einem schmutzigen Krausbart, ein wenig weißlichen Flaum auf dem Schädel. Er hatte sein Gesicht lange nicht mehr gesehen, früher hatte er es oft gesehen. Mit Interesse beschaute er den Kopf. Er war abgezehrt, die Augen matt, mit blutigen Äderchen. So also sah jetzt Herr Georg Teibschitz aus. Gustav wunderte sich, aber ihm mißfiel dieser Herr Georg Teibschitz nicht. Leider hatte er nicht lange Zeit, das Gesicht zu betrachten, denn sein Karren mußte zurück. Als er den andern Tag an die Stelle kam, war der Tümpel so ausgetrocknet, daß er das Gesicht nicht mehr darin sehen konnte. Er war enttäuscht.

Die Tage gingen hin, es war immer die gleiche folternde Ödnis und Grauheit. Erst gegen Ende der zweiten Woche gab es einen Zwischenfall. Einmal nämlich wohnte ein höherer Offizier der Landsknechte, einer mit Eichenlaub, dem »Unterricht« der Abteilung bei. Die Abteilung hatte im Chor einen der völkischen Leitsätze zu sprechen: »Gemeinnutz geht vor Eigennutz.« Sie sprachen den Satz, sprachen ihn mehrere Male. Plötzlich horchte der mit dem Eichenlaub auf, unterbrach. Ließ sie nur mehr in Gruppen zu vieren sprechen. Kam an die Gruppe Gustavs. Da, es war ganz deutlich, sagte eine Stimme: »Gemeinheit geht vor Eigennutz.« Der mit dem Eichenlaub ließ wiederholen. Wieder kam: »Gemeinheit geht vor Eigennutz.« Es war der verblödete Brillenlose, alle hörten es, und alle wußten, daß der Verblödete mit dem besten Willen, es recht zu machen, so plapperte. So hatte er offenbar verstanden, so, glaubte er, war die Meinung der Völkischen. Aber der Verblödete war amtlich nicht verblödet, er war böswillig. Er und seine ganze Abteilung wurden bestraft, mit Entzug abwechselnd des Mittag- und des Abendessens. Die Hauptschuldigen aber,

jene Gruppe, zu der Gustav und der Brillenlose gehörten, wurden in den Bunker gesperrt.

Die Bunker waren nahe bei der Latrine, es waren frühere Aborte, durch Aufnagelung eines Brettes für ihren neuen Zweck hergerichtet. Ein Bunker war ein und einen halben Quadratmeter groß, vollständig dunkel. Hier also wurde Gustav für eine Woche eingeriegelt, Tag und Nacht. Herausgelassen wurde er nur zu den Mahlzeiten. Erst quälte ihn am meisten der ungeheure Gestank, dann quälte ihn mehr, und von Tag zu Tag schlimmer, die Unmöglichkeit, seine Glieder zu bewegen, sich auszustrecken. Am meisten schmerzte ihn der Rücken.

Es gab Stunden, in denen Gustav in einer Art Halbschlaf hockte, es gab Stunden der wüstesten Verzweiflung, Stunden der Wut, Stunden fiebrigen Nachdenkens, wer wohl etwas für ihn unternehmen werde. Aber es gab keine Stunden mehr, in denen Gustav einverstanden gewesen wäre mit seinem Schicksal. Niemals mehr dachte er: Gam su letovo.

Er war ein Narr, daß er nach Deutschland zurückging. Die beiden Jungens hatten recht gehabt, Heinrich und jener andere. Die Juden haben recht, die in Deutschland bleiben und schweigen. Was für eine freche Überheblichkeit war es, daß er sich für besser hielt als Herrn Weinberg. Ob wohl Bilfinger mit seiner Braut wieder ins Lot gekommen ist? Dieser verfluchte Bilfinger. Der ist an allem schuld. Die Brille müßte man ihm von seinem viereckigen Schädel herunterschlagen. Nein, Johannes Cohen ist an allem schuld. Der hat ihn hierher gelockt. Immer war es Johannes, der ihm alles verdorben hat. Und dann hat er sich’s leicht gemacht mit seinen Kniebeugen. Wie ein Hampelmann hüpfen, das ist keine Kunst. Zwei

Minuten auf Fußspitzen stehen, das ist etwas anderes, mein Lieber. Vor allem in der dritten Zeit.

Wie hießen doch die Gelasse, in die die Römer ihre Sklaven einsperrten? Es gibt einen antiken Schriftsteller, der darüber geschrieben hat. Blöd, daß ich nicht auf den Namen kommen kann. In der Max-Reger-Straße habe ich geglaubt, daß ich nicht arbeiten kann, wenn ich nicht weiten Raum zum Aufundablaufen habe. Wenn ich den Leuten vorschlage, sie sollen mir noch eine Mahlzeit entziehen und mich dafür zwei Stunden herauslassen? Sie tun es nicht. Sie haben die Maßstäbe zerbrochen. Jetzt weiß ich es: Columella heißt der Mann, der über die Sklaven geschrieben hat, und die Gelasse heißen ergastula. Mein Gedächtnis. Ich hab immer noch ein anständiges Gedächtnis.

Ein Rindvieh im Quadrat bin ich. Wem nützt es, daß ich hier im Gestank verkomme? Alle haben recht gehabt. Es gibt nichts Lächerlicheres als einen Märtyrer. Dem Johannes Cohen müßte man eins in die Fresse knallen. De mortuis nil nisi bene. Aber man müßte ihm doch eine herunterknallen. Anna hätte mir abraten müssen. In eine Nervenheilanstalt hätte sie mich sperren lassen müssen. Und jetzt haue ich dem Johannes doch eine herunter, mitten hinein in seine gelbe Fresse.

Er schlägt zu. Er trifft die Holzwand des Bunkers. Es ist ein kraftloser Schlag, aber er erschrickt, er fürchtet, jemand habe ihn gehört. Schnell setzt er sich stramm und sagt: »Zu Befehl.«

Eines Nachts auch wurde er zu einer »Vernehmung« geführt. Er galt als Miesmacher, er gehörte immer noch zu den Leichtverbesserlichen trotz der Strafe. Wenn man ihn vernahm, so war das nicht aus böser Absicht, sondern lediglich, weil man gerade nichts anderes zu tun hatte. Immerhin kam

Gustav von diesem Verhör so zurück, daß er, als man ihn den Tag darauf aus dem Bunker holen wollte, halbschräg dalag, ohnmächtig. Man steckte ihn auf zwei Tage in die Lazarettbaracke. Dann kam er wieder in den früheren Raum, und seine Tage gingen hin wie früher. Nur war jetzt der ältere, brillenlose Mann verschwunden, und es kam vor, daß an seiner Statt Gustav, wenn man ihn ansprach, die Arme vors Gesicht hielt und »Zu Befehl« sagte. Klaus Frischlin war in diesen Wochen, da er in der Zentralorganisation der Gegenbewegung arbeitete, noch kühler und rechenhafter geworden. Dennoch traf es ihn hart, als er aus seinen Geheimlisten ersah, daß Georg Teibschitz geschnappt worden war.

Er versuchte, Mühlheim zu erreichen. Mühlheim war eng liiert mit völkischen Kollegen. Auf diese Art konnte er für viele seiner Freunde aussichtsreiche Rettungsaktionen einleiten. Ohne Gefahr für ihn selber ging das freilich nicht ab, und seine völkischen Kollegen rieten ihm immer dringender, doch endlich zu türmen. Aber Mühlheim konnte den Bitten derer, die in ihm den letzten Schluck in der Pulle sahen, nicht widerstehen. Ich bin ja ein Narr, sagte er sich. Wozu denn dieses Noch und Noch? Worauf er nach einer endgültig letzten Aufgabe eine allerletzte übernahm.

Seines törichten Freundes Gustav erinnerte er sich oft. Nachrichten von ihm erhielt er freilich spärlich, seit langem hat er überhaupt nichts mehr von ihm gehört. Vermutlich treibt sich Gustav in irgendeiner schönen Gegend des Auslandes herum, in Sicherheit, heiter, in Gesellschaft einer angenehmen Frau. Wenn er, Mühlheim, erst so weit sein wird, daß er endlich ins Ausland verduften kann, wird es nicht viel Mühe machen, ihn aufzustöbern. Längst hatte Mühlheim die Torheiten des Freundes vergessen, immer heftiger sehnte er sich danach, ihn jetzt im Ausland zu treffen.

In dieser Lage traf Mühlheim Klaus Frischlins Anruf. Hastig am Telefon fragte er, ob Frischlin Nachricht von Gustav habe, ob er wisse, wo er sei. Frischlin erwiderte kurz, über all das werde er Mühlheim bei ihrem persönlichen Zusammentreffen informieren. Mit Spannung also erwartete Mühlheim Frischlins Besuch. Der sagte ihm ohne lange Umschweife, daß im Konzentrationslager Moosach ein gewisser Georg Teibschitz sei, identisch mit Gustav Oppermann.

Mühlheim, tief erblaßt, verlor sich, ließ Schmerz und Wut an Klaus Frischlin aus. »Sie waren der einzige, mit dem er Verbindung gehalten hat«, fuhr er auf ihn los. »Sie hätten ihm abraten müssen. Er ist ein Kind.« – »Woher wissen Sie, daß ich ihm nicht abgeraten habe?« fragte kühl Klaus Frischlin zurück.

Mühlheim starrte hilflos. Sich für jemanden einzusetzen, den die Landsknechte einmal geschnappt hatten, war überaus gefährlich. Seine völkischen Kollegen werden es weit von sich weisen, ihn dabei zu unterstützen. Am Dienstag hat er abfahren wollen. Er reitet sich selber hinein. Es wird gehen wie in dem Gleichnis vom Weinberg. Aber er denkt keinen Augenblick daran, sich zu drücken.

Es gab zwei Möglichkeiten, man wird beide versuchen. Erstens wird man F. W. Gutwetter in Bewegung setzen, und zweitens muß Jacques Lavendel auf das Wirtschaftsministerium drücken, daß man von dort aus interveniere.

Friedrich Wilhelm Gutwetter, über Gustavs Schicksal ehrlich betrübt, war groß erstaunt, als Mühlheim ihn aufforderte, sich für Gustav einzusetzen. Was kann da er tun? Für ihn ist Politik ein fremder Stern. Er wußte nicht, an wen sich wenden und wie. Wie soll er es begründen, daß er für einen unbekannten Herrn Teibschitz eintritt? Weiß man denn überhaupt, was man

diesem Teibschitz vorwirft? Alle Beredsamkeit Mühlheims prallte an der gepanzerten, kindlichen Naivität des großen Essayisten ab.

Mühlheim wandte sich an Sybil Rauch. Er hatte wenig Hoffnung. Sybil wird sich wohl ähnlich verhalten wie Gutwetter; vielleicht sogar wird sie eine kleine Genugtuung spüren, daß es dem Manne so übel geht, nun er sich von ihr getrennt hat. Allein es kam anders. Sybil, als sie erfaßte, was geschehen war, wurde sehr blaß, ihr Gesicht zuckte, ihr ganzer, dünner, kindlicher Körper zuckte. Sie begann zu flennen, haltlos, ein Kind, sie warf den Kopf vornüber auf die Arme, es schüttelte sie. Dann, als Mühlheim ihr mitteilte, er habe vergeblich mit Gutwetter gesprochen, wurde ihr Gesicht entschlossen und böse. Sie hat nun Wochen, Monate hindurch Gutwetters hymnische Kindlichkeit ertragen, hat sich oft und immer heftiger nach Gustav zurückgesehnt. Wenn Politik für Herrn Gutwetter ein fremder Stern ist, dann wird er eben die Reise nach diesem fremden Stern antreten müssen, wenn anders er bei Sybil Rauch noch Verständnis für sein kosmisches Gefühl zu finden hofft.

Auch Sybil hatte es mit einem widerwilligen, störrischen Gutwetter zu tun. Aber sie verfügte über wirksamere Argumente als Mühlheim. Bald hatte sie ein Schreiben an sehr maßgebliche Stellen in der Hand, das Aussichten öffnete.

Jacques Lavendel seinesteils unterbrach seine Muße in Lugano und fuhr nach Berlin, um sich einmal nach seinem Freunde Friedrich Pfanz im Wirtschaftsministerium umzuschauen. Allzu gut machte der seine Sache nicht. Sonst könnten nicht Dinge passieren wie zum Beispiel die Geschichten in den Konzentrationslagern. Ob Herr Pfanz glaube, daß solche Geschichten dem deutschen Kredit förderlich seien? Herr Pfanz glaubte es

nicht. Auch Herr Jacques Lavendel sah sich bald im Besitz eines Schreibens an maßgebliche Stellen, das nicht ohne Aussicht war.

In Moosach war inzwischen ein andrer Kommandant eingesetzt. Der neue Herr besichtigte das Lager, besichtigte die Arbeiten an der Straße. Es war an dem, daß die Straße gewalzt werden mußte. Man erzählte ihm, dazu bedürfe es einer Dampfwalze von zwanzig Pferdekräften. Der Kommandant hatte einen Einfall. Zwanzig Pferdekräfte, das entspricht der Kraft von achtzig Menschen. Hatte man nicht die achtzig Menschen? Wozu den teuren Dampf? Es wurden also achtzig Häftlinge vor die Walze gespannt; Landsknechte mit Knüppel und Revolver begleiteten sie. Und siehe, die Rechnung stimmte, die Walze bewegte sich. Hü-Hott-Heil-Hitler, kommandierten die Landsknechte. Die achtzig Sträflinge in ihren gestreiften Kleidern mit den bärtigen, abgezehrten, gefleckten Gesichtern, kahl, einige mit der Hakenkreuzfrisur, zogen an, keuchten, zogen. Hü-Hott-Heil-Hitler. Es sollten alle Häftlinge die Methoden des Kommandanten ausprobieren. Man spannte also jeden Tag andre Häftlinge vor. Beliebt war die Arbeit nicht. Die Stricke schnitten ein. Man war abhängig von seinen Arbeitsgenossen. Die Arbeit mußte exakt, im Tempo ausgeführt werden; denn sie wurde vor Augen der Öffentlichkeit ausgeführt.

Ja, der neue Kommandant war sehr stolz auf seine Idee. Diese Straße war ganz mit Menschenkraft gebaut, ohne Maschinen, sie entsprach der neuen Zeit, dem Dritten Reich, dem Geist, der gegen Maschinen kämpft. Er lud Freunde ein, auszuprobieren, ob diese Straße nicht ebensogut fahrbar sei wie jede andere. Ziel zwar hatte die Straße keines; sie führte vom Lager Moosach ins Moor, um das Moor herum und wieder zurück ins Lager, und

niemand benötigte sie. Aber es war eine gute Straße, die Freunde und Bekannten des Kommandanten sollten sehen, wie gut sie war.

Sie kamen und sahen. Sie sahen die Gefangenen eingespannt vor der Walze, und das war etwas, was sie nie vorher gesehen hatten. Sie erzählten es ihren Bekannten. Das Lager war abgesperrt, die neue Straße war abgesperrt, aber die Art des Straßenbaues erregte Neugier, sehr viele baten den Kommandanten um eine Erlaubniskarte, sich die Arbeiten anschauen zu dürfen, und er war stolz, welch großem Interesse seine Idee begegnete.

Sybil Rauch war inzwischen nach der süddeutschen Landeshauptstadt gekommen, um hier die Freilassung Gustavs wirksamer zu betreiben. Sie hatte von der Idee des neuen Kommandanten gehört und sich eine Erlaubniskarte zu verschaffen gewußt. Täglich fuhr sie hinaus, wo die Gefangenen vor der Dampfwalze arbeiteten.

Es war am siebenten Tag, als Gustav und die Mannschaften seiner Abteilung vor die Walze gespannt wurden. Seine Gesundheit hatte sich in der letzten Zeit verschlechtert. Er litt an Atemnot. Obwohl er ein kräftiger Mann war, begann das Training ihn immer mehr anzustrengen, und er hatte jetzt mehrmals und immer häufiger Ohnmachtsanfälle.

An dem Tag aber, an dem er vor der Walze war, fühlte er sich ziemlich frisch, und während er im Geschirr zog, Hü-Hott-Heil-Hitler, kamen Gedanken in ihm hoch, wie er sie lange nicht mehr gehabt hatte. Er dachte an jenen Sederabend bei Jacques Lavendel in Lugano, und daß damals Berthold fehlte. Der hätte fragen sollen: »Wodurch unterscheidet sich diese Nacht?« Er hätte sich um Berthold kümmern sollen, nicht um Jean. Jean gehörte zu den Völkischen, vielleicht ist er unter den Wachhabenden. Nein, dazu ist er zu alt. Jean mit seinem würdigen Gesicht müßte eigentlich

Minister werden. Sie haben wenig Führer mit guten Köpfen. Er denkt an die Photos mit den Köpfen, die Georg Teibschitz ihm gezeigt hat. Man kann nicht lachen, wenn man vor eine Dampfwalze gespannt ist und ziehen muß, es schneidet sehr in die Schultern ein, aber lächeln kann man; übrigens merkt man es nicht unter dem Krausbart. Wie langsam die Walze vorwärts kommt, furchtbar langsam. »Geh deinen langsamen Schritt, ewige Vorsehung.« Es heißt nicht »langsam«, »unmerklich« heißt es. »Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung.« Ärgerlich, daß er nicht weiter weiß. Dafür hat er jahrelang am Lessing gearbeitet, daß er jetzt den Satz nicht weiter weiß. Wohin die Straße wohl führt, über die sie die Walze ziehen? Sie bauten dem Pharao Städte, die Städte Piton und Ramses. Aber das hatte Sinn, die Straße hier scheint keinen zu haben. Hurra, jetzt weiß er, wie es weiter heißt: »Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln.« Daß ihm das eingefallen war, befriedigte ihn. Er zog leichter, und er dachte nicht mehr.

Sybil war auch an diesem Tage da, und sie suchte die Gesichter der Gefangenen auf und ab. Es waren lauter bärtige Gesichter, fleckig die meisten, schwer zu erkennen. Es war seltsam, zu denken, daß einer dieser Männer in dem Haus an der Max-Reger-Straße eine Nacht wachgelegen hatte, weil er nicht die rechte Farbe für die Tapete fand, und daß er sich Gedanken gemacht hatte über den Tonfall eines Satzes, und daß sie mit ihm geschlafen hatte. Sie saß in ihrem kleinen, lächerlichen Wagen am Straßenrand, auf freiem Feld, der Boden war feucht, der Wagen eingesunken, sie wird sich schwer, tun, den Wagen da herauszukriegen. Sie saß da, dünn, kindlich, nachdenklich, und schaute aus ihren trüben Augen auf die Männer. Aber sie erkannte Gustav nicht.

Für den zweitnächsten Tag hatte sie Besuchserlaubnis. Sie kam ins Lager. Man brachte sie in einen Besuchsraum. Hinter einer Schranke, geführt von zwei Landsknechten, erschien ein alter, abgezehrter, schmutziger Mensch. Sie erblaßte tief, sie erschrak bis ins Herz. Aber sie bezwang sich, sie lächelte. Das Lächeln war nicht so kindlich wie sonst, ihr langes Untergesicht zitterte, aber, immerhin, es war ein Lächeln. Dann jedoch – es war vielleicht unklug, denn dieser Mann hieß Georg Teibschitz, allein sie konnte sich nicht länger bezähmen, sie konnte ihn nicht bei seinem falschen Namen rufen – sagte sie, und ihre kleine, dünne Stimme war voll von Freude, Mitleid, Herzlichkeit, Hoffnung, Trost, gutem Anruf: »Hallo, Gustav.« – »Zu Befehl«, sagte der Mann erschreckt und hob den Arm vors Gesicht.

Zwei Tage später wurde er entlassen. Jacques Lavendel bestand darauf, ihn sogleich über die Grenze zu schaffen; er hatte dafür gesorgt, daß der Ausreise des Herrn Georg Teibschitz nichts im Wege stand. In Begleitung eines Pflegers brachte er Gustav in das Sanatorium eines berühmten Herzspezialisten in der Nähe von Franzensbad in Böhmen.

Sybil wäre gern mitgekommen. Aber Gutwetter bestand auf ihrer Rückkehr. Vorwurfsvoll, weinerlich geradezu, erklärte er am Telefon, sie habe nur drei oder vier Tage wegbleiben wollen, jetzt sei sie schon vierzehn Tage fort. Nun sie ihr Ziel erreicht habe, möge sie endlich auch an ihn denken. Es war dies, daß Gutwetter sich an sie gewöhnt hatte; ihre nüchterne, sachliche Art gab seinen kosmischen Erzeugnissen mehr Substanz. Er brauchte sie, er konnte ohne sie nicht mehr arbeiten. Sybil sah, wie ernst es ihm war. Gibt sie jetzt ihrem Gefühl nach und geht mit Gustav, dann entgleitet ihr Gutwetter vielleicht für immer. Sie beschloß, später zu

Gustav zu gehen, und kehrte nach Berlin zurück. Zwei Monate später, zwei Wochen, nachdem Gustav Oppermann an debilitas cordis, das ist hochgradige Herzschwäche, gestorben war, erhielt Heinrich Lavendel von einem ihm unbekannten Herrn Carel Blaha aus Prag eine Postsendung, bestehend aus drei Stücken.

Das erste Stück war ein Bericht Gustav Oppermanns über seine Erlebnisse in Deutschland. Der Bericht, siebenunddreißig engbeschriebene Maschinenseiten, enthielt detaillierte Angaben über Gewalttätigkeiten, die die völkischen Landsknechte in schwäbischen Gegenden begangen hatten, sowie eine genaue Schilderung des Konzentrationslagers Moosach. Jedes Werturteil war sorgfältig vermieden.

Das zweite Stück war eine Postkarte. Der Text lautete: »Es ist uns aufgetragen, am Werke zu arbeiten, aber es ist uns nicht gegeben, es zu vollenden.« Unterzeichnet war die Karte: »Gustav Oppermann, Wrack«. Die ursprüngliche Adresse »Gustav Oppermann« war durchgestrichen und von Gustav Oppermann handschriftlich geändert worden in »Heinrich Lavendel«.

Das dritte Stück war ein Brief Dr. Klaus Frischlins, des Sekretärs von Gustav Oppermann. Er lautete:

»Geehrter Herr Heinrich Lavendel, Dr. Gustav Oppermann, Ihr Onkel, hat mich beauftragt, Ihnen den anliegenden Bericht und die anliegende Postkarte zuzustellen. Er hätte es lieber gesehen, wenn ich Ihnen das Dokument und die Postkarte persönlich übergeben hätte. Unaufschiebbare Geschäfte nötigen mich aber, in Deutschland zu bleiben. Ich lasse Ihnen daher die Schriftstücke durch einen Vertrauensmann zustellen.

Den Bericht hat mir Ihr Onkel zwei Tage vor seinem Ableben diktiert. Das Sprechen machte ihm große Schwierigkeiten. Er war aber, wie aus der Klarheit der Diktion hervorgeht, noch im Vollbesitz seiner Geisteskraft. Nach der Lektüre des Manuskripts gab er in meinem Beisein vor dem Notar Dr. Georg Neustadel die eidesstattliche Versicherung ab, nach bestem Wissen und Gewissen die reine Wahrheit gesprochen zu haben. Eine Abschrift der notariellen Urkunde füge ich bei.

Nachdem der Notar gegangen war, bat mich Dr. Oppermann, ihm eine Frage zu beantworten, die ihn beunruhigte: ob ich nämlich ihn und sein Leben für unnützlich hielte. Ich erwiderte ihm, er habe unter sehr gefährlichen Umständen seine Bereitschaft gezeigt, für das Richtige und Nützliche einzutreten. Er habe indes nur gesehen, was ist, und keinen nützlichen Rat gewußt, was zu tun sei. Er habe einen Marathonlauf gemacht, um eine Meldekapsel zu überbringen: leider nur sei keine Botschaft in der Kapsel gewesen.

Steigende Atemnot verhinderte Ihren Onkel, zu erwidern. Da aber deutlich erkennbar war, daß er mehr hören wollte, und da ich ihm, sosehr ich sein Verhalten als unnützlich mißbilligte, befreundet war, trug ich kein Bedenken, folgendes hinzuzufügen: er habe zwar die Wahrheit nicht gehabt, sei aber ein gutes Beispiel gewesen. Die Arbeit gehe weiter, und wir wüßten, was zu tun sei. Unter ›wir‹ verstand ich, und wohl auch er, einen sehr großen Teil der deutschen Bevölkerung. Ich versicherte ihm, man werde uns nicht kleinkriegen.

Dr. Oppermann, so schwer ihm das Sprechen fiel, forderte mich wiederholt auf, Ihnen, Herr Heinrich Lavendel, von dieser Unterredung Kenntnis zu geben. Was hiermit geschehen ist. Ihr Klaus Frischlin.«

Kein einziger von den Menschen dieses Buches existierte aktenmäßig innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs in den Jahren 1932/33, wohl aber ihre Gesamtheit. Um die bildnishafte Wahrheit des Typus zu erreichen, mußte der Autor die photographische Realität des Einzelgesichts tilgen. Der Roman »Die Geschwister Oppermann« gibt nicht wirkliche, sondern historische Menschen.

Material über die Anschauungen, Sitten und Gebräuche der »Völkischen« in Deutschland findet sich in Adolf Hitlers Buch »Mein Kampf«, in den Berichten jener, die aus den Konzentrationslagern entkamen, sowie insbesondere in den amtlichen Bekanntmachungen des »Deutschen Reichsanzeiger«, Jahrgang 1933.

L. F.

Zu diesem Band

Im November 1932 verließ Feuchtwanger Berlin. Eine Vortragsreise führte ihn nach England und von dort nach den USA. Daß er niemals wieder nach Deutschland zurückkehren würde, ahnte er nicht. Noch im Dezember äußerte er in Interviews zuversichtlich: »Hitler is over.« Seine Selbsttäuschung über das Ausmaß erreichter Faschisierung sollte ein halbes Jahr später ein wesentlicher Problembereich seines Romans »Die Geschwister Oppermann« werden. Die bestürzende Nachricht von der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, die ihn am Abend des 30. Januar 1933 auf einem Empfang des deutschen Botschafters in Washington erreichte, zerstörte schlagartig jede Illusion. Sein Kommentar »Hitler means war« ging am nächsten Tag durch die amerikanischen Zeitungen.

Als wenige Tage nach dem Reichstagsbrand Feuchtwangers Haus in Berlin von der SA durchsucht, geplündert, vieles – darunter das »bis zu seinem Ende entworfene und zu einem großen Teil ausgeführte« Manuskript des zweiten Teils der »Josephus«-Trilogie – vernichtet wurde, befanden sich Marta und Lion Feuchtwanger wieder in Europa, in Österreich. Es war nur eine Zwischenstation. Ihr Exilland wurde Frankreich.

Mit der Wiederherstellung des »Josephus«-Manuskripts ließ sich Feuchtwanger Zeit, die politischen Ereignisse der letzten Monate setzten neue Akzente auch bei der Betrachtung dieses historischen Stoffes; eine

einfache Rekonstruktion des Romans kam also nicht in Betracht. Es schien Feuchtwanger zudem viel wichtiger, die Aufmerksamkeit der Welt auf die Vorgänge in Deutschland zu lenken. Bei der Materialsammlung für das neue Buch half ihm seine Sekretärin Lola Sernau, die Zeitungsberichte aus der Schweiz beschaffte. Werner Kahn-Bieker, der als Student Ende der zwanziger Jahre für den Roman »Erfolg« recherchiert hatte und dem es gelungen war, aus Feuchtwangers Berliner Haus einige Bücher und Notizen in Sicherheit zu bringen, bot sich als Augenzeuge an. Zunächst bestand nicht die Absicht, das Material für einen Roman zu verwenden. Eine britische Filmgesellschaft hatte Feuchtwanger im Auftrage des englischen Premierministers Ramsay MacDonald um die Vorlage für ein Drehbuch antinazistischen Inhalts gebeten. Zusammen mit dem Drehbuchautor Sidney Gillat entstand innerhalb von zwei Monaten das Filmmanuskript der »Geschwister Oppermann«. – Es wurde niemals verwendet: Die englische Regierung hatte sich entschlossen, nicht offensiv zu werden.

Von dem Filmprojekt und »Meinungsverschiedenheiten über gewisse Klauseln im Vertrag« berichtete Feuchtwanger Arnold Zweig am 7. Mai 1933. Zwei Wochen vorher, am 24. April, hatte er ebenfalls an Zweig geschrieben, vor Ende Juni könne er nicht »an die Arbeit an einem richtigen Buch« denken, und den Plan für »drei ziemlich lange Novellen« erwähnt, »die die Berliner Pogrome zum gemeinsamen Hintergrund haben«. Es ist denkbar, daß damit die Geschichte der Oppermanns gemeint war. Dramatische und epische Bearbeitung eines Stoffes gehörten zu Feuchtwangers literarischer Praxis. Außerdem läßt der Roman noch die Bündelung mehrerer Handlungsstränge erkennen.

Im Oktober 1933 schickte Feuchtwanger das Romanmanuskript an den Querido Verlag in Amsterdam. Es ging sofort in Satz, aber dann mußte der Druck gestoppt werden. Die erpresserische Aktion eines deutschen Nationalsozialisten erzwang eine Textänderung: Ein Professor Oppermann, in Hannover Inhaber eines nazistischen Korrespondenzverlages, drohte mit Repressalien gegen den noch in Deutschland lebenden Bruder Feuchtwangers, Martin, falls die Namen der Romanhelden beibehalten würden. Feuchtwanger änderte sie in Oppenheim, so daß die ersten beiden Auflagen von 1933 und 1935 unter dem Titel »Die Geschwister Oppenheim« erschienen. Spätere tragen dann den ursprünglichen Titel.

Es war nach dem »Tönernen Gott« und »Erfolg« der dritte Roman Feuchtwangers, dem ein zeitgeschichtlicher Stoff zugrunde lag. Am Schicksal der Geschwister Oppermann zeichnete er unterschiedliche Verhaltensmuster des jüdischen Bildungsbürgertums von November 1932, sein im Detail zwar differenziertes, im wesentlichen aber passives Reagieren auf die Signale, die Hitlers »Mein Kampf« aussendet, auf die Zeichen, die nationalsozialistische Wirksamkeit im Alltäglichen setzt, da man, auf die Frequenz Goethes und Hegels eingestellt, einen Sieg der Unvernunft, der Dummheit über den Geist nicht für wahrscheinlich hält.

Die Meinungen über diesen ersten antifaschistischen Roman seit Hitlers Inthronisation gingen sehr auseinander. Tucholsky war überzeugt, die »›Oppenheims‹ werden ein gutes Werk tun«. Künstlerisch aber sei es »ganz schlecht – strohig, aus Pappe«. Anders Hans Günther: Er lobte den flüssigen, eleganten Stil, vermißte dagegen »in dem einmal gewählten Wirklichkeitsausschnitt die treibende Kraft der Gesamtentwicklung«. Feuchtwanger nehme den Antisemitismus für den ganzen

Nationalsozialismus und habe somit eine »unwahre Teilwahrheit gestaltet«. Außerdem habe er »den Klassenkampf in der Gestaltung vergessen«. Ähnlich reagierte Ernst Ottwalt: Lob für die »blendende Leichtigkeit« und die »handwerklich hervorragende Leistung«, Tadel für das »Unvermögen, historisch zu denken, das in Feuchtwangers konsequenter und leidenschaftlicher Ablehnung des dialektischen Materialismus seine Ursache« habe. Klaus Mann dagegen nannte den Roman »die wirkungsvollste, meistgelesene erzählerische Darstellung der deutschen Kalamität«; und auch Arnold Zweig betonte vor allem die »Kraft und Aufgabe dieses Kunstwerkes, die Sache der Wahrheit in der Welt zu stärken«. Feuchtwanger selbst merkte ein paar Jahre später, in seinem Nachwort zu »Exil«, Kritisches zu den »Geschwistern Oppermann« an. Er habe sich »in einigen Kapiteln zu sehr von den Eindrücken des Augenblicks hinreißen lassen, so daß diese Kapitel zu naturalistisch, zu photographisch wurden und nicht jenen Charakter des Bildhaften tragen«, den er anstrebte. Der Roman sei »am wenigsten der historische Roman geworden, der jeder gute Gegenwartsroman sein müßte«.

»Am wenigsten» heißt, am wenigsten von den drei Büchern, die er nach Beendigung des letzten zu der Trilogie »Der Wartesaal« zusammenfaßte: »Erfolg« (1930), »Die Geschwister Oppermann« (1933) und »Exil« (1940). Jedes für sich ist in sich abgeschlossen, Personen und Schicksale aus dem jeweils vorhergehenden Roman werden nicht weitergeführt. Lediglich ein jüngerer Bruder des Schriftstellers Tüverlin aus »Erfolg« taucht in den »Oppermanns« flüchtig auf – eher ein Aperçu denn Zusammenhang herstellende Absicht. (In »Exil« werden solche Bezüge dann umfangreicher und zweckbestimmter.) Und gelegentlich kehrt ein Motiv wieder, wie das

von der Postkarte, die einer an sich selbst schreibt. Das Verbindende dieser Romane ergibt sich aus der zeitlichen Befindlichkeit der Handlungsträger, ihren Aktionen und Reaktionen während einer politischen Phase: der Weimarer Republik, dem Beginn und der Stabilisierung nationalsozialistischer Herrschaft in Deutschland, symbolisiert durch den Wartesaal, der gefüllt ist mit erregten, resignierenden, zusammenbrechenden Menschen, deren angekündigte Züge unter »erbärmlich aufreizenden Vorwänden« nicht abgehen und die trotz aller Enttäuschungen hoffend warten.

Der Roman wurde noch 1933 in mehrere Sprachen übertragen, die englische und die französische Übersetzung erschienen so schnell, daß die von Professor Oppermann erzwungene Namensänderung nicht mehr möglich war. In Deutschland wurde der Roman erst wieder 1949 herausgebracht. Die vorliegende Ausgabe folgt dem Text der Erstveröffentlichung von 1933; lediglich der dort benutzte Name Oppenheim wurde entsprechend den ursprünglichen Intentionen Feuchtwangers in Oppermann verändert.

Gisela Lüttig

Informationen zum Buch

Schlüsselroman über das Leben deutscher Emigranten
Wie viele "Unpolitische" verkannten die Oppermanns des Charakter der braunen Barbaren. Gustav, Publizist, flieht erst nach dem Reichstagsbrand. Martin, Chef des angestammten Möbelhauses, wird verhaftet, Edgar, der jüngste Bruder, von SA-Leuten aus der Klinik gejagt. Sie und andere Angehörige können sich später retten, aber Berthold, Martins einziges Kind, treibt ein Nazilehrer in den Freitod. Zum politischer Widerstand entschlossen, kehrt Gustav illegal nach Deutschland zurück. Sein hoffnungsloser Versuch endet im Konzentrationslager.

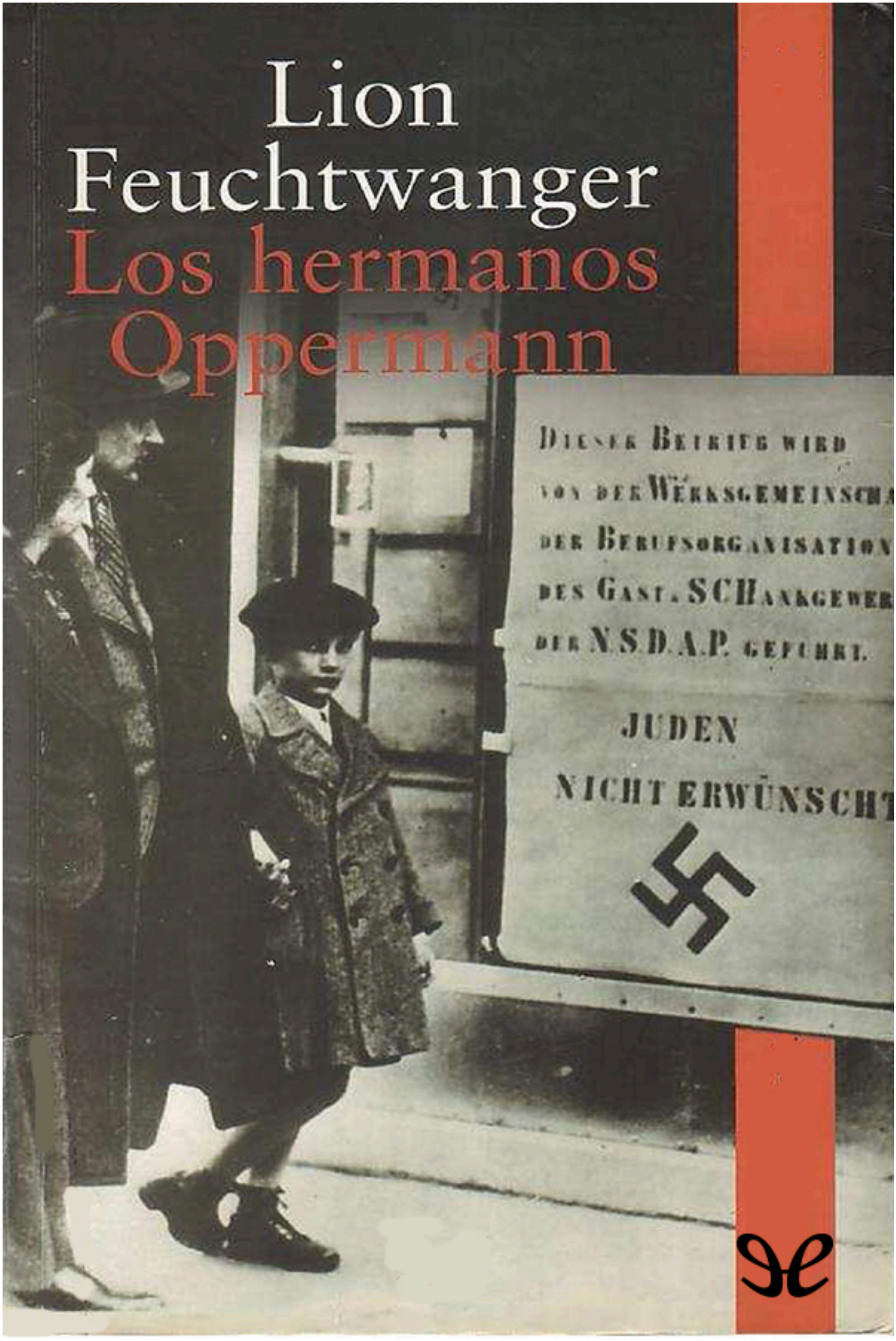
Lion Feuchtwanger schrieb diesen ersten Roman über die Judenverfolgung im Dritten Reich hellsinnig bereits im Spätsommer 1933, als ein Holocaust im aufgeklärten 20. Jahrhundert noch jede menschliche Vorstellungskraft überstieg.

Informationen zum Autor

Lion Feuchtwanger, 1884-1958, war Romancier und Weltbürger. Seine Romane erreichten Millionenauflagen und sind in über 20 Sprachen erschienen. Als Lion Feuchtwanger mit 74 Jahren starb, galt er als einer der bedeutendsten Schriftsteller deutscher Sprache. Die Lebensstationen von München über Berlin, seine ausgedehnten Reisen bis nach Afrika, das Exil im französischen Sanary-sur Mer und im kalifornischen Pacific Palisades haben den Schriftsteller, dessen unermüdliche Schaffenskraft selbst von seinem Nachbarn in Kalifornien, Thomas Mann, bestaunt wurde, zu einem ungewöhnlich breiten Wissen und kulturhistorischen Verständnis geführt. 15 Romane sowie Theaterstücke, Kurzgeschichten, Berichte, Skizzen, Kritiken und Rezensionen hatten den Freund und Mitarbeiter Bertold Brechts zum "Meister des historischen und des Zeitromans" (Wilhelm von Sternburg) reifen lassen. Mit seiner "Wartesaal-Trilogie" erwies sich der aufklärerische Humanist als hellsichtiger Chronist Nazi-Deutschlands.

Lion Feuchtwanger

Los hermanos Oppermann



Los Oppermann, una familia de la alta burguesía de Berlín, experimentan las consecuencias de la llegada al poder del nacionalsocialismo, en la Alemania de 1933. La novela transcurre entre noviembre de 1932 y el verano de 1933. Gustav Oppermann, escritor, y su hermano Martin, dueño de un comercio de muebles, van viendo con preocupación la campaña que se va orquestando contra los judíos. Edgar, otro de los hermanos, médico de reconocido prestigio, empieza a sufrir las discriminaciones en el hospital en el que trabaja. Berthold, hijo de Martin y alumno aventajado, es humillado por profesores y compañeros hasta límites insospechados. Los nazis comienzan a boicotear los comercios judíos.

El incendio del Reichstag viene a precipitar el imperio de la violencia que se cierne sobre sus cabezas. La campaña contra los judíos pasa de los dichos a los hechos, de la satanización a la agresión organizada. La vorágine termina proyectando dramáticamente a los Oppermann al campo de concentración, el exilio y la muerte.

La importancia de *Los hermanos Oppermann* es su carácter premonitorio ya que, habiendo sido escrita en el verano de 1933, en un momento en el que el Holocausto era inimaginable, anuncia con una aterradora claridad, con los elementos apasionantes de toda buena trama novelística, lo que va a pasar en Alemania en los años siguientes.

Lion Feuchtwanger

Los hermanos Oppermann

ePub r1.2
German25 23.11.17

Título original: *Die Geschwister Oppermann*
Lion Feuchtwanger, 1933
Traducción: Carlos Fortea Gil
Diseño cubierta: Ángel Uriarte

Editor digital: German25
ePub base r1.2

Libro primero

AYER

La chusma no teme a nada
más que al entendimiento.
Debería temer a la necedad,
si comprendiera qué signi-
fica la palabra terrible.
GOETHE

Cuando el doctor Gustav Oppermann despertó aquel 16 de noviembre, día de su quincuagésimo cumpleaños, faltaba mucho para que saliera el sol. Eso le resultó desagradable, porque el día iba a ser agotador, y se había propuesto dormir bien.

Desde su cama divisaba unas pocas y exiguas copas de árboles y un trozo de cielo. El cielo estaba alto y despejado, sin rastro de la niebla tan frecuente en noviembre.

Se estiró y desperezó, bostezó. Ya despierto, apartó con decisión la manta de la ancha y baja cama, sacó ambas piernas con agilidad, cambió el calor de las sábanas y las mantas por la fría mañana y salió al balcón.

Ante él, un pequeño jardín en tres terrazas descendía hasta el bosque; a derecha e izquierda se elevaban colinas boscosas; también al otro lado del fondo lejano y cubierto de árboles se alzaba un terreno ondulado y boscoso. Desde el pequeño lago que, invisible, había abajo a la izquierda, desde los pinos de Grunewald, subía un agradable frescor. Respiró hondo y con satisfacción el aire del bosque, en el gran silencio que precedía a la mañana. A lo lejos llegaba en sordina el golpear de un hacha; le gustó oírlo, el sonido uniforme subrayaba el silencio reinante. Gustav Oppermann, como cada mañana, se alegró de tener su casa. ¿Quién que fuera traído aquí sin previo aviso podía sospechar que se encontraba a tan sólo cinco kilómetros de distancia de la iglesia memorial, el centro del Berlín occidental? En verdad, ha escogido el lugar más hermoso de Berlín para instalarse. Aquí disfruta de toda la paz campestre que pueda desear, y además de todas las ventajas de la gran ciudad. Hace pocos años que construyó y amuebló esta su pequeña casa en la Max Reger Strasse, pero siente que ha crecido a la par con la ciudad y el bosque; cada uno de los pinos que le rodean es un trozo de sí mismo; él, el pequeño lago y el camino de arena de allí abajo, felizmente vedado a los coches, se pertenecen mutuamente.

Permaneció un rato en el balcón, respirando la mañana y el paisaje familiar sin pensar demasiado. Luego, empezó a tener frío. Se alegró de que aún le quedara una horita hasta la diaria cabalgada matinal. Regresó al calor de la cama.

Pero no concilió el sueño. El maldito cumpleaños. Habría sido más inteligente irse de Berlín y sustraerse a semejante alboroto.

Ya que estaba aquí, por lo menos tenía que dar a su hermano Martin el gusto de ir hoy al trabajo. Los empleados, tal como son, se ofenderían si no recibiera en persona sus felicitaciones. Oh, vamos. Es incómodo plantarse allí y escuchar las ruborizadas felicitaciones de la gente.

Naturalmente, un verdadero director general tiene que asumir esas cosas. Director general. Tonterías. Martin es el mejor hombre de negocios, por no hablar de su cuñado Jacques Lavendel y de los apoderados Brieger y Hintze. No, hace bien en mantenerse tan lejos del negocio como le es posible.

Gustav Oppermann bosteza ruidosamente. Un hombre en su situación tendría en realidad el maldito deber de estar de mejor humor el día en que cumple cincuenta años. ¿Acaso no han sido buenos esos cincuenta años? Ahí está él, propietario de una hermosa casa, adecuada a sus gustos, de una considerable cuenta bancaria, de una valiosa participación en un negocio, coleccionista y apreciado entendido en materia de libros, poseedor de la medalla de oro al deporte. Sus dos hermanos y su hermana le quieren, tiene un amigo en el que puede confiar, innumerables y satisfactorios conocidos, tantas mujeres como desee, una amante cariñosa. ¿Qué más quiere? Si hay alguien que tiene motivos para estar de buen humor en un día

así, es él. ¿Por qué, maldita sea, no lo está? ¿A qué se debe?

Gustav Oppermann resopla molesto, se vuelve del otro lado, cierra con decisión los pesados párpados, mantiene inmóvil sobre la almohada la gran, carnosa, varonil cabeza. Ahora va a dormir. Pero la impaciente decisión no sirve de nada, no concilia el sueño.

Sonríe travieso, juvenil. Lo intentaría con un medio que no ha empleado desde su juventud. Me va bien, mejor, de fábula, piensa. Y una y otra vez, mecánicamente: me va bien, mejor, de fábula. Cuando lo haya pensado doscientas veces, se habrá dormido. Lo piensa trescientas, y no se duerme.

Y eso que realmente le va bien. De salud, económica, espiritualmente. A sus cincuenta años, bien puede decirlo, aparenta poco más de cuarenta. Y así se siente. No es demasiado rico ni demasiado pobre, ni demasiado sabio ni demasiado necio. ¿Logros? El poeta Gutwetter jamás se habría abierto paso sin él. Eso ya es algo. También ha ayudado al doctor Frischlin a establecerse. Lo que ha publicado él mismo, un par de escritos sobre hombres y libros del
siglo XVIII
, son obras decentes para un hombre ocioso, nada más, no se hace ilusiones. Aun así, no está mal para el director general de una empresa de muebles. Él es un hombre normal, sin especiales dotes. Lo normal es lo mejor. No es ambicioso. O no demasiado.

Diez minutos más, y podrá prepararse para el paseo a caballo matinal. Rechina un poco los dientes, tiene los ojos cerrados, pero ya no piensa en dormir. Para ser sincero, desde luego que hay cantidad de cosas que aún desea. Primer deseo: Sybil es una amiga que muchos le envidian, con razón. La bella e inteligente Ellen Rosendorff le quiere más de lo que merece. De todas formas, si hoy no llegara determinada carta de determinada persona, sufriría una grave decepción. Segundo deseo: naturalmente, no cuenta con que la editorial Minerva le contrate su biografía de Lessing. Tampoco es importante si en tiempos como los que corren se cuenta una vez más o no la vida y la obra de un autor que murió hace ciento cincuenta años. No obstante, si la editorial Minerva rechaza el libro le dará un buen disgusto. Tercer deseo…

Ha abierto los ojos: son ojos marrones, profundos. No parece tan contento, tan conforme con el destino como creía hace apenas un minuto. Profundas arrugas verticales sobre la poderosa nariz, las gruesas cejas enérgicamente fruncidas, mira con esfuerzo, sombrío, al techo. Es curioso cómo su fuerte rostro refleja enseguida cada giro de su mente impaciente, a menudo cambiante.

Si la gente de Minerva edita el Lessing, necesitará más de un año para prepararlo. Si no lo hacen, meterá el manuscrito tal cual está en un cajón. ¿Qué hará entonces durante el invierno? Podría ir a Egipto, a Palestina. Hace mucho que lo tiene previsto. Hay que haber visto Egipto, Palestina.

¿Realmente hay que hacerlo?

Tonterías. ¿Para qué estropear un día tan hermoso con tales consideraciones? Afortunadamente es la hora de la cabalgada matinal.

Recorre el jardincito que da a la puerta de la Max Reger Strasse. Su cuerpo está un poco relleno, pero bien entrenado, camina a paso firme y rápido, pisando con firmeza, pero lleva con ligereza la pesada cabeza. El criado Schlüter está en la puerta, le felicita. También Bertha, la mujer de Schlüter, la cocinera, sale y le felicita. Gustav, radiante, da las gracias en voz alta, cordial, entre abundantes risas. Sale a cabalgar. Sabe que ahora mismo están mirándolo. No pueden sino constatar que se conserva condenadamente bien para ser un cincuentón. Además, a caballo tiene un aspecto especialmente atractivo, más alto de lo que en realidad es; porque tiene las piernas un poquito cortas, pero el torso muy largo. Como Goethe, suele observar su amigo de la asociación de bibliófilos, el director François, del instituto Königin Luise, al menos una vez cada cuatro semanas.

Gustav se encuentra por el camino a algunos de sus conocidos, saluda con un alegre gesto de la mano, no se entretiene. La cabalgada le sienta bien. Regresa excitado. Bañarse y ducharse es algo espléndido. Canturrea, complacido y mal, algunas melodías no del todo fáciles, tose con fuerza bajo la ducha. Desayuna abundantemente.

Pasa a la biblioteca, la recorre unas cuantas veces con paso firme y rápido, pisando con firmeza. Disfruta de la hermosa estancia y de su oportuna decoración. Finalmente, se sienta ante la gran mesa de trabajo. Las anchas ventanas apenas le separan del paisaje, está sentado como al aire libre, y ante él, formando un grueso montón, yace su correo matutino, el correo de su cumpleaños.

Gustav Oppermann siempre abre el correo con una leve y alegre curiosidad. Desde la primera juventud, ha mantenido muchas relaciones: ¿cómo reaccionarán? Aquí está el correo de cumpleaños, felicitaciones, ¿qué más? Tiene alguna esperanza de que de entre esas cuarenta o cincuenta cartas llegue a su vida algo emocionante. Al principio las deja sin abrir, las reparte por remitentes, los indicados y los intuidos. Entonces experimenta una leve y súbita emoción: es la carta de Anna, la carta que ha estado esperando. La

sostiene en sus manos por unos instantes. Un corto y nervioso parpadeo. Luego un resplandor juvenil recorre su rostro, la deja a un lado, bastante apartada, quiere guardarse esa carta como un niño que deja para el final el plato que más le gusta. Empieza a leer las otras. Felicitaciones. Son agradables, pero no precisamente sensacionales. Vuelve a coger la carta de Anna, la sopesa en la mano, coge el abrecartas. Titubea. Finalmente, se alegra de ser molestado por una visita.

El visitante es su hermano Martin. Martin Oppermann viene hacia él, con su paso un poco pesado, como siempre. Gustav quiere a su hermano, y le desea lo mejor. Pero, constata para sus adentros, Martin, que tiene dos años menos, parece mayor que él. Los hermanos Oppermann se parecen, todo el mundo lo dice, seguro que es verdad. Martin tiene la misma gran cabeza que él, y también sus ojos están bastante hundidos en las cuencas. Pero los ojos de Martin resultan algo tristes, extrañamente somnolientos; todo en él es más pesado, más carnoso.

Martin le tiende ambas manos.

—¿Qué te puedo decir? Sólo puedo desearte que todo siga como está. Te lo deseo de todo corazón.

Los Oppermann tienen voces gruñonas, no gustan, a excepción de Gustav, de mostrar sus sentimientos; todo en Martin es contenido, digno. Pero Gustav percibe la cordialidad.

Martin Oppermann ha traído su regalo. El criado Schlüter lo acerca. De un gran paquete sale un cuadro, un retrato. Es un busto, ovalado. Sobre un cuello de camisa bajo como el que se llevaba en los años noventa, encima de un cuello bastante corto, se asienta una gran cabeza. La cabeza es carnosa y tiene, sobre unos ojos hundidos, un poco somnolientos, los ojos de los Oppermann, una frente pesada y abombada. La cabeza parece astuta, reflexiva. Es la cabeza de Immanuel Oppermann, el abuelo, el fundador de Muebles Oppermann. Así era al cumplir sesenta años, poco después de nacer Gustav.

Martin ha puesto el cuadro encima de la gran mesa de trabajo y lo sostiene entre sus manos carnosas y cuidadas. Gustav, con sus ojos pardos y reflexivos, mira los ojos pardos y astutos de su abuelo Immanuel. No, el cuadro no es muy bueno. Es anticuado, sin mucho valor artístico. No obstante, los cuatro hermanos Oppermann aprecian ese retrato, les es querido y familiar desde su primera juventud, probablemente ven en él más de lo que tiene. A Gustav le gusta tener vacías las luminosas paredes de su casa, solamente hay un cuadro en toda ella, en la biblioteca; pero siempre había deseado tener ese retrato del abuelo Immanuel para su despacho. Martin, por otra parte, consideraba que su sitio estaba en el despacho principal de la empresa. Gustav, aunque por lo demás se llevaba bien con Martin, le había tomado a mal que le negara el cuadro.

Así que ahora lo contemplaba lleno de alegría y satisfacción. Sabía que para Martin había sido un sacrificio separarse de él. Charlatán, radiante, expresó su alegría, su gratitud.

Cuando Martin se fue, llamó al criado Schlüter y le indicó que colgara el cuadro. El sitio estaba elegido desde hacía mucho tiempo. Así que ahora, enseguida, lo iba a colgar realmente allí. Gustav esperó ansioso a que Schlüter concluyera su trabajo. Por fin. Despacho, biblioteca y la tercera estancia de la planta baja, la habitación del desayuno, se entrelazaban de manera orgánica. Lentamente, con cuidado, Gustav dejó vagar los ojos desde el retrato de Immanuel Oppermann, el abuelo, su pasado, hasta el otro cuadro de la casa, hasta ahora el único, el de la biblioteca: el retrato de Sybil Rauch, su amiga, su presente.

No, la verdad es que el cuadro de Immanuel Oppermann no era una obra importante. El pintor Alexander Joels, que lo había pintado en su tiempo por encargo de los amigos de Immanuel Oppermann, había sido sobrevalorado entonces de forma grotesca. Hoy ya no lo conocía nadie. Pero lo que Gustav Oppermann valoraba en el cuadro era algo distinto de su valor artístico. Él y sus hermanos veían en ese retrato al hombre mismo y a su obra.

En sí, la obra de Immanuel Oppermann no era nada grandiosa, sólo negocio y éxito. Pero para la historia del judaísmo berlinés era mucho más. Los Oppermann residían en Alemania desde tiempo inmemorial. Procedían de Alsacia. Habían sido allí pequeños banqueros, comerciantes, plateros y orfebres. El bisabuelo de los actuales Oppermann se había trasladado desde Fürth, en Baviera, hasta Berlín. El abuelo, ese Immanuel Oppermann, había hecho considerables envíos de suministros al ejército alemán que operaba en Francia en los años
1870-1871
; en un escrito que ahora colgaba enmarcado en el despacho principal de Muebles Oppermann, el silencioso mariscal de campo Moltke certificaba que el señor Oppermann había prestado buenos servicios al ejército alemán. Pocos años después Immanuel había fundado Muebles Oppermann, una empresa que fabricaba mobiliario para la pequeña burguesía y atendía de forma económica a su clientela por medio de la estandarización de sus productos. Immanuel Oppermann quería a sus clientes, los tanteaba, averiguaba sus deseos ocultos, les creaba nuevas necesidades, respondía a ellas. Hasta muy lejos eran conocidos sus joviales

chistes, que mezclaban agradablemente el sano entendimiento de los berlineses con su personal y benévolo escepticismo. Se convirtió en un personaje popular en Berlín y, pronto, más allá de Berlín. No fue ningún rasgo de arrogancia que más adelante los hermanos Oppermann convirtieran su retrato en marca de fábrica de la empresa. Mediante su sólida y múltiple vinculación con la población, contribuyó a convertir la emancipación de los judíos alemanes, estipulado en unos párrafos escritos en papel, en un hecho, a hacer de Alemania una auténtica patria para los judíos.

El pequeño Gustav había llegado a conocer bien a su abuelo. Iba tres veces por semana a su casa en la Alte Jacobstrasse, en el centro de Berlín. La imagen de ese caballero bastante obeso, sentado cómodamente en su sillón orejero negro, con un gorrillo en la cabeza, un libro en la mano o en el regazo y a menudo una copa de vino al lado, se había grabado profundamente en el muchacho, inspirando respeto y al mismo tiempo familiaridad. En el domicilio del abuelo se sentía en un lugar de devoción, y sin embargo en casa. Podía hurgar sin trabas en la gigantesca biblioteca; aquí había aprendido a amar los libros. El abuelo no dejaba de explicarle lo que no entendía de esos libros, parpadeando astuto con ojos somnolientos, equívoco, sin que nunca se supiera si hablaba en broma o en serio. Nunca en lo sucesivo entendió Gustav con tanta claridad que lo que decían los libros era mentira, y aun así más cierto que la realidad. Cuando se preguntaba al abuelo se obtenían respuestas que parecían tratar de otra cosa distinta de la pregunta, pero que al final se revelaban como respuestas, incluso como las únicas correctas.

Gustav Oppermann, ahora, en pie ante el retrato, no pensaba en nada de eso. Pero lo veía todo en el cuadro. En los ojos pintados había tanto de la benévola y taimada sabiduría del anciano que ante ellos Gustav se sentía pequeño, y sin embargo cobijado.

Quizá no era bueno para el otro cuadro, el del despacho, el retrato de Sybil Rauch, recibir ahora este contrapeso. No había duda de que André Greid, el pintor, era diez veces superior al viejo y simple Alexander Joels en arte y en técnica. En su cuadro había mucha superficie blanca; sabía que iba a colgar la pintura en esa pared clara, y había hecho que toda la pared sirviera de fondo. De esa pared clara se destacaba nítida, voluntariosa, Sybil Rauch. Estaba allí, esbelta, decidida, con una pierna levemente adelantada. Sobre un largo cuello se alzaba la cabeza, debajo de una frente alta, estrecha y testaruda miraban unos tercos ojos de niña, los arcos de las cejas se marcaban con fuerza. La alargada parte inferior del rostro retrocedía y terminaba en una mandíbula infantil. Era un cuadro sin compromisos, un cuadro muy claro; «claro hasta la caricatura», se quejaba Sybil Rauch cuando estaba de mal humor. Pero el retrato tampoco ocultaba nada de lo que le atraía de ella. A pesar de sus innegables treinta años, la mujer del cuadro tenía un aspecto infantil, a la vez que inteligente y voluntarioso. Egoísta, pensó Gustav Oppermann, bajo el influjo del otro cuadro.

Hacía ahora diez años que Gustav había conocido a Sybil. Por aquel entonces ella era una bailarina de muchas ideas, poco ritmo y algún éxito. Tenía dinero y vivía cómodamente, malcriada por una madre experimentada y tolerante. El ingenio meridional y cándido de la delicada muchacha, tan extrañamente contrapunteado por su fina y precoz inteligencia, había atraído a Gustav. Ella se sintió halagada por la manifiesta inclinación del asentado y prestigioso caballero. Pronto entre la muchacha y el hombre veinte años mayor que ella surgió una gran e inusual familiaridad. Él era su amante y su tío a un tiempo. Estaba atento a cada uno de sus caprichos, podía confiarse sin reservas a él, sus consejos eran meditados, juiciosos. Le había expuesto, a su cautelosa manera, que dada su falta de musicalidad su baile jamás podría conducirle a obtener verdaderos éxitos, éxitos interiores. Ella lo entendió, cambió de gremio con rápida decisión y bajo la dirección de él se convirtió en escritora. Sabía expresarse de forma personal y colorista, las revistas gustaban de publicar sus cuadros de ambiente y pequeñas historias. Cuando, en los vaivenes de la economía alemana, su patrimonio se desvaneció, pudo ganarse la vida en gran medida gracias a los rendimientos de sus escritos. Gustav, sin talento creativo, pero buen crítico, la apoyó con sus consejos sensatos y diligentes; también la ayudaron sus numerosas relaciones con un buen mercado. Habían pensado a menudo en casarse, sin duda ella con más vehemencia que él. Pero entendía que él prefiriese no dar rigidez a su unión legalizándola. En resumidas cuentas, habían pasado diez largos años, para ella y para él.

¿Buenos años? Digamos que años agradables, pensó Gustav Oppermann, mirando en el cuadro a la inteligente, amable y voluntariosa chiquilla.

Y de pronto la carta volvió a estar ahí, la carta sin abrir en el gran escritorio, la carta de Anna. Con Anna no habrían sido diez años agradables. Habrían sido años llenos de disputas e irritación. Pero, por otra parte, de haber estado con Anna difícilmente habría tenido que preguntarse hoy por la mañana en qué emplear el invierno si rechazaban su biografía de Lessing. Habría exactamente un Qué y un Dónde, probablemente habría tenido tantas ocupaciones como para suplicar que no le dejaran caer en la tentación con Lessing.

No, él odia esa loca agitación que ve en muchos de sus amigos. Ama su ocio decente y ocupado. Es

bueno estar sentado en tu bonita casa, con tus libros, tu renta asegurada, ante los pinares de Grunewald. Es bueno haber terminado con Anna entonces, después de dos años.

¿Terminó él o fue ella? No es fácil orientarse en la historia de la propia vida. Lo cierto es que la echaría de menos si Anna desapareciera por completo de su existencia. Naturalmente, siempre queda amargura cuando se encuentran. Anna es tan discutidora… Tiene una manera tan franca, tan áspera, de señalar cualquier defecto, hasta la más mínima debilidad. Siempre que va a reunirse con ella, incluso cuando se enfrenta a cada una de sus cartas, tiene la sensación de ir a comparecer ante un tribunal.

Sostiene la carta en la mano, coge el abrecartas, rasga el sobre de un solo corte. Con las espesas cejas fuertemente fruncidas, arrugas verticales y profundas sobre la poderosa nariz, con todo el gran rostro en tensión, lee.

Anna le felicita, en pocas palabras, de corazón. Con su hermosa y uniforme caligrafía, le comunica que ha fijado sus vacaciones para finales de abril y le gustaría pasar con él esas cuatro semanas. Si quiere reunirse con ella, le ruega que le proponga dónde.

El rostro de Gustav se relaja. Le daba miedo la carta. Es una buena carta. Anna no tiene una vida fácil. Es secretaria de dirección de la Stuttgarter Elektrizitätswerke, muy sujeta a su trabajo, su vida privada se reduce a las cuatro semanas de vacaciones. El hecho de que le ofrezca esas cuatro semanas demuestra que no ha renunciado a él.

Lee la carta una segunda vez. No. Anna no le da por descartado, se lo dice. Él tararea en voz baja, diligente y mal, la difícil melodía de esta mañana. Contempla, de manera medio consciente, medio mecánica, el cuadro de Immanuel Oppermann. Se siente íntimamente complacido.

Entretanto, Martin Oppermann acudía al negocio. La casa de Gustav estaba en la Max Reger Strasse, en el límite entre Grunewald y Dahlem. La casa originaria de los Oppermann está en la Gertraudtenstrasse, en el centro de la ciudad vieja. El chófer, Franzke, necesitará por lo menos veinticinco minutos. Si va bien, Martin estará en la oficina a las once y diez; si no tiene suerte con los semáforos, a las once y cuarto. Ha citado a Heinrich Wels a las once. A Martin Oppermann no le gusta hacer esperar. Y que Heinrich Wels tenga que esperar le resulta doblemente molesto. De todos modos, la entrevista no va a ser agradable.

Martin Oppermann se sienta rígido en el coche, sin reclinarse, en una postura no precisamente estética y natural. Los Oppermann son pesados de aspecto; Edgar, el médico, un poco menos; también Gustav ha perdido un poquito de peso a base de entrenamiento. Martin no tiene tiempo para eso. Es hombre de negocios, padre de familia, tiene obligaciones de todo tipo. Se sienta erguido, con la gran cabeza adelantada, los ojos cerrados.

No, la entrevista con Heinrich Wels no será agradable. Ahora, es raro tener momentos agradables en la tienda. No habría debido hacer esperar a Wels. Habría podido entregarle el cuadro a Gustav por la noche, a la hora de cenar; no era imprescindible llevárselo por la mañana. Quiere a Gustav, pero le envidia. Para Gustav es fácil, demasiado fácil. También para Edgar, el médico, es fácil. Él, Martin, ha tenido que asumir en solitario la sucesión de Immanuel Oppermann. En estos tiempos de crisis y de creciente antisemitismo, es condenadamente difícil representar esa sucesión con dignidad. Martin Oppermann se quitó el sombrero rígido, se pasó la mano por el ralo cabello negro y suspiró levemente. No debería haber hecho esperar a Heinrich Wels.

Estaban en la bulliciosa Dönhoffplatz. Enseguida, por fin, llegarían. Allí estaba ya la casa. Se alzaba encerrada entre otras, estrecha, anticuada, pero firme, construida hacía mucho tiempo para durar mucho tiempo, inspirando confianza. El coche pasó por delante de los cuatro grandes escaparates y se detuvo ante el portal principal. Martin se habría bajado de un rápido salto, pero se dominó, mantuvo la dignidad. El viejo portero Leschinsky se puso firme antes de poner en movimiento la puerta giratoria. Martin Oppermann se tocó el sombrero con un dedo como todos los días. August Leschinsky llevaba en el negocio desde los tiempos de Immanuel Oppermann, conocía todos los detalles. Sin duda sabía que Martin había felicitado a su hermano Gustav por su quincuagésimo aniversario. ¿Aprobaría el anciano el retraso por semejante motivo? El rostro de Leschinsky, con su gris y rígido bigote, siempre estaba malhumorado, la actitud del hombre siempre era pétrea. Hoy estaba especialmente erguido y firme: aprobaba la conducta de su jefe.

Martin estaba menos conforme con su conducta que el portero. Subió al tercer piso, a su despacho. Utilizó la puerta trasera. No quería ver a Heinrich Wels sentado esperando.

En la pared, encima de su escritorio, colgaba, como en todas las tiendas de la familia, el retrato del viejo Oppermann. Le produjo una pequeña punzada que ya no fuera el original, sino una copia, aunque en el fondo daba lo mismo que el original estuviera aquí o en casa de Gustav. Sin duda Gustav entendía más, tenía más tiempo, estaba mejor con él, y en el fondo también tenía más derecho. Sin embargo, le resultaba

incómodo no tener a partir de ahora el original ante sus ojos.

Vino la secretaria. Correo enviado por los apoderados. Firmas. Ruegos de llamadas telefónicas. Sí, y luego, el señor Wels espera. Está citado para las once.

—¿Hace mucho que está el señor Wels?

—Algo menos de media hora.

—Hágale pasar.

Martin Oppermann siempre se sentaba erguido, no necesitó sentarse bien; pero hoy no estaba en buena forma para esta entrevista. Había preparado cuidadosamente la respuesta que iba a dar a Wels, lo había hablado todo con sus apoderados Brieger y Hintze. Pero se trataba de no disgustar a Wels, se trataba de los matices, era una desgracia haber hecho esperar a Wels.

El asunto era el siguiente: al principio, Immanuel Oppermann no fabricaba los muebles que vendía, sino que se los encargaba a Heinrich Wels senior, un joven y fiable artesano. Cuando se fundaron las filiales berlinesas, la de Steglitz y la de la Postdamer Strasse, la colaboración con Wels se hizo más difícil. Wels era de confianza, pero se veía forzado a trabajar demasiado caro. Poco después de la muerte de Immanuel Oppermann, y a instancias de Siegfried Brieger, el actual apoderado, una parte de los muebles empezó a producirse en fábricas más baratas, y cuando la dirección del negocio pasó a Gustav y Martin, se fundó una fábrica propia. Para ciertos trabajos difíciles, para piezas concretas, se seguía prefiriendo los talleres de Wels, pero ahora los talleres propios atendían el grueso de las necesidades de Muebles Oppermann, a la que entretanto se habían sumado otra filial en Berlín y cinco en provincias.

Heinrich Wels junior veía esta evolución con amargura. Era unos cuantos años mayor que Gustav, trabajador, sólido, voluntarioso, lento. Unió a sus talleres establecimientos de venta. Empresas modelo, dirigidas con el mayor esmero para hacer frente a los Oppermann. Pero no pudo con ellos. Sus precios no podían competir con los de los estandarizados muebles Oppermann. Innumerables personas conocían el nombre Oppermann; su marca de fábrica, el retrato de Immanuel, llegaba hasta la más remota provincia; el honesto y anticuado texto de sus anuncios: «Quien compra en Oppermann compra bien y barato» era un lugar común. En todos los lugares del país había alemanes que trabajaban en mesas Oppermann, comían en mesas Oppermann, se sentaban en sillas Oppermann, dormían en camas Oppermann. En las camas Wels probablemente se dormía con mayor comodidad, y las mesas Wels estaban elaboradas de forma más duradera. Pero todos preferían gastar menos dinero, incluso aunque el mobiliario adquirido fuera quizá un poquito menos sólido. Heinrich Wels no podía entenderlo. Era algo que corroía su corazón de artesano. ¿Había muerto el sentido de la solidez en Alemania? ¿No veían esos extraviados compradores que en su mesa, la mesa Wels, un hombre había trabajado dieciocho horas, mientras que el producto Oppermann era un producto fabril? No. Lo único que veían era que en Wels una mesa costaba cincuenta y cuatro marcos y en Oppermann cuarenta, así que iban y la compraban allí.

Heinrich Wels ya no entendía nada. Su amargura crecía.

En los últimos años, de todos modos, las cosas habían ido mejor. Se abrió paso un movimiento que difundió la idea de que la artesanía respondía mejor al carácter nacional alemán que la fabricación internacional estandarizada. Expresaba lo que Heinrich Wels había sentido hacía mucho, que las casas comerciales judías y sus taimados métodos de venta eran los culpables de la decadencia de Alemania. Heinrich Wels se unió a ese movimiento de todo corazón. Se convirtió en jefe de distrito del partido. Veía con alegría que el movimiento ganaba terreno. Sin duda la gente seguía prefiriendo comprar las mesas más baratas, pero al menos a la vez insultaba a los Oppermann. El partido también consiguió que se impusieran mayores impuestos a las grandes empresas, de manera que los Oppermann tuvieron que pedir cuarenta y seis marcos en vez de cuarenta por mesas que Wels vendía a cuarenta y cinco.

A las nueve casas de los Oppermann llegaban masivamente escritos antisemitas; por las noches se hacían pintadas hostiles en los escaparates, los viejos clientes se retiraban. Había que mantener los precios por lo menos un diez por ciento más bajos que la competencia no judía; si se mantenían sólo un cinco por ciento más bajos, había gente que se iba a los comercios cristianos. Las autoridades molestaban cada vez más, bajo la presión del creciente partido nacionalsocialista. Heinrich Wels llevaba ventaja. La diferencia entre el precio de sus productos y el de los de los Oppermann disminuía.

A pesar de todo, de puertas afuera Muebles Oppermann mantenía buenas relaciones con la casa Wels. Bajo la influencia de Jacques Lavendel y del apoderado Brieger, se sugirió a Wels que hiciera propuestas encaminadas a una fusión de ambas firmas, o al menos a una más estrecha colaboración. Si se llevaba a cabo tal transacción, la firma Oppermann se libraría del odio antisemita; una vez participada por Wels, seguro que ciertas medidas oficiales le serían aplicadas de manera más suave.

Cuando los Oppermann sobrepujaban a Heinrich Wels, su ambición personal sufría aún más que su ansia

de beneficio. Estaba radiante al ver que ahora sus talleres ganaban cada vez más terreno. Incluso había recibido, después de unos cuantos tanteos verbales del apoderado Brieger, un escrito muy cortés de la firma Oppermann diciendo que tenía ciertas propuestas que hacer a su empresa, encaminadas a mantener una relación aún más estrecha que la mantenida hasta la fecha. La firma estaba muy interesada en ello y le rogaba que acudiera el 16 de noviembre a las once al despacho principal de la casa, en la Gertraudtenstrasse, para una personal toma de contacto.

Así que Heinrich Wels esperaba sentado en la antesala del despacho de los Oppermann. Era un hombre de buena presencia, de rostro abierto y duro, marcadas arrugas en la ancha frente. Era un hombre decente, y partidario de la exactitud. ¿Quién se había aproximado a quién? En una reunión de la asociación de fabricantes de muebles, el apoderado Brieger le había hablado de las crecientes dificultades de su empresa. Brieger le había sugerido algunas cuestiones. Ya no era posible desentrañar quién se había acercado a quién. Como siempre, aquí estaba él sentado, con una propuesta que no era desfavorable para él, pero que probablemente aún fuera más ventajosa para su interlocutor.

Estaba claro que los otros no querían darse cuenta de esa circunstancia. Miró el reloj. Había sido oficial de la reserva, había pasado toda la guerra en el frente, en el ejército había aprendido a ser puntual. Había llegado unos minutos antes de las once. Ahora estaba allí sentado, y esa chusma arrogante le hacía esperar. Las once y diez. Su duro rostro se ensombreció. Si le hacen esperar otros diez minutos se va, y que se las arreglen solos con su mierda.

¿Con quién tendrá que vérselas? Heinrich Wels no es un conocedor del género humano, pero sabe muy bien dónde está la gente de la casa Oppermann que es posible ganar para su proyecto, y dónde sus adversarios. Gustav y Martin Oppermann son de una arrogancia insoportable, auténticamente judía, con ellos hay poco que hacer. El apoderado Brieger es una sinagoga entera, pero con él se puede hablar. Probablemente habrá allí cinco o seis hombres, quizá hayan llamado incluso a su asesor jurídico. Sin duda no se lo pondrán fácil, tendrá que luchar solo contra esa mayoría de cinco o seis. Aun así, lo conseguirá.

Once y veinte. Esperará otros cinco minutos. Lo dejan ahí sentado, hasta que eche raíces. Cinco minutos más, y dará su propuesta por caducada, y entonces que les den por culo, señores míos.

Once y veinticinco. Ya se conoce de memoria los números de la «guía de comerciantes de muebles» que hay sobre la mesa. Los del despacho parecen estar deliberando a conciencia. ¿Será una buena señal? Tampoco hay ninguna secretaria a la que poder enviar a buscarlos. Es una vergüenza. Pero se las pagarán. Once y veintiséis. Se le ruega que pase.

Martin Oppermann está solo. De pronto, el señor Wels habría preferido tener que vérselas con cinco o seis. Este Martin es el peor. Va a ser más difícil hacerse con él que con nadie.

Martin Oppermann se levantó cuando entró el señor Wels.

—Le pido disculpas —dijo cortésmente— por haberle hecho esperar.

En realidad, tenía intención de ser aún más cortés y aducir el motivo de su retraso. Pero el grande y duro rostro de Wels le repelió, como siempre, y no lo hizo.

—Por desgracia, hoy en día el tiempo —repuso el señor Wels con su voz sombría y rechinante— es lo único de lo que un hombre de negocios puede disponer en abundancia.

Serio y concentrado, Martin Oppermann miró con ojos somnolientos al hombretón allí sentado. Se esforzó para que su voz fuera lo más amable posible:

—He reflexionado largamente acerca de sus propuestas, estimado señor Wels —dijo. En principio, nos inclinamos a discutirlas, aunque tenemos muchas objeciones. Nuestros balances son mejores que los suyos, señor Wels, pero, se lo digo con sinceridad, no son satisfactorios. Son insatisfactorios —no miraba al señor Wels, miraba hacia lo alto, hacia el cuadro de Immanuel Oppermann, y lamentaba que fuera una copia. Su tono no era el correcto para hablar con aquel hombre amargo y ofendido. Hoy por hoy aún no se veían forzados a entenderse con Wels, la situación política parecía tranquila, probablemente tampoco sería peor en unos meses o incluso en unos años. Pero no había seguridad alguna, se imponía la prudencia, la única táctica posible era hacer esperar a Wels, mantenerlo de buen humor. La forma de ser de Martin no era hoy la adecuada para esta conversación: seguro que el viejo Immanuel habría sabido abordar mejor a ese hombre duro y leñoso.

También el señor Wels estaba descontento. Así no se podía seguir.

—A mí no me va bien —dijo—, y a ustedes tampoco. Bien podíamos entendernos como «buenos hermanos» —torció el duro rostro en una sonrisa; el giro coloquial, en su sorda voz, sonaba doblemente sombrío.

Entraron en detalles. Martin sacó los quevedos, que empleaba muy raras veces, los limpió. Realmente hoy al señor Oppermann le costaba trabajo soportar al señor Wels, y lo mismo le ocurría al señor Wels con

el señor Oppermann. Uno encontraba arrogante al otro, la conferencia estaba siendo una tortura para ambos. Al señor Wels le parecía que Oppermann no iba en serio. Aquello que querían que aceptara era un experimento que les obligaba a poco; querían fusionar una de las sucursales de Berlín y una de las de provincias con las dos empresas correspondientes de Wels. Eso no le interesaba al señor Wels. Si la historia iba mal, los Oppermann habrían perdido dos de sus ocho sucursales, lo podían soportar; él en cambio habría perdido dos de sus tres filiales y estaría acabado.

—Veo que me he equivocado —dijo amargamente el señor Wels—, pensaba que llegaríamos a un acuerdo. A un armisticio —se corrigió con una tenue y rabiosa sonrisa. Martin Oppermann, con su aspecto pesado, aseguró cortés, flexible, que no tenía intención de considerar fracasadas las negociaciones. Estaba seguro de que si volvían a hablar a fondo sobre la materia se entenderían.

El señor Wels se encogió de hombros. Se había convencido a sí mismo de que los Oppermann estaban en las últimas. Ahora resultaba que ellos le consideraban acabado a él. Querían darle un aperitivo y comerse solos el verdadero menú. Se marchó indignado, lúgubre.

Que no se equivoquen los señores, pensó mientras bajaba en el ascensor. No sólo lo pensó, lo dijo en voz baja. El ascensorista miró sorprendido al hombre sombrío.

Después de la entrevista, Martin siguió sentado a su gran mesa de despacho. El gesto cortés y confiado desapareció de su rostro apenas Wels se hubo marchado. No había conseguido su objetivo. Había fracasado. Se sentó, malhumorado y descontento consigo mismo.

Pidió a los apoderados Siegfried Brieger y Karl Theodor Hintze que pasaran al despacho.

—Bien, ¿ha terminado con ese gentil tormentoso? —disparó enseguida Siegfried Brieger, tras un fugaz saludo. El pequeño y vivaz caballero, recién entrado en la sesentena, enjuto, vehemente, de aspecto marcadamente judío, puso una silla muy cerca de su jefe; la gran nariz sobre el espeso bigote, de un gris sucio, olisqueó. Karl Theodor Hintze en cambio se mantuvo de pie a prudente distancia, contenido, desaprobando visiblemente el informal apresuramiento de su colega.

Karl Theodor Hintze desaprobaba todo lo que hacía el señor Brieger, y el señor Brieger se burlaba de todo lo que Karl Theodor Hintze hacía. Durante la guerra, Karl Theodor Hintze había sido jefe de la compañía en la que Brieger servía como reservista raso. Ya entonces la relación entre ambos era la misma, y los dos sabían cuánto se apreciaban. Cuando, terminada la guerra, al fino señor Hintze le fue fatal, el señor Brieger lo empleó en Muebles Oppermann. Enseñado por él, ese hombre duro, trabajador y fiable había ascendido con rapidez.

Martin Oppermann informó a sus dos hombres. Los tres se conocían, el resultado de la entrevista era previsible; nadie había pensado que Wels aceptara. La cuestión sólo radicaba en el desarrollo de la conversación. Después del informe de Martin, todos supieron que habría sido más sensato enviar al señor Brieger a negociar con el señor Wels. Brieger habría podido ofrecer aún menos que Oppermann a Wels, y aun así éste se habría ido más satisfecho.

Estaba claro lo que iba a ocurrir ahora. Había que demostrar a Wels que, incluso sin su ayuda, los negocios de los Oppermann podían sacudirse el odio a los judíos. Una demostración semejante le volvería más dócil. La momentánea calma política era la mejor oportunidad para dar los pasos necesarios, meditados hacía mucho tiempo.

Había que transformar la firma judía Oppermann en una sociedad anónima con un nombre neutral y no sospechoso. Otras empresas judías habían tenido buenas experiencias con los cambios de nombre. Ocurría que compradores que querían boicotear determinada empresa judía cubrían sus necesidades con una sociedad anónima no judía, que en realidad no era más que una filial de la odiada casa judía. Ya que Wels no cooperaba, los Oppermann podían fundar por sí mismos una Sociedad Anónima Alemana de Fábricas del Mueble y empezar por reunir en esa sociedad a una de las filiales berlinesas y una de las provinciales.

Eso era técnicamente fácil de hacer, prometía éxito, era lo correcto. Sin embargo, costaba decidirse. Alemana de Fábricas del Mueble, ¿qué era eso? Un nombre neutral, general, que no decía nada, como un vagón de tranvía. En cambio, Muebles Oppermann era algo inseparable del retrato de Immanuel Oppermann, del pesado y digno Martin, del vivaz señor Brieger y su gran nariz. Separarse de la filial de Berlín-Steglitz y de la de Breslau como Alemana de Fábricas del Mueble era como amputarse un dedo de la mano o del pie.

Y sin embargo, ¿no había que hacerlo para salvarlo todo? Sí había que hacerlo.

Una vez decididos, se trataba de actuar con rapidez. Martin informará a los otros Oppermann y se pondrá de acuerdo hoy mismo con el profesor Mühlheim, el asesor jurídico de los Oppermann.

Una vez solo, Martin apoyó pesadamente los brazos en el respaldo del sillón y dejó caer los hombros.

Quizá fuera bueno hacer todas las mañanas un poco de gimnasia, como su mujer le aconsejaba. Cuarenta y ocho años no es una edad avanzada, pero si uno no toma precauciones, en dos años se ha convertido en un anciano. Gustav tiene un aspecto agradablemente joven y fresco. Para Gustav es fácil. Entrenar de manera eficaz lleva por lo menos veinticinco minutos cada mañana. ¿De dónde va a sacar él, Martin, esos veinticinco minutos?

Se irguió, respiró y cogió su correo. No. Esto no es tan importante. Lo difícil primero, es lo que siempre ha hecho. En primer lugar, tiene que informar a sus hermanos. No va a echarle a perder el día a Gustav. Está claro que no pondrá reparos. Suspirará, hará algunas observaciones generales de naturaleza filosófica, firmará. Con Edgar aún será más fácil. Lo más difícil vendrá con Jacques Lavendel, su cuñado, el marido de Klara Oppermann. Él tampoco pondrá reparos; al contrario, ese hombre entendido en los negocios lleva mucho insistiendo en el cambio de nombre. Sólo que la forma de ser de Jacques Lavendel es demasiado sincera. Martin no tiene nada en contra de que a uno le digan claramente su opinión. Pero Jacques Lavendel es demasiado claro.

Pide las dos conexiones telefónicas, con el profesor Edgar Oppermann y con Jacques Lavendel. El profesor Oppermann, dice la secretaria, está en su clínica. Naturalmente, siempre lo está. Le dirán que le llame. Desde luego, no lo hará; tiene demasiado que hacer en la clínica y está muy poco interesado en el negocio. Como siempre, Martin ha cumplido con su obligación hacia él.

Ahora, Jacques Lavendel está al aparato. Él nunca da rodeos. Con su voz amable, un tanto ronca, después de las primeras frases introductorias de Martin declara que le gustaría discutir personalmente el asunto con él; si no tiene ningún inconveniente, después de comer irá al domicilio privado de Martin, no vive lejos. Martin responde que se alegra.

No se alegra. La comida con su mujer y su hijo y la corta hora libre que le sigue son sus momentos preferidos. A veces, no puede evitar tener invitados; ciertas cosas se arreglan mejor en un domicilio privado que en el despacho. Pero no le gusta hacerlo; el día se le echa a perder cuando ha de ser así.

Immanuel Oppermann mira a su nieto con sus ojos somnolientos, astutos, agradables. Él no piensa, pero siente: es una copia, ya no es el original.

Martin llegó puntualmente a las dos, como todos los días, a su casa situada en la Corneliusstrasse, en el barrio del Zoológico. Se cambió de cuello y de chaqueta: tenía que haber una diferencia entre la vida privada y el negocio. Luego fue al invernadero; era una habitación grande, amueblada de forma aparente y un tanto banal; Martin insistía en emplear muebles Oppermann también en su casa.

Encontró a su mujer y su hijo en animada conversación. Berthold, de diecisiete años, era a veces un tanto parco en palabras, como su padre, y aunque era capaz de conversar bien y con vivacidad, no le gustaba sacar a la luz sus sentimientos. Martin se alegró de encontrarlo sociable hoy.

Liselotte interrumpió a su hijo cuando Martin entró. Por encima del vestido cerrado de cuello alto, volvió hacia él su rostro grande y luminoso, con una sonrisa:

—¿Cómo estás, cariño?

—Bien, gracias —respondió Martin; le dijo a Berthold: «Hola, muchacho», y sonrió a su vez. Pero en los dieciocho años de su matrimonio, los ojos grises y alargados de Liselotte habían aprendido a leer en el rostro de su esposo. No le gustaba hablar de temas de trabajo en el ámbito familiar; aunque él no lo dijera, ella sabía que ahora, hoy, él se encontraba inmerso en importantes asuntos.

Se sentaron a la mesa. Berthold habló, excitado. El muchacho de diecisiete años tenía, en el rostro carnoso del padre, los ojos grises y osados de la madre. Era ya casi tan alto como el padre; cuando creciera le superaría en media cabeza.

Habló de acontecimientos escolares. El tutor de la clase, el profesor Heinzius, había muerto hacía unos días en un accidente de automóvil, y provisionalmente el director del centro, el profesor François, impartía clase a los alumnos de penúltimo curso en las asignaturas del fallecido, lengua alemana e historia. Eran las asignaturas favoritas de Berthold —como su tío Gustav, amaba el deporte y los libros—, y se había entendido extraordinariamente bien con el doctor Heinzius. Se daba el caso de que para la exposición oral que todos los alumnos de penúltimo curso tenían que hacer una vez al año el profesor Heinzius le había asignado un tema especialmente difícil: «El humanismo y el
siglo XX
». ¿Le dejarían hacer su exposición ahora, tras la muerte del venerado profesor? ¿Y podría con el «humanismo» sin la ayuda del benévolo profesor Heinzius? El director François le había dicho que él personalmente no tenía nada en contra del tema, pero no quería sustraer la decisión al nuevo tutor que probablemente la semana próxima se haría cargo de la clase.

—Me he excedido —decía Berthold. El humanismo es un tema endemoniadamente duro —aseguraba, reflexivo, con voz profunda.

—Quizá puedas elegir un tema menos general —aconsejó Martin.

—Tal vez algo sobre un autor moderno —propuso Liselotte, y lanzó a su hijo una mirada de ánimo con sus ojos grises y alargados. Martin se sorprendió. ¿No resultaba delicado hablar de literatura moderna en el instituto? En el fondo, normalmente Martin y Liselotte tenían la misma opinión. Pero ella, la cristiana, la hija de los Ranzow, la vieja familia de funcionarios prusianos, solía ser más radical.

Martin cambió de tema. Contó que esperaba a Jacques Lavendel después de comer. Eso alejó rápidamente a Berthold del humanismo. Quizá hoy pueda utilizar el coche. Su padre es un ocupado hombre de negocios, y anda por ahí todo el día; es muy raro que Berthold disponga del coche para él solo. No puede dejar pasar la ocasión. Podría, por ejemplo, ir al campo de deportes de Sachsendamm, a jugar al fútbol. Sería un buen pretexto. En todo caso, la broma costaría unas tres horas que, en realidad, tenía destinadas al humanismo. Tonterías. Siempre puede encontrar tiempo para el humanismo; en cambio, nadie sabe cuándo podrá volver a hacerse con el coche.

Así que, en cuanto termina la comida, Berthold se despide de sus padres. Telefonea a su compañero de colegio Kurt Baumann, le pide que se reúna con él en la Puerta de Halle para ir al campo de deportes de Sachsendamm. Kurt Baumann no se muestra entusiasmado. La radio no funciona, la ha desmontado, quiere arreglarla, y eso requiere tiempo. Pero Berthold no cede en sus intenciones. Le dice que le guarda una sorpresa con una voz tan triunfal que Kurt adivina y estalla:

—Tienes el coche. Eh, va a ser estupendo.

Berthold Oppermann es un buen compañero, es generoso y juega limpio; copia de Baumann en matemáticas y le permite copiar las redacciones, y cuando el chófer August Franzke le deja el volante sólo conduce las dos terceras partes del tiempo; la tercera se la cede a Kurt Baumann.

Ya están listos. Berthold se sienta al volante junto al chófer Franzke. Es íntimo suyo. Desde luego que Franzke tiene sus momentos, y no siempre se puede hablar con él. Pero hoy sí se puede, Berthold se da cuenta enseguida, y seguro que le dejará el volante, aunque está prohibido conducir si se tienen menos de dieciocho años. Arde en deseos de salir de una vez a los barrios del extrarradio. Pero sería poco viril revelar la impaciencia. Así que mantiene con August una seria conversación de hombres sobre la situación, sobre economía y política. August Franzke y el chico se entienden bien.

Cuando Franzke deja el volante a Kurt Baumann y Berthold se sienta inactivo al fondo, le asalta de repente el recuerdo de una vivencia que tuvo inmediatamente después del entierro del profesor Heinzius. Le habían dado permiso para ir con el coche hasta el lejano cementerio, y para la vuelta se había traído a Kurt Baumann y a su primo Heinrich Lavendel. El turbio y gris cementerio boscoso de Stahnsdorf y los acontecimientos del entierro le habían impresionado mucho. Pero sus dos acompañantes, apenas cinco minutos después de dar tierra al profesor Heinzius, parecían mucho más interesados en el coche que en el muerto, sobre todo en que Franzke les dejara por fin, aunque esté prohibido, ponerse al volante. Berthold no había podido comprender que sus compañeros se libraran tan rápido de lo que acababan de vivir. Todavía ahora, mientras Kurt Baumann estaba al volante, era algo que le confundía y le hacía pensar. Pero cuando él mismo pudo conducir, tales pensamientos se esfumaron, y en él y a su alrededor no hubo nada más que el tráfico de la carretera suroeste de Berlín.

Entretanto, en la Corneliusstrasse esperan al señor Jacques Lavendel. Liselotte se alegra de la visita. Martin, lo sabe, no ve precisamente en su cuñado Jacques a un santo de su devoción. No le gustó que su hermana menor, Klara Oppermann, se casara precisamente con ese caballero del Este. Jacques es un destacado hombre de negocios, sin duda, tiene patrimonio, conoce el mundo, siempre es agradable. Pero lo que le falta es sentido de la dignidad, de las formas, de la contención. No es que tenga unos modales ruidosos o importunos. Es sólo que llama de forma excesivamente desnuda, por su nombre, a las cosas desagradables, y su leve y amable sonrisa cuando alguien habla de honor, dignidad y cosas por el estilo irrita a Martin.

A Liselotte no le irrita. Le gusta su cuñado Jacques. Ella procede de la severa familia de los Ranzow. Su padre, de grandes títulos pero sueldo escaso, había sustituido la falta de comodidades externas por una actitud distinguida y una forma de vida estricta. Liselotte Ranzow, que entonces tenía veintidós años, contenta de poder cambiar las estrictas costumbres de la casa paterna en Stettin por la amplitud del modo de vida de los Oppermann, había estimulado por todos los medios el parco y torpe afecto del joven Martin.

—¿Esperamos a que Jacques venga para tomar el café? —preguntó, mostrando sonriente los grandes dientes de su alargada y hermosa boca. Vio que Martin vacilaba, como si quisiera estar a solas con Jacques

o pedirle que los dejara a solas. ¿Tienes algo importante que discutir con él? —preguntó directamente.

Martin reflexionó. Liselotte y él son buenos compañeros. Naturalmente, le comunicará hoy mismo la decisión acerca del cambio de nombre de las filiales. No es fácil. Hasta ahora han sido pocas las ocasiones en que ha tenido que dar malas noticias. Quizá lo más sensato sea decírselo a Jacques y a ella al mismo tiempo.

—Me gustaría que nos acompañaras —dijo.

Jacques Lavendel se acomodó entre ellos. Los ojos pequeños y hundidos bajo la ancha frente miraban inteligentes y amables; el fuerte bigote pelirrojo contrastaba con el escaso pelo de la cabeza, la voz baja y ronca atacaba como siempre los nervios de Martin Oppermann.

Mientras Martin explicaba, Jacques escuchaba con los ojos medio cerrados, las manos cruzadas sobre el chaleco, la cabeza inclinada, sin movimiento en el rostro y la actitud, en apariencia, indiferente. Martin habría preferido que le interrumpiera, que le hiciera preguntas; pero no le interrumpió. También guardó silencio cuando Martin hubo terminado. Liselotte miraba, en tensión, a Jacques Lavendel. Estaba más tensa que entristecida. Martin, por más que se alegró de que no le hubiera afectado demasiado, pensó con amargura: no se lo toma en serio. No toma mis cosas en serio. Uno se esfuerza y no obtiene gratitud alguna. Jacques callaba obstinadamente. Hasta que, por fin, Martin preguntó:

—Bueno, ¿qué piensa usted, Jacques?

—Bien, bien —dijo Jacques Lavendel, asintiendo varias veces con la cabeza. Me parece bien. Lástima que no lo hayáis hecho hace tiempo. Y más lástima aún que no hayáis ido hasta el final y hayáis absorbido a ese Wels.

—¿Por qué? —preguntó Martin. Se esforzaba en hablar con contención, pero tanto Liselotte como Jacques Lavendel notaron la irritación ante el reparo. ¿Cree usted que nos queda tan poco tiempo? Conozco a esa gente. Se pondrá impertinente en cuanto digamos que sí. Saben que sólo podemos ganar con la espera.

—Quizá sí, y quizá no —dijo Jacques Lavendel, sacudiendo la gran cabeza pelirroja. No soy ningún profeta, no pretendo decir que soy un profeta. Pero ¿no ha sido siempre demasiado tarde para todos? Puede tardar seis meses, puede tardar un año. ¿Quién sabe cuánto puede tardar? Pero si tenemos jaleo puede tardar tan sólo dos meses —de improviso, irguió la cabeza, dirigió hacia Martin los ojos pequeños y hundidos, le guiñó astutamente un ojo y contó, en un tono llamativamente fresco y seco—: Grosnowice ha cambiado de propietario diecisiete veces. En siete de ellas hubo pogromos. Por tres veces sacaron a un tal Chaim Leibelschitz y le dijeron: «¡Ahora te vamos a colgar!». Todos le decían: «Sé sensato, Chaim, vete de Grosnowice». No se fue. Cuando le sacaron la cuarta vez, tampoco le colgaron. Pero lo fusilaron.

Había terminado, volvía a tener la cabeza inclinada, cerró los párpados sobre los ojos azules.

Martin Oppermann conocía la historia, se indignó. También Liselotte la había oído antes, pero la escuchó por segunda vez con interés.

Martin sacó sus quevedos, los limpió y volvió a guardarlos.

—Al fin y al cabo, no podemos regalarle las tiendas Oppermann —dijo, y sus ojos ya no parecían somnolientos.

—Bueno, bueno —le tranquilizó Jacques. Te digo que sí, que está bien lo que habéis hecho. Por otra parte, si queréis conseguir verdadero dinero americano, me ofrezco a organizarlo todo en ocho días de tal modo que nadie pueda atreverse con vosotros. Y nadie podrá hablar de «regalos» —sonrió.

Ya habían considerado en varias ocasiones la idea de transferir Muebles Oppermann a Jacques Lavendel, que había adquirido oportunamente la ciudadanía estadounidense; pero habían abandonado la idea, por muchas razones. Curiosamente, Martin no alegó ahora ninguna de esas razones objetivas.

—Lavendel no sería un buen nombre para nuestros negocios —dijo sin venir a cuento, con bastante perversidad.

—Lo sé —replicó pacíficamente Jacques. Que yo sepa, nunca se ha hablado de tal cosa —sonrió.

La transformación de las dos filiales en Alemana de Fábricas del Mueble no era tan sencilla. Aún había que discutir un montón de detalles. Jacques Lavendel hizo algunas indicaciones útiles. Martin tenía que admitir que Jacques era el más astuto. Le dio las gracias, Jacques se levantó y se despidió con un largo y fuerte apretón de manos.

—También yo se lo agradezco de corazón —dijo Liselotte enfáticamente, con su voz robusta y oscura. Yo no entiendo nada de vuestros negocios —dijo a Martin una vez que Jacques se hubo ido. Pero ¿por qué si quieres absorber a ese Wels no lo haces ya?

Gustav Oppermann había pasado la mañana trabajando con el doctor Frischlin. El doctor Klaus Frischlin, un hombre alto y delgado con mal color de cara y ralos cabellos, procedente de una familia adinerada,

había empezado por estudiar Historia del Arte; poseído por sus estudios, había soñado con hacerse profesor. Luego se quedó sin dinero, y pasó hambre y miseria; cuando ya no tenía más que un traje raído, unos zapatos estropeados y el manuscrito de un estudio inusualmente concienzudo sobre el pintor Theotocopulos, llamado El Greco, Gustav Oppermann lo rescató. Para darle trabajo, había organizado un Departamento de Arte en Muebles Oppermannn y le había nombrado jefe de ese departamento. En su desbordante optimismo, Gustav había soñado al principio con propagar a través de la empresa, dando un rodeo por Klaus Frischlin, objetos modernos como muebles de acero, diseños de la Bauhaus y cosas por el estilo. Pero pronto se había visto forzado a ver, entre divertido y amargado, cómo el Departamento de Arte rendía sus armas ante las necesidades de la robusta clientela pequeño-burguesa de los Oppermann. Klaus Frischlin siguió intentando, dura, astuta e inútilmente, colar su propio y sensible gusto por alguna puerta trasera. Gustav lo observaba divertido y conmovido. Le gustaba ese hombre testarudo, y a menudo requería sus servicios como secretario privado y colaborador científico.

También aquel miércoles, como todos los miércoles, Gustav había llamado a Frischlin. En realidad, quería trabajar en la biografía de Lessing. Pero ¿no conjuraba al destino envidioso al dedicarse a eso precisamente hoy? Así que no lo hizo, y en vez de ello se aplicó a revisar de una manera un tanto cronológica su propia vida. ¿No se le había ocurrido esta mañana lo difícil que era orientarse en la historia de la propia vida? El quincuagésimo aniversario es el día apropiado para poner un poco de orden en esta cuestión.

Gustav conocía bien la biografía de muchos hombres de los
siglos XVIII
y XIX. Tenía práctica en reconocer qué vivencias habían sido decisivas para ellos. Era curioso lo difícil que le resultaba decidir qué era importante para su propio destino, y qué no. Y eso que había vivido acontecimientos emocionantes, que marcaron su propio destino y el destino de todos, la guerra y la revolución. Pero ¿qué le había cambiado realmente? Incómodo, veía cuánto había pasado de largo. La revisión le puso nervioso.

La interrumpió abruptamente. Sonrió.

—Por favor, coja una tarjeta, querido Frischlin —dijo—; voy a dictarle.

Dictó:

—«Muy señor mío. Tome nota para el resto de su vida: “Se nos ha encargado trabajar en la obra, pero no nos ha sido dado culminarla”. Sinceramente suyo, Gustav Oppermann».

—Una hermosa frase —dijo Klaus Frischlin.

—¿Verdad? —dijo Gustav. Es del Talmud.

—¿A quién va dirigida la tarjeta? —preguntó Frischlin. Gustav Oppermann sonrió juvenil, travieso.

—Escriba —dijo—. «Doctor Gustav Oppermann, BerlínDahlem, Max Reger Strasse 8.»

Aparte del dictado de la tarjeta, fue una mañana estéril, y Gustav se alegró de encontrar una razón plausible para interrumpir el trabajo. Esa razón vino en la agradable figura de su amiga Sybil Rauch. Sí, Sybil Rauch llegó conduciendo su pequeño, simpático y destartalado vehículo. Se daba un poquito de importancia, como siempre. Gustav salió a su encuentro al portal de la casa. Sin preocuparse por la presencia del criado Schlüter, que iba a abrir, ella se puso de puntillas y le besó en la frente con sus fríos labios. No fue del todo fácil, porque bajo el brazo llevaba un gran paquete, su regalo de cumpleaños.

El regalo resultó ser un reloj antiguo. En la esfera tenía un ojo móvil, de los llamados «ojo de Dios», un ojo que se movía con los segundos de derecha a izquierda, sin parar. Gustav llevaba mucho tiempo pensando en instalar un reloj así en su cuarto de trabajo, una especie de constante advertencia destinada a hacer que un trabajo un tanto irregular se convirtiera en trabajo ordenado. Pero resultaba difícil hallar una carcasa adecuada a la estancia.

Se alegró de que Sybil hubiera encontrado la adecuada. Le dio las gracias, ruidosa, cordial, cariñosamente. Pero en el fondo, estaba un poco decepcionado. ¿No era el ojo peregrino que iba a vigilarlo una crítica que ella establecía en la habitación? No deja que las cosas lleguen tan lejos como para que el sentimiento defensivo se convierta en idea. Él sigue charlando, cordial, alegre, pero el regalo de Sybil ha removido en él, contra su voluntad, un sentimiento durmiente que no quiere dejar aflorar; que Sybil, a pesar de que ambos tienen la buena voluntad de pertenecerse por entero, sigue en la periferia de su existencia.

Entretanto, Sybil está ante el retrato del viejo Oppermann. Sabe cuánto le gusta el cuadro a Gustav, se alegra de que ahora esté ahí, elogia con palabras de experta el buen efecto que hace en el despacho. Mira el cuadro con atención, sopesando, como acostumbra, a ese hombre astuto, agradable y feliz.

—Todo concuerda —dice al fin—, el pintor, el hombre y su época, y queda bien aquí: ¿Cómo le iría a

Immanuel Oppermann en nuestro tiempo? —preguntó pensativa.

No era ninguna observación necia ni desatinada. Merecía la pena pensar en cómo un hombre del cuño de Immanuel saldría adelante hoy en día. No obstante, la observación de Sybil fue una leve punzada para Gustav.

Sí, era un tiempo desaparecido, aquel en el que había vivido Immanuel Oppermann, aunque para Gustav aún estaba muy vivo. Qué pequeñas parecían sus preocupaciones, qué sencillos sus problemas, qué lenta, rectilínea, aburrida discurría una vida como la de Immanuel Oppermann, comparada con la vida de un ser humano medio de hoy. Naturalmente, la observación de Sybil había sido inocente, se imponía en presencia del cuadro. Aun así, injustamente, Gustav tuvo la impresión de que había sido dirigida contra él. El reloj producía su tictac, el «ojo de Dios» se movía de un lado para otro y contemplaba cómo se empleaba el tiempo, Sybil estaba ante el cuadro del hombre desaparecido. La sensación de ociosidad volvía a hacerse presente, ese pequeño y perturbador malestar, la sensación de vacío de por la mañana.

Se alegró cuando Schlüter anunció que la comida estaba lista. Fue una alegre comida. Gustav Oppermann entendía un poco de gastronomía. Sybil Rauch tuvo un montón de ocurrencias divertidas y supo expresarlas con gracia y personalidad. Su acento meridional sonaba agradable al oído de Gustav. Tenía cincuenta años y era muy joven. Estaba radiante.

Su felicidad se hizo completa cuando a los postres vino el profesor Arthur Mühlheim, su amigo, y con él Friedrich Wilhelm Gutwetter, el novelista. Ambos eran el perfecto complemento a Gustav y Sybil.

Arthur Mühlheim, un caballero bajito y vivaracho, de rostro lleno de arrugas, divertido e inteligente, unos cuantos años mayor que Gustav, siempre inquieto, dispuesto a las bromas, uno de los mejores juristas de Berlín, tenía aficiones similares a las de Gustav. Ambos pertenecían al mismo club, amaban los mismos libros, las mismas mujeres. Arthur Mühlheim se interesaba además por la política, Gustav Oppermann por el deporte; así que siempre tenían abundante material para intercambiar. Mühlheim había enviado a Gustav una gran remesa de coñacs y aguardientes escogidos, sólo cosechas del año de nacimiento de Gustav; consideraba bueno para la salud tomar bebidas que tuvieran la misma edad que uno mismo.

Friedrich Wilhelm Gutwetter, un caballero bajito de unos sesenta años, muy atildado, con una vestimenta marcadamente antigua, gigantescos ojos de niño en el tranquilo rostro, era autor de unas historias muy cuidadosamente pulidas, ensalzadísimas por la crítica y leídas y apreciadas por muy poca gente. En los raros instantes en que Gustav sentía el prurito del ocupado vacío de su vida, se decía que al menos no había vivido en vano porque había promovido a Gutwetter. El hecho era que, sin su apoyo, Gutwetter habría tenido que padecer las más amargas privaciones.

Friedrich Wilhelm Gutwetter estaba allí sentado, tranquilo y amable, miraba adorador y codicioso a Sybil con sus grandes ojos, a menudo tenía que hacerse explicar los ágiles chistes de Mühlheim para entenderlos, e insertaba lentas observaciones de carácter poético y general en la ruidosa y alegre conversación de los otros.

Había traído un regalo para su amigo, pero no habló de él hasta pasados veinte o treinta minutos; la rápida conversación de los demás y la visión de Sybil le habían hecho olvidar por completo su regalo. Ha tenido una conversación con el doctor Dorpmann, el jefe de la editorial Minerva, su editor. Le ha hablado de la biografía de Lessing. El doctor Dorpmann, ya se sabe cómo son los editores, quiso dar una respuesta evasiva, pero él, Gutwetter, no soltó la presa. Ya está, es seguro como la muerte, el alma y la resurrección, que Minerva Verlag editará la biografía de Lessing. Lo dijo con su voz baja y tranquila, mirando a su amigo Gustav con calma y enorme amabilidad.

—¿Qué significa seguro como el alma y la resurrección? —preguntó Mühlheim. ¿Quiere decir seguro al cien por cien o inseguro al cien por cien?

—Quiero decir seguro, sencillamente seguro —repuso Gutwetter con inconmovible amabilidad.

No les resultó fácil entenderse el uno al otro, porque Gustav, que se había incorporado con estrépito de un salto, agarró al ancho y callado Gutwetter por ambos hombros, lo sacudió y le palmeó la espalda entre ruidosas protestas de amistad.

Luego, cuando el señor Gutwetter se quedó a solas con Sybil, dijo con su voz tranquila, alegre y franca:

—Qué fácil es hacer felices a los hombres. Una biografía. ¿Qué es una biografía? Como si contara algo, aparte de la obra creativa. Pero alguien hurga en la basura, en la llamada realidad, en lo ya vivido, y es feliz. Qué infantil, nuestro amigo Gustav.

Sybil miró pensativa sus grandes y luminosos ojos de niño. Friedrich Wilhelm Gutwetter pasaba por ser uno de los primeros estilistas alemanes, para muchos el primero. Sybil, que se entretenía, concienzuda, escribiendo sus pequeñas narraciones, le pidió ayuda para una determinada frase que no le permitía avanzar. Gutwetter la ayudó. Miró alegre y reverente a su dócil discípula.

Gustav rebosaba alegría, le parecía que el mundo era grandioso, quería que todo estuviera bien a su alrededor. Comunicó también al criado Schlüter con todo detalle la alegre noticia que le había traído Friedrich Wilhelm Gutwetter. Era feliz.

Cuando sus primeros invitados llegaron y los vio juntos, en forzada conversación, Gustav temió que la velada se echara a perder. Era arriesgado reunir a gentes tan distintas. Pero precisamente eso era lo atractivo de su forma de vida, mezclar orgánicamente lo que estaba separado. Quería, se había empeñado en ello, reunir aquella noche a su alrededor a todos los que eran importantes para él, su familia, los caballeros del negocio, sus amigos de la sociedad de bibliofilia, del club de teatro, del deporte, sus mujeres. Ahora, después de la cena, veía con alegría que los buenos y ligeros platos del menú cuidadosamente confeccionado habían relajado a todo el mundo, de forma que la primera rigidez se fundía.

Allí estaban, juntos, en pie y sentados, sus veinte invitados, en grupos, pero de tal modo que ningún grupo se aislara del todo de los otros, charlando agradablemente. Se hablaba de política, por desgracia eso era algo que ahora nunca se podía evitar. El más desenvuelto era, como siempre, Jacques Lavendel, reclinado amplia y perezosamente en el sillón más cómodo de todos, con los ojos astutos y benévolos medio cerrados, oía con burlona indulgencia a Karl Theodor Hintze condena a todo el movimiento popular[1] en su conjunto. Según el apoderado Hintze, todos sus seguidores eran necios o estafadores. El amplio rostro del señor Jacques Lavendel sonreía con provocativa tolerancia.

—No hace usted justicia a esa gente, querido señor Hintze —dijo con su amable y ronca voz, moviendo la cabeza. Ése es el punto fuerte del partido, que rechaza la razón y apela al instinto. Hace falta inteligencia y fuerza de voluntad para hacerlo de forma tan consecuente como esos tipos. Esos caballeros conocen su clientela, como todo buen hombre de negocios. Su mercancía es mala, pero de fácil salida. Y su propaganda es de primera clase, se lo digo yo. No subestime a su caudillo, señor Hintze. Muebles Oppermann podría estar contenta de tener un jefe de propaganda así.

El señor Jacques Lavendel no hablaba alto, y sin embargo, sin muchas alharacas, su ronca voz se hizo oír. Pero no había voluntad de escucharla. Aquí, en las cultivadas estancias de Gustav Oppermann, nadie estaba inclinado a conceder en serio posibilidades a algo tan necio como el movimiento popular. Los libros de Gustav Oppermann ocupaban las paredes; la biblioteca y el despacho se entrelazaban de manera hermosa, el retrato de Immanuel Oppermann miraba astuto, bondadoso, enormemente real, a los congregados. Pisaban un terreno sólido, equipado con la sabiduría de la época, saturado del gusto de siglos, con una considerable cuenta bancaria detrás. Sonreían al pensar que ahora ese animal amansado, el pequeño burgués, amenazara con regresar a su naturaleza lobuna.

El vivaz apoderado Siegfried Brieger hacía chistes sobre el Führer y su movimiento. El Führer no era alemán, era austriaco, su movimiento era la venganza de Austria por la derrota que había sufrido a manos de los alemanes en el año 1866. ¿Acaso no era una empresa imposible recoger el antisemitismo en leyes? ¿Cómo se iba a determinar quién era judío y quién no?

—Naturalmente a mí me conocerían —dijo con desahogo el señor Brieger, señalando su gran nariz. Pero ¿acaso la mayoría de los judíos alemanes no se ha asimilado de tal forma que, en realidad, sólo depende de ellos declararse judíos o no? ¿Conocen la anécdota del viejo banquero Renario? Al señor Renario su apellido le suena demasiado judío. Así que lo cambia. Declara: desde ahora ya no soy el señor Renario, desde ahora soy el señor Rinario. El señor Cohn se encuentra en el tranvía al señor Rinario. «Buenos días, señor Renario», dice. Éste contesta: «Disculpe, señor Cohn, ahora mi apellido es Rinario». «Perdón, señor Rinario», dice el señor Cohn. Dos minutos después vuelve a llamarle señor Renario. «Disculpe: Rinario», corrige con énfasis el señor Rinario. «Perdón, perdón», se disculpa vehemente el señor Cohn. Los dos caballeros bajan del tranvía, llevan por un trecho el mismo camino. Al cabo de unos pasos, el señor Cohn pregunta: «Señor Rinario, ¿podría decirme dónde está el “urenario” más cercano?».

El señor Jacques Lavendel se divirtió con la anécdota. El poeta Friedrich Wilhelm Gutwetter no la entendió al principio, se la hizo repetir; luego sonrió alegremente con todo su tranquilo rostro.

—Por lo demás, el caballero —señaló al señor Lavendel ha expresado de forma sencilla lo que pugna por estallar en las gentes de estas latitudes. El imperio de la sobria razón se derrumba. El pueril revoco de la lógica está siendo arrancado. Se avecina una época en la que el gran animal humano, parcialmente subdesarrollado, volverá a encontrarse a sí mismo. Ése es el sentido del movimiento popular. ¿No se sienten felices de asistir a él?

Tranquilo, giró en círculo la cabeza con los radiantes ojos de niño; con la enorme corbata cubriendo el escote del chaleco, parecía, con su anticuada ropa, un reposado clérigo.

Hubo sonrisas a costa del poeta. Pensaba en milenios. Ellos, aquí, tenían que pensar a más corto plazo,

años, meses, y entonces el movimiento popular era un burdo movimiento de agitación atizado por militaristas y partidarios del feudalismo, que especulaba con los bajos instintos de la pequeña burguesía. Así lo veía el cínico profesor Mühlheim, que bromeaba frívolo pero sensato al respecto; de la misma manera, a pesar de todas las precauciones que como inteligentes hombres de negocios tomaban, lo veían los Oppermann, y también las damas Caroline Theiss y Ellen Rosendorff. Hasta que de repente una de las invitadas rompió el agradable ambiente de la velada y tradujo, indignada, al sobrio lenguaje de la cotidianeidad lo que Jacques Lavendel había expresado con agradable cautela y Friedrich Wilhelm Gutwetter con poética abstracción. Fue Ruth Oppermann, una muchacha de diecisiete años, que, silenciosa a lo largo de toda la tarde, estalló de repente ahora:

—Todos tenéis teorías tan espléndidas, lo explicáis todo con tanta sensatez, lo sabéis todo. Los otros no saben nada, les importa un pimiento si sus teorías son estúpidas y llenas de contradicciones. Pero saben una cosa: saben exactamente lo que quieren. Actúan. Hacen algo. Te digo, tío Jacques, y a ti, tío Martin, que *ellos* lo conseguirán, y vosotros seréis los engañados.

Allí estaba, algo desmañada; el vestido azul colgaba feo alrededor de su cuerpo; su madre, Gina Oppermann, no sabía vestirla, sus negros cabellos parecían desordenados a pesar del cuidadoso peinado. Pero sus grandes ojos miraban enérgicos, decididos; desde el rostro de un moreno aceitunado, su discurso era algo más que el de una simple niña.

Los demás habían dejado de hablar, se hizo un total silencio cuando ella terminó; se oyó el fuerte ruido del reloj, que la gente miraba de manera involuntaria, y veía moverse al «ojo de Dios» de izquierda a derecha, de izquierda a derecha. El doctor Edgar Oppermann, el médico, sonreía, con un punto de ironía, pero a la vez orgulloso de su impetuosa hija. En cambio, Gina Oppermann, la madre, una mujer bajita e insignificante, miraba extasiada a Ruth. Ruth ha salido a su padre, seguro que un día va a ser algo grande, igual que él, el gran médico. Ella es muy distinta de las muchachas que la rodean. Sólo hay dos cosas que le interesan: la política y la medicina. Es sionista, ya habla pasablemente hebreo. Estudiará, en Berlín, en Londres, en Jerusalén, y se establecerá como médico en Palestina.

Gustav Oppermann disfruta con su sobrina Ruth. Se burla jovialmente de su sionismo; pero le parece bien que también exista ese matiz en la familia Oppermann. Si no fuera por su vehemencia, por su urgencia, faltaría algo esencial. Su fanatismo la vuelve hermosa. Es lo bastante joven como para poder permitirle extravagancias.

La guapa y rubia Caroline Theiss, de afilada nariz, miraba divertida a la vehemente y fea muchacha. Ellen Rosendorff, en cambio, no sonreía. Es curioso qué gente ha reunido la invitación de Gustav Oppermann. Ellen Rosendorff, alta, esbelta, de piel morena, ojos alargados, conoce a Gustav Oppermann por el club de tenis rojo y blanco, los colores de la bandera imperial alemana. Ama la compañía, el deporte, el coqueteo; su carácter esnob está en estimulante contradicción con su bíblico aspecto. Tiene una afilada lengua, adora los chismorreos malvados. Es una de las jóvenes judías con las que coquetea el príncipe heredero, y es conocida en la ciudad su frase cuando en una ocasión el coche del príncipe, que él mismo conducía, escapó por poco a un accidente: «Conduzca con cuidado, *monsieur*. Imagínese a ambos debajo del coche aplastado, una única masa irreconocible. Impensable: huesos judíos en el mausoleo de Postdam y huesos de Hohenzollern en el cementerio judío de Weissensee». Tampoco emplea un tono distinto con Gustav Oppermann, hablan de las mil cosas banales de las que hablan los berlineses ricos y ociosos, y de nada más. Aun así, lo que los une es más que una fugaz complacencia. Él sabe que su esnobismo es una máscara protectora, que en realidad es una mujer melancólica, atormentada por el ajetreado vacío de su existencia. Y ella conoce ciertas cualidades similares en él, sólo que mucho más enterradas, que Gustav Oppermann no quiere ver. Ahora mira a Ruth Oppermann, seria, curiosa. Si alguien se tomase la molestia, podría convertir sin dificultades a Ruth Oppermann en una berlinesa mundana, pero en la mayoría de los casos sería inútil querer convertir a berlinesas mundanas en Ruth Oppermann.

El doctor Edgar Oppermann, el médico, mantenía una conversación con el director François, del instituto de bachillerato Königin Luise. Edgar, de cuerpo un poco pesado como todos los Oppermann pero elástico, de pelo rubio oscuro, se reía de la necia arbitrariedad de todas las teorías raciales. Cuántas pruebas sanguíneas se han hecho, cuántos cráneos se han medido, cuántos cabellos se han analizado: siempre sin resultado. Edgar Oppermann hablaba con vivacidad, en modo alguno doctrinario, con muchos gestos rápidos; sus manos eran ligeras, menos carnosas que las de los otros Oppermann, las manos de un gran cirujano.

—Nunca he observado —concluyó sonriendo— que la laringe de lo que llaman un ario reaccione a determinados estímulos de distinta manera que la de un semita.

Él no era judío, ni cristiano, ni semita ni ario, él era laringólogo, un científico, tan seguro de lo que

decía que ni siquiera mostraba desprecio, ira o compasión por los teóricos racistas.

El director François asintió vivamente. También él era en primer término un científico, un filólogo, apasionado amante de la literatura alemana; miembro desde hacía largos años de la asociación de bibliófilos, tenía buena amistad con Gustav Oppermann. La naturaleza humana, explicaba, no se ha modificado desde que conocemos la historia. Si se estudia, por ejemplo, el movimiento de Catilina, nos sorprenderá cuánto se parece externamente al movimiento popular. Exactamente los mismos medios de entonces: eslóganes, discursos exaltados, agitación sin escrúpulos, el peor diletantismo.

—Ojalá pronto encontremos también un Cicerón —concluyó. El esbelto caballero, de delicadas mejillas rosadas, severas gafas sin montura, blanca y cuidada perilla, hablaba de manera fluida, ni demasiado deprisa ni demasiado despacio, con frases bien redondeadas, listas para la imprenta. Sin duda habría preferido dedicar su atención a los volúmenes de la biblioteca antes que a las gentes que charlaban a su alrededor. Pero aún con más frecuencia que a los libros, miraba de reojo a una dama ancha y robusta que llevaba un vestido de seda oscura: su esposa. Está bajo estricta vigilancia; si la señora François le pierde de vista por un minuto, seguro que al siguiente le ha encontrado.

No lo tiene fácil con su esposo. Él se deja llevar, dice siempre lo que piensa. Es verdad que el momento parece políticamente tranquilo, pero la señora François no confía en esa paz. Colegas con aspiraciones tienen oídos atentos en todas partes, guardan cada palabra que atrapan. Una vez los populares estén en el poder, una manifestación imprudente hecha hoy puede privarles del cargo y del pan. ¿Qué será entonces de ella y de sus tres hijos? Nadie le pagaría ni para la mantequilla del desayuno por sus estudios sobre la influencia del antiguo hexámetro en el estilo de Klopstock. Pero ese hombre frívolo no tiene oídos para tales consideraciones. Siempre piensa que si se puede probar una afirmación, todo está en orden. Cuando ella le dice que hoy en día no importa la veracidad de una afirmación, y se pone un poco drástica, él levanta la vista al cielo, dulcemente irritado, paciente. «Nubecilla Negra», la llama. Oh, no entiende que ella sólo se atormenta por él; no tiene ningún sentido práctico. La señora François aprieta los labios, con aspecto sombrío. El director François la mira, y enseguida desvía la vista, atemorizado. Nubecilla Negra, piensa.

François desempeñaba sus funciones en el instituto Königin Luise, en cuyo penúltimo curso estaba el hijo de Martin, Berthold. Martin se acercó. Tenía a François por un caballero de concepciones liberales, con el que se podía hablar. Sí, admitió François, en la mayoría de los institutos los alumnos judíos no lo tienen fácil. Pero hasta el momento ha podido mantener la política alejada de su centro. Ahora, desde luego, quieren asignarle a un profesor de Tilsit del que tiene cierto miedo. Se interrumpió ante una mirada de la señora François, que de todos modos difícilmente podía haber oído su declaración.

Entretanto, Jacques Lavendel seguía explicando sus teorías a su cuñada Liselotte y su esposa Klara. Klara, como todos los Oppermann, era ancha, rechoncha. Su gran cabeza de un rubio oscuro, con su pesada frente, miraba concentrada, testaruda, inteligente. Cuando por fin se decidió a casarse con el judío oriental Jacques Lavendel, todos le habían aconsejado que no lo hiciera. Pero a ella se le había metido en la cabeza. Precisamente aquello que molestaba a los otros, que le consideraban falto de modales, la despreocupación con la que expresaba los resultados de su sano entendimiento, su bondadosa astucia, todo en él le atraía. Ella no hablaba mucho, pero tenía opiniones decididas, y las imponía cuando había que hacerlo. También ahora escuchaba en silencio, con sonriente aprobación, lo que Jacques les exponía a ella y a su cuñada Liselotte. Que había visto crecer varios movimientos peligrosos durante años, a veces durante décadas, sin sacar las necesarias consecuencias. Lo que había aprendido de la historia es que era asombroso que los amenazados en cada momento pensaran en ponerse a salvo demasiado tarde. Por qué, maldita sea, tantos aristócratas franceses habían sido tan burros como para dejarse sorprender por la Revolución, cuando hoy cualquier niño de colegio sabía que desde los escritos de Rousseau y Voltaire tenían que haberlo sabido décadas antes.

Martin Oppermann miró a las dos mujeres, que escuchaban atentas y divertidas a Jacques Lavendel. El gran rostro de Liselotte, con sus alargados ojos grises, parecía el doble de luminoso junto a la pesada y ancha cabeza de su cuñada. Estaba allí sentada, fresca y floreciente, el cuello destacaba blanco, muy joven, sobre el pequeño escote del vestido negro. Le sonrió rápida con sus grandes dientes, pero enseguida se volvió otra vez hacia Jacques Lavendel. Martin estaba un poco celoso de su cuñado. Percibía como un leve reproche hacia sí mismo la manera en que Liselotte daba la razón a Jacques. Él ya conoce la fuerza de esos judíos orientales, su desenfrenada ansia de vivir. Cualidades positivas, sin duda: pero ¿es que no le repele a ella la ronca voz de Jacques, su tono penetrante? La ronquera procede de la guerra, del roce de una bala que le hirió la garganta. Lamentable, por supuesto: pero ello no le hace más simpático. Por lo menos no a sus ojos. Desde luego, es más agradable que Liselotte esté a gusto con Jacques que el que sienta repulsión por él. ¿Se puede imaginar un matrimonio mejor que el suyo? Quizá se deba a que él se preocupa tanto de

separar la vida y los negocios. En la Corneliusstrasse no habla de la Gertraudtenstrasse. ¿Por qué iba Liselotte a interesarse por si vende una silla por treinta y seis o por cuarenta y tres marcos? Sin embargo, es una lástima que no se interese por tales cuestiones. Ha recibido con agradable frialdad la noticia de la transformación de las filiales de Oppermann en Alemana de Fábricas del Mueble. Aun así, es una lástima.

También su hermano Edgar ha aceptado el asunto con frialdad. A Gustav le afectará más que a Edgar, Jacques y Liselotte. Es una bendición que tenga tantos otros intereses que le distraigan. En verdad, Gustav es encantador. Seguro que sólo ha invitado a los dos apoderados para darle gusto a él. Gustav lo hace todo con facilidad, es un afortunado.

Martin le reconoce su suerte. También reconoce a Edgar su fortuna y su fama de todo corazón. Para algunos no es tan fácil. Bueno, a él, Martin, le ha tocado tenerlo más difícil. Saca sus lentes, los limpia, los vuelve a guardar. Presa de repentina agitación, va hacia Gustav, le toca ligeramente el brazo, le conduce hasta Klara y Jacques Lavendel. Luego, de forma parecida, trae a Edgar.

Se sientan juntos, los hermanos Oppermann, fuertes, poderosos. Es una época tempestuosa; también a ellos les ha caído algún chaparrón que otro, pero pueden soportarlo, están seguros. Ellos y el cuadro del viejo Immanuel Oppermann juntos; pueden resistir ante ese retrato, no han hecho empalidecer sus colores. Han conquistado su lugar en este país, un buen lugar: pero también lo han pagado. Ahora se asientan sólidos aquí, contentos, seguros.

Los otros vieron al grupo familiar, se percataron y se apartaron de él, de modo que los hermanos Oppermann quedaron sentados a solas.

Sobre todo al apoderado Brieger le gustaba esta marcada familiaridad. Le gustaban todas las formas de solidaridad.

—Cohesión —decía al profesor Mühlheim—, de eso se trata. Felizmente, los judíos tenemos cohesión. Como los monos. Por eso no puede sucedemos nada. Aunque nos tiren cien veces del árbol, hay uno que vuelve a trepar, y los otros, como los monos, nos agarramos a su cola y él tira de nosotros.

Emilie François envidiaba con toda el alma a las mujeres Oppermann por el sentido de la familia que tenían sus maridos. Seguro que con ellos ninguna se arriesgaba a una declaración imprudente que pusiera en peligro mujer e hijos. Ruth Oppermann miraba a su tío con sus grandes y penetrantes ojos. Seguro que un hombre que siente con tanta claridad la cohesión familiar podrá aclararle al fin el contexto más amplio en el que ha nacido.

También Sybil Rauch miraba al grupo de los Oppermann. Estaba allí, esbelta y decidida, sus ojos miraban malévolos y obstinados bajo la alta y testaruda frente de niña; nadie habría podido decir que el cuadro de André Greid era una caricatura. Una curiosa idea de Gustav, la de representar esta escena familiar ante sus amigos. Sentimental. Pequeñoburguesa. Es joven para su edad, tiene buen aspecto, la ama, y ella le aprecia. La ayuda, la comprende, no sabría cómo arreglárselas sin él. Y sin embargo, ahora se demuestra, en realidad es un viejo judío sentimental. Alza la vista hacia Friedrich Wilhelm Gutwetter, sopesándolo. Gustav es diez veces más inteligente, más hombre de mundo. Pero el poeta, de grandes ojos, con su ropa pasada de moda, ridículo y conmovedor a un tiempo, está hecho de una sola pieza. En Gustav todo es múltiple, dividido, todo se asienta capa sobre capa. Está su familia, su ciencia, su deporte, su afecto por ella, con su extraño amor por esa tal Anna al fondo: ¿dónde está el verdadero Gustav?

El verdadero Gustav era completamente feliz. Había bebido, no demasiado, eso no lo hacía nunca, pero lo suficiente como para sentirse ligero; lástima que los otros no vieran lo feliz que era, plenamente y sin reservas. Que disfrutaba de las mujeres, de los amigos, de la familia, de la casa, eso todos podían entenderlo. Que disfrutaba de los libros, de su trabajo para el poeta Gutwetter, de su trabajo en Lessing, podían entenderlo algunos. Pero la felicidad que brotaba del hecho de unir ambas cosas, la posesión de lo uno y lo otro, era un sentimiento de dicha que como mucho sólo comprenderían Mühlheim y François.

Pero aunque los demás no pudieran entenderlo, él quería poner de su parte lo necesario para hacerles todo lo felices que le fuera posible. Decidió servirles el coñac que le había regalado el profesor Mühlheim, el coñac destilado en el mismo año de su nacimiento, 1882.

Schlüter trajo la botella, una botella gigantesca, y las grandes copas abombadas. Pero no se podía beber así, sin más. El apoderado Karl Theodor Hintze insistió en las formas. Sería una vergüenza verter una materia tan valiosa como ese viejo coñac francés de espléndido aroma sin las debidas palabras de introducción. Con su chirriante voz de mando, en medio del silencio general, expresó en concisas palabras el deseo de que los hermanos Oppermann y la firma Oppermann siguieran muchas décadas en el estado de florecimiento y desarrollo, en la prosperidad por así decirlo, en la que ahora los veían. Sólo entonces se pudo beber.

Sybil Rauch se marchó con los otros. Como en todas las ocasiones, se hicieron bromas a costa de su

pequeño y destartalado vehículo. Luego, cuando los demás se hubieron perdido de vista, condujo de vuelta. Había prometido a Gustav quedarse un rato a solas con él.

La habitación estaba llena de humo. Schlüter y Bertha se habían ido a la cama, el personal auxiliar se había marchado. Salieron a la terraza del jardín. Hacía mucho frío, una luna envuelta en la bruma, los pinos de Grunewald se alzaban silenciosos y rígidos. Sybil estaba impresionada ante el cambio producido en el paisaje; pero Gustav lo conocía en todas sus variantes.

Se estremeció en la fría noche. Regresaron, se fueron pronto a la cama. Gustav, con la estrecha y alargada cabeza de Sybil sobre su pecho, yacía cansado, feliz. Bostezando, satisfecho, le contó por cuarta vez lo contento que estaba de que el contrato para la biografía de Lessing le procurase una tarea para los próximos años.

Sybil yacía despierta. Como quería marcharse a casa antes de amanecer, no merecía la pena dormirse. Curiosa, despiadada, ajena, contempló al hombre dormido. ¿Cree él realmente que la biografía de Lessing es una «tarea»? La biografía de Lessing será un grueso volumen. Hay un estrecho tomito de Friedrich Wilhelm Gutwetter: *Las expectativas de la civilización blanca*. Sybil Rauch sacó el labio inferior, despreciativa, como una niña maleducada.

Se levantó, se vistió tiritando ligeramente, en silencio; Gustav dormía.

Fue al despacho; había dejado allí su bolso. En el escritorio había toda clase de papeles. Sybil era una muchacha curiosa. Revolvió en ellos. Encontró una postal: «Muy señor mío. Tome nota para el resto de su vida: “Se nos ha encargado trabajar en la obra, pero no nos ha sido dado culminarla”. Sinceramente suyo, Gustav Oppermann». Sybil contempló la dirección y la firma, leyó la postal dos veces, sonriendo. Su amigo Gustav era un caballero divertido, sabía muchas y buenas verdades. Cuidadosa, dejó los papeles en el desorden en el que yacían inicialmente.

Condujo hacia su casa en su pequeño y gastado descapotable, a través de la fría noche. Su amigo Gustav es uno de los que han alcanzado el éxito, sin duda. Se ha podido ver hoy, cuando ha organizado la exposición de lo que le hace rico y feliz. Sybil Rauch era una muchacha inteligente y escéptica, escéptica incluso respecto a sí misma; no sobreestimaba su talento. Sabía que sus pequeñas y bonitas historias estaban cinceladas con más pulcritud que la media, no se ponía las cosas fáciles, tenía su propio tono. Pero su secreta ambición era escribir algo más grande, una gran obra épica, un espejo de su tiempo, una novela. «Se nos ha encargado trabajar en la obra, pero no nos ha sido dado culminarla». Tome nota, señora. Toma nota, Sybil.

Probablemente su amigo Gustav podrá terminar su biografía de Lessing. Sonrió, silenciosa y perversa. No le envidiaba.

En el penúltimo curso del instituto Königin Luise, durante la pausa de cinco minutos entre la clase de matemáticas y la de lengua alemana, los estudiantes estaban sumidos en excitadas discusiones. La autoridad había decidido quién iba a sustituir al doctor Heinzius, fallecido en tan tristes circunstancias, y su elección había recaído definitivamente en el doctor Bernd Vogelsang, hasta ahora catedrático del instituto de Tilsit, el hombre al que, en la fiesta de cumpleaños de Gustav Oppermann, el director François había declarado tener cierto miedo. Los estudiantes esperaban curiosos a su nuevo tutor; para cada uno de ellos era importante el tipo de hombre que éste fuera. En general, para los jóvenes berlineses era un banquete tener que vérselas con profesores de provincias. Se sentían superiores a ellos de antemano. ¿Qué podía saber de la vida un hombre de Tilsit? ¿Acaso había allí un palacio de deportes, un ferrocarril metropolitano, un estadio olímpico, un aeropuerto como el de Tempelhof, un Lunapark, una Friedrichstrasse? Además, los estudiantes ya sabían que el doctor Vogelsang tenía fama de nacionalista. El nacionalismo no era popular en el instituto Königin Luise, bajo el mandato del suave y liberal director François.

El estudiante Kurt Baumann cuenta por centésima vez una anécdota del instituto Kaiser Friedrich. Allí, los colegiales habían enseñado hábilmente lo que valía un peine al catedrático nacionalista Schulte. En cuanto empezó con sus proclamas, comenzaron a ronronear con la boca cerrada. Habían entrenado durante días, de forma que el intenso ronroneo cubrió la voz del profesor, sin que los rostros de los chicos dejaran traslucir nada. Al principio, el profesor Schulte creyó que la causa del ruido era un avión. Le habían reforzado en esa opinión. Pero cuando el avión empezó a aparecer regularmente en cuanto él comenzaba a derramar sus mieles patrióticas, se olió la tostada. Sólo que guardaron el secreto. Trabajaron con todas sus fuerzas en descubrir la causa del ruido, se perdieron en mil suposiciones. ¿Sería la calefacción central, las tuberías del agua, habría alguien en el sótano? Consiguieron que el caballero se inquietase. El catedrático nacionalista Schulte era un hombre nervioso, sensible. Cuando el ronroneo se puso en marcha por cuarta vez rompió a llorar, volviéndose hacia la pared. Después, naturalmente, cuando la dirección tomó las

riendas del caso, los nacionalistas de la clase rompieron el pacto de silencio, y los cabecillas de la revuelta fueron castigados. Aun así, los jóvenes del instituto Kaiser Friedrich habían conseguido mucho. El método también era aplicable en el instituto Königin Luise, si ese señor de Tilsit intentaba molestar a alguien.

Heinrich Lavendel no creía que el método se pudiera utilizar. Estaba sentado en el tablero de su pupitre, vigoroso, rubio, columpiando las piernas alternativamente a modo de gimnasia. A pesar de ser bastante bajito, Heinrich Lavendel tenía un aspecto más sano, más robusto que la mayoría de sus compañeros. Casi todos ellos estaban pálidos y olían a cerrado; su delicada piel estaba fresca y bronceada, dedicaba todo su tiempo de ocio a hacer ejercicio al aire libre. Mirando interesado las puntas de sus pies, que se alzaban y bajaban uno tras otro, dijo lentamente:

—No, no servirá de nada. Quizá funcione la primera y la segunda vez; a la tercera te cogen.

—¿Qué haremos entonces? —preguntó Kurt Baumann, levemente ofendido.

Heinrich Lavendel dejó de columpiar las piernas, miró a su alrededor, abrió los labios muy rojos y dijo con ligereza, encogiendo los anchos hombros:

—Resistencia pasiva, muchacho. Eso es lo único adecuado.

Berthold miró pensativo, con sus grises y audaces ojos, a su primo Heinrich Lavendel. Para él era fácil. En primer lugar era americano, a veces aún se le escapaba en el discurso alguna palabra inglesa de sus primeros años, y en segundo lugar, era insustituible como portero del equipo de fútbol, dos hechos que tenían que impresionar a un profesor nacionalista. Para Berthold, la cosa era más difícil. No sólo porque el nuevo enseñaba lengua alemana e historia, las asignaturas favoritas de Berthold, sino sobre todo porque dependía de ese hombre que pudiera tener lugar su querida exposición sobre el humanismo.

En torno al estudiante Werner Rittersteg se había formado un grupo. Seis o siete chicos, los nacionalistas de la clase. Hasta el presente no lo habían tenido fácil, pero ahora comenzaba su gran momento. Juntan las cabezas. Cuchicheos, risas, gestos solemnes. El catedrático Vogelsang está en la dirección nacional de los «Jóvenes Águilas». Gran acontecimiento. Los Jóvenes Águilas son una asociación juvenil secreta, rodeada por un aura de aventura y misterio. Se practica la hermandad de sangre, existe un tribunal de honor; quien revela aunque sea lo más mínimo de los acuerdos es cruelmente castigado. Todo es emocionantísimo. Seguro que el profesor Vogelsang captará a alguno.

Entre tanto, el profesor Bernd Vogelsang se encuentra en el despacho del director François. Está sentado rígido, no está reclinado, las manos rojizas, recubiertas de un plumón de pelitos rubios, afirmadas en los muslos, los ojos azul pálido fijos en François, esforzándose en defenderse con la menor cantidad posible de movimientos.

El director François mira involuntariamente el sable al costado de su nuevo profesor. Bernd Vogelsang no es alto; suple su falta de presencia con una redoblada energía. Un bigotito trigueño separa la parte superior y la inferior del rostro, un largo tajo corta la mejilla derecha, una rígida raya los cabellos.

Ya dos días antes, cuando se presentó al director François, el centro no causó buena impresión a Bernd Vogelsang. Lo que ha visto hasta ahora confirma sus tristes presentimientos. De todo el personal del instituto, sólo le gustó uno: Pedell Mellenthin. Se había puesto en posición de firmes ante el nuevo catedrático. «¿Sirvió usted?», había preguntado Bernd Vogelsang. «En el 94 —había respondido Pedell Mellenthin—, herido tres veces». «Está bien», había respondido Vogelsang. Pero, hasta ahora, ése era el único punto a favor. Por culpa de semejante blandengue, el tal François, el instituto está completamente echado a perder. Menos mal que ahora él, Bernd Vogelsang, aparecía para poner la casa en orden.

El director François le sonreía amablemente desde detrás de su perilla blanca. La señora François le había dado instrucciones de ser cauteloso, de quedar bien con el nuevo. Éste no se lo ponía fácil al señor François. La entrecortada forma de hablar, la escueta, abrupta y a la vez hinchada construcción de las palabras, el gastado vocabulario de editorialista de prensa, todo eso le repugnaba profundamente.

El nuevo se había vuelto, con un espasmódico movimiento, hacia un hermoso y antiguo busto de mármol, una fea cabeza inteligentísima, la del escritor y erudito François-Marie Arouet, Voltaire.

—¿Le gusta el busto, querido colega? —preguntó cortésmente el director.

—Me gusta más el otro —declaró sin rodeos el nuevo en su marcado y graznante prusiano oriental, señalando al rincón opuesto, al busto de otro hombre feo, la cabeza del escritor y rey prusiano Federico de Hohenzollern. Puedo entender, señor director —prosiguió—, por qué ha enfrentado al gran rey con su contrario. Aquí el hombre espiritual en toda su grandeza, allí la bestia intelectual en toda su miseria. La dignidad del hombre alemán resalta precisamente por el contraste. Pero permítame confesarle abiertamente, señor director, que me resultaría desagradable tener que ver todo el día la fea cara de ese güelfo.

El director François siguió sonriendo, forzadamente cortés. Le resultaba difícil trabar contacto con el

nuevo profesor.

—Creo —dijo— que es hora de que le presente a su clase.

Los alumnos se pusieron en pie cuando los dos caballeros entraron. El director François pronunció unas cuantas frases, habló más del fallecido profesor Heinzius que de Vogelsang. Respiró cuando la puerta se hubo cerrado entre él y el nuevo.

Durante el discurso del director, el profesor Vogelsang se había mantenido en posición de firmes, pecho fuera, los ojos azul pálido fijos hacia delante. Ahora se sentó, sonrió, se esforzó en resultar coloquial:

—Bueno, chicos —dijo—, ahora veremos cómo nos las arreglamos juntos. Enseñadme lo que sabéis.

Al primer vistazo, el nuevo profesor no había gustado a la mayoría de los estudiantes. El cuello alto, el brío convulsivo no les gustaban. Provincias, lo más oscuro de provincias, se habían dicho. Pero sus primeras palabras no carecieron de habilidad, no era un mal tono para el penúltimo curso.

Se añadió a favor de Vogelsang que estaban leyendo en ese momento *La batalla de Hermann*, de Grabbe, obra de un semiclásico de la primera mitad del XIX, tosca, intelectualmente pobre, pero llena de auténtica impetuosidad, muy gráfica a veces. La batalla de Hermann contra los romanos, la grandiosa entrada de los alemanes en la historia, la primera gran victoria de los alemanes sobre los güelfos, era uno de los temas favoritos de Bernd Vogelsang. Estableció comparaciones entre los poemas a Hermann de Grabbe, de Klopstock, de Kleist. Hizo pocas preguntas, se lanzó a hablar. No era ningún amante de las sutilezas, no le importaban los matices, como al fallecido profesor Heinzius, trataba de contagiar su entusiasmo a los chicos. Ocasionalmente, dejó que tomaran la palabra. Se mostró confiado; quería saber hasta qué punto estaban familiarizados con la lírica patriótica. Uno mencionó el impetuoso himno de Kleist *Germania a sus hijos*.

—Grandioso poema —se acaloró Vogelsang. Conocía el poema de memoria, citó alguno de los poderosos versos de absurdo odio contra los güelfos:

Todos los pastos, todos los lugares
iréis a blanquear con vuestros huesos;
lo que el cuervo y el zorro despreciaron
lo daréis a los peces;
alborea el Rin con vuestros cadáveres;
dejad que, en el recipiente de vuestro esqueleto,
los ablande espumeante en torno al castillo imperial,
¡y formaréis con ellos la frontera!
¡Placentera cacería, como cuando los arqueros
se lanzan tras el rastro de los lobos!
¡Matadlos! ¡El juicio universal no os preguntará
vuestros motivos!

Vogelsang celebró en éxtasis los versos del odio. La cicatriz que dividía su mejilla derecha enrojeció, pero el resto del partido rostro se mantuvo rígido como una máscara mientras las palabras brotaban entre su alto cuello y su bigotito blanquecino. Sonaban extrañas en su marcado prusiano oriental. El personaje entero era un poco ridículo. Pero los chicos de Berlín tienen buen oído para lo que es sincero y lo que es convulsivo. Los alumnos de penúltimo curso percibieron muy bien que ese hombre que tenían delante, por divertido que fuera su aspecto, hablaba de corazón. No se rieron, miraron más bien perplejos, curiosos, a ese hombre, su profesor.

Cuando sonó el timbre, Bernd Vogelsang tenía la impresión de haber triunfado en toda la línea. Había puesto fin al penúltimo curso de un instituto berlinés liberal y rebelde. El director François, ese blandengue, va a llevarse una sorpresa. Sin duda que la clase está ya devorada por el veneno disgregador del intelectualismo berlinés. Pero Bernd Vogelsang está lleno de confianza: sabrá acunar al niño.

En la siguiente pausa de un cuarto de hora, llama a los dos alumnos que tienen que presentar las dos próximas exposiciones para debate. El discurso es más importante que la escritura, considera sagrada esa tesis del caudillo de los populares, se toma muy en serio las exposiciones para debate. Con el primer alumno se entiende con facilidad. Quiere hablar acerca de los nibelungos, del tema: «¿Qué podemos aprender las gentes de hoy de la lucha de los nibelungos contra el rey Atila?». «Bien —dice Vogelsang—. Podemos aprender unas cuantas cosas».

Pero ¿qué quiere este otro, el de los ojos grises? ¿«El humanismo y el
siglo XX
»? Mira al de los ojos grises. Un tipo alto, llamativo; el pelo negro y los ojos grises no concuerdan. En

Berlín, un chico así puede hacer un buen papel: en un equipo de jóvenes, marcando el paso; apesta.

—¿Cómo? —pregunta el profesor Vogelsang—. ¿«El humanismo y el siglo XX»? ¿Cómo vamos a discutir de manera fructífera sobre un tema tan gigantesco en una hora escasa?

—El profesor Heinzius me dio algunas indicaciones —dice con modestia Berthold, atenuada la hermosa, varonil y profunda voz.

—Me sorprende que mi predecesor haya aceptado temas de un carácter tan general —prosigue el profesor Vogelsang, su voz suena áspera, chirriante, agresiva.

Berthold calla. ¿Qué va a replicar? El profesor Heinzius, que seguramente habría tenido unas cuantas cosas que decir, yacía en el cementerio de Stahnsdorf, él mismo había echado una paletada de tierra sobre el ataúd; no podía ayudarle.

—¿Lleva mucho tiempo dedicado a ese trabajo? —siguió preguntando la voz chirriante.

—Casi he terminado la exposición —respondió Berthold. Iba a hacerla la semana que viene —añadió, casi como una disculpa.

—Lo siento —dijo Vogelsang, muy cortés por otra parte. No me gustan los temas tan generales. No quiero aceptarlos por razones de principio.

Berthold se contiene, pero no puede evitar que su carnoso rostro se estremezca un poco. Vogelsang se da cuenta, no sin cierta satisfacción. Para ocultarla, repite:

—Lamento que haya desperdiciado usted tanto esfuerzo. Pero: *principiis obsta*. Al fin y al cabo, todo trabajo tiene su recompensa en sí mismo.

La verdad es que Berthold se ha puesto un poco pálido. Pero el otro tiene razón, es cierto que no se puede despachar el humanismo en una hora escasa. Ese Vogelsang no le cae simpático a Berthold, pero es un tipo de una pieza, lo ha demostrado durante la clase.

—¿Qué tema me propondría usted, profesor? —pregunta. Su voz suena ronca.

—Veamos —reflexiona el profesor Vogelsang. Por otra parte, ¿cómo se llama usted? —se interrumpe.

Berthold Oppermann da su nombre. Ah, piensa el profesor, ahora está todo claro. De ahí el extraño tema. El apellido ya había llamado su atención en las listas de clase. Hay Oppermann judíos, y hay Oppermann cristianos. No hace falta rascar mucho: el judío, el disgregador, el enemigo, se revela enseguida a los ojos del experto. Humanismo y siglo XX. Siempre se ocultan bajo la máscara de las grandes palabras.

—¿Qué le parecería —dice con ligereza, con camaradería, pues hay que estar doblemente en guardia frente a este peligroso joven— una exposición sobre Hermann el Alemán? ¿Qué opina, por ejemplo, del tema: «¿Qué significa hoy para nosotros Hermann el Alemán?».

El profesor Vogelsang está sentado inmóvil ante su mesa, la mirada fija en el muchacho. ¿Quiere hipnotizarme?, piensa éste. Hermann el Alemán. Se dice Hermann el Querusco, hombre. Por lo demás, Hermann el Querusco o Hermann el Alemán, me importa un cuerno. No me interesa. Mira esforzadamente el dividido rostro del profesor, la abrupta raya del pelo, los ojos rígidos de un azul pálido, el alto cuello. No me interesa. No me importa. Pero si digo que no, seguro que le parecerá cobardía. El humanismo le resulta demasiado general. Hermann el Alemán. Sólo quiere desafiarme. Claro, hombre. Voy a decir que lo pensaré. Entonces él responderá: hágalo, muchacho, y sonará como si dijera: escaqueado. ¿Soy un escaqueado?

—¿Qué significa hoy para nosotros Hermann el Alemán? —repite la voz chirriante de Vogelsang. ¿Qué opina usted, Oppermann?

—Bien —dice Berthold.

La palabra aún no ha terminado de resonar cuando ya quisiera retirarla. Tendría que haber dicho: lo pensaré. Quería decirlo. Pero es demasiado tarde.

—De acuerdo, entonces —reconoce Vogelsang. Ha sido un buen día para él, ha salido victorioso de esta entrevista.

Cuando los otros le preguntaron, en la siguiente pausa, cómo le había ido con el nuevo jefe, Berthold se mostró parco.

—Mitad y mitad. Habrá que ver —no dijo nada más.

Solía hacer un buen trecho del camino a casa junto a Heinrich Lavendel. Los dos muchachos pedaleaban, con los libros y cuadernos sujetos al manillar con una correa de cuero, ora juntos, con una mano en el hombro del otro, ora separados por el tráfico.

—Ha tirado por tierra mi exposición —dijo Berthold.

—Demonios —dijo Heinrich. Ese cerdo. Va a por ti. Es la pura maldad personificada.

Berthold no respondió. Los coches los separaron. En el siguiente semáforo en rojo volvieron a reunirse. Estaban muy juntos, cada uno con un pie en el suelo, aprisionados entre los coches.

—Me propuso: «¿Qué significa Hermann el Alemán para nosotros?» —dijo Berthold.
—¿Has aceptado? —preguntó, entre los pitidos de los coches, Heinrich.
—Sí —dijo Berthold.
—Yo no lo habría hecho —dijo Heinrich. Ten cuidado, sólo quiere desafiarte.
Amarillo, verde, empezaron a pedalear.
—¿Tienes idea de qué aspecto puede haber tenido? —preguntó Berthold.
—¿Quién? —preguntó Heinrich, que pensaba en el entrenamiento de fútbol de esa tarde.
—Hermann el Querusco, naturalmente —dijo Berthold.
—Habrá sido un «indio» feo como todos los demás —declaró Heinrich.
—Piensa en ello —pidió Berthold.
—*Okay* —dijo Heinrich; a veces, cuando quería ser cariñoso, le venían las palabras de su infancia. Luego, sus caminos se separaron.

Berthold luchó con su tema. Aquello era un gran combate, y el profesor Vogelsang el enemigo. Vogelsang había conseguido elegir el campo de batalla, tenía el sol y el viento a su favor, conocía el terreno mejor que Berthold. Vogelsang era astuto, Berthold era valiente y duro.

Se inclinó caviloso sobre los libros que se ocupaban de su tema, sobre Tácito, Mommsen, Dessau. ¿Hizo realmente algo Hermann el Querusco? Maldito de lo que le sirvió la victoria. Dos años después los romanos volvían a estar en el Rin; recuperaron dos de las tres águilas perdidas por sus legiones. Todo aquello fue una guerra colonial, una suerte de rebelión bóxer con la que los romanos acabaron con rapidez. Hermann, vencido por los romanos, fue asesinado por sus propios compatriotas; su suegro contempló desde el palco imperial cómo los romanos paseaban en triunfo a la mujer de Hermann y a su hijo.

¿Qué significa Hermann el Alemán para nosotros? Las consideraciones generales no le servían de nada a Berthold. Tenía que tener imágenes, algo aprehensible. La batalla. Las legiones. Una legión son alrededor de seis mil hombres, de diez a veinte mil si se suman la impedimenta y los accesorios. Ciénagas, bosques. Tiene que haber sido como en Tannenberg. Un círculo de carromatos, niebla hirviente. Los alemanes pusieron ante todo en la parrilla a juristas romanos, los reservaron para matarlos como mártires escogidos. Los alemanes, leyó Berthold en el historiador nacionalista Seeck, consideraban que el Derecho Público iba contra el honor individual. No querían Derecho alguno. Ésa fue la principal razón de su revuelta.

Habría que saber qué aspecto tenía Hermann. Enseguida se le había ocurrido a Berthold. Trataba con esfuerzo de hacerse una imagen de él. El monumento del bosque de Teutoburgo, sólo un gran pedestal, y una estatua impersonal encima, no servía para nada.

—Oye, tu Hermann no era tonto —le dijo Heinrich Lavendel. Esos boys tienen que haber tenido una forma de inteligencia distinta de la nuestra. Una especie de inteligencia «india». Era astuto, eso seguro.

Probablemente tendría la astucia nórdica, pensó Berthold, de la que tanto se habla ahora. El profesor Vogelsang también la tiene.

Berthold yacía despierto en mitad de la noche, era algo que ahora le ocurría a menudo; no tenía encendida más que la lampara de la mesilla. El papel de la pared presentaba un delicado diseño, cien veces repetido, un pájaro fantástico posado en un aro colgante. Si se cerraban los ojos, la línea que describía el vientre del pájaro unida a la línea del aro colgante trazaba los contornos de un rostro. Sí, ahora lo tenía: ése es el rostro de Hermann. Frente ancha, nariz plana, larga boca, la mandíbula corta, pero fuerte. Berthold sonrió. Ahora tenía a su hombre. Ahora era superior al profesor Vogelsang. Se durmió complacido.

Hasta ahora, salvo con Heinrich Lavendel, Berthold no había hablado con nadie de sus dificultades. Desde ese momento, su silencio se trocó en lo contrario. Sólo ante sus padres siguió callando. Sin duda advertían que el chico estaba excitado, pero sabían por experiencia que si se le preguntaba, sólo se conseguía volverlo obstinado. Así que esperaron a que hablara cuando él quisiera.

Pero Berthold habló con muchos otros, y escuchó muchas opiniones. Ahí estaba, por ejemplo, el chófer Franzke, hombre con experiencia en la vida. Para él la batalla del bosque de Teutoburgo ya no era un problema.

—Está claro, hombre —zanjó. Entonces el nacionalsocialismo aún tenía por así decirlo su justificación.

Jacques Lavendel en cambio declaró que los bárbaros habían cometido en su momento el mismo error que los judíos setenta años después: emprender una rebelión sin esperanzas contra una superpotencia tan bien organizada.

—Una cosa así nunca puede salir bien —concluyó, con la cabeza inclinada, los párpados muy cerrados sobre los azules ojos.

Mucho más simpática que esta sobria interpretación le resultó a Berthold la opinión de su tío Joachim.

Berthold miraba con respeto y cariño a Joachim Ranzow, el hermano de su madre. El jefe de sección ministerial Ranzow, delgado, alto, atildado, medido en las palabras y en su carácter, se había ganado el corazón del joven al tratarlo como a un adulto. Lo que el tío Joachim dijo sobre el problema de Hermann el Alemán fue romántico. Berthold no lo entendió del todo, pero le impresionó.

—Sabes, muchacho —dijo el tío Joachim, sirviéndole cuidadoso con su larga mano un fuerte aguardiente—, que al final la cosa terminara mal no demuestra nada. «Uno pregunta qué será lo mejor / Otro, qué está bien / Y en eso se distinguen / El hombre libre y el esclavo». Hermann tenía razón. No sólo con la rebelión, también con el peligro de la ulterior derrota, los germanos supieron lo que son, cristalizaron, se vivieron a sí mismos. Sin esa rebelión jamás habrían entrado en la historia, se habrían disuelto en la historia de los otros. Sólo a través de Hermann alcanzaron su nombre, están ahí. Y lo que cuenta es sólo el nombre, la fama. Carece de interés saber cómo era el verdadero César: lo que vive es el mito de César.

Así que, si Berthold lo había entendido bien, no sólo importaba el verdadero rostro de Hermann, sino que también el rostro de la estatua del bosque de Teutoburgo representaba un papel. Así que no bastaba con tener el rostro de Hermann. Eso inducía a confusión. Aún estaba muy lejos de la meta.

Una conversación incidental con su prima Ruth Oppermann no contribuyó a simplificar las cosas. Ruth Oppermann le trató con altanería, como a un niño pequeño crecido en falsas concepciones. Pero él era joven, tenía que ser posible librarlo de los prejuicios, aclararle la verdad, que al fin y al cabo era tan sencilla. Se esforzó en salvarlo con todas sus fuerzas. Siempre que Berthold veía a esa fea muchacha de vehementes modales se irritaba. Aun así, no hacía más que buscar nuevas oportunidades de discutir con ella. Desde luego, su lógica era débil, pero sus objetivos se adecuaban a ella; era un carácter, era auténtica.

Para Ruth Oppermann, la acción de Hermann había sido la única posible. Hizo lo que unos siglos antes habían hecho los macabeos, se resistió contra los opresores, los echó del país. ¿Qué otra cosa se puede hacer con los opresores?

Viéndola allí, con los grandes ojos chispeantes en el rostro moreno, los cabellos como siempre un poco desordenados, Berthold no pudo por menos de pensar en las mujeres germanas, que fueron con sus hombres a la batalla para defender el círculo de carros. Eran rubias aquellas mujeres alemanas, naturalmente, su piel era clara, sus ojos azules; pero también sus cabellos estaban probablemente algo desordenados, sus ojos eran grandes y salvajes, su expresión era quizá la misma.

Su prima Ruth tenía razón, tío Joachim tenía razón, él mismo, Berthold, admiraba a Hermann. Lo perturbador era que por desgracia también el tío Jacques Lavendel tenía razón en que, realmente, al final no habían servido de nada todas las victorias de Hermann.

Por lo demás, el enemigo, el profesor Vogelsang, se comportó de manera impecable en las semanas previas a la exposición de Berthold. Bernd Vogelsang no quería apresurar los acontecimientos. El instituto Königin Luise era un terreno peligroso, había que proceder con cautela, con astucia nórdica. Vogelsang presentía adversarios en todos los estudiantes, sondeaba. De todo el penúltimo curso, por el momento, sólo encontraba a dos dignos de ingresar en las filas de sus Jóvenes Águilas. Max Weber y Werner Rittersteg.

Werner Rittersteg, pálido y de aspecto enfermizo, con una voz chillona, era el más alto del penúltimo curso. Sus compañeros se referían a él como Larguirucho. El profesor Vogelsang le había impresionado desde el principio. Había puesto sus ojos saltones con tan canina devoción en el nuevo profesor, que enseguida había llamado su atención. Bernd Vogelsang apreciaba la sumisión ciega a la autoridad; para él era lealtad varonil. Concedió al estudiante Rittersteg la admisión en los Jóvenes Águilas.

Hijo único de padres acomodados que querían hacer de su chico algo grande, hasta ahora Werner Rittersteg jamás había destacado entre los demás, a pesar de su altura. Medianamente dotado, lento de juicio, no había prosperado bajo la tutoría del profesor Heinzius. La admisión en los Jóvenes Águilas fue el primer gran éxito de su vida. Su estrecho pecho se hinchó. El profesor Vogelsang le había elegido a él, y desechado a los otros, con una única excepción.

No cabía duda de que el secreto que rodeaba a los Jóvenes Águilas, a su hermandad de sangre, a sus extraños y secretos ritos, su tribunal de honor, atraía mucho a los restantes colegiales, de forma que envidiaban a Weber y Rittersteg. Incluso el sobrio Heinrich Lavendel había dicho, al enterarse de la admisión de ambos: *Lucky dogs*.

El Larguirucho habría deseado que Heinrich Lavendel no se conformara con semejante exclamación. Precisamente a ese compañero le habría gustado causarle impresión. Le envidiaba y admiraba por la fuerza y agilidad con las que sabía mover, revolver, acelerar su corto y robusto cuerpo. A su torpe manera, trataba constantemente de ganarse la amistad de Heinrich. Incluso había aprendido inglés en su honor. Pero, a

pesar de todo, cuando un día le saludó con las palabras: *How are you, old fellow*?, Heinrich se mantuvo frío. A Rittersteg le carcomía que su gran éxito no cambiara nada esa frialdad.

Aparte del nombramiento de los dos Jóvenes Águilas, no ocurrió nada digno de mención en el penúltimo curso. Los estudiantes pronto se acostumbraron a su primer jefe nacionalista. No era especialmente popular, pero tampoco impopular; era un profesor como todos los demás, no hubo más movimiento a su alrededor. Rápidamente, las fenomenales hazañas futbolísticas de Heinrich Lavendel volvieron a ser más interesantes que las ocasionales manifestaciones nacionalistas del profesor Vogelsang.

También el director François se tranquilizó. Suave, calmo, seguía sentado en el gran despacho de la dirección, entre los bustos de Voltaire y Federico el Grande. Habían pasado casi tres semanas, y no había ocurrido ningún incidente. Solamente una cosa le preocupaba: el espantoso alemán del señor Vogelsang, ese neoalemán nacionalista tieso, acartonado, de artículo de fondo. Por la noche, cuando se iba a dormir, sentado en la cama, mientras se bajaba cuidadosamente los tirantes, se quejaba a su esposa:

—Echará a perder todo lo que les he dado a los chicos. Pensar y hablar es una misma cosa. Durante siete años nos hemos esforzado en enseñar a los chicos un alemán directo y claro. Ahora el ministerio lanza a esos teutones sobre ellos. Se puede conformar el cráneo de un recién nacido como se quiera, para que sea ancho o alargado. ¿Estará el alemán de esos chicos lo bastante asentado como para resistir al antialemán convulsivo y confuso? Sería una pena que salieran al mundo y les faltaran, junto con las palabras claras, conceptos claros.

Sus amables ojos miraban preocupados por los gruesos cristales de las gafas sin montura.

—Eso no importa ahora, Alfred —declaró resuelta la señora François. Alégrate de haberte entendido bien con él hasta el momento. Hoy en día no se puede ser lo bastante cauteloso.

La señora de Pedell Mellenthin estaba decepcionada. Según lo manifestado por su marido, había esperado que el nuevo se distinguiera enseguida por una gran acción. Pero Pedell Mellenthin no se dejaba arrebatar tan pronto su buena opinión:

—Tannenberg tampoco se ganó en un día —dijo. Llegará lejos —declaró con énfasis. La señora Mellenthin se tranquilizó y repitió la opinión de su esposo; porque tenía buen olfato, y olía cualquier viento con dos días de antelación.

A las once y veinte el señor Markus Wolfsohn, vendedor de Muebles Oppermann, sucursal de la Postdamer Strasse, había empezado a atender a la señora Elsbeth Gericke, que quería comprar a su marido una silla por Navidad. No estaba segura de si una silla o un sillón; lo único que sabía con certeza era que tenía que ser un mueble especialmente destinado a su esposo. El señor Wolfsohn le había enseñado sillas y sillones de todo tipo. Pero la señora Gericke era una dama con escasa capacidad de decisión. Además, semejante compra era para ella una fiesta que había que disfrutar el mayor tiempo posible; le gustaba que se ocuparan tan intensamente de ella. Y el señor Wolfsohn así lo hacía. El señor Wolfsohn era un buen vendedor, el servicio al cliente era para él la misión de su vida.

A las once y cuarenta y seis la cosa estaba hecha. Había picado, el señor Wolfsohn lo advirtió con la mirada experta de muchos años de psicólogo comercial. La señora Gericke, a pesar del tiempo y la elocuencia que había empleado en ella, era un golpe de suerte para él. Porque aquello en lo que había picado era el sillón barroco modelo 483. Hacía cinco años, en las fábricas Oppermannn se había producido una gran serie de ese sillón barroco modelo 483. A costa de él, dicho sea de paso, casi se había producido un enfrentamiento entre los jefes. El director general, el doctor Gustav, por lo demás un caballero muy tratable que no se inmiscuía en los negocios, había calificado el sillón barroco modelo 483 como de un mal gusto comprometedor, y en realidad éste había sido el motivo para constituir el Departamento de Arte y para el nombramiento del doctor Frischlin. Por lo demás, al vendedor Markus Wolfsohn le había gustado el sillón modelo 483; era opulento, y la clientela pequeñoburguesa de la casa Oppermann gustaba de un cierto boato. Sea como fuere, el modelo no había tenido éxito. El sillón ocupaba mucho espacio y las viviendas eran pequeñas; había sillones menos amplios, más baratos, en los que se podía uno sentar más cómodo; a pesar de todos los esfuerzos, no se había logrado ganar el corazón de la clientela para el sillón barroco. Las piezas fueron vendidas con pérdidas, a la mitad de su precio originario, y los vendedores que se deshacían de ellas obtenían una prima del cinco por ciento.

Y ahora el señor Wolfsohn estaba a punto de deshacerse de una de esas piezas. En términos elocuentes, explicó lo mucho que se distinguía de inmediato cualquier habitación adornada por el sillón barroco. Había invitado a la señora Gericke a probar lo cómodo que era; no había podido por menos de observar de pasada lo distinguida que resultaba precisamente ella en ese sillón.

A las doce lo había conseguido. La señora Gericke se declaró dispuesta a adquirir el sillón barroco

modelo 483 al precio de noventa y cinco marcos.

El señor Markus Wolfsohn había perdido pues ocho minutos de su tiempo para comer, que empezaba a las doce y terminaba a las dos. Pero no lo lamentaba. Al contrario, se sentía muy animado. Había tenido el presentimiento de que esa difícil clienta mordería al final el anzuelo del sillón barroco modelo 483, ese viejo invendible. Las doce y ocho, ocho minutos perdidos. Pero cuatro marcos setenta y cinco ganados. Convertido a minutos, significaba cincuenta y nueve céntimos por minuto. Una hermosa ganancia. Si le pagaran así todos los minutos, sacrificaría gustoso todo su tiempo para comer.

El señor Wolfsohn se apresura a ir al café Lehmann, donde suele pasar la pausa de la comida. Antes compra la edición del mediodía del *Berliner Zeitung*. También tienen el *BZ* en el café Lehmann, pero siempre lo está leyendo alguien, y hoy, tras el golpe de suerte con la compradora del sillón barroco, puede permitirse su propio *BZ*. Encuentra el asiento junto a la ventana que le gusta, desenvuelve los bocadillos que su mujer le ha dado, se toma a sorbitos su café muy caliente. El señor Lehmann, el propietario, acude en persona a la mesa.

—¿Todo en orden, señor Wolfsohn? —inquiere.

—Todo en orden —confirma el señor Wolfsohn.

Masticando, sorbiendo, sobrevuela con la vista el periódico. El número de parados aumenta; espantosa, esta crisis. Desde luego, a él personalmente no le asusta. Lleva veinte años en la casa Oppermann, está asentado. A pesar de la crisis, hoy ha vuelto a conseguir una prima de cuatro marcos con setenta y cinco. Es la séptima vez en el actual mes de noviembre que consigue una prima. Está satisfecho de sí mismo.

Mientras hojea el periódico, el señor Wolfsohn se mira en el espejo. No se hace ilusiones. Tiene un aspecto pasable, pero hay colegas que lo tienen mejor. Desde el espejo le mira un caballero más bajito que alto, de rostro moreno, ojos negros y ágiles, cabello negro peinado a raya, muy graso, un bigotito negro, que aspira sin mucho éxito a ser elegante. La preocupación del señor Wolfsohn son sus dientes pequeños, separados, cariados. Sobre todo es el hueco de arriba, en el centro, el que molesta. El seguro se ha mostrado dispuesto a implantarle un diente. Un compañero de la peña de ahorradores Los Arenques Feos, el dentista Hans Schulze, le ha explicado que sería mucho mejor hacerlo por medio de lo que se llama un puente. Pero el seguro no quiere pagarlo, para eso tendría que rascarse su propio bolsillo. Podría costarle unos ochenta marcos. El arenque feo Hans Schulze lo haría por setenta, por pura fraternidad; quizá el señor Wolfsohn pueda incluso hacerle bajar hasta sesenta y cinco. Setenta marcos es mucho dinero, pero los gastos en el propio cuerpo son los más justificados. Lo que se pone uno en la boca lo lleva consigo toda la vida, hasta el día del Juicio Final. Si le quedan treinta y cinco años de vida, los gastos se reducen a unos dos marcos al año, unos ocho marcos a interés compuesto. Cuatro marcos setenta y cinco son una hermosa prima, y ha ganado siete primas este mes de noviembre. El asunto del puente requeriría seis o siete sesiones. Por razones de tiempo, no cabe pensar en someterse a un tratamiento tan largo antes de Navidad. Sería estupendo rehacerse la fachada de un golpe.

Por lo demás, el señor Wolfsohn tiene claro que no debe a su aspecto sus éxitos en la vida y en su profesión. Se los ha arrebatado al destino a base de talento y una dura energía. Se ha estudiado al dedillo el servicio al cliente. Ante todo, uno no puede desalentarse. No puede rendirse. No puede dejar que ningún cliente se marche, por importuno que sea. Los almacenes Oppermann están llenos. Si el cliente ha rechazado veinte piezas, siempre se encontrará la veintiuna. No cabe pretextar cansancio.

Los bocadillos del señor Wolfsohn se han terminado, pero en vista de los cuatro marcos setenta y cinco hoy aún puede permitirse un pastel de chocolate y nata. Lo pide.

Por un instante, la anticipada alegría por el pastel se ve enturbiada por una noticia de su BZ. Con indignación, lee que unos nacionalsocialistas quisieron tirar del metro en marcha a un caballero de aspecto judío porque, supuestamente, había puesto cara de repugnancia cuando al cantar sus himnos llegaron a los versos: «Cuando la sangre de judío salpica el cuchillo / es que las cosas van bien». Pero habían dado con un caballero robusto; los otros pasajeros le ayudaron, los camorristas no pudieron cumplir sus intenciones, antes bien, constata con satisfacción el periódico, fueron detenidos por la policía y esperan su castigo.

El señor Wolfsohn lee la noticia con malestar.

Pero el malestar no dura mucho. Es un asalto aislado; en líneas generales, la situación política es la más satisfactoria desde hace mucho. El canciller Schleicher sujeta con mano firme a los populares, el punto culminante de su movimiento ya ha pasado. El señor Wolfsohn lee esto tres veces al día, por la mañana en el *Morgenpost*, a mediodía en el *BZ*, y por la noche el *Acht-Uhr-Abendblatt* demuestra de manera irrefutable que los nacionalsocialistas no podrían conseguir mayores avances bajo ninguna circunstancia.

El señor Wolfsohn está conforme consigo mismo y con el mundo.

¿Acaso no tiene motivos para estar tranquilo y contento? Si esta noche se pasa a verle Moritz, su cuñado

Moritz Ehrenreich, volverá a mandarlo a paseo. Moritz Ehrenreich, cajista en las *Vereinigten Grossdruckereien*, sionista, miembro de la asociación deportiva Makkabi, ve completamente negros los asuntos alemanes. ¿Qué es lo que quiere la gente como Moritz Ehrenreich? Unos cuantos camorristas han querido tirar del metro a un judío. ¿Y? Han sido detenidos y esperan su castigo. El señor Markus Wolfsohn no ha sufrido personalmente malas experiencias. Se lleva magníficamente con sus colegas, es querido en el Café Lehmann, en la peña Los Arenques Feos.

Es, lo que quizá sea más importante, querido por el administrador de su casa, Krause. Fue una suerte conseguir un cómodo piso de tres habitaciones en el bloque de casas de la Friedrich Karl Strasse, en Tempelhof. Ochenta y dos marcos es un regalo, señor mío, en toda regla. El bloque ha sido construido con una subvención municipal, los alquileres son más bajos que los intereses normales de los gastos de edificación. Un regalo, señor mío. Muebles Oppermann ha podido conseguir esos pisos baratos para veinte de sus empleados; él debe el suyo al apoderado Brieger; en el fondo, pues, a su capacidad comercial.

Por desgracia, los contratos de arrendamiento sólo se hacen por un período de hasta tres años, y han pasado ya veinte meses. Pero el señor Wolfsohn se lleva bien con el administrador Krause, sabe tratarlo. Al señor Krause le gusta contar chistes, muy viejos, y siempre los mismos. No es fácil escuchar siempre con atención, no reírse demasiado pronto ni demasiado tarde. Markus Wolfsohn sabe hacerlo.

Se chupa los restos de nata del bigote, llama al camarero para pagar. Su buen humor aumenta conforme saca el monedero. No son sólo las siete primas. Más bien todo el balance del mes de noviembre es de primera clase.

Hechos todos los descuentos, al señor Wolfsohn le pagan doscientos noventa y ocho marcos al mes, además de primas y comisiones por una media de unos cincuenta marcos. Trescientos marcos se los da a la señora Wolfsohn para el sustento de la familia de cuatro miembros; descontado el abono del metro, le quedan pues unos cuarenta marcos para el café del mediodía y los pequeños gastos. Una vez a la semana, el señor Wolfsohn suele ir al restaurante *Zum Alten Fritz* y jugar al *skat* con Los Arenques Feos. Es un jugador hábil, y con sus ganancias, aunque el veinte por ciento sean para la caja de la asociación, a veces aumenta sus ingresos mensuales en seis o siete marcos. Este mes de noviembre ha tenido una suerte loca. En la rendición mensual de cuentas, puede ocultar a la señora Wolfsohn entre ocho y diez marcos.

Mientras espera al camarero para pagar, reflexiona voluptuoso en qué podrá hacer con el excedente oculto. Podría, por ejemplo, comprarse un par de corbatas que hace mucho que le han gustado. Podría invitar a salir con él a la señorita Erlbach, de contabilidad. Podría apostar a un caballo extranjero en el estanco de Meineke. Apostar a un caballo. Claro, hombre. Eso es. Ocho, o incluso doce marcos son algo estupendo, pero el bocado sólo se vuelve sabroso cuando se convierten en ochenta o cien. Markus Wolfsohn va a por todas; en la tienda lo saben, y Los Arenques Feos lo saben. Ahora mismo, antes de volver a la tienda, se pasará por Meineke y apostará.

El señor Meineke saluda satisfecho a su viejo cliente:

—Hace mucho que no le veía, señor Wolfsohn. Bueno, ¿qué nos dice hoy el olfato? —pregunta. Marquesina está muy cotizado —explica—, pero ya sabe, querido señor Wolfsohn, que yo jamás tengo opinión propia.

No, el señor Wolfsohn no se atreve con Marquesina. Hoy corre un caballo llamado Quelques Fleurs. El señor Wolfsohn está orgulloso de su distinguida pronunciación francesa.

—No —dice—, estoy decidido por Quelques Fleurs.

Después de la agitación de la mañana y el mediodía, fue una tarde tranquila. Y luego venía la parte más hermosa del día, la noche.

Ya durante el viaje a casa, por malo y lleno de humo que fuera el aire del metro, Markus Wolfsohn siente el presentimiento de la calidez que le rodeará en su casa. Luego, sube las escaleras de la estación. Ahí están ya los conocidos árboles. Ahí está la parcela que van a edificar el año que viene. Ahora está en la Friedrich Karl Strasse. Y ahora, aquí, está su querido bloque. Sí, Markus Wolfsohn quiere a su bloque, está orgulloso de sus doscientas setenta viviendas, iguales entre sí como una lata de sardinas a otra. El señor Wolfsohn se encuentra en su casa como una sardina en su lata. *My home is my castle* es una de las pocas frases que recuerda de sus tres años de formación profesional.

Sube las escaleras de la casa. En cada piso le sale al encuentro el olor a comida, atraviesa las puertas la música de la radio. En el tercer piso, la puerta de la derecha es la suya.

Antes de abrirla siente, como todos los días, una leve sensación de ira. En la puerta de al lado hay una tarjeta: Rüdiger Zarnke. El señor Wolfsohn la mira con odio. Es un hombre tranquilo, pero a menudo le asalta el deseo de arrancarla. Se siente unido a todos o al menos a la amplia mayoría de los habitantes del bloque; comparte sus alegrías, sus penas, sus opiniones son las suyas, son sus amigos; pero el señor Zarnke

es su enemigo. No es sólo que el cuñado del señor Zarnke haya pujado por la casa del señor Wolfsohn: además, aprovechando cualquier ocasión el señor Zarnke acostumbra a colgar de sus tres ventanas tres banderas con la cruz gamada. El señor Wolfsohn no hace más que irritarse por culpa del señor Zarnke. Las paredes son delgadas, día y noche oye la voz alta y chirriante del señor Zarnke. A menudo también se lo encuentra en la escalera; no puede por menos de constatar que el señor Zarnke tiene unos grandes, fuertes y blancos dientes.

Así pues, con una mirada furiosa a la tarjeta, el señor Wolfsohn abre la puerta de su casa. De la cocina viene la voz alta y cantarina de su esposa:

—¿Ya estás aquí, Markus? —a menudo él se ríe de esa tonta pregunta.

—No —responde con bienhumorado sarcasmo—, no estoy aquí.

Ella sigue trasteando en la cocina. Él se quita el cuello almidonado, cambia el traje marrón de trabajo por un viejo y raído traje de estar por casa, los zapatos por unas gastadas y cómodas zapatillas. Se desliza sin ruido a la otra habitación, mira sonriendo a sus hijos que duermen, Elsita, de cinco años, y Bob, de tres, y sale sin ruido. Se sienta en el negro sillón orejero comprado a precio de oferta en Muebles Oppermann, una auténtica ocasión, que es como se dice *Mezije* en alemán. Olfatea complacido el olor de las chuletas adobadas, las llamadas chuletas de Sajonia. No necesita encender la radio, gorronea la del señor Zarnke. Hoy hay una música agradablemente alta, echa un vistazo al periódico: ajá, *Lohengrin*.

La señora Miriam Wolfsohn —él la llama Marie—, activa, pelirroja, bastante gorda, trae la cena. También una botella de cerveza, fría, escarchada, sugerente. El señor Wolfsohn coge el periódico, come, bebe, lee, escucha la música de la radio, su esposa le habla. Disfruta con todos sus sentidos de la paz vespertina.

Por lo demás, lo que la señora Miriam Wolfsohn tiene que contarle con profusión de palabras no es precisamente agradable, y cuenta con que él pondrá reparos. Le habla de la necesidad de comprar un abrigo nuevo a Elsa. Realmente, es una vergüenza que Elsita ande por ahí con un abrigo que se le ha quedado así de pequeño. La señora Hoppegart ya le ha hecho comentarios alusivos. La niña se sale del abrigo por delante y por detrás. «Su mocosita parece una salchicha reventada», ha observado certera la señora Hoppegart. Es hora de que Bob herede de una vez el abrigo de Elsa. La señora Wolfsohn ha empezado su relato antes de que Telramund pronuncie su acusación contra Elsa de Brabante. Cuando Lohengrin reta a Telramund, va por el precio que puede costar el abrigo. Entre ocho y diez marcos, calcula. Naturalmente, el señor Wolfsohn se queja. Pero la señora Wolfsohn se da cuenta enseguida de que la batalla no está perdida. Al final del primer acto de *Lohengrin*, han llegado al acuerdo de comprar el abriguito para Navidad.

La señora Wolfsohn recogió la mesa. Markus Wolfsohn volvió a sentarse en el negro sillón orejero, terminó de leer el periódico, lo replegó, y mientras Lohengrin y Elsa contraían matrimonio y el olor de las chuletas de Sajonia y el chucrut seguía flotando agradable en la habitación, contempló pensativo cierta mancha verdosa de humedad en la parte de arriba de la pared. La mancha había aparecido muy pronto, poco después de que los Wolfsohn entraran en la casa. Diminuta al principio, pero ahora había crecido. Se encontraba encima de un cuadro impresionante, llamado *El juego de las olas*, que representaba a unos dioses y diosas jugando a perseguirse entre las olas. El cuadro procedía del Departamento de Arte de Muebles Oppermann, se lo habían dejado especialmente barato al señor Wolfsohn, incluido su precioso marco. Hace un mes la distancia entre el cuadro y la mancha era por lo menos de dos palmos, ahora es como mucho de uno. El señor Wolfsohn habría dado cualquier cosa por poder comprobar si la mancha también se veía por el otro lado de la pared, en casa del señor Zarnke, y hasta dónde llegaba. Pero por desgracia era imposible; con esa gente no se puede hablar, lo tiran a uno del metro en marcha. Cuando el señor Wolfsohn habló sobre la mancha con el administrador Krause, éste había contestado que en primavera se llevarían a cabo todas las reparaciones necesarias; por lo demás, las manchas de humedad no significaban nada, iban aparejadas a cualquier casa decente, como el niño a la virgen. Era posible; en cualquier caso, la mancha tenía un aspecto desagradable. En los próximos días, el señor Wolfsohn tendrá que volver a hablar con el administrador Krause.

Sus meditaciones se vieron interrumpidas por la llegada de su cuñado Moritz. La señora Wolfsohn trajo una segunda botella de cerveza, y los dos caballeros hablaron del mundo y de la economía. Moritz Ehrenreich, el cajista, bajito, rechoncho, de rostro duro y vital, lleno de arrugas, ojos pardos y enérgicos, pelo enmarañado, caminaba a zancadas arriba y abajo por la habitación, agresivo como siempre, lleno de los más tenebrosos presentimientos. No se inclina a considerar una excepción el ataque al judío en el metro. Tales actos llegarán a estar a la orden del día en Alemania, anuncia, como en su momento en la Rusia zarista. Habrá incendios y quemas en la Grenadierstrasse, en la Münzstrasse, y tampoco la Kurfürstendamm se librará. Esos señoritos se van a enterar.

Markus Wolfsohn sirve otra botella de cerveza, escucha con placer el sonido siseante que emite al abrirla, contempla con desahogada burla la rechoncha figura de boxeador de su cuñado.

—Bueno, ¿y qué hemos de hacer, Moritz? —pregunta. ¿Hemos de ingresar todos en Makkabi y aprender a boxear?

Moritz Ehrenreich no entra en el chiste tonto. Sabe exactamente lo que hay que hacer. Hay que tener quinientas libras esterlinas para poder emigrar a Palestina. A consecuencia de la caída de la libra, en los últimos meses se ha acercado mucho a su objetivo. Ya ha reunido cuatrocientas cuarenta.

—Si fuerais listos —dice—, tú, Markus, y tú, Mirjam —llama a su hermana Mirjam con la misma testarudez con la que el señor Wolfsohn la llama Marie—, si fuerais listos vendríais conmigo.

—¿Quieres que aprenda hebreo en mi ancianidad? —bromea de buen humor el señor Wolfsohn.

—Nunca lo conseguirías —se burla Moritz Ehrenreich. Pero los niños lo aprenderían. Además, en nuestro curso hay una Oppermann, y no lo hace nada mal.

El hecho de que una Oppermann aprenda hebreo deja pensativo al señor Wolfsohn. También escucha con interés los datos estadísticos que Moritz Ehrenreich le proporciona. Palestina es uno de los pocos países que se han mantenido al margen de la crisis. Las exportaciones aumentan. También el deporte avanza. El señor Ehrenreich espera poder asistir a una Olimpiada allí en un plazo de tiempo no demasiado largo. Habla con ímpetu, da de vez en cuando una enérgica patada en el suelo, se atropella, su entusiasmo impresiona.

Aun así, el señor Wolfsohn no piensa ni por lo más remoto en abandonar Berlín. Ama la ciudad, ama Muebles Oppermann, ama el bloque de la Friedrich Karl Strasse, su familia, su casa. *My home is my castle*. Complacido, contempla el cuadro bellamente enmarcado en el que los dioses y las diosas juegan a perseguirse. Si no fuera por la mancha encima y el señor Zarnke al lado, sería inmensamente feliz.

Con los codos en la mesa, el doctor Edgar Oppermann se sienta al escritorio del despacho principal de la clínica laringológica. Con rostro severo, mira fijamente el montón de papeles impresos y escritos. Aunque le apasiona lo que tiene que ver con su actividad, odia el despacho de dirección, el trabajo de oficina, la administración. La enfermera jefe Helene, resuelta y rolliza, plantada en las cercanías de la puerta, lo examina de nuevo cada mañana como si se tratara de un caso interesante recién ingresado. Sabe que los dos rostros que el mundo ve con más frecuencia en Edgar Oppermann, uno serio, severo, concentrado, y otro marcadamente fresco, confiado, son máscaras. Sí, él es un furioso y alegre trabajador de la naturaleza, confía en la naturaleza, pero mostrar esa confianza, esa energía durante todo el día a cientos de personas siempre nuevas exige esfuerzo, y ella sabe que su frescura es a menudo artificial, convulsiva.

En general, la enfermera Helene se lleva bien con su jefe. Pero cuando está sentado ante el escritorio es difícil tratarle. Observa los surcos verticales, que conoce muy bien, en el puente de su nariz. Mala señal. No son más que las once y pico de la mañana. El doctor Oppermann ha pasado consulta, ha hecho dos o tres visitas a pacientes particulares; todavía le queda por delante una jornada de desgaste. Pero ella sabe que su primera energía ya se ha consumido, que tiene que ponerse en marcha de nuevo. Está desbordado por el trabajo. Su doctor siempre está desbordado por el trabajo. Si la señora Gina Oppermann no fuera tan débil, piensa la enfermera Helene. Aquí en la clínica, ella puede protegerle. Pero esa gentuza se ha olido la tostada. Ahora llaman al doctor a su casa, y la señora Gina, ese perro triste, no sabe defenderle contra nadie de su eterna disponibilidad.

Hoy, Edgar Oppermann se sienta ante su correo con especial repugnancia. Las cosas se van complicando de año en año. Detalles que antes se despachaban de manera automática exigen ahora un trabajo largo y repelente. Con severidad, como si fueran alumnos mal preparados para un examen, mira las cartas.

La enfermera Helene se acerca con resolución al escritorio. Señala un papel en el que en grandes letras, subrayado tres veces en rojo, hay algo anotado, y pregunta directamente:

—¿Ha visto esto, doctor?

El doctor Oppermann, en bata de médico, sin cambiar la postura de los brazos muy abiertos, sin cambiar la postura de la grande y pesada cabeza, mira de reojo la carta y dice sin aspereza:

—Sí.

En la nota dice: «El director general Lorenz pasará a las doce. Ruega al doctor Oppermann que le atienda si es posible».

Edgar Oppermann resopla molesto por la nariz.

—Será por lo de Jacoby.

—¿Por qué iba a ser si no? —dice rigurosa la enfermera Helene. El caso Jacoby está durando ya mucho.

El caso Jacoby, reflexionó Edgar Oppermann. ¿Hay ya un caso Jacoby? Simplemente, así están las cosas.

El doctor Müller II, el antiguo médico jefe de la clínica laringológica, ha tomado posesión de una cátedra en Kiel. Edgar Oppermann quería nombrar en su lugar a su ayudante favorito, el doctor Jacoby. Hace seis meses, el nombramiento que quería Oppermann se habría producido en quince días. El doctor Jacoby está especialmente cualificado desde el punto de vista científico, es un clínico magnífico, insustituible en el laboratorio. Pero es un hombre desmañado, de una familia pobre del gueto de Berlín, insignificante, feo, lleno de inhibiciones. Antes, todo eso no habría sido ningún obstáculo. Edgar Oppermann sabe que el doctor Jacoby, que ha hecho la carrera pasando hambre, que acaba de librarse de sus preocupaciones económicas más apremiantes, está llamado a grandes cosas si puede trabajar con libertad. Cierto, el doctor Jacoby recuerda las caricaturas de judíos de las revistas satíricas: pero ¿qué es más importante para un paciente, que le guste la cara del médico o que sepa reconocer sus dolencias?

Edgar suspira. Así que el director general Lorenz desea hablar con él. Lorenz es el director médico de todo el complejo hospitalario de la ciudad. No es un gran teórico, pero sí un práctico competente, y no es, como muchos prácticos, alguien que desprecie la teoría. Respeta la ciencia y la apoya humildemente en la medida de sus fuerzas. También le ha prometido, en principio, que apoyará la candidatura del doctor Jacoby; no obstante, Edgar se siente incómodo ante la entrevista.

Lorenz piensa venir a las doce. Así que Edgar tiene que traspasar al doctor Reimer la visita a los enfermos.

—Bien —suspira. Estaré aquí a las doce. Si me retraso unos minutos, ruegue al señor director general Lorenz que espere.

Edgar se retrasa siempre, la enfermera Helene cuenta con ello. Hoy le viene bien; tiene que discutir con el director general Lorenz ciertas cosas que afectan a su jefe.

Edgar se vuelve hacia ella. Ahora que ha tomado una decisión su rostro ha cambiado, vuelve a ser el rostro fresco y confiado de Edgar Oppermann que el mundo conoce.

—Al menos en el laboratorio sirvo para algo, ¿no? —sonríe. Todo esto —señala los papeles desperdigados— me lo va a perdonar por hoy, hasta que me haya reunido con Lorenz.

Travieso, como un escolar que quiere escaparse de una tarea desagradable, sonríe, se levanta, se va.

Con paso rápido, los pies metidos hacia adentro, navega por los largos corredores tapizados de linóleo hasta el laboratorio. El doctor Jacoby está sentado ante el microscopio, bajito, con la espalda encorvada. Edgar Oppermann le hace una enérgica seña, aunque no quiere molestarle. Pero el doctor Jacoby se levanta. Ese hombre débil, afligido, torpe, le alarga una blanda y seca mano de niño. Edgar sabe el trabajo que le cuesta a este hombre que tiende a una fuerte transpiración mantener la mano siempre seca, de manera que no le moleste en el ejercicio de su profesión.

—No podemos engañarnos, profesor Oppermann —dice el doctor Jacoby. El resultado del 834 es desesperado. El caso estaba en el tercer estadio.

Edgar se encoge de hombros. El procedimiento Oppermann, el procedimiento quirúrgico que le ha hecho famoso, no puede ser aplicado a partir de cierto estadio sin el riesgo de un desenlace fatal. Nunca ha sostenido lo contrario. Se lanza con el doctor Jacoby a una conversación sobre la estadística de casos de la enfermedad. Hay que delimitar exactamente los distintos estadios de la misma, establecer con precisión cuándo el segundo estadio pasa al tercero. Hay que encontrar a toda costa medios para rebajar los coeficientes de incertidumbre.

Apasionada, torpemente, el doctor Jacoby habla con su jefe. Y a éste se le impone con más fuerza que nunca la convicción de que si hay alguien capaz de culminar el procedimiento Oppermannn es este fanático de la precisión. Realmente, para Jacoby las cifras de su estadística de enfermos son más importantes que las de sus ingresos. No piensa en que está hablando con la única persona que puede conseguirle una existencia segura. Y también esa persona olvida que dentro de muy poco mantendrá una entrevista decisiva para el destino de su interlocutor. Encogido en su blanca bata de médico, como si tuviera frío, el hombre bajito está allí sentado en postura torpe y rígida. El otro en cambio va de un lado para otro, con su paso vivaz, un tanto rígido, los pies hacia dentro, la bata blanca envolviendo sus piernas. Ambos hombres tienen los sentidos cerrados a todo lo que no tenga que ver con la capacidad de supervivencia y los coeficientes de fertilidad de cierto bacilo.

De pronto, Edgar se levanta de un salto. Saca el reloj, son las doce y diez. Con un golpe de calor, recuerda que el viejo Lorenz espera. Se interrumpe, en mitad de la frase. El pequeño doctor Jacoby, que hace un instante era aún un brillante científico, se extingue en cuanto ya no puede hablar de sus microbios, se convierte en el gris y feo enano que es. ¿Va a decirle Edgar que tiene que irse a causa de él? Imposible. El viejo Lorenz es un tipo decente, pero en cuestiones burocráticas sigue siendo un coeficiente de incertidumbre, por lo menos tan alto como en el procedimiento Oppermann. Cómo se sienta este chico, un

auténtico desastre. Apresurado, Edgar le da la mano. Su propia mano no es grande, pero la diminuta del otro desaparece en ella.

—Una de estas noches tiene que cenar conmigo, querido Jacoby. Tengo que hablar largo y tendido con usted. Esta maldita agitación berlinesa…

Sonríe; su cara rejuvenece cuando sonríe.

Vuelve a navegar por los pasillos. Ha invitado a cenar al pequeño Jacoby, tiene que decírselo a Gina, tiene que precisar una hora, la enfermera Helene tiene que recordárselo. Si es posible, debe ser una noche en la que también Ruth tenga tiempo. ¿Por qué piensa de pronto en su hija? Una asociación con el pequeño Jacoby, evidentemente. ¿Por qué? Quizá sea por la vehemencia, más bien habría que decir obsesión, con la que ambos persiguen sus objetivos. Él mismo, Edgar, sonríe ante el sionismo de Ruth. Debería ocuparse más de ella. *Ratio, ratio*, hija mía. No vayas a un convento, Ofelia. Lástima que las cosas más sencillas sean las más difíciles de entender. Él es un médico alemán, un científico alemán; no hay medicina alemana, no hay medicina judía, hay ciencia y nada más. Él lo sabe, Jacoby lo sabe, lo sabe el viejo Lorenz. Pero Ruth no, y algunos otros lo saben aún menos. Piensa un poco incómodo en la conferencia hacia la que se dirige. Al final habrá que mandar al pequeño Jacoby a Palestina, sonríe.

En el despacho del jefe ha ocurrido lo que la enfermera Helene esperaba. El director general Lorenz ha sido puntual, y su doctor no; así que tiene tiempo para consultar con el director general.

El procedimiento Oppermann, famoso en todo el mundo, se ha convertido en los últimos tiempos, de manera creciente, en objetivo de ataques especialmente llenos de odio en la prensa diaria de Berlín. Se reprocha a Oppermann emplear a pacientes de tercera clase, a los pobres pacientes gratuitos de la clínica municipal, como conejillos de indias en sus peligrosos experimentos. El médico judío, se dice en el tosco argot de ciertos periódicos populares, no retrocede ante la idea de derramar raudales de sangre cristiana para sus propios fines publicitarios. Finalmente habrá que hacer algo contra esa canallada, dice la enfermera Helene. Su doctor no tiene por qué aguantar que cualquier mocoso le patee los riñones. Está junto al escritorio, robusta, ruda.

—Quiero decir que llamo su atención sobre ello, señor director general —explica con su voz grave y enérgica—. Habrá que hacer algo.

El director general Lorenz está sentado allí, colosal, una roja cabeza bajo el cabello corto muy blanco, nariz plana y pequeña, ojos azules un tanto saltones bajo unas gruesas cejas blancas.

—Yo me limitaría a reírme de ello, hija mía —atruena en su descuidado dialecto bávaro. Las palabras le salen como trozos de roca de la gran boca repleta de dientes de oro. Una pocilga —ruge, mientras golpea con la roja mano surcada de gruesas venas los periódicos con los artículos subrayados—. La política es una pocilga. Cuando no es posible hacer otra cosa, lo mejor es ignorarla. Eso es lo que más indigna a esa panda de cerdos.

—Pero él es funcionario del Estado, señor director general —atronó la enfermera Helene.

—Mi opinión —retumbó a su vez el viejo Lorenz— es que aún no tiene que demandar a esa chusma. El que se pone a ello no hace más que mancharse las manos. No deje que esto le haga sufrir, hija mía. Mientras el ministro me deje en paz, no pienso ni respirar. Esto —apartó los periódicos de un manotazo— no existe para mí. Puede confiar en ello.

—Si es lo que usted cree, señor director general —la enfermera Helene se encogió de hombros y, como oía venir a Edgar, se retiró, no muy tranquilizada.

Edgar Oppermann se disculpó por el retraso. El director general Lorenz no se levantó, le tendió su gran mano, se mostró especialmente agradable:

—Bueno, querido colega, iré directamente al grano. Si me lo permite. Quisiera hablar a fondo con usted acerca de ese asunto de Jacoby.

—¿Tan complicado es? —preguntó a su vez Edgar Oppermann, de inmediato disgustado, nervioso.

El director general Lorenz se humedeció los dientes de oro, tratando de mostrarse doblemente jovial:

—¿Qué no es complicado hoy en día, querido Oppermann? El alcalde es un calzonazos. El ministerio le está mordiendo el culo. Olfatea cualquier viento que venga de arriba. Las subvenciones para los hospitales van a reducirse cada vez más. Precisamente para sus historias, querido Oppermann, para las cuestiones teóricas, para el laboratorio, gimotean por cada marco antes de soltarlo. Tenemos que tomar precauciones. Naturalmente que su Jacoby es el hombre adecuado. No podría decir que me resulte especialmente simpático, eso no sería cierto, pero es un científico, no cabe duda. Ni siquiera Varhuus se ha atrevido a rechazarlo frontalmente. Pero ¿sabe usted a quién ha tratado de tomar seriamente en consideración? A Reimers, su Reimers, querido Oppermann.

Edgar Oppermann caminó arriba y abajo, con paso corto y rápido, esforzándose mecánicamente por dar movilidad a su pesado cuerpo. Pase lo que pase, el profesor Varhuus, su colega en la Universidad de Berlín, se opondrá si procede de él, Edgar. Proponer al doctor Reimers es condenadamente astuto. El doctor Reimers es el segundo ayudante de Edgar, muy popular entre los enfermos, un hombre simpático y abierto. Edgar no está en contra de Reimers, pero está a favor de Jacoby. Su situación es difícil.

—¿Qué opina usted, querido colega? —preguntó, sin dejar de caminar arriba y abajo.

—Ya se lo he explicado, Oppermann —dijo Lorenz. En principio estoy a favor de su protegido. Pero, se lo digo directamente, veo dificultades. Ciertos caballeros muy influyentes prestan más atención a un aspecto exterior representativo que a un interior cualitativo. Esta mierda de política… En cualquier circunstancia, Reimers le saca un prepucio de ventaja a su pequeño Jacoby. No creo que los caballeros del ayuntamiento le exijan una fotografía desnudo, pero seguro que alguno deseará una presentación personal. No sé si semejante presentación mejorará las posibilidades de nuestro Jacoby.

Edgar se detuvo, a bastante distancia del director general Lorenz. Su voz gruñona sonó de pronto extrañamente clara, en contraste con el vago retumbar de la del otro.

—¿Desea que retire la candidatura del doctor Jacoby?

Lorenz dirigió sus ojos saltones hacia Edgar, fue a replicar de forma contundente; no lo hizo. Más bien dijo con llamativa suavidad, sin su habitual énfasis:

—Yo no deseo nada, Oppermann. Yo deseo hablar sinceramente con usted, eso es todo. Reimers me cae mejor, se lo digo como es, pero como científico estoy a favor de su Jacoby. Con un trabajoso movimiento, Edgar Oppermann acercó una silla y se dejó caer pesadamente en ella; sentado parecía enorme, como todos los Oppermann. Su expresión era triste, la artificial frescura se había esfumado. El viejo Lorenz se levantó de golpe, se estiró; la roja cabeza de cabellos blancos se asentaba gigantesca sobre el enorme cuerpo. Colosal, con la amplia bata blanca envolviendo el poderoso cuerpo, se acercó a Edgar. Un auténtico médico, había dicho Lorenz en una ocasión a un estudiante tímido, lo puede todo, lo hace todo, teme a Dios y a nada más en el mundo. Desde entonces, sus estudiantes lo llamaban «la ira de Dios». Pero hoy no era el Jehová iracundo.

—No me engaño, querido Oppermann —dijo, con toda la suavidad posible—. En el fondo, soy un viejo médico rural. Entiendo a mis pacientes, y a veces olfateo en ellos algo que vosotros los jóvenes desconocéis. Pero no sé muchas de las cosas que sabéis los jóvenes. Reimers es más parecido a mí en conjunto. Pero prefiero a su Jacoby.

—¿Qué hacemos, entonces? —preguntó Edgar.

—Eso es lo que yo iba a preguntarle —dijo el viejo Lorenz. Y como Edgar Oppermann callaba tercamente, con un pequeño rasgo inusualmente irónico en torno a su larga boca, añadió:

»Se lo admito, podría imponer sin más a su Jacoby. Pero el asunto de la subvención se pondría feo. ¿Debo arriesgarme a perderlo? ¿Eso es lo que quiere?

Oppermann emitió un gruñido, una extraña mezcla de risa amarga y rechazo.

—Muy bien —dijo Lorenz. Entonces no queda más que una táctica: retrasar la decisión. La situación política puede haber cambiado para bien dentro de un mes.

Oppermann gruñó algo. Lorenz lo tomó como un signo de asentimiento. Resopló, contento de haber dejado atrás la desagradable conversación; apoyó la mano en el hombro de Oppermann.

—La ciencia tiene un largo aliento. Jacoby tendrá que esperar un poquito —la bata blanca se movió con fuerza en torno a sus anchas caderas, estaba a punto de irse. Tendría que haber alguien que uniera el aspecto de Reimers a la calidad de Jacoby. De lo contrario no lo harán. Está en el cuestionable carácter de la naturaleza humana, querido colega. Un asqueroso asunto —dijo, ya en el umbral de la puerta; sonó como una tormenta que se aleja. Me refiero a la naturaleza humana.

Cuando Lorenz se hubo marchado, Edgar se levantó, caminó un par de veces, los surcos verticales sobre la nariz, los pies hacia dentro, inusualmente despacio, por la habitación. Luego, curiosamente, se convenció de que la entrevista no había sido tan insatisfactoria. El viejo Lorenz apostaba en todo caso por el pequeño Jacoby, y el viejo Lorenz era alguien. Su malhumor se esfumó a toda prisa, como el de un niño. Cuando la enfermera Helene entró, volvía a tener en el rostro un cielo azul.

Al contrario que Oppermann, la enfermera Helene estaba menos satisfecha de su entrevista con el viejo Lorenz. A su sólida manera, había reflexionado en cada una de sus palabras. Ha prometido no forzar al doctor a una demanda antes de que el ministro se lo indique. Pero seguro que el ministro se lo indicará. Tendría que preparar a su doctor, que inyectarle los artículos.

Pero al ver el radiante rostro de Edgar decidió aplazarlo, a pesar de su energía.

—¿Fue muy desagradable? —se limitó a preguntar.

—No, no. —Edgar Oppermann lucía su sonrisa amablemente socarrona. Tres a dos.

En la pausa de cinco minutos antes de la clase de lengua alemana, Berthold se comportó como un hombre, hizo como si hubiera olvidado lo que le esperaba, habló con sus compañeros de cosas intrascendentes. También el profesor Vogelsang hizo como si no le preocupara el acontecimiento que iba a producirse. Entró, se sentó como siempre rígido a su escritorio, hojeó en su agenda.

—¿Qué teníamos hoy? Cierto, la exposición de Oppermann. Por favor, Oppermann —y cuando Oppermannn se hubo adelantado, Vogelsang añadió, al parecer muy bien dispuesto hoy, en bromista y benevolente tono de aliento—: ¡Wolfram von Eschenbach, comience!

Berthold estaba allí, entre la cátedra y los bancos de sus compañeros, marcadamente relajado, con el pie derecho adelantado, el brazo derecho colgante, la mano izquierda levemente apoyada en la cadera. No se lo había puesto fácil, no había rehuido dificultad alguna. Pero lo había conseguido; ahora sabía con claridad qué significaba Hermann el Alemán, o al menos qué significaba para él. Desde el punto de vista del racionalista, la acción de Hermann podía parecer inútil, pero semejante criterio no se sostenía ante el sentimiento de incondicional admiración que el acto de liberación de ese hombre tenía que causar precisamente en un alemán de hoy. Berthold iba a exponer tal concatenación de ideas conforme a las buenas y viejas reglas que había aprendido: introducción general, fijación del tema, toma de posición de principio del ponente; pruebas, objeciones, refutación de las objeciones; por último, una vez más, con fuerte énfasis, la tesis del ponente. Berthold había puesto por escrito lo que quería decir, hasta la última coma. Pero, como tenía facilidad de palabra, había descartado la idea de aprenderse mecánicamente de memoria su manuscrito. Quería, ateniéndose estrictamente a las directrices, dejar para el momento la formulación de los detalles.

Así que se levantó y habló. Vio ante sí los rostros de sus compañeros, Max Weber, Kurt Baumann, Werner Rittersteg, Heinrich Lavendel. Pero no habló para ellos. Sólo para sí mismo y para el que tenía detrás, el enemigo.

Porque el profesor Vogelsang se mantenía detrás de Berthold, a su espalda. Estaba allí sentado con rigidez, no se abandonaba, escuchaba. Berthold no le veía, pero sabía que la mirada de Vogelsang estaba fija en él, exactamente en su nuca. Bajo el cuello sentía el sitio en el que apretaba la mirada de Vogelsang. Era como si alguien pinchara allí con unos dedos afilados.

Berthold se esforzó en no pensar en nada más que en sus frases. Debía hablar treinta minutos largos. Tenía a sus espaldas unos ocho minutos, la introducción había terminado, el tema estaba fijado, su tesis también, había llegado a las «pruebas». Entonces sintió que la mirada de Vogelsang le soltaba. Sí, Vogelsang se levantó, muy despacio, para no molestar. Se puso delante; ahora Berthold lo veía aparecer en la pared izquierda. Recorrió la hilera izquierda de bancos, de puntillas, con pasos medidos, pero marcadamente cuidadosos; Berthold oía el ligero crujir de sus botas. Vogelsang fue hacia el fondo, hacia el rincón izquierdo. Quería tener a Berthold delante de sus ojos, ver salir las palabras de su boca. Allí estaba, detrás del último banco, muy erguido —¿no se apoyaba la mano en un invisible sable?—, los ojos azul pálido fijos en la boca de Berthold. Berthold, así observado, se sintió incómodo. Volvió fugazmente la cabeza hacia el profesor, pero su mirada le perturbó aún más. Miró al frente, retrocedió, volvió la cabeza, como si quisiera espantar una mosca.

Terminó con las «pruebas». Ya no hablaba tan bien como al principio. Hacía mucho calor en el aula; las aulas del instituto Königin Luise tenían normalmente demasiada calefacción; empezó a sudar levemente por el labio superior. Llegaba ahora a las «objeciones». La acción de Hermann, dijo, quizá no había tenido consecuencias externas a la larga, desde el punto de vista de la sobria razón; había que admitir que unos años después los romanos estaban exactamente allá donde habían estado antes de la batalla. Sí…

Se detuvo un instante, de pronto no supo seguir. Se esforzó en concentrarse. En espíritu, ante sí, veía las estrechas páginas de su Tácito en latín, los grandes tipos antiguos de su hermosa edición alemana de Tácito. Volvió a mirar al rincón de la izquierda; allí estaba Vogelsang, siempre inmóvil, atento. Berthold abrió la boca, la cerró, la abrió, miró las puntas de sus pies. Tiene que hacer ya ocho segundos que ha dejado de hablar. O diez. ¿Qué ha sido lo último que ha dicho? Sí, que en realidad la acción de Hermann no tuvo consecuencias externas. No hay duda, la traducción de la Biblia de Lutero, los inventos de Gutenberg fueron mucho más importantes para Alemania y su prestigio en el mundo que la batalla del bosque de Teutoburgo. La acción de Arminius, tenemos que admitirlo, se saldó prácticamente sin resultados.

¿Quería decirlo así? Quería expresarlo de forma mucho más cautelosa, no tan abrupta, tan dura. Bueno, ya está hecho. Adelante, Berthold. Arma jaleo. Pero no hagas ninguna otra pausa, la primera ha durado ya una eternidad. Ahora vuelve a retomar el hilo. Ahora ya no puede pasarle nada. Desde el momento de la

«refutación», vuelve a estar en marcha. ¿Una segunda pausa? No, doctor, nada de eso.

Él tiene una sonrisa torcida en el rincón del fondo, triunfante. «Y sin embargo», empieza. Pero ¿qué es lo que pasa? ¿Por qué el rostro de Vogelsang cambia de pronto de ese modo tan curioso? ¿Por qué el corte que divide el rostro se pone tan rojo, por qué abre los ojos de ese modo? No le servirá de nada, profesor. Vuelvo a coger las riendas, no volverá a hacérmelas perder.

—Y sin embargo —empieza, fresco, vigoroso—, admitido todo esto… Entonces, es interrumpido. Áspera, chirriante, una voz viene desde el rincón:

—No, no lo admito. Yo no admito eso. Nadie admite eso. No lo tolero. No seguiré oyéndolo. ¿Qué se ha creído, joven? ¿Qué clase de gente cree tener delante? Aquí, en presencia de alemanes, en esta hora de urgencia alemana, ¿se atreve a calificar de inútil, de absurdo el hecho inmenso que está al comienzo de la historia alemana? Lo admite, dice usted. Se atreve a repetir los argumentos del peor de los oportunismos y luego dice que los admite. Si ha perdido usted hasta la última chispa de sentimiento alemán, al menos ahórrenos sus vómitos a los que tenemos sentimientos patrióticos. Se lo prohíbo. Me oye, Oppermann. Se lo prohíbo, no sólo por mí mismo, sino en nombre de este instituto, que por el momento aún es un instituto alemán.

Se hizo un silencio de muerte. La mayoría de los estudiantes estaban perdidos en sus pensamientos, en la cálida estancia; estaban allí sentados relajadamente, adormilados. Ahora, ante el áspero e hinchado cacareo de Vogelsang, alzan la vista, hacia Berthold. ¿Ha sido realmente tan grave lo que ha dicho? ¿Y qué es lo que ha dicho? Era algo de Lutero y de Gutenberg. No comprenden del todo la furia de Vogelsang, pero probablemente Oppermann se haya pasado un poquito. En estas exposiciones hay que decir lo que pone en los manuales, ni más ni menos. Parece que se ha excedido.

El propio Berthold se queda al principio profundamente sorprendido ante la interrupción de Vogelsang. ¿Qué es lo que quiere? ¿Por qué grita de ese modo? Que haga el favor de dejarle terminar. Hasta ahora no era habitual interrumpir al ponente. El profesor Heinzius no lo hizo nunca. Pero él yace bajo la tierra del cementerio de Stahnsdorf. Y este de aquí grita. Hay que exponer las «objeciones». No se pueden omitir, hay que refutarlas. Así lo hemos aprendido, así viene en las reglas, así nos lo ha enseñado el profesor Heinzius.

No he dicho nada en contra de Hermann. Era sólo una «objeción». Iba a refutarla. Mi manuscrito está ahí. He dejado clara mi propia posición, al comienzo de la parte B. Debería parar ya, no debería gritar de ese modo.

He tenido una mala premonición desde el mismo momento en que me propuso el «Hermann». Tendría que haberme quedado con el «humanismo». Heinrich lo dijo enseguida, es un cerdo, es la pura maldad personificada.

Está diciendo tonterías. Ahí está mi manuscrito, en el pupitre, en la cartera. No hay más que leerlo y se ve claro como el agua que ese cerdo está diciendo tonterías.

¿Qué es lo que he dicho? Ya no lo sé con exactitud. No estaba en el manuscrito. Aun así, podría apelar al manuscrito. Así todo el mundo verá lo que quería decir.

No quiero apelar a mi manuscrito. Hermann era un «indio» feo, no lo puedo tragar. La «objeción» era correcta. Así lo he dicho y así es.

Ha abandonado la postura relajada. Está muy erguido, la carnosa cabeza levantada, los ojos grises mirando de frente. Soporta el chaparrón de palabras del enemigo.

Éste parece haber terminado su sermón. Berthold está ahí, mordiéndose el labio inferior con sus grandes dientes blancos. Ahora tendría que sacar el manuscrito y decir: ¿Qué pretende, señor profesor? Por favor, aquí está el manuscrito. Pero no lo dice. Calla, amargo, contenido. Los ojos grises sostienen la mirada de los ojos azul pálido del otro. Por fin, tras una pausa eterna, con voz clara, pero no alta, dice:

—Soy un buen alemán, profesor, soy tan buen alemán como usted.

Este inmenso atrevimiento del joven judío deja al profesor Vogelsang sin palabras por un instante. Entonces, va a lanzarse. Pero tiene todos los triunfos en la mano, no quiere desperdiciarlos con una explosión temperamental. Se domina.

—Vaya —se limita a decir, en un tono moderado a su vez. ¿Es usted un buen alemán? Haga el favor de dejar que otros decidan quién es un buen alemán y quién no. Un buen alemán —resopla despreciativo por la nariz. Y ahora, por fin, se adelanta desde su rincón, pero ya no en silencio, cada paso cruje ruidoso y rígido. Viene directo hacia Berthold. Ahora está frente a él, cara a cara, y ante la clase mortalmente silenciosa, sumida en una tensión de respiración contenida, con fingida calma y moderación, pregunta—: ¿No va por lo menos a disculparse, Oppermann?

Por una décima de segundo, Berthold ha pensado en disculparse. Ha dicho algo que no quería decir, y encima en un instante de falta de concentración, lo ha dicho, desdichadamente, de forma brusca. ¿Por qué

no admitirlo? La historia quedará despachada, podrá terminar su exposición, y todos verán que es un buen alemán y que el profesor está siendo injusto con él. Pero ante la mirada de Vogelsang, ante su rostro repugnante, altanero, partido, el impulso se esfuma antes de haberse convertido en una verdadera idea.

Todos sus compañeros miran fijamente a Berthold. La postura de Vogelsang ha causado impresión. Oppermann, parece, se ha pasado de veras. Pero, como siempre, ahora no puede recoger velas, sería poco varonil. Esperan curiosos a ver qué hará.

Vogelsang y él siguen cara a cara. Por fin, Berthold abre la boca:

—No, profesor —dice, cada vez más bajo, casi con timidez. No me disculparé, profesor —añade. Todos están satisfechos.

También Vogelsang está satisfecho. Sólo ahora ha vencido. Ahora, debido a esa postura de Oppermann, tiene ocasión de demostrar cómo un académico alemán pisotea a los elementos disgregadores.

—Muy bien —declara—. Tomo nota, estudiante Oppermann. Siéntese en su sitio.

Berthold va a su pupitre. Sin duda lo que ha hecho no ha sido inteligente. Lo nota en la actitud del enemigo, en sus ojos relampagueantes. Pero si volviera a tener elección, volvería a hacer lo mismo. No puede disculparse con ese hombre.

El otro está firmemente decidido a mantener la compostura a toda costa. Pero no puede por menos de decir al estudiante Oppermann, mientras se sienta entre los demás, de forma superficial, pero precisamente por eso lleno de triunfo y burla:

—Quizá un día se alegre de que alguien se conforme con una disculpa, Oppermannn —y después—: Ahora, vamos a leer nuestro Kleist —dice Bernd Vogelsang, cerrando el episodio con ligereza y superioridad.

El rumor de lo ocurrido se difunde deprisa por todo el instituto. Aun antes de acabar la mañana, el director François se ha enterado. No se sorprende al encontrar en su despacho al profesor Vogelsang.

Éste se permite apenas una mirada desaprobatoria al busto de Voltaire; tan orgulloso está de lo ocurrido. Pero se domina, evita intencionadamente toda exageración, da un informe exacto. François le escucha con visible incomodidad, se acaricia nervioso la perilla con las manos pequeñas y cuidadas.

—Desagradable —dice varias veces, una vez que Vogelsang ha terminado. Extraordinariamente desagradable.

—¿Qué piensa usted hacer contra el alumno Oppermann? —pregunta contenido Vogelsang.

—El joven es concienzudo —dice el director François—, se interesa además en la redacción en alemán y en sus ponencias. Sin duda ha elaborado cuidadosamente su manuscrito. Quizá habría que verlo antes de llegar a un fallo definitivo. Probablemente estemos ante un *lapsus linguae*. Si ése es el caso, apreciando sus motivos, querido colega, no habría que juzgar con demasiada severidad un descarrilamiento verbal así.

Vogelsang alzó las cejas, extrañado.

—Creo, señor director, que este caso nunca podrá ser juzgado con la suficiente severidad. En una época en que la paz oprobiosa, el Tratado de Versalles, tiene sus más violentas repercusiones, un muchacho tiene la desfachatez de descomponer uno de los más sublimes hechos alemanes mediante una plana crítica racionalista. Mientras los alemanes, con nosotros los conscientemente nacionales a la cabeza, tenemos que luchar con tan inconmensurable dureza por la resurrección del pueblo, un estudiante, un chiquillo, se burla de los esfuerzos con los que nuestros antepasados se libraron de sus cadenas. Puede, señor director, que su Voltaire aceptase una conducta así. Pero que se puedan buscar motivos de disculpa cuando el alumno de un instituto que aún es alemán se atreve a tal cosa es algo que, he de confesarlo abiertamente, supera mi comprensión.

El director François se agitó inquieto en su sillón; la fina y rosada piel de su rostro se contrajo. Casi más que el contenido de lo que ese hombre decía, era la forma en que lo decía lo que le hacía sufrir. Ese alemán exagerado, ese acartonado énfasis de mitin, le producían malestar físico. Si al menos ese individuo fuera un oportunista. Lo peor es que habla en serio, que se cree las insensateces que dice. Por un sentimiento de inferioridad, ha envuelto su interior en una coraza del más burdo nacionalismo que no deja pasar un solo rayo de razón. Y él, François, tiene que escuchar tranquilamente semejantes desatinos, atento, cortés. Qué tiempos oscuros. Una vez más, Goethe tiene razón: «La chusma no teme a nada más que al entendimiento. Debería temer a la necedad, si comprendiera qué significa la palabra terrible». Y él, François, está sentado ahí, consciente de ello, con las manos atadas. No puede ponerse de parte del joven inteligente contra el cornúpeta, su profesor. Porque, por desgracia, Nubecilla Negra tiene razón. Si uno se deja llevar, si se arriesga a ponerse abiertamente de parte de la razón, todo el rebaño de bueyes de los periódicos populares se lanzará a mugir. Y la República es débil, la República siempre se desinfla. Le deja a uno en la estacada

para calmar a los bueyes que mugen. Y uno pierde el cargo y el pan, los niños se proletarizan, y se pierde lo mejor que la vida tiene para ofrecer: una vejez tranquila.

Entre tanto, el profesor Vogelsang exponía su opinión sobre los detalles del caso.

—*Lapsus linguae, lapsus linguae*, dice usted. Pero ¿acaso la importancia de estas exposiciones no está precisamente en que a través del contacto con los oyentes se liberen los verdaderos sentimientos del ponente? —había llegado a su tema favorito. La palabra hablada es más importante que la escrita. El grandioso ejemplo del Führer lo demuestra. Y lo que el Führer dice al respecto en su libro *Mi lucha*…

Pero el director François le interrumpió:

—No, querido colega —dijo. Me niego a seguirle a ese terreno —su voz suave sonaba inusualmente decidida, sus ojos amistosos centelleaban agudos a través de los grandes cristales de las gafas, sus delicadas mejillas enrojecieron; se irguió, vio que era más alto que el profesor Vogelsang—: Sabe usted, querido colega, desde que existe este instituto lucho por la pureza de la palabra alemana. Mi naturaleza no es combativa, la vida me ha forzado a hacer algunas concesiones. Pero hay algo que puedo afirmar: en esa lucha no he aceptado ningún compromiso. Y no aceptaré ninguno. Naturalmente, me han traído el libro de su Führer. Algunos colegas lo han acogido en las bibliotecas de sus centros. Yo no. No conozco otra obra tan manchada de pecados contra el alma del lenguaje como ésa. No puedo admitir que en mi instituto ese libro sea siquiera citado. Tengo que rogarle encarecidamente que no mencione ese libro en esta casa, ni ante mí ni ante sus alumnos. No tolero que se arruine el alemán de los chicos.

Bernd Vogelsang estaba allí sentado, apretados los finos labios. Era trabajador, concienzudo, sabía de lengua alemana y de gramática. Ha cometido un error. No ha debido citar el libro del Führer delante de ese hombre malintencionado. Por desgracia, no se podía negar que el director François tenía en cierto sentido razón. El más grande alemán vivo, el caudillo del movimiento alemán, no estaba familiarizado con los elementos de la lengua alemana. Eso era algo que, *mutatis mutandis*, tenía en común con Napoleón, con el que también coincidía en que no había nacido en el territorio del Reich que venía a liberar. Pero Bernd Vogelsang sufría por las carencias lingüísticas del Führer, y en su tiempo libre, en secreto, trabajaba eliminando los peores defectos de la obra, la más importante del movimiento de liberación alemán, transcribiéndola en un alemán gramatical y estilísticamente impecable. Como siempre, tuvo que encajar indefenso las insolencias del director; no se podía alegar nada en contra. El sable invisible se le había caído. Permanecía allí sentado, apretando los labios, en silencio.

En un primer momento el director François había gozado de su indignación. La vida le obliga a uno a hacer sacrificios del intelecto, Nubecilla Negra le ha arrancado alguna que otra concesión; pero no se ha hundido tan profundamente como para que nadie ose decirle que el vómito del libro *Mi lucha* es un perfume. Sin embargo, poco a poco el rostro sombrío y obstinado del catedrático, su disgustado silencio, le inquietaron. El director François ha defendido con energía su amado alemán, basta con eso. Volvió a ser el caballero conciliador que era por naturaleza:

—Entiéndame bien, querido colega —dijo, apaciguador. Lejos de mí querer decir nada en contra de su Führer. Ya sabe usted cómo rechazó el emperador Segismundo a aquel obispo que le reprochaba sus errores gramaticales: *Ego imperator Romanus supra grammaticos sto*; yo, el emperador de los romanos, estoy por encima de los gramáticos. Nadie exige a su Führer que domine la gramática alemana: pero yo sí se lo exijo a los alumnos del instituto Königin Luise.

Sonó como una disculpa. Pero seguía siendo una insolencia de François hablar así, sin rebozo, de los defectos del Führer. A ese hombre afeminado le estaba vedado decir lo que él, Vogelsang, tenía permiso para pensar. En ningún caso Bernd Vogelsang iba a dejarse apartar del tema. ¡A pesar de todo!, piensa.

En ese momento, el castigo de lo que el estudiante Oppermann había infringido se convirtió en la misión vital del profesor Bernd Vogelsang.

—Al grano, señor director —graznó, y ahora el sable invisible volvía a estar allí—. En el caso Oppermann no sólo estamos ante un escarnio de la germanidad, que en estos tiempos linda con la traición, sino también ante una infracción inusualmente atrevida de la disciplina académica. No tengo más remedio que volver a preguntarle: ¿Qué medidas piensa usted tomar contra el rebelde estudiante Oppermann?

El director François estaba sentado allí, cansado, cortés, inofensivo, como antes.

—Lo pensaré, querido colega —dijo.

En el instituto Königin Luise, los rumores se expandían con rapidez. Un año antes, Pedell Mellenthin saludaba con extrema devoción al joven Oppermann, hijo de la empresa de muebles. Ahora apartó la vista cuando Berthold salió del edificio. En cambio, seguía firmes cuando el profesor Vogelsang ya se había alejado dos pasos. ¿Quién había dicho siempre que el nuevo iba a enseñarles a esos culos flojos lo que valía un peine? ¿Y quién se lo ha demostrado? Una vez más, ha quedado claro el olfato que tiene Pedell

Mellenthin.

En doscientas doce de las doscientas setenta viviendas del bloque de la Friedrich Karl Strasse de Tempelhof estaban encendidos los árboles de Navidad. Habían costado entre uno y cuatro marcos; eran en su mayoría modestos abetos, adornados con toda clase de oropeles, velitas y espumillón, con golosinas de colores, no precisamente saludables. Debajo estaban los regalos, muy distintos, y aun así siempre los mismos: ropa blanca, prendas de vestir, puros, chocolate, juguetes, pan de especias. Los especialmente generosos habían llegado hasta una cámara fotográfica o un aparato de radio; también se regalaron dos bicicletas en el bloque de la Friedrich Karl Strasse. La mayoría de las etiquetas con los precios de los distintos regalos habían sido arrancadas, pero el destinatario del presente no necesitaba preguntar mucho para averiguar su precio exacto.

También la vivienda de Markus Wolfsohn tenía un árbol de Navidad encendido. El señor Wolfsohn había sido generoso al autorizar para el árbol un precio de dos marcos setenta; originariamente habría debido costar tres marcos cincuenta, pero el vendedor le hizo una rebaja de ochenta céntimos. Por otra parte, al señor Wolfsohn le resultaba fácil mostrarse generoso. Lo improbable había ocurrido: el bravo caballo Quelques Fleurs había ganado. El 1 de diciembre, el señor Wolfsohn tenía en su poder un excedente de doscientos ochenta marcos del que la señora Wolfsohn no sabía nada. Pero iba a participar del excedente mantenido en secreto. Él se había puesto el gorro de Papá Noel, y allí estaba ella, delante del edredón nuevo tanto tiempo deseado, sorprendida ante su calidad. El señor Wolfsohn sólo se había gastado veinticinco marcos en él. Ella lo admiraba. No conocía ningún comercio en el que cobraran menos de treinta y dos marcos por un edredón así. Ni el señor Wolfsohn tampoco, porque la verdad era que le había costado treinta y cuatro marcos. También estaba allí el abrigo de Elsa, de manera que la señora Hoppegart, que antes no hacía más que hablar, ahora tendría que tragarse sus escupitajos. Bob ha recibido algo grandioso: un bombardero. Cuando se le daba cuerda, se alzaba por los aires y dejaba caer una bomba de goma. En la caja estaba impreso: «Bombardero de primera calidad. El Tratado de Versalles impide a Alemania defender sus fronteras. Llegará el día en que Alemania rompa las cadenas de su esclavitud. ¡Piensa en ello!».

El señor Wolfsohn también ha pensado en sí mismo. Que se quede el seguro con sus mercancías de segunda. Un solo diente. Se va a regalar el puente. Esta mañana ha llevado a la práctica su viejo proyecto, ha llamado a la puerta del arenque feo Hans Schulze y le ha encargado definitivamente la restauración de su fachada. Naturalmente, a la señora Wolfsohn le dirá que ha conseguido que el seguro le pague el puente. Pondrá encima de la mesa de Schulze cincuenta marcos en cuanto termine el trabajo, los quince marcos restantes puede pagarlos en cómodos plazos. Inmediatamente después de Navidades acometerá la tarea, y en los primeros días del nuevo año Markus Wolfsohn podrá presentarse recién «restaurado» ante sus asombrados contemporáneos. Lo guarda para sí, ni siquiera se lo cuenta a Marie. Pero interiormente está muy orgulloso. Se imagina el aspecto que tendrá con su nueva fachada. Surgen ante sus ojos carteles en los que elegantes caballeros sonríen con grandes y blancos dientes. *Keep smiling*. Cuando tenga sus dientes nuevos, todo estará bien.

En la radio sonaban campanas, corales, devotas canciones. Los niños cantaban «Noche de paz, noche de amor». Lo cantaban en casi todas las viviendas del bloque de la Friedrich Karl Strasse. Durante largos minutos, la paz reinó sobre el bloque de casas. Entre los Wolfsohn y entre los demás. Luego, una pieza del bombardero se rompió, el pequeño Bob se llevó una regañina, lloró, fue llevado a la cama. Después una ramita del árbol se prendió fuego, Elsa se llevó una regañina, lloró, fue llevada a la cama.

Mientras la señora Marie se ocupaba de los niños, Markus Wolfsohn se sentó en el negro sillón orejero, de ocasión, dormitando satisfecho. Así se sentaban muchos en el bloque de la Friedrich Karl Strasse, dormitando satisfechos. La satisfacción de cada uno de ellos reforzaba la satisfacción de todos. El señor Wolfsohn era uno de los satisfechos. Les deseaba a todos lo mejor.

Excepto a uno. Sonreía abiertamente, lleno de satisfacción, cuando de la casa de al lado, superando el sonido de la radio, vino un fuerte griterío. Sin tener que esforzarse mucho, el señor Wolfsohn escuchó que ahora el pequeño Zarnke había roto una pieza de su bombardero y estaba recibiendo una paliza. El señor Zarnke explicaba lo caro que le había salido el bombardero, había tenido que apoquinar dos marcos y ochenta céntimos. Esto aumentó la satisfacción del señor Wolfsohn, porque él sólo había pagado dos marcos cincuenta.

También en otros aspectos la Nochebuena en casa de los Zarnke, a pesar de todas las similitudes externas, discurría de forma menos apacible que en casa de los Wolfsohn. La señora Zarnke había explicado tres veces a su marido que cierto par de zapatos bajos de piel marrón estaban especialmente bien de precio

en la sucursal de Tack de Tempelhof. Pero el señor Zarnke no le había regalado los zapatos bajos, sino el libro del Führer, *Mi lucha*. Con todo el respeto a la actividad política de su marido, la señora Zarnke encontraba egoísta esa conducta y no podía por menos de manifestar su opinión con expresiones disimuladas, pero suficientemente punzantes. El señor Zarnke por su parte, como varón alemán que era, respondía sin disimulo alguno. La larga y ruidosa confrontación contribuyó a aumentar el bienestar del señor Wolfsohn.

Sonriendo en su negro sillón orejero, contempló el cuadro *El juego de las olas*, la mancha en la pared, que ahora llegaba ya debajo del cuadro, escuchó las devotas sentencias de la radio, la bronca en el piso de al lado, se sintió uno con todos los demás habitantes del bloque de la Karl Friedrich Strasse. Celebró unas tranquilas y alegres Navidades.

La noche siguiente, los Wolfsohn estuvieron invitados en casa de Moritz Ehrenreich, en la Oranienstrasse, en el centro de Berlín. Los Wolfsohn no acudían a menudo a visitar a los Ehrenreich, en general salían poco. Donde mejor se sentía Markus Wolfsohn era en su propia casa. Pero era Hanuká, la fiesta de las velas —la fiesta caía esta vez muy tarde, normalmente se celebraba entre dos y cuatro semanas antes de Navidad—, y se había establecido la costumbre de que con ocasión de esta fiesta los Wolfsohn visitaran todos los años a sus parientes de la Oranienstrasse.

Markus Wolfsohn, todavía sumergido en el ambiente de la armoniosa noche navideña del día anterior, se sentaba cómodamente en uno de los dos sillones de tafetán verde que adornaban el salón de su cuñado Moritz, y fumaba uno de los veinte puros que Moritz Ehrenreich le había regalado con ocasión de la fiesta. Eran puros de a quince céntimos la pieza. Entre unas cosas y otras, la velada le iba a costar a Moritz entre siete y ocho marcos. Un buen tipo, el muchacho. Es instruido, lee mucho y, sin embargo, se atiene rigurosamente a viejas tonterías como la fiesta del Hanuká. ¿O acaso no es una tontería que en el centro del Berlín de 1932 alguien encienda las velas para celebrar una victoria que hace dos mil años alcanzó algún general judío sobre algún feo sirio? ¿Se nota hoy algo de la libertad que se supone trajo aquel general? Tiran a los judíos del metro en marcha. ¿Es eso libertad?

No obstante, el señor Wolfsohn contempla con bondadoso interés la singular lámpara encendida por Moritz para celebrar la fiesta conforme al antiguo ritual. Es una regleta con ocho cavidades con embocadura para poner en ellas aceite y mecha y una novena luz delante; detrás de la regleta hay una pieza en forma de triángulo de plata muy fina, y en repujado están representados Moisés y Aarón: Moisés con las tablas de la Ley, Aarón con gorro alto y ropas sacerdotales. Los Ehrenreich han heredado el candelabro de la familia de la esposa; es muy antiguo. ¿Qué valor puede tener? El señor Wolfsohn se hace la pregunta todos los años. Cuando se venden esas cosas, siempre se saca una mínima parte de lo que valen.

Ahora cantan los himnos: *Moaus zur jeschuosi*, «amparo y roca de mi salvación». Es un himno muy antiguo, algo así como el himno nacional judío; Moritz explica siempre que celebra la fiesta por motivos nacionales, no religiosos. La melodía es pegadiza. Moritz empieza enérgico, las claras voces de las mujeres y los niños se suman, incluso Markus Wolfsohn tararea. La canción supera el ruido de las radios que viene de las casas de arriba, abajo y al lado. Cuando la canción termina, la señora Mirjam, llamada Marie, observa que en realidad el himno del Hanuká es más bonito que la canción navideña «Noche de paz». Moritz Ehrenreich declara, perverso, que se reserva la opinión. El señor Wolfsohn decide que ambas canciones son igual de bonitas.

Una vez que han llevado a los niños a la cama, la señora Wolfsohn y la señora Ehrenreich discuten sobre asuntos de la casa. En cambio, los señores Wolfsohn y Ehrenreich se entregan a cuestiones de política y economía. Cuanto más escéptico y quietista se muestra Markus, tanto más se atrinchera Moritz Ehrenreich en sus vehementes posturas.

—Mira —polemiza, sacando un recorte de prensa. Aquí escribe un tal doctor Rost: «Sigue habiendo unos cuantos alemanes que dicen: sin duda los judíos tienen la culpa de todo, pero ¿acaso no hay unos cuantos judíos decentes? Tonterías. Porque si cada nazi conociera aunque sólo fuera un judío decente, tendría que haber, para doce millones de nazis, doce millones de judíos decentes en Alemania. Y no hay más de seiscientos mil». No, no quiero vivir entre un pueblo que acepta caudillos con semejante lógica.

Markus Wolfsohn reflexiona acerca del argumento del doctor Rost. También un buen vendedor tiene que desplegar a veces una lógica audaz; pero sería demasiado arriesgado irles a los clientes de Muebles Oppermann con la lógica del doctor Rost. Por lo demás, explica a Moritz, los hombres de la cruz gamada se comportan con simpatía personalmente con él. Naturalmente hay clientes que se niegan a ser atendidos por vendedores judíos, pero raras veces pueden distinguir a los cristianos de los judíos. En una ocasión incluso uno rechazó por judío a un dependiente cristiano y quiso que le atendiera precisamente él, Wolfsohn.

Moritz paseaba a zancadas por la habitación, rió sarcásticamente:

—No entrarás en razón hasta que estés con la cabeza vendada mirando por la ventana del hospital de la Charité.

Markus sonrió. Desde luego, se decía para sus adentros, que conocía a uno de esos tipos al que creía capaz de las cosas que Moritz contaba: el señor Rüdiger Zarnke. El señor Zarnke le tiraría sin duda del metro en marcha. Mataría dos pájaros de un tiro: llevaría a cabo una acción adecuada a la visión popular del mundo y tendría un piso para su cuñado.

Moritz seguía refunfuñando. ¿Quiénes habían dado a la cultura alemana su fama en el mundo? Los diez millones de judíos conservadores que hablan yidish, su anticuado alemán. Son los que más profundamente han creído en la cultura alemana. Sólo ellos estuvieron junto a los alemanes durante toda la guerra. 12 723 judíos alemanes cayeron en ella, el 2,2 por ciento de todos los judíos alemanes, mucho más que el porcentaje correspondiente del total de la población. Sin contar a los judíos bautizados y a los descendientes de judíos. Sumados, sería alrededor del 5 por ciento, sin duda más del doble del porcentaje correspondiente del total de la población. Así se lo agradecían ahora a los judíos alemanes.

—No, no participaré en esto. Se acabó. Me faltan dieciocho libras, y habré reunido la pasta para irme a Palestina. Ésta es la última fiesta de los macabeos que celebramos juntos. Me largo.

Las luces del Hanuká se extinguían. Markus Wolfsohn le escuchaba relajado, fumaba el tercero de los puros de Moritz, bebía una copa de aguardiente Asbach Uralt. Él tenía su opinión y su cuñado Moritz tenía la suya. No tendría gracia que todo el mundo opinara igual. Si su cuñado Moritz es un culo de mal asiento, que se vaya a Palestina; Markus le llevará hasta el tren y le despedirá agitando un pañuelo. Pero él se quedará en el país, y se ganará la vida honradamente.

Aquella misma noche, también Jacques Lavendel había invitado a dos huéspedes a su fiesta de Hanuká, su sobrino Berthold y su sobrina Ruth Oppermann. Jacques Lavendel tenía un amor de coleccionista por los objetos del viejo rito judío. Poseía cinco candelabros de Hanuká antiguos, especialmente bellos: dos italianos del Renacimiento, uno polaco con dos animales fabulosos y manos sacerdotales en actitud de bendecir, uno de Württemberg con figuras de aves y una campanilla y uno de Bucovina, del siglo XVIII, equipado extrañamente con un reloj, una pieza que le hacía especial gracia debido a su absurda condición.

También aquí se cantó el himno *Moaus zur jeschuosi*, «amparo y roca de mi salvación». Jacques Lavendel cantó con su voz ronca, sentía un infantil placer al hacerlo. Berthold miraba un tanto extrañado al hombre que cantaba. Las velas y los himnos no le decían nada. El árbol de Navidad tenía más significado para él. Se limitaba a conformarse con las ceremonias del Hanuká. Había venido con la secreta esperanza de poder discutir su caso con el tío Jacques y con Heinrich, el penoso asunto con el profesor Vogelsang, que de forma atemorizadora no había avanzado desde el primer día y del que sabía que no se movía. Desde entonces no había hablado con nadie; le cuesta confiarse a sus padres o al tío Joachim. Los que mejor le entenderán serán, sin duda, el tío Jacques y Heinrich. Un poco impaciente, esperó a que pasara la cena. Se comía bien en casa del tío Jacques Lavendel, comidas largas y abundantes. Ruth Oppermann se burlaba del tío Jacques porque se suponía que sólo cuando practicaba los viejos ritos sentía algo de aquella misteriosa unión que cohesionaba desde hacía milenios a los judíos de la Tierra. El tío Jacques se burlaba de Ruth porque ella declaraba con vehemencia que única y exclusivamente la cohesión política podría dar perdurabilidad al judaísmo.

La noche ya había avanzado mucho y Berthold seguía sin haber conseguido decir lo que le pesaba en el pecho. Probablemente ya no lo lograría, había sido una noche perdida. Se dispuso a marcharse pronto.

Ruth Oppermann estaba contando una anécdota que le había ocurrido a un niño judío oriental. El pequeño Jacob Feibelmann iba a un colegio con mayoría de niños nacionalistas. Una gran parte de su clase estaba organizada en una asociación juvenil popular. Los chicos iban armados con porras de goma. Un día, uno dijo que le habían robado la suya. El profesor, indignado ante la idea de que hubiera ladrones en su clase, ordenó una inspección de todas las carteras. La porra apareció en la cartera del pequeño Feibelmann; evidentemente se la habían metido allí. Hubo un enorme alboroto: el pequeño judío era el ladrón. El chico tuvo que abandonar el colegio. Desde entonces estaba trastornado, contó Ruth, lloraba sin cesar; ya no servía para nada.

Cuando Ruth terminó, de repente, Berthold abrió la boca. Sin transición, empezó a hablar de su caso, de aquella exposición sobre Hermann el Alemán que en realidad le había sido impuesta, de la interrupción del profesor Vogelsang, de la intimidación a que se disculpara. No pudo impedir que, mientras hablaba, su ancho rostro infantil pareciera cansado, reflexivo, preocupado. Aun así, logró mantenerse firme, varonil; de vez en cuando, incluso alcanzó la fluidez e indiferencia a las que aspiraba.

Habría sido una grave derrota que los otros hubieran acogido su historia con la misma indiferencia, con la maldita indiferencia de los adultos y experimentados. No lo hicieron. A Berthold casi le disgustó lo en serio que la tomaron.

Tío Jacques mantuvo la cabeza inclinada, entrecerró los azules ojos, meditó.

—Cuando los romanos estaban en Judea —dijo al fin— recaudaban de los judíos tributos muy elevados. Cuando preguntaron a los rabinos del Talmud: «¿Hay que declarar la verdad sobre nuestras mercancías, o no?», los rabinos respondieron: «Ay de aquel que la diga; ay de aquel que no la diga». Hagas lo que hagas, muchacho, él tratará de volverlo en tu contra —hizo una pequeña pausa y prosiguió—: Yo no diría ni que sí ni que no. Yo explicaría: «Esto y lo otro es lo que pensaba. Pero si alguien se siente ofendido lo siento, y preferiría no haberlo dicho». El director François es un hombre razonable.

Heinrich estaba sentado en un elevado arcón, le gustaban los asientos inusuales, y levantaba las piernas alternativamente con aire gimnástico.

—El director François —dijo— *is a good old fellow*. Pero los *boys* lo tomarían por una retirada. El Larguirucho, un tal Werner Rittersteg, dijo en una reunión de la dirección del club de fútbol que había que expulsar a Berthold porque aún no se había disculpado. En el momento le di un puñetazo. Dos días después declaró que si Berthold se disculpaba estaría cometiendo un error. La palabra de un hombre es la palabra de un hombre, y disculparse va contra el honor.

—Honor, honor —dijo el tío Jacques moviendo la cabeza. No dijo nada más, pero Berthold jamás había oído una crítica tan fuerte al concepto del honor como ésa.

—Por otra parte, yo no creo —continuó Heinrich, mirándose atentamente las puntas de los pies— que Vogelsang, el muy cerdo, se conforme con una explicación a medias. La cosa no se puede remediar más que con una disculpa clara y rotunda —dejó de mover las piernas; saltó del arcón. *Go ahead* —se volvió a Berthold. Acaba con esto. No se sale adelante con todo el instituto en contra. Ya has demostrado suficiente coraje civil. Sin duda lo que has dicho sobre ese «indio» es cierto, pero no tiene objeto insistir en una afirmación ante esos tipos sólo porque sea cierta. Lo que hace falta aquí es más astucia nórdica que valor de mártir. Tengo que decir —concluyó hábilmente, y de pronto se parecía a su padre— que en la práctica has aprendido condenadamente poco de tus estudios sobre Hermann el Alemán.

—Falso, falso, falso —se excitó Ruth Oppermann. Movió la morena cabeza con los negros cabellos, que siempre parecían algo enmarañados y desordenados. Con ese oportunismo no saldrás adelante entre esa gente. Hay sólo una cosa que les impone: agallas, nada más que agallas.

Berthold miró sorprendido a su prima. ¿No había admirado ella sin reservas la acción de Hermann? ¿Y ahora exigía que él mantuviera su crítica racionalista a tal acción? Así era ella siempre. No precisamente lógica, pero un carácter.

Los candelabros del Hanuká se habían extinguido. Jacques Lavendel sacó discos de gramófono con canciones hebreas, una vieja canción popular yidish. En voz baja, acompañó la canción:

Diez hermanos hemos sido,
hemos tratado con vino.
Uno murió, por desgracia,
sólo nueve hemos quedado.
Jossel toca el violín,
Trevje toca el contrabajo,
tócame una cancioncilla,
en mitad del callejón.

Cuando se marchaban, tía Klara, que hasta entonces había guardado silencio, dijo:

—No queda más remedio, Berthold. Tienes que disculparte. Hazlo durante las vacaciones, por carta. Escribe al director François.

Sybil había despedido a la criada; Gustav y ella se prepararon una cena fría. Activa, confiada, Sybil iba arriba y abajo por su bonito piso de dos habitaciones. Él veía con renovada alegría cómo ella tenía en cuenta sus pequeñas filias y fobias; sabía manejarse espléndidamente entre las cosas que adornan las orillas de la vida. Esbelta, infantil, inteligente, encantadora, se ocupaba de él. Charlaba con precoz madurez. Cada cosa en ella y a su alrededor era de tal especie que, en caso necesario, se habría podido renunciar a ello; pero si Gustav tuviera que hacerlo, ¿merecería la pena la vida?

Gustav estaba radiante. Le gustaba mucho el período comprendido entre la Navidad y el Año Nuevo. Se sentaba, comía, bebía, charlaba.

El contrato de la biografía de Lessing había llegado. Los honorarios no eran suculentos. Recibiría, durante dieciocho meses, plazos de doscientos marcos al mes. Una retribución bastante escasa por unas cuatro mil horas de actividad. Pero ya había hecho la mayor parte del trabajo, y ahora, bromea, tendrá unos ingresos asegurados durante año y medio.

Sybil escuchaba con atención, sin sonreír. Ella ganaba entre trescientos y cuatrocientos marcos mensuales por sus pequeñas, limpias y, a menudo, crueles historias. Nadie sabía cuánto esfuerzo le costaban esas historias, con cuánto celo trabajaba en ellas, y lo mal remuneradas que estaban. Gustav lo tenía fácil. Para él, los doscientos marcos eran una propina diminuta, imperceptible. A ella los hombres le regalaban flores, bombones, perfumes; a menudo pagaban sesenta o setenta marcos por una cena en un restaurante caro. No sabían cuánto más feliz sería si pagaran veinte marcos por la cena y le dieran los cuarenta restantes. Gustav era cualquier cosa menos tacaño; todos los meses ingresaba una suma suficiente en su cuenta. Pero vestirse bien cuesta dinero, los honorarios llegan con lentitud, a menudo se pasan apuros. Es imposible pedir dinero al sensible Gustav.

Doscientos marcos. La casa cuesta dinero, el coche, las camisas de seda. Las medias son baratas. Un ruso acaba de escribir una buena novela por tres pares de medias de seda. Ella, Sybil, ha ideado una historia que gira en torno a una mujer, una buena socióloga, fría, racional, pero forzada a vivir escribiendo sobre moda. El esquema aún es débil, pero ahora ya tiene una idea. Los doscientos marcos son una buena base para la acción secundaria. La verdad es que debería comentarlo con Gustav. Precisamente cuando se trata de la composición de una trama, él es capaz de dar buenos consejos. Sólo que hoy no está de humor para eso. Pero ella sí lo está. Es algo que siente en su interior, le gustaría escribir el esquema de la historia.

Gustav, entretanto, hablaba de su Lessing. Klaus Frischlin había demostrado ser muy útil. La cuestión era si debía emplearlo en ello de manera constante, porque, en ese caso, Frischlin tendría que abandonar su actividad como director del Departamento de Arte de la casa Oppermann. Habría terminado con el Lessing, como máximo, en dieciocho meses. ¿Merece la pena sacar para eso a Frischlin de un puesto insatisfactorio pero fijo?

Sybil escuchaba dispersa, estaba en su historia. Gustav lo advirtió. Levemente ofendido, dejó a Sybil antes de lo que tenía previsto.

Al día siguiente, el profesor Mühlheim comió con Gustav. El rostro de aquel hombre pequeño y vivaz se arrugaba esta vez con especial astucia. Justo antes de llegar, acababa de arreglar algo importante para Gustav. Desde hacía años, insistía en que Gustav sacara al extranjero su patrimonio. Las cosas en Alemania tomaban un cariz cada vez más amenazador. ¿No es un loco el que sigue sentado en un tren cuyo personal da muestras indudables de locura? Ahora, Mühlheim tenía la oportunidad de sacar dinero al extranjero sin riesgo alguno, a través de una determinada transacción. Minucioso, expuso a Gustav los detalles. El negocio había sido ideado con gran habilidad, todo sería legal, se eludían inteligentemente las astutas normas legales en materia de divisas.

Mühlheim se tomaba a sorbitos su café solo. Paciente, paso a paso, explicó a su amigo toda la complicada acción. Gustav escuchaba complacido, parpadeando nerviosamente, tocando en el muslo una melodía con la mano fuerte y velluda. El «ojo de Dios» se movía de acá para allá; Immanuel Oppermann miraba, astuto, benévolo, somnoliento, a su nieto. El abuelo Immanuel lo había tenido fácil; él nunca se había enfrentado a tales problemas. Por otra parte, es probable que hubiera recibido la oferta de Mühlheim encantado. Pero a él, Gustav, le repelía. Sus sentimientos se rebelaban contra esa propuesta. La confusión, la contradicción interna, se reflejaban en su rostro, que jamás ocultaba una emoción.

Mühlheim se enfadó, se acaloró. ¿A quién quería Gustav dejar su dinero en Alemania? ¿A los militaristas, para que lo dilapidaran en armamentos secretos? ¿A los grandes industriales, para que lo emplearan en suministros extremadamente dudosos a Rusia, por los que jamás se recuperaría el dinero? ¿A los populares, para que pagaran con él sus tropas de asalto, la propaganda de su Führer? ¿A los trece mil latifundistas, para que siguieran enterrando miles de millones en sus absurdas haciendas?

Gustav se puso en pie, empezó a caminar arriba y abajo con pasos rápidos y rígidos, pisando con firmeza. Sin duda, Mühlheim tenía razón. Los fondos que se pagaran al Estado iban a ser empleados en cosas muy distintas de los intereses de la colectividad. No se emplearían en su protección, sino para atacarle. Pero aun así servían para mantener el orden, aunque fuera un orden equivocado, y Gustav estaba de acuerdo con Goethe, que prefería la injusticia al desorden. Tendió a Mühlheim la mano robusta y velluda:

—Mühlheim, te agradezco que hayas pensado en mí. Pero voy a dejar mi dinero en Alemania.

Mühlheim no le estrechó la mano. Miró disgustado al testarudo. El asunto era absolutamente seguro. Era

rigurosamente legal. La sociedad a la que Gustav debía adherirse tenía entre sus accionistas a varios nacionalistas alemanes, incluso populares. No volvería a presentarse una ocasión de sacar el dinero al extranjero de forma tan segura. El plazo de suscripción concluía mañana, al terminar el año. ¿Qué era lo que realmente quería Gustav? ¿A qué se debía su actitud? ¿Dónde estaban sus reparos? Pidió que le hiciera el favor de exponerle sus argumentos.

Gustav, presionado, caminaba arriba y abajo. ¿Argumentos? No había argumentos. Le parecía que no era limpio sacar su dinero de Alemania. Quería a Alemania. Eso era todo. Reparos sentimentales, cierto, que no resistían la lógica de Mühlheim. Pero él es un sentimental. ¿Por qué —sonrió juvenil, travieso—, por qué el propietario de un capital líquido de medio millón y un inmovilizado de por lo menos el doble no va a permitirse un poco de sentimentalismo?

—Precisamente para poder permitirte ese sentimentalismo también en el futuro, idiota —se acaloró riendo Mühlheim—, deberías poner a buen recaudo unos cientos de miles.

Después de algún tira y afloja, Gustav aceptó suscribir no cuatrocientos mil marcos, como Mühlheim quería, pero sí doscientos mil de la sociedad anónima. Mühlheim respiró. Ahora había conseguido al menos una cierta seguridad para su tonto amigo. Gustav firmó el poder que Mühlheim le presentó.

—Tampoco olvides —dijo, orgulloso— que además tengo otros doscientos marcos de renta por Lessing.

Una vez concluidos los molestos negocios, rápidamente volvió a sentirse alegre, y cuando llegó Friedrich Wilhelm Gutwetter estaba tan radiante como siempre. Mühlheim no podía abandonar tan rápido el tema político:

—Hemos visto al proletariado desencadenado —explicó—, y no fue agradable. Hemos visto a la gran burguesía desencadenada, a los latifundistas y militaristas, y fue espantoso. Pero todo habrá sido un paraíso cuando veamos desencadenados a los pequeños burgueses, a los populares y su Führer.

—¿Lo cree de veras, estimado profesor? —se sorprendió Gutwetter, mirándolo amable con sus gigantescos ojos de niño. Yo veo las cosas de otro modo —dijo con suavidad. Creo que la guerra sólo ha sido un preludio. El siglo de las grandes batallas no ha hecho más que empezar. Será un siglo de aniquilación. Las estirpes finales de la raza blanca se enfrentarán de manera implacable. El trueno se apareará con el mar, el fuego con la tierra. Para esa lucha, se criarán cerebros con cuernos. Ahí es donde veo el sentido del Reich nacional que ha de venir. Una trascendencia militante, una jurisdicción de leyes sublimes y defensivas, el castigo de la embriaguez y el sacrificio para los animales incapaces de cambiar: ésa es la perspectiva.

Habló con suavidad, con su voz contemplativa; la cuidada cabeza sobresalía tranquila de la alta levita similar a la ropa de un clérigo, los ojos infantiles miraban soñadores.

Cuando hubo terminado, los otros dos callaron unos instantes. Luego, Mühlheim dijo:

—Muy bien. Si eso es lo que cree. Pero antes quizá quiera tomar otro coñac y un puro.

En el año 1905 se publicó en Moscú un libro titulado *Lo grande en lo pequeño, el Anticristo como posibilidad política próxima*. El autor del libro era un tal Sergius Nilus, funcionario de la cancillería del sínodo. El capítulo doce contenía un apéndice titulado «Actas de los sabios de Sión». Esas «actas» contenían informes sobre una reunión secreta de los judíos líderes del mundo, que se suponía se habían reunido en Basilea en otoño de 1897, con ocasión del primer congreso sionista, para aprobar las directrices que establecerían la definitiva implantación del imperio judío mundial. El libro fue traducido a muchas lenguas extranjeras y causó una fuerte impresión, sobre todo en medios académicos alemanes. En 1921, un colaborador del *Times* de Londres demostró que las «actas» estaban en gran parte copiadas literalmente de un folleto publicado en 1868 por un tal Maurice Joly. En dicho folleto se acusaba a seguidores de Napoleón III, masones y bonapartistas, de haber tramado un inmenso complot para apoderarse del mundo; el autor de las «actas» se había limitado a sustituir las palabras «masones y bonapartistas» por la palabra «judíos». La parte de las «actas» que no estaba copiada del folleto de Joly había sido tomada de la novela *Biarritz*, publicada igualmente en 1868 por un tal Goedsche bajo el pseudónimo de John Retcliffe. En la novela se describía cómo cada cien años los príncipes de las doce tribus de Israel desperdigadas por todo el mundo se reunían en el viejo cementerio judío de Praga y deliberaban sobre lo que había que seguir haciendo para mantener la estabilidad del imperio judío mundial. Cuando se descubrió la necia falsificación, todo el mundo civilizado estalló en una sonora carcajada. Sólo en Alemania, sobre todo en las universidades, se siguió dando crédito a las «actas».

A Gustav Oppermann siempre le habían hecho especial gracia las «actas» y todo lo relacionado con ellas. Estaba interesado en los documentos de la estupidez humana; poseía una pequeña colección, que incluía las ediciones de las «actas» y la bibliografía sobre ellas.

El último día del año, el director François solía comer con él. François había conseguido una edición de las «actas» especialmente divertida, de un tal Alfred Rosenberg, y se la llevó a Gustav como pequeño presente.

La comida discurrió cordialmente, entre buena conversación. El director François procedía de una familia de emigrantes franceses; razón, humanidad, habían sido desde siempre tradicionales en su familia; mantenía con orgullo el vínculo con los grandes acontecimientos de los siglos XVIII y XIX. Ahora, desde luego, bajo la influencia de la señora Emilie, Nubecilla Negra, el director François se había vuelto prudente y sólo se atrevía a referirse a su origen en un círculo de amigos de confianza. Aquí, en conversación con Gustav, Alfred François podía dejarse ir por entero. Su gusto literario era el mismo que el de Gustav; como él, odiaba la política, era como él un luchador fanático por la pureza de la palabra. Aquí François podía descargar su oprimido pecho. Los dos hombres conocían la estupidez humana, que es profunda como el mar. Pero también sabían que al final la razón siempre vence a la estupidez, con la misma seguridad con la que Ulises venció al cíclope Polifemo, con la misma seguridad con la que los hombres de la Edad de Bronce superaron a los hombres de la Edad de Piedra. Gustav Oppermann y el director François mantenían una conversación como la que podían haber mantenido los antepasados del director.

Pero antes de que terminara la comida, François recordó que aún tenía que cumplir una promesa que le había arrancado Nubecilla Negra. Cuando le habló a la señora François del simpático librito que iba a llevarle a Gustav Oppermann, ella le había dicho: «Si mañana vas a ver a tu amigo, puedes hablar con él sobre tu Oppermann. Tiene que animar a ese pilluelo a arreglar de una vez la historia con el profesor Vogelsang. Hoy en día no se pueden descuidar esas cosas». Estuvo insistiendo a François hasta que le aseguró que discutiría la cuestión con Gustav.

Así que la discutió. Inició la conversación cautelosamente, con observaciones de carácter general. La guerra ha cambiado la lengua alemana. Ha introducido en ella nuevos conceptos, nuevas palabras, ha pulido el vocabulario y la sintaxis. Si se utilizan exclusivamente los nuevos giros, el resultado es espantoso. Pero si lo bueno de lo viejo se une orgánicamente a lo bueno de lo nuevo, surge un estilo menos sensible que el antiguo alemán, más duro, más frío, más racional, más varonil. Algunos de sus alumnos tienen un oído muy fino para el nuevo alemán, que a él le resulta bienvenido. Uno de los más finos es el de Berthold Oppermann. El chico une al sentido de la técnica de este siglo un vivo interés por las humanidades, por el espíritu. Sólo queda esperar que el repugnante nuevo profesor que le han metido en su buen centro como una patata en un seto de tulipanes no eche a perder demasiadas cosas. Y entonces cuenta el caso Vogelsang.

Gustav escucha, sin excesivo interés. ¿Espera François que él, Gustav, considere el caso un problema? Ahí se ve cómo todo el mundo está encerrado en su mundo laboral y sobreestima las cuestiones profesionales. ¿Qué pasa? El caso es extraordinariamente simple. El chico ha hecho una afirmación razonable. El profesor no quiere admitirla debido a un sentimiento vulgar. ¿De verdad François cree que en pleno siglo XX se puede presionar a un chico por manifestar cosas demostrables en un establecimiento científico?

Aún no hemos llegado a eso, dice el director François, y se acaricia la blanca perilla con las manos pequeñas y cuidadas. Pero Gustav parece subestimar la influencia que el movimiento popular tiene por desgracia también en el mundo escolar. François ha mantenido una entrevista con el jefe de negociado del ministerio que lleva estos asuntos, una persona bien intencionada, con la que se entiende a las mil maravillas. Cuenta con su promesa de que ese perturbador individuo será trasladado de su centro lo antes posible. Pero también el jefe de negociado depende de las circunstancias exteriores, y tiene que establecer compromisos por todas partes. Para él, François, la táctica adecuada es tratar de manera dilatoria el caso Vogelsang-Oppermann. Si el profesor es trasladado, el caso quedará resuelto automáticamente. Pero, como hemos dicho, eso es sólo una posibilidad. Sería bueno no contar demasiado con ella. Quizá Gustav pueda convencer a su sobrino para que presente la disculpa exigida.

Extrañado, Gustav alzó la vista. Después de la introducción de François, había esperado otra conclusión. Juntó las espesas cejas, sobre la fuerte nariz aparecieron los profundos surcos verticales, todo el rostro de ese hombre fácil de conmover expresó su perplejidad. El traslado de su dinero al extranjero por parte de Mühlheim se había producido por una cautela similar a la que ahora mostraba el director François. En cualquier caso, no se podía exigir cautela al chico. Después de un breve silencio, dijo:

—No, querido François, no puedo ayudarle en este asunto. Puedo entender que alguien calle una verdad que conoce. Pero una vez que mi sobrino ha manifestado su verdad, no quiero aconsejarle que la niegue, y menos aún que se disculpe por ella.

Su rostro expresaba rechazo, arrogancia, estaba sentado muy erguido. Es algo que tiene en común con Goethe, pensó el director François, que parece muy alto cuando está sentado. Nubecilla Negra se mostrará

descontenta, siguió pensando; pero puede asegurar con buena conciencia que ha hecho todo lo que estaba en su mano. Por lo demás, le complacía la actitud de su amigo Gustav.

Ambos estaban contentos cuando terminaron de comer y pasaron a la biblioteca para tomar el café. Era agradable, aquí, en esta hermosa habitación, hablar de forma reposada sobre la eterna y abismal estupidez del ser humano y sobre la igualmente eterna derrota de ésta por el espíritu. Gustav adjuntó el librito de las «actas» a los otros panfletos de su colección. Sonriente, cogió el libro del Führer, *Mi lucha*, que estaba cerca de las «actas», y leyó a su amigo algunos pasajes especialmente jugosos. El director François se tapó las orejas; no quería oír el malo y dislocado alemán de ese libro. Gustav le convenció para que lo hiciera. Seguro que, por repugnancia hacia la forma, no había apreciado aún la comicidad del contenido. No se dejó disuadir de citarle unos cuantos pasajes:

«La maldad de los judíos —leyó— es tan gigantesca que nadie tiene por qué sorprenderse de que entre el pueblo alemán la personificación del Demonio como símbolo de todo lo malo adopte la forma carnal del judío». «Fueron y son judíos —siguió leyendo— los que trajeron a los negros hasta el Rin con la intención de destruir mediante bastardización la raza blanca, a la que odian, hacerla caer de sus cumbres culturales y políticas y convertirse ellos mismos en sus dueños». «Los judíos —leyó— no quieren instaurar un Estado judío en Palestina para vivir en él, sino que tan sólo desean una central organizativa de su delincuencia internacional dotada de derechos de soberanía: un lugar de refugio para los delincuentes fugados y una universidad para los futuros estafadores».

Por mucho que le repugnara el texto, el director François no pudo menos de reír ante semejante montón de insensateces. También Gustav rió. Siguió leyendo. Los dos hombres reían a carcajadas.

Pero el director François no soportó por mucho tiempo tan poco apetitosa lectura:

—No alcanzo a describirle, querido amigo —dijo—, la incomodidad que siento cuando tengo que oír algo de ese sucio libro. No exagero: se me revuelve literalmente el estómago.

Gustav sonrió, ordenó por el teléfono interior al criado Schlüter que trajera coñac. Devolvió el libro del Führer a su lugar, junto a las «actas».

—¿No es raro —dijo— que la misma época produzca hombres de tan diferente estadio de evolución como el autor de *Mi lucha* y el autor del libro *El malestar en la cultura*? La ciencia anatómica del siglo que viene tendría que poder demostrar en sus cerebros una diferencia de al menos treinta mil años.

Schlüter trajo el coñac, enfrió las copas, sirvió.

—¿Qué le ocurre, Schlüter? —preguntó Gustav. Tiene un aspecto extraño.

También a François le llamó la atención lo trastornado que estaba el rostro de aquel hombre tranquilo y ligero.

—Han llamado del hospital —dijo Schlüter; su tranquilo rostro estaba sombrío. Mi cuñado está mal. Puede que no llegue al próximo año.

Gustav estaba consternado.

—¿Cuándo fue a verle por última vez? —preguntó.

—Anteayer —dijo Schlüter—. Mi mujer fue ayer. Él le dijo: «No se puede hacer la vista gorda ante esos perros. El país entero se echará a perder si todos siguen cerrando la boca. Aunque hubiera sabido lo que me iba a pasar, de todas formas volvería a testificar lo mismo».

—Vaya al hospital, Schlüter —dijo Gustav. Enseguida. Dígale a Bertha que vaya también. Ya no les necesito. Conecte el teléfono aquí. Si viene alguien, yo mismo abriré. Coja el coche si quiere.

—Gracias, señor —dijo Schlüter.

Gustav contó a François lo que había ocurrido. El cuñado de Schlüter, un tal Pachnicke, mecánico de profesión, un hombre decente y apolítico, había asistido a una de las cotidianas peleas entre republicanos y mercenarios populares. En la pelea habían matado a un republicano. Los populares declararon que, atacados por los republicanos, habían actuado en defensa propia. Era la declaración habitual que los populares hacían cuando atacaban y mataban a sus adversarios. En el proceso contra el mercenario que había disparado al republicano, el mecánico Pachnicke, llamado como testigo, había declarado, como era cierto, que los de la cruz gamada habían empezado la pelea. Su testimonio, como los de todos los demás que habían jurado lo mismo, no había sido creído, y el mercenario había sido absuelto. Poco después del proceso, hombres con cruces gamadas habían atacado a Pachnicke una noche, dejándolo en tan mal estado que hubo que llevarlo al hospital.

—Ya ve, querido Oppermann —dijo François, una vez que Gustav hubo terminado su relato—, no es completamente inofensivo declararse a favor de la verdad y la razón en nuestra Alemania. Quizá ahora juzgue con un poco menos de severidad que quiera guardar a su sobrino de las experiencias del mecánico Pachnicke.

—Eso es una generalización ilegítima, querido François —respondió Gustav con bastante energía. Al fin y al cabo usted, sus profesores y los caballeros del Ministerio de Cultura no son mercenarios a sueldo. No, no, la gran mayoría de los alemanes son Pachnickes, no camisas pardas. Con todo su dinero y su habilidad para ensuciar, han podido atontar apenas a un tercio de la población. Un resultado asombrosamente pobre para tanto gasto. No, querido François, el pueblo es bueno.

—Dígamelo a menudo y con rotundidad —respondió François. Es importante que lo creamos. Pero no siempre me resulta del todo fácil creerlo. Y ahora, si me lo permite, cambiemos de tema. Sigo teniendo el regusto de ese mal libro. Quitémonoslo con algo bueno.

Rebuscó entre los libros. Sacó un volumen de Goethe. Leyó, sonriente:

«En tiempos inquietos, el pueblo se lanza de un lado a otro como un enfermo de fiebres».

Se limpiaron el alma de la lectura de las «actas» y de *Mi lucha*.

Fueron dos horas agradables. Su malestar desapareció. Una nación que durante siglos se había dedicado con tanta intensidad a libros como los que aquí había no podía dejarse atrapar por balbuceos como los que se leían en las «actas» y en *Mi lucha*. Había sido una precaución superflua que Gustav siguiera el consejo de Mühlheim, y François no tenía motivos para mirar con incertidumbre el resultado del caso Vogelsang. Gustav tenía razón: la media de este pueblo está hecha de gentes como el mecánico Pachnicke, no de la chusma que sigue a los mercenarios. Reflexionaron acerca de la frase del moribundo: «Aunque hubiera sabido lo que me iba a pasar, de todas formas volvería a testificar lo mismo». Así, y no como el señor Vogelsang, pensaba este pueblo. Se mantenía del lado de la razón, no sucumbía a la pomposa cháchara del Führer. Alegres, tranquilos y confiados, bromearon acerca de cómo acabaría ese Führer, si como vocero en una barraca de feria o como agente de seguros.

El 30 de enero, el presidente de la República nombró canciller al autor de *Mi lucha*.

Libro segundo

HOY

Los alemanes tienen sobre su conciencia la enfermedad e irracionalidad más adversaria de la cultura que existe, el nacionalismo, esa *névrose nationale* de la que Europa está enferma: han arrebatado a Europa su sentido y su razón.
NIETZSCHE

Gustav Oppermann se dirigía a la Gertraudtenstrasse para participar en una reunión en la oficina central de la empresa. Martin le había pedido con inusual insistencia que esta vez asistiera a toda costa.

Fue unos días después del nombramiento del Führer como canciller. Las calles bullían de gente. Por todas partes se veían las camisas pardas de los mercenarios populares, su cruz gamada. El coche de Gustav, conducido por Schlüter con habilidad y rapidez, no avanzaba demasiado.

Otra vez un semáforo en rojo. Los estadounidenses, pensó Gustav, tienen una hermosa frase: The lights are against me. Pero no tenía tiempo de detenerse en sus pensamientos. Le molestó el griterío de una anciana que ofrecía muñecos con insistencia. Eran muñecos que representaban al Führer. La anciana sostuvo uno de ellos ante la ventanilla del coche. Si se apretaba la tripa del muñeco, estiraba el brazo derecho con la mano plana, un gesto que el fascismo italiano había tomado prestado de la antigua Roma, y el fascismo alemán del italiano. La anciana, acariciando al muñeco, chilló:

—Tú, pobre, tú, grande, tú has luchado, tú has sufrido, tú has vencido.

Gustav apartó la vista del grotesco espectáculo. Como a todo el Reich, también a él le había sorprendido el repentino nombramiento del Führer como canciller. No tanto como al propio Führer, pero tampoco él había comprendido los acontecimientos. ¿Por qué precisamente ahora que el movimiento popular se estaba desinflando se confería a un hombre como el autor de Mi lucha el cargo más alto del Estado? En el club de golf, en el club de teatro, le habían dicho a Gustav que el asunto no revestía peligro: el Führer estaría atado por la influencia de los miembros más moderados y más razonables del gabinete. Toda la acción era una maniobra de distracción, para contener a las masas que protestaban. Gustav prestaba oídos a esto, le gustaba creerlo.

Naturalmente, Mühlheim consideraba más grave la historia. Los estratos dirigentes, con los grandes terratenientes a la cabeza, habían llamado a los bárbaros en su ayuda en un momento de suprema urgencia, para evitar que se descubrieran los suculentos escándalos de sus subvenciones. Mühlheim no creía que una vez se les había dado acceso al comedero resultara tan fácil librarse de ellos. El sanguíneo caballero había llegado a decir que ahora la civilización de la Europa Central estaba amenazada por una invasión de los bárbaros como no se había visto desde la caída del Imperio Romano.

Gustav sólo pudo esbozar una sonrisa ante el pesimismo de su amigo. Un pueblo que ha producido esta tecnología, esta industria, no cae en la barbarie de la noche a la mañana. ¿Acaso no se acaba de calcular que sólo las obras de Goethe tienen más de cien millones de ejemplares en circulación en el ámbito germanoparlante? Un pueblo así no escucha mucho tiempo el griterío de los bárbaros.

En las silenciosas calles del barrio residencial en el que Gustav vivía, el nombramiento del caudillo bárbaro no había cambiado prácticamente nada. Ahora, en su primer viaje a la ciudad, Gustav veía con disgusto cómo los bárbaros se acomodaban. Sus tropas dominaban las calles. La rígida novedad de sus uniformes pardos, que aún olían a sastrería, sus saludos con el ademán clásico, le recordaban a los figurantes del teatro de una ciudad pequeña. En las esquinas de las calles presentaban a los viandantes huchas destinadas al pago de la propaganda electoral. Bajó la ventanilla para oír qué gritaban. «Dad para la

Alemania que despierta, para el billete de ida a Jerusalén», oyó. Gustav había servido en el ejército, había estado en campaña unos cuantos meses. Fue la energía de Anna la que en su momento le había preservado de vivir más experiencias en el frente. Su servicio militar, ese absurdo sometimiento a la voluntad de otros, había sido la época más repugnante de su vida. Se había esforzado en borrarla de su memoria, se ponía enfermo al pensar en ella. Ahora, a la vista de los uniformes pardos, resurgía el desagradable recuerdo.

Estaban en la Gertraudtenstrasse. Ahí estaba la casa central de los Oppermann, compacta, anticuada, sólida. También aquí, delante del portal principal, uniformados pedían a los transeúntes para sus huchas electorales. «Para la Alemania que despierta, para el Führer, para el billete de ida a Jerusalén», gritaban con sus claras voces de niño. Rígido, inmóvil el rostro de cascanueces con el duro bigote gris, estaba el viejo portero Lechinsky. Saludó a Gustav con especial malhumor, hizo girar la puerta ante él con un movimiento especialmente escueto: en presencia de esos piojosos, quería demostrar su lealtad a su director general con especial énfasis.

En el despacho principal ya estaban esperando a Gustav. Jacques Lavendel también estaba allí, su esposa Klara Lavendel, los apoderados Brieger y Hintze; sólo faltaba Edgar. Gustav entró con paso firme y rápido, pisando con fuerza, trató de parecer despreocupado, radiante como siempre. Señaló la copia del cuadro de Immanuel Oppermann:

—Magnífica, esa copia. Creo que me has dado una copia a mí, Martin, y te has quedado el original.

Sólo el vivaz señor Brieger acogió su tono alegre y ruidoso:

—El negocio va de maravilla, doctor Oppermann —dijo. Los nazis se están instalando a lo grande, y el que se instala necesita muebles. ¿Y quién proporcionará los muebles a sus pardas casas? Nosotros.

Luego pasaron al asunto. Martin dijo unas cuantas generalidades. Los populares utilizaban el antisemitismo como medio propagandístico. Era posible, incluso probable, que ahora, en el poder, abandonaran ese recurso, por superfluo y económicamente nocivo. Aun así, harían bien en estar preparados. Pedía su opinión al señor Brieger.

El pequeño señor Brieger, de gran nariz y aspecto marcadamente judío, habló de forma tan insolente como siempre. Ahora, no quedaba otro remedio que unir todos los negocios Oppermann a Alemana de Fábricas del Mueble. Además, sería bueno suscribir finalmente un acuerdo con el señor Wels. Le ha tanteado; curiosamente, se entiende muy bien con ese tormentoso gentil. Si la historia ha de tener verdadero sentido y superar la tempestad que muy probablemente va a sobrevenir —él ve las cosas un poco más negras que el señor Martin Oppermann—, habrá que poner por lo menos el cincuenta y uno por ciento de la empresa en manos no judías antes de las elecciones. Esto habrá de poder ser demostrado irrefutablemente, aunque, por supuesto, *de facto* haya de ser de otra manera. Desde el punto de vista técnico, se puede hacer. Pero las transacciones necesarias son delicadas, prolijas, y requieren comprensión, capacidad de decisión y buena voluntad por ambas partes. Tres cualidades en las que nosotros somos fuertes, a diferencia del señor Wels. Eso fue lo que expuso el señor Brieger, vivaz, entre muchas expresiones agudas y chistosas, con marcada ligereza, pero que no acabó de ser del todo creíble.

Una vez que el señor Brieger terminó, Martin dijo:

—Hay que hacer ambas cosas, la conversión en Alemana de Fábricas del Mueble y las negociaciones con Wels. Creo que el señor Brieger llegará de manera segura a la meta.

Le costó trabajo la indirecta confesión de que él, Martin, había echado a perder la negociación con Wels en aquella ocasión, pero le parecía indecente rehuirla.

El imponente señor Hintze se sentaba tieso, en guardia, con la cabeza muy erguida.

—Creo —dijo— que si el profesor Mühlheim pone manos a la obra podremos tener lista Alemana de Fábricas del Mueble en una semana. Gracias a Dios, aún no hemos llegado al punto en que los Oppermann tengan que correr detrás de un hombre como Wels. Demos luz verde a Alemana de Fábricas del Mueble, caballeros, y después esperemos tranquilamente a que el amigo venga a nosotros.

—Muy bien —dijo Jacques Lavendel, mirando amablemente al señor Hintze. Pero ¿y si no viene? ¿Y si oye lo que el Führer dice todos los días en la radio? ¿Y si lo cree? Por desgracia no tiene criterios muy firmes. No presupongan demasiada comprensión en los otros, caballeros. Ya ven que hasta ahora eso siempre ha sido una especulación errónea. Negocien con ese gentil. Hoy mismo. No sean mezquinos. No se debe atar la boca al buey que patea. Denle un buen bocado para que lo trague. Es mejor que dárselo todo.

Gustav estaba allí sentado con el gesto de un hombre que escucha por cortesía, pero al que en el fondo la discusión aburre. Miró fijamente el escrito que colgaba enmarcado en la pared. Conocía su texto de memoria: «El comerciante Immanuel Oppermann, de Berlín, ha prestado buenos servicios al ejército alemán con sus suministros. El general en jefe: fdo. Von Moltke». Dejó caer los hombros un poco, bajó los pesados párpados sobre los turbios ojos marrones; el cambio fue apenas perceptible. Aun así, de pronto ya no

parecía joven, sino similar a su hermano Martin.

Cuando Brieger terminó, habían esperado que él fuera el primero en hablar, y sólo cuando se demostró que a todas luces deseaba guardar silencio, Martin habló. Ahora, como seguía callado, Martin le animó:

—¿Qué opinas tú, Gustav?

—No comparto tu opinión, Martin —dijo, y su voz normalmente amable sonó irritada y decidida. Tampoco la suya, señor Brieger, ni siquiera la de usted, señor Hintze, y menos la suya, Jacques. No entiendo por qué de pronto todos tienen miedo. ¿Qué ha ocurrido? Se ha dado a un necio popular un cargo representativo y se le ha neutralizado rodeándolo de colegas serios. ¿Creen realmente que Alemania se acaba porque unos cuantos miles de piojosos armados vagabundeen por las calles? —se sentaba erguido, parecía muy alto, su complaciente rostro estaba irritado y malhumorado. ¿Qué se imaginan ustedes? ¿Qué temen? ¿Creen que van a prohibir a nuestros clientes comprar en nuestras tiendas? ¿Creen que van a cerrarlas? ¿Que van a expropiar nuestro capital social? ¿Porque somos judíos? —se levantó, caminó arriba y abajo con paso rígido y vehemente, respiró enérgico por la carnosa nariz. No me vengan con sus cuentos de viejas. Ya no hay pogromos en Alemania. Eso se acabó. Hace más de cien años. Ciento catorce, si quieren saberlo con exactitud. ¿Creen que todo un pueblo de sesenta y cinco millones de personas ha dejado de ser un pueblo de cultura porque se haya dado libertad de expresión a unos cuantos locos y truhanes? Yo no lo creo. Me opongo a que se tome en cuenta a los locos y truhanes. Me opongo a que desaparezca de nuestra firma el buen nombre Oppermann. Me opongo a que se negocie con un contemporáneo tan obtuso como ese Wels. No me dejaré contagiar por vuestro pánico. No contribuiré. No entiendo cómo personas adultas pueden sucumbir a ese necio hechizo.

Los otros se quedaron sentados, confusos. La serenidad de Gustav, su complacencia, eran proverbiales. Jamás se había opuesto seriamente a nada en el negocio. Nadie le ha visto nunca tan excitado. ¿Qué era esto? ¿Había un solo negocio judío que no tomara medidas de precaución? ¿Cómo podía un hombre tan inteligente como Gustav estar tan ciego? Ahí se ve a lo que conduce dedicarse a cuestiones literarias y filosóficas.

Jacques Lavendel fue el primero en hablar:

—¿De manera que sigue usted creyendo que la razón vencerá en estas latitudes? —miró amablemente a Gustav. Que Dios le oiga —dijo entonces, con su voz suave, ronca y benévola. Si piensa en términos históricos seguro que tiene razón, Gustav. Pero por desgracia los hombres de negocios estamos obligados a pensar a muy corto plazo. El día del que usted habla llegará sin duda. Pero ninguno de nosotros sabe si vivirá para verlo. Desde el punto de vista económico, quiero decir. Usted habrá tenido razón, pero la firma Oppermann habrá quebrado.

—Grandiosa, su confianza —dijo el imponente señor Hintze, se levantó y estrechó con calidez la mano de Gustav. Le doy las gracias por sus palabras. Realmente benéficas, emocionantes. Pero como comerciante, tengo que decir: confianza en el corazón, cautela en el negocio.

Martin, mudo, se quitó los quevedos, los limpió, volvió a guardarlos. Consternado, preocupado, miró a su hermano. De pronto, veía que Gustav tenía cincuenta años. Su entrenamiento, su luminosa y despreocupada vida no le habían servido de nada. Ahí estaba, diciendo cosas que no tenían nada que ver con la realidad. Martin miró el retrato del viejo Immanuel. Supo de pronto, lo supo con un cien por cien de certeza, que en su lugar el viejo Immanuel habría negociado con Wels hacía un año, hace mucho que habría llegado a un acuerdo con Wels, sonriendo, moviendo la cabeza; habría hecho desaparecer nombre y retrato. ¿Qué importaban un nombre, un cuadro? Lo que importaba era el hecho en sí. Hacía mucho que habría instalado a su familia en el extranjero, en algún lugar, entre hombres más fáciles, más civilizados. De pronto, Martin se sintió enormemente superior a su hermano.

—Calma, calma, Gustav —dijo. Encontraremos una solución.

Gustav estaba en un rincón. Miraba, todavía excitado, a los otros. ¿Qué tenía él que ver con ellos, con esos temerosos hombres de negocios? Le resultaban antipáticos, en su conjunto, con su eterno y barato escepticismo. Ahí estaba la gran Alemania, desde Lutero hasta Einstein y Freud, desde Gutenberg y Berthold Schwarz hasta Zeppelin y Haber y Bergius, y porque esa Alemania, atormentada hasta el extremo, perdía la cabeza por un momento, los hombres de negocios la abandonaban.

—No hace falta ninguna solución —gruñó a Martin. Todo debe seguir como está. La mera existencia de Alemana de Fábricas del Mueble es ya demasiada concesión.

Los otros empezaban a irritarse.

—Sea razonable, Gustav —dijo Jacques Lavendel. Kant es Kant, y Rockefeller es Rockefeller. Kant no habría podido escribir libros con los métodos de Rockefeller, pero Rockefeller no habría podido hacer negocios con los métodos de Kant —le miró con cordialidad. Haga filosofía de la historia en la Max Reger

Strasse, pero en la Gertraudtenstrasse haga negocios.

Curiosamente, fue Klara la que encontró una salida a la incómoda situación. Su hermano Gustav le gustaba; pero mientras hablaba, ella fue doblemente consciente de por qué se había casado con Jacques. Hasta ahora había guardado silencio, habían olvidado por completo que estaba allí. Todos se sorprendieron cuando la ancha y callada mujer empezó a hablar:

—Si es tan importante para Gustav —propuso— que el apellido Oppermann se mantenga, se podría mantener aquí la casa matriz con el nombre de Oppermann y reunir todas las sucursales en Alemana de Fábricas del Mueble. Y sin duda Gustav no tendrá nada que objetar a que Brieger siga negociando en privado con el señor Wels.

La propuesta de la circunspecta y resuelta mujer gustó a Gustav y a los otros. Todos, sin larga discusión, asintieron. Gustav, para salvar la cara, expuso aún algunas reservas. Estaba descontento consigo mismo por haberse dejado arrastrar. Finalmente, también él aportó la necesaria firma.

Martin, una vez que los demás lo hubieron abandonado, apoyó pesadamente ambos brazos en el respaldo de su asiento. La incomprensible conducta de su hermano le agobiaba. Tiene que volver a aprender muchas cosas, pensó. ¿Por qué no quiere darse cuenta de lo que todos ven? Esta Alemania de 1933 ya no es la Alemania de nuestra juventud. No tiene nada que ver con la Alemania de Goethe y Kant, habrá que acostumbrarse a eso. Del *Fausto* poco puede aprender sobre esta Alemania; para eso hay que estudiar *Mi lucha*.

En la Corneliusstrasse, a la hora de cenar, Martin se esfuerza por sostener una conversación despreocupada. Naturalmente, no piensa ocultar a Liselotte los acuerdos alcanzados. Pero sería difícil de soportar que ella los tomara a la ligera. Y sin embargo, él desea que los tome a la ligera. Liselotte se sienta entre el esposo que se esfuerza en hablar y el silencioso hijo. Percibe la inquietud de Martin, y observa con creciente preocupación que Berthold se atormenta con alguna experiencia de la que no quiere que los otros participen.

Después de la cena, en pocas palabras, tomando impulso, Martin le comunica que, a excepción de la casa matriz, todas las tiendas Oppermann van a incorporarse a Alemana de Fábricas del Mueble. Liselotte está hermosa e imponente. Se inclina un poco hacia delante mientras Martin habla; sus ojos grises y alargados buscan los turbios y castaños de él, su rostro luminoso se ensombrece.

—¿Todas? —pregunta. ¿Todas las filiales Oppermann? Su voz profunda suena llamativamente baja.

—No es fácil, Liselotte —dice Martin. Liselotte no responde. Tan sólo adelanta un poco su silla, se acerca a él. Martin esperaba que se lo tomase a la ligera. Ahora, es un gran consuelo para él haberse engañado.

Gustav Oppermann pidió a Ellen Rosendorff que le acompañara al cuarto de trabajo. Habían tomado té, habían charlado, había sido una tarde agradable. Ellen, en el cuarto de trabajo, se tumbó en el ancho sofá, Gustav encendió las luces, no demasiadas, se sentó en el sillón frente a ella.

—Y ahora, Ellen —dijo, ofreciéndole un cigarrillo—, ¿qué quería contarme? ¿Qué ocurre?

—Todo y nada —respondió Ellen. Se quedó tendida, con el hermoso rostro de oscura piel en penumbra; dio unas cuantas caladas al cigarrillo. Luego, con ligereza, dijo:

—He terminado.

—¿Con quién? —preguntó Gustav, un poco estúpidamente. ¿Con *Monsieur*?

—¿Con quién si no, corderito? —respondió Ellen. Le quería. A menudo me he preguntado si también le querría de no ser casualmente el príncipe heredero. Creo que sí. Por otra parte, todo en él concordaba tan bien. Exactamente así tiene que ser el príncipe heredero, este príncipe heredero.

—¿Y de pronto ahora ya no concuerda?

—Es natural —dijo Ellen— que el curso de los acontecimientos le resulte favorable. Sería tonto si no lo fomentara. Aunque en realidad no podría tener mejor destino que el de un príncipe heredero que no ejerce. Desde luego, no le tomo a mal que juegue con la idea de volver a ejercer si tiene ocasión. ¿Por qué no emplear a los populares si resultan útiles? También hay un montón de empresas judías que les suministran sus uniformes, sus muebles, el paño para sus banderas. Pero el negocio no puede hacer olvidar de qué material están hechos estos contemporáneos nuestros. Se les utiliza y se lava uno las manos. Él lo sabe tan bien como nosotros. Ha hecho chistes acerca del Führer como todos nosotros, se ha reído a carcajadas cuando se leían fragmentos de su libro. Sabe reír muy bien. Y ahora, imagínese, Gustav, desde que ese hombre se ha convertido en canciller, le toma en serio. Se atreve a afirmar en mi presencia que el Führer es alguien. Al principio pensé que estaba bromeando. Pero se mantuvo en sus trece. Se lo ha dicho a sí mismo tanto tiempo y tan concienzudamente que ya no hay nada que hacer. El mundo se ha vuelto feo, Gustav.

Gustav la escuchó con seriedad y delicadeza. El saber escuchar tan bien, el poner todos los sentidos en sus asuntos, era lo que le hacía tan cotizado entre las mujeres. A través de la forma ligera y desenvuelta en

la que hablaba, Gustav notó cuánto tenía que haberle dolido la ruptura con el príncipe. Podía imaginarse cómo habría sido. Habría tenido un enfrentamiento político con el príncipe, y éste, con su habitual desenvoltura, no habría ocultado su antisemitismo. Gustav no dijo nada, se sentó con ella en el sofá, le cogió la mano y acarició su suave y oscura piel.

—¿No es extraño, Gustav? —dijo ella al cabo de un rato. Ese hombre sabe lo que está pasando tan bien como usted y como yo. El movimiento popular se estaba yendo a pique, la gran industria ya no daba dinero. El Führer estaba acabado. *He was over*. Yo misma he oído a *Monsieur* decírselo a un inglés. Estaba acabado. Ahora, un pequeño grupo de grandes terratenientes irresponsables que ya no sabía qué hacer ha abierto las esclusas de la barbarie. El Führer no ha hecho más que usted o que yo para alcanzar este «éxito». Incluso papá Hindenburg, al que se le ha arrebatado el consentimiento, ha hecho más que él. Y ahora se atreve a decirme que el éxito demuestra que había algo en el Führer.

—Sabe —continuó lamentándose—, este asunto ha tirado por tierra todas mis ideas acerca de la grandeza. Me pregunto asustada si quizá la grandeza de otros hombres no habrá sido maquillada *a posteriori*, a partir de éxitos semejantes. Es espantoso pensar que quizá detrás del César no se haya escondido nada más que lo que se esconde detrás de éste.

Gustav sonrió:

—A ese respecto puedo tranquilizarla, Ellen. De la mayoría de los grandes hombres tenemos testimonios auténticos de lo que de hecho hicieron y de lo que pensaron. César por ejemplo dejó dos libros. Si usted quiere, le leeré una página de *La guerra de las Galias*, y después una página de *Mi lucha*.

Ellen se echó a reír.

—Consuéleme, Gustav —pidió. Lo necesito —pero enseguida volvió a ponerse seria. Si supiéramos cuánto va a durar caviló.

—Es un momento de pánico —declaró impetuoso Gustav—, nada más.

Ellen le miró con seriedad y movió lentamente la hermosa cabeza bíblica:

—Gustav —dijo—, no debería usted querer consolarme de un modo tan tosco.

—¿No lo cree así? —preguntó a su vez Gustav, confuso, penosamente sorprendido. ¿De qué otro modo cree que van a discurrir los acontecimientos?

La pregunta estaba cargada de apremio. El juicio de la muchacha le parecía de pronto más importante que el de su inteligente amigo Mühlheim; esperó su respuesta en tensión.

—¿Me ha tomado por Hanussen, el vidente? —sonrió Ellen. *Una* cosa está clara: con la misma seguridad con la que después de la entrada de Estados Unidos en la contienda se sabía que la guerra estaba perdida, con esa misma seguridad sé que este asunto de los populares no puede terminar bien. Pero cuándo llegará el fin, y cómo se irá a pique este país… —se encogió de hombros.

—¿Qué está diciendo, Ellen? —preguntó Gustav, alzó las cejas, pero no soltó su mano. ¿Porque un tonto príncipe se haya arrojado en brazos de la barbarie cree que toda Alemania se hunde en la barbarie?

—Yo no creo nada —respondió con tranquilidad Ellen. Tan sólo digo que es fácil soltar a los bárbaros, pero difícil volver a someterlos. La barbarie tiene sus encantos. A veces yo misma he apostado fuerte por la barbarie; mentiría si no lo admitiera. Probablemente la mayoría de la gente reacciona con más virulencia ante ella.

Estaba allí tendida, bella, triste, sarcástica, inteligente. Salía de la necia aventura con el príncipe, que la había vuelto desvergonzada y cínica, sin lamentar nada, pero burlándose de sí misma. Gustav sintió de pronto un ardiente deseo. La agarró con sus fuertes y velludas manos. Con la cabeza muy cerca de la suya, le habló enfáticamente:

—Ellen, vayámonos de este necio Berlín. Vayamos a las Islas Canarias. Me olvidaré del Lessing. Venga conmigo, Ellen. Hágalo, Ellen.

Ella acarició su gran cabeza excitada.

—Es usted un niño, Gustav —dijo. Usted está bien como está. No tiene que ir a las Islas Canarias para demostrármelo.

Cuando se hubo marchado, Gustav se quedó allí, cansado y satisfecho. Había pensado pasar solo la velada, trabajando en el Lessing. Ahora anhelaba compañía humana, conversación. Se fue al club de teatro.

El ambiente aquí no era malo. La economía acogía el nombramiento del Führer con un cierto optimismo. El Führer, que repetía sin pensar lo que se le decía, estaba en manos del gran capital. Se guardaría de hacer experimentos, de eso se podía estar seguro. Los terratenientes y los caballeros de la gran industria, que en su momento y durante tanto tiempo habían sabido enredar a los socialistas, mucho más inteligentes, se harían sin esfuerzo con los torpes portadores de la cruz gamada. Ya saben por qué se les ha dejado llegar al poder. No hay peligro. Por delante se hace mucho teatro; por detrás, negocios, como siempre.

Gustav habló poco y escuchó mucho. Las cuestiones políticas y económicas no le interesaban demasiado. El cambio no llegaría a su propia vida, a lo espiritual. Esta convicción se asentaba en él con creciente firmeza. Apenas comprendía ya que se hubiera dejado contagiar por el pánico que le rodeaba. La escena que había montado en el despacho de Martin le parecía repugnante. Cincuenta años y aún descontrolado como un niño. Pero desde ahora se contendría. Nada de política. Se acabó toda esa cháchara necia y superflua.

Bebió. Jugó una partida de *écarté*. Lo hizo sin poner demasiada atención. Ganó, y lo consideró una buena señal.

Cuando se marchó, encontró al viejo criado del club, Jean, cerca de la entrada de la sala de juego. Era costumbre que cuando Gustav ganaba, se guardara una moneda de cinco marcos para ponerla en la mano de Jean. Así fue también hoy. La dignidad con que el anciano le dio las gracias, imperceptible y sin embargo marcada, alegró a Gustav. Recorrió un trozo del camino a pie a través de la fresca noche de invierno. La vida era fácil y agradable como siempre.

Durmió bien, y despertó lleno de confianza. El trabajo florecía; el doctor Frischlin, que había abandonado su puesto en el negocio y ahora trabajaba regularmente con él durante las mañanas, tuvo unas cuantas ideas buenas. También el correo fue agradable. Lo más satisfactorio, la carta de un conocido de la asociación de bibliófilos, un prestigioso escritor, que le invitaba a firmar un manifiesto contra la creciente barbarización de la vida pública. Gustav sonrió, a pesar de que estaba solo, de un modo casi infantil, confuso. ¿Tan alto se apreciaban sus trabajos literarios como para esperar algo de su firma? Leyó la carta una vez más. Firmó.

Cuando se lo contó al doctor Mühlheim, éste reaccionó de forma muy distinta de lo que Gustav había esperado.

—Con todo el respeto a tus ambiciones literarias, Oppermann —dijo, malhumorado—, yo habría rehusado esa firma.

Gustav alzó las cejas; las arrugas verticales de los Oppermann se marcaron profundamente sobre su nariz.

—¿Quieres explicarme por qué, Mühlheim? —preguntó, de mal talante.

—¿Hacen falta explicaciones? —repuso desabrido Mühlheim. ¿Qué esperas de semejante manifiesto? ¿Crees que una historia tan débil y académica hará impresión en el despacho de algún ministerio? —y, como era evidente que Gustav seguía sin entender, se lanzó—: He de decirte que eres increíblemente ingenuo. ¿Crees que el efecto de ese llamamiento guarda una proporción razonable con el precio que tendrás que pagar por él? ¿No te das cuenta, hombre de Dios, de la salsa que estás cocinando para ti y los demás Oppermann? Ahora, verás unas cuantas cosas en la prensa popular. Esos caballeros serán los únicos que reaccionen ante el asunto. Hace un año, habría sido cosa de broma. Hoy son la voz del gobierno, un gobierno carente de escrúpulos. No será un plato de gusto para tu hermano Martin tener que leer esa mierda. —Gustav parecía un chiquillo ante una regañina. Realmente, no se te puede dejar solo un momento, Oppermann —concluyó Mühlheim con más suavidad.

Pero la consternación de Gustav pasó con rapidez. ¿Qué? ¿Otra vez querían atemorizarlo? Que le hicieran el favor de ahorrarle ese estúpido pesimismo. No seguirá colaborando. No va a dejar que le impidan salir en defensa de Lessing, Goethe, Freud. En nombre de Dios, que unos cuantos idiotas se compren las sillas para sus preciadas posaderas en otro sitio que no sea Oppermann. Mühlheim miró burlonamente al hombre irritado. Respondió con frialdad e ironía. Los dos amigos se separaron disgustados.

El manifiesto tuvo un efecto muy distinto en Sybil Rauch. Se alegró de encontrar el nombre de su amigo entre los muy considerados nombres de los otros firmantes. Le felicitó, a su manera infantil y cordial. Era algo muy decente por parte de Gustav firmar el llamamiento sin pararse a pensar. Su amigo le gustaba. Gustav consideró que su opinión era mucho más natural y próxima a la realidad que la de políticos, juristas y hombres de negocios.

Trabajaba, vivía. El trabajo avanzaba bien, la vida era hermosa. Que el bárbaro se revolcara en el palacio de la cancillería: a él no le preocupaba.

Lo que no habían conseguido Martin Oppermann, Jacques Lavendel, los inteligentes señores Brieger y Hintze, el experimentado profesor Mühlheim, la hermosa e inteligente Ellen Rosendorff, es decir, conmover la amurallada confianza de Gustav, lo consiguieron curiosamente tres sillas. Más exactamente, tres sillas de comedor de treinta y siete marcos la pieza, modelo 1184. La señora Emilie François, Nubecilla Negra, había puesto seis de esas sillas en su comedor, y hacía mucho tiempo que pensaba que se necesitaban nueve. En estas últimas semanas, su tonto esposo le daba cada vez más motivos de disgusto. Aunque la situación

política empeoraba, el caso del chiquillo Oppermann aún no se había resuelto, y las relaciones del director con el profesor Vogelsang dejaban mucho que desear. El director, para calmar un poco a Emilie, quería regalarle las tres sillas que faltaban para su cumpleaños. La señora François no tenía nada que objetar, pero le preocupaban los detalles técnicos, cómo hacerse con las sillas. Dado que se trataba de un mobiliario único, las sillas sólo podían ser compradas en Oppermann. Por otra parte, no estaba bien visto que un alto funcionario académico comprara en estos tiempos en un comercio judío. Las sillas no podían, bajo ninguna circunstancia, ser enviadas en un camión de Muebles Oppermann o traídas por un mensajero reconocible como empleado de Muebles Oppermann. Insistió en que François lo recalcara expresamente al hacer el pedido. Lo más sencillo sería comunicar por teléfono su deseo a su amigo Gustav. El director François se negó. La señora François explicó que tales peticiones eran corrientes, que de lo contrario la mayoría de los comercios judíos tendrían que cerrar. François, presionado, prometió exponer el asunto a Gustav si tenía ocasión. Pensaba hacerlo de forma humorística, superficial, de pasada. Pero Nubecilla Negra insistió en estar presente cuando François llamara por teléfono. La consecuencia de su presencia fue que la petición del director no resultó tan humorística como él deseaba.

Gustav logró terminar la conversación telefónica tal como el director había querido mantenerla, ligera, en tono de burla. Pero una vez colgado el auricular, se produjo en él un cambio terrible. ¿Se avergonzaban ya sus amigos de las cosas que procedían de él? Se ensombreció, oyó latir su excitado corazón. La fe y la confianza huyeron de él como el aire de un neumático defectuoso.

El profesor Bernd Vogelsang tenía treinta y cinco años, era joven y dócil. Los bruscos y medidos movimientos a los que se había acostumbrado en provincias se hicieron más rotundos en Berlín; sin perder marcialidad, el cuello de su camisa rebajó su altura en un centímetro. Bernd Vogelsang aprendió mucho, también de otras cosas, en estas semanas. El Führer había tenido que luchar catorce años para alcanzar la victoria. Ahora, como canciller, no cantaba victoria, se moderaba, esperaba hasta poder liquidar para siempre al adversario. Bernd Vogelsang imitaba en su ámbito la táctica del Führer. Podía esperar como él.

Con toda su moderación, ya había conseguido que en el penúltimo curso del instituto Königin Luise el terreno estuviera abonado para el momento en que el auténtico espíritu alemán tomara definitivamente el poder. Cada uno de los estudiantes se sabía de memoria el poema de Heinrich von Kleist *Germania a sus hijos*, y a Bernd Vogelsang se le elevaba el espíritu cuando oía cantar en coro a sus chicos aquellos grandes versos llenos de odio. Junto a los clásicos, también se sabían de memoria el actual himno de los populares: la canción de Horst Wessel.

El director François se sentaba, cansado y triste, en su gran despacho, entre los bustos de Voltaire y Federico el Grande. Ya no quedaba rastro del espíritu de Voltaire en el instituto Königin Luise, y del espíritu de Federico el Grande sólo quedaba lo malo. Era raro que alguno de sus profesores se atreviera a confesar aquel liberalismo que antes era la mejor virtud de su centro. Ya no se hablaba del traslado de Vogelsang. Antes bien, François tenía que contemplar impotente cómo ese hombre echaba a perder para siempre los ánimos formativos de sus alumnos.

Y eso que Vogelsang se comportaba de manera cortés y correcta, no daba motivos de queja. Evitaba, por ejemplo, forzar el penoso caso Oppermann. Como máximo una vez a la semana, ocasionalmente, al final de una conversación sobre otras cuestiones, con una sonrisa terriblemente amable que aún dividía más las distintas mitades de su rostro, decía con su chillón acento alemán oriental: *Ceterum censeo discipulum Oppermann esse castigandum*. El director François se quedaba helado ante la broma de su catedrático. También él forzaba una sonrisa bajo la cuidada perilla blanca. Miraba desvalido a través de sus gruesas gafas sin montura al hombre que le sonreía frío, cortés y superior; era como si sostuviera un título de deuda en sus manos rojizas, cubiertas de pelitos rubios, un título de deuda extremadamente desagradable.

—Sin duda, querido colega —explicaba apresuradamente—, no he perdido de vista ese asunto.

Y el catedrático Vogelsang no insistía más en su petición, se limitaba a sonreír con reconocimiento.

—Bien, bien —decía, y se despedía.

Cuando el director François veía al alumno Oppermann nunca dejaba de dirigirle unas palabras amables. En las últimas semanas, Berhtold se había vuelto llamativamente adulto. Su rostro se había hecho más reflexivo, menos blanco, más varonil; los ojos grises y osados miraban preocupados, concentrados, bajo la terca frente y los cabellos negros. Las mujeres empezaban a mirarle al pasar. Hablaba cada vez menos de sus propios asuntos. Tampoco el director François lograba ganarse su plena confianza, aunque el joven sabía que se trataba de un amigo.

Por lo demás, el profesor Vogelsang no acosaba a Berthold. No se ocupaba de él ni más ni menos que de los otros, y no se le ocurría menospreciar sus méritos. Una vez, tomando nota de una respuesta inteligente

de Berthold, sonrió cortésmente bajo su espeso bigote rubio:

—Un cerebrito, Oppermann; es usted un cerebrito.

En otra ocasión, intentando mejorar el estilo fluido de Berthold, observó:

—Demasiado fluido, demasiado plano. Pocas resistencias, pocas aristas. Más dureza, Oppermann, «sea duro, barón».

Berthold era lo bastante justo como para considerar justificado ese juicio.

Heinrich Lavendel veía con preocupación la calma de Vogelsang. Un tipo como Vogelsang no es de los que dejan enterrado un asunto como el de Hermann el Alemán. Cuanto más titubean, más peligrosos son.

—Sólo está al acecho —decía Heinrich a Berthold—, hasta que el filete esté a punto. Conozco a ese cerdo. Yo en tu lugar no esperaría a que viniera a por mí. *Go ahead*, Berthold. Hazle frente. En plancha.

Berthold se limitó a encogerse de hombros, cerrado, con rechazo.

Ahora, Berthold parecía mucho más adulto que Heinrich. Tenía un aspecto grandioso. Era en general un tipo magnífico. Podía demostrar y refutar cualquier cosa. Pero en realidad era él, Heinrich, el adulto, y Berthold, el niño. Le habría encantado ayudarle. Pero ahí estaba, vis a vis, desvalido, y tenía que ver cómo el chico se desesperaba. Era para vomitar. No se atrevió a hablar por segunda vez con Berthold. Estuvieron bastante callados mientras pedaleaban juntos hacia casa. Pero ahora con frecuencia acompañaba a Berthold una esquina más allá, aunque eso le hacía dar un rodeo; Berthold se daba buena cuenta.

El alumno Werner Rittersteg, el Larguirucho, había puesto fin a sus cortejos después del bofetón de Heinrich. A veces se había reído, histérico y chillón, a costa del antes admirado compañero. Pero cuando en una ocasión pidió un lápiz y el siempre complaciente Heinrich le dejó el suyo como si no hubiera pasado nada, su rencor desapareció. Al día siguiente volvió a saludar a Heinrich con las palabras *How are you, old fellow?*, y volvió a empezar con sus vehementes demostraciones de amistad. Heinrich se mantuvo frío. Igual que no se había inmutado por los ataques del Larguirucho, tampoco prestaba atención a sus cortejos.

Cuando Rittersteg observó que Heinrich se mostraba cada vez más unido a Berthold, la ira le acometió de nuevo. Él, un ario de pura sangre y por tanto superior por naturaleza a cualquier judío, y aceptado además por Bernd Vogelsang en las filas de las Jóvenes Águilas, se rebajaba a ofrecer su amistad a Heinrich, y el ingrato le postergaba frente al orgulloso de Oppermann. ¿Se había visto alguna vez semejante oprobio? Naturalmente, podía importarle un pimiento lo que un chico judío pensara de él. Pero por desgracia no le importaba un pimiento. Le roía, le consumía, que Heinrich no le hiciera caso. Tenía que demostrarle que era de un calibre más fuerte que el fino y acicalado Oppermann. Tenía que dar un gran golpe, un golpe que finalmente hiciera que a Heinrich se le abrieran los ojos.

Por aquellas fechas, había comenzado la campaña electoral, y en el periódico demócrata *Tagesanzeiger* el famoso periodista Richard Karper, al que los periódicos populares llamaban humorística y tercamente «Isidor Karpeles», se había reído de los muchos deslices estilísticos del Führer. El periódico había sido prohibido por esa razón, pero el artículo había hecho su efecto, sobre todo en el profesor Vogelsang. Deseaba enfrentarse en su terreno con el pérfido opositor. Menospreciaba los mezquinos ataques de Isidor Karpeles, llamado Karper, ante los alumnos de penúltimo curso. Les explicaba que en el hombre de Estado lo importante es el *ethos*, no los detalles formales. Les exponía su teoría favorita, la de la superioridad del discurso sobre la escritura. Les citaba, una vez erradicadas de ellas las peores infracciones contra el espíritu de la lengua alemana, frases del Führer acerca del tema. Señalaba a Karper-Karpeles, el que había empequeñecido al Führer, como uno de esos elementos que tenían la principal culpa de la descomposición, de la decadencia política y moral del pueblo alemán.

Werner Rittersteg dirigía humilde los ojos saltones a la boca del venerado profesor, bajo cuyo bigotillo trigueño brotaban enormes las furiosas palabras. Pero no podía alcanzar los ojos del profesor; más bien era éste quien miraba, Werner Rittersteg se daba perfecta cuenta, fijamente a Berthold Oppermann. Sí, no había duda, todo el áspero ataque de Vogelsang iba dirigido en el fondo contra Berthold Oppermann.

El Larguirucho miró a Heinrich. Tenía los brazos cruzados sobre el pupitre, mantenía baja la ancha y rubia cabeza, como listo para embestir. Werner Rittersteg se daba cuenta de todo esto. Pero al mismo tiempo escuchaba con atención las palabras de Vogelsang, sin perderse ni una.

En la pausa de las doce, en el patio, se acercó a Heinrich Lavendel. Era un día claro, cálido; ese día de febrero había por vez primera algo así como primavera en el aire.

—*Look here, Harry* —dijo, enseñándole, en lugar del que le había prestado, un lápiz nuevo, un gran Kohinoor de color amarillo. Le había sacado punta él mismo, con mucho cuidado. Ahora tengo un lápiz de primera, una patente americana; estupendo, chico —explicó a Heinrich. Miró soñador con sus ojos saltones la punta del lápiz, larga y afilada—. Habría que meterle un cuchillo en las tripas a ese cerdo —dijo de

pronto, furioso. Heinrich Lavendel estaba sentado en el muro del patio, subiendo y bajando las piernas con estilo gimnástico. Ahora se detuvo.

—¿Un cuchillo en las tripas? ¿A quién? —preguntó, mirando sorprendido a Rittersteg.

—A ese traidor, naturalmente, a ese Karper que ataca por la espalda al Führer.

Heinrich no dijo nada, contrajo imperceptiblemente los labios muy rojos. Pequeño, recio, las mejillas delicadas y morenas, siguió sentado ante el pálido larguirucho. Éste, aunque no era un conocedor del género humano, leyó en su gesto mínimo e imperceptible todo lo que su odiado y admirado amigo y enemigo pensaba: incredulidad, desprecio por ese fanfarrón, repugnancia. Por fin, Heinrich cogió el lápiz, puso ordenadamente el capuchón en la punta y se lo guardó.

—El que te presté —dijo— valía cinco céntimos. Este cuesta por lo menos veinte, muchacho. Pero no pienso darte los quince céntimos.

No, la Joven Águila Werner Rittersteg no se iba a dejar despachar así.

—Vas a verlo, muchacho —dijo con énfasis, desdichado, luchando por ser creíble—, le meteré un cuchillo en las tripas.

Y como Heinrich se daba la vuelta, encogiéndose de hombros, añadió, en un desesperado intento de bromear:

—Si lo hago, ¿me darás mis quince céntimos?

—Estás loco, muchacho —dijo Heinrich.

Sonó el timbre. El recreo había terminado. Pedell Mellenthin vigilaba cómo su hija recogía los bocadillos que no se habían vendido durante el recreo; ignoró con intención al alumno Oppermann, saludó amablemente al alumno Rittersteg, se puso firmes ante el profesor Vogelsang. Las clases continuaron.

Dos días después, salió en los periódicos que el redactor Richard Karper, del *Tagesanzeiger*, había sido apuñalado en la redacción por un muchacho furioso. El muchacho, un tal Werner Rittersteg, alumno de penúltimo curso del instituto Königin Luise, declaró que había reprochado al redactor su conocido artículo sobre el Führer y éste le había agarrado y tratado de estrangularle, de forma que no le había quedado otro remedio que utilizar su navaja en defensa propia. Rittersteg, contaban los periódicos, había sido puesto en libertad después de un minucioso interrogatorio, ya que no había sospechas de que pudiera fugarse.

El primer impulso del padre de Rittersteg, un comerciante acomodado que ostentaba cuatro títulos honoríficos, fue dar un bofetón a su hijo. La madre de Rittersteg lloró por la vergüenza que el muchacho había traído sobre ellos. Pero muy pronto se descubrió que el Larguirucho no era un delincuente, sino un héroe. Los periódicos populares traían su foto. Escribían que, aunque el acto del joven no podía ser aprobado de forma incondicional, era comprensible que la juventud alemana se dejara arrastrar a la acción por los descarados ataques del fallecido. Los conocidos del padre de Rittersteg le llamaban para felicitarle. Se le concedieron otros dos títulos honoríficos. Al cabo de veinticuatro horas, los padres de Rittersteg habían olvidado la forma en que reaccionaron a lo ocurrido nada más llegar a sus oídos; ahora, el chico era un héroe también para ellos. Al cabo de cuarenta y ocho horas, el padre de Rittersteg habría podido jurar de buena fe que nunca había esperado otra cosa de su heroico hijo que semejante acto patriótico. A pesar de los malos tiempos que corrían, prometió al muchacho poner en primavera en su bote de remos un motor fueraborda.

El profesor Vogelsang rebosaba una profunda alegría. Aquí se veía lo receptiva que era la juventud alemana si se le sabía abordar. Bastaba una ligera indicación para ponerla en el camino recto. Werner Rittersteg era uno de esos chicos que sin duda iban a erradicar de Alemania todo lo malo, lo podrido, lo disgregador. «Lo que no os escucha / habréis de evitarlo, / lo que perturba vuestro interior / no debéis soportarlo». Esta juventud sabía llevar a la práctica su Goethe. Él, Bernd Vogelsang, había alcanzado en su pequeño ámbito el mismo objetivo que el Führer a mayor escala. Dieciocho de los veintiséis alumnos de penúltimo curso eran, tras la acción de Werner Rittersteg, declaradamente populares; junto a Werner Rittersteg y Max Weber, el doctor Vogelsang hallaba ahora dignos a otros cuatro de ingresar en las filas de las Jóvenes Águilas.

Por lo demás, precisamente el éxito le invitaba a redoblar la cautela. Mientras la victoria de los nacionalistas no sea completa, es decir, hasta las elecciones, corre el riesgo de ser perseguido como autor intelectual del hecho. Richard Karper había sido un escritor querido, y los periódicos de la izquierda, en su necia sobreestimación de la vida individual, clamaban a causa de su muerte. Hasta las elecciones, se imponía la contención. Después de ellas, Bernd Vogelsang podrá anunciar con redoblado orgullo su parte en la acción. Pero por el momento hay que guardar silencio. Basta con hacer notar su reconocimiento al alumno Rittersteg. Dejó de mencionar el caso Oppermann.

En cambio, los estudiantes rindieron sus respetos a los pies de su compañero Rittersteg. Con un ejemplo

visible, había representado ante sus ojos cómo un Guillermo Tell, un Hermann el Alemán, habrían reaccionado ante los miserables ataques de un Karper. El excusarse alegando defensa propia no hizo más que aumentar su prestigio. Tales excusas eran un recurso legítimo ante el pérfido enemigo; emanaban de esa astucia nórdica de la que siempre hablaba el profesor Vogelsang.

El Larguirucho disfrutó de su fama. Aunque su rendimiento era insuficiente, los profesores le trataban como a oro en paño. En verano tendría un bote de motor y navegaría con las chicas por el lago de Teupitz.

Sólo había *una* gota de amargura en su triunfo. Había dado el gran golpe; era un gran golpe, todos lo veían así. Pero aquel por el que había puesto en marcha la historia no lo veía de la misma forma.

Rondaba a Heinrich, le miraba de reojo, tenso, implorante. ¿No le diría al fin: «Estaba equivocado, Werner. No te creía capaz de hacerlo. Te pido perdón. Aquí está mi mano»? Nada ocurrió. Durante toda una semana nada ocurrió. El frío silencio de Heinrich enloquecía al Larguirucho.

Al octavo día, en el patio, en el sitio exacto en el que por vez primera había hablado a Heinrich de su acción, se le acercó de pronto con rapidez.

—Eh, muchacho —dijo—, ¿me darás ahora mis quince céntimos?

Estaba henchido de triunfo, de confianza; miró a Heinrich con firmeza, de lleno, como un ser superior, a los ojos. Sólo que Heinrich le devolvió su mirada con frialdad, en absoluto vencido.

—*No, Sir* —dijo. Y después de unos instantes, perverso—: Si quieres, dejaré en depósito los quince céntimos hasta que se demuestre que actuaste en defensa propia.

Un leve rubor subió a las pálidas mejillas de Werner.

—¿También juegas a policía? —preguntó, vehemente. Heinrich se encogió de hombros. Eso fue todo. Werner, sin confesárselo a sí mismo, se sintió estafado por el sentido que tenía de su acción.

Y eso que su golpe había afectado profundamente a Heinrich. La acción del Larguirucho, ese *damned fool*, confundió su juicio y sus sentimientos. ¿Qué debe hacer? Es el único que conoce la prehistoria del crimen. Todavía oye la voz silbante de Werner: «Habría que meterle un cuchillo en las tripas a ese cerdo», y «Vas a verlo, muchacho, le meteré un cuchillo en las tripas». Siente que él, el lápiz y los quince céntimos están profundamente enlazados en la cadena causal de ese crimen. Pero ¿qué otra cosa podía contestar salvo «Tú estás loco, muchacho»? Todos ellos estaban locos. El país entero se había convertido en un manicomio. ¿Es que él, Heinrich, no tiene la obligación de decir lo que sabe, de escribir al fiscal que este héroe no es un héroe, sino un criminal, que este crimen no fue en defensa propia, sino anunciado, intencionado? Pero, si testifica contra ese imbécil, ¿se habrá logrado algo? Los que saben saben, y a los otros no hay forma de enseñarles y no le creerán. No hará más que crearse dificultades, a sí mismo, a su padre, a los Oppermann, a Berthold.

Seguro que su padre le disuadiría de denunciar a Rittersteg. Con buenas y evidentes razones. Heinrich lo sabe muy bien, incluso sin hablar con él. No obstante, una y otra vez siente la tentación de decir lo que sabe. Hay que decir la verdad. No se puede estar tranquilo cuando se hace de un loco criminal un héroe. Por modestas que sean las expectativas de éxito, hay que tratar de aclarar a los demás que ese tipo es un loco criminal. *Go ahead, Harry*, se decía a veces, *Write to the attorney what happened*. Y enseguida, medio enfadado medio sonriente, se traducía: *Vamos, hombre*. Sólo que entonces la razón volvía a vencer. No se sentaba, no escribía, arrastraba consigo, incómodo y taciturno, lo que sabía.

Werner Rittersteg no se conformó en silencio con la derrota que Heinrich le había infligido. Si no podía llegar hasta él, por lo menos le iba a enseñar a ese Oppermann. Dirigió una carta a Fritz Ladewig, el presidente del club de fútbol. Solicitaba una vez más, esta vez por escrito, la exclusión de Berthold Oppermann del club por su conocida afrenta a la germanidad.

La dirección del club estaba en manos de nueve chicos, entre ellos Heinrich. Incómodo, Fritz Ladewig comunicó la petición de Rittersteg. Los chicos se miraron unos a otros, nadie dijo nada. Berthold era un buen compañero. ¿Por qué iban a hacer nada antes de que el director y el claustro de profesores se manifestaran? Por otra parte, Werner Rittersteg era el héroe del centro, no se podía rechazar sin más una petición suya.

—Bueno, ¿qué opináis? —dijo al cabo de un rato Fritz Ladewig.

—Ya sabéis —dijo Heinrich Lavendel, con los ojos fijos, sin mirar a nadie, pálido y decidido— que, naturalmente, si Berthold se va yo me voy.

Estaban en puertas de un partido contra el equipo del instituto Fichte; Heinrich Lavendel era un portero insustituible. «Ni pensarlo», dijeron, y se aplazó la decisión sobre la propuesta de Werner Rittersteg.

Fritz Ladewig informó a Rittersteg. Explicó que el club se permitía consultarle si a pesar de las amenazas de Heinrich pensaba mantener su petición. Debido a su pertenencia a las Jóvenes Águilas, Werner Rittersteg se había acostumbrado a dar respuestas misteriosas y ambiguas a las preguntas incómodas.

—Tengo que deliberar conmigo mismo sobre ello —dijo. Volvió a dirigirse a Heinrich:

—Voy a hacerte una propuesta. Diré delante de todo el mundo que eres mi amigo. Me declararé solidario contigo. En las actuales circunstancias eso significa algo, muchacho. Pero puedo permitírmelo. Sólo tienes que prometerme una cosa: que te abstendrás en la votación del club, y que te quedarás en él. Si eres tan amable, dame los quince céntimos. Di: Hecho. Una ocasión así no se presenta dos veces —trató de bromear—. O di *okay* —sonrió, imploró. Heinrich le miró de arriba abajo, con esa fría curiosidad con la que se contempla a los animales en el zoológico. Le volvió la espalda.

»Entiéndeme, hombre —dijo a toda prisa, con los labios pálidos, Werner Rittersteg. Desde luego no tienes que darme los quince céntimos, sólo era una broma. Y también puedes votar en contra en el club. Pero no lo dejarás. Eso al menos prométemelo.

Heinrich se dio la vuelta, sin palabras. El largo Rittersteg sacudió por los hombros al bajito y robusto Heinrich, siguió implorando:

—Sé razonable. No lo dejes. Quédate.

Heinrich se quitó de los hombros las largas y pálidas manos.

El director François pasaba cada vez más tiempo en su despacho, porque su casa estaba llena de las quejas y súplicas de Nubecilla Negra. Pero incluso la soledad de su gran despacho se estaba poniendo cada vez más turbia. De qué servía que su libro *La influencia del hexámetro antiguo en el estilo de Klopstock* prosperara, ahora que tenía que reconocer que la obra de su vida estaba perdida. Con desvalida preocupación, veía con cuánta rapidez la extensión del nacionalismo nublaba la mente de sus alumnos. Se ha esforzado fielmente en sostener la antorcha, pero ahora la noche se hacía cada vez más profunda y engullía su poquito de luz. Una barbarie como Alemania no había conocido desde la guerra de los Treinta Años se extendía sobre el país. El mercenario gobernaba; su salvaje gruñido ocultaba las dulces voces de los poetas alemanes.

Con dedos cautelosos —hasta el contacto del papel le parecía repugnante—, el director François hojeó el *Tesoro de cantos nacionalsocialistas*, el libro oficial de canciones de los populares, cuyos versos ahora tenían que aprenderse de memoria sus chicos a instancias de Vogelsang. Vaya unos versos: «Y cuando estalla la bomba de mano / el corazón ríe en el cuerpo»; «Cuando el cuchillo hace brotar la sangre judía / entonces todo vuelve a ir bien». En las aulas en las que antes habían resonado las estrofas de Goethe y Heine, las contenidas frases de la prosa de Kleist, se eructaban ahora tales vilezas. El rostro del director se contrajo de asco. Ahora sabía cómo fue cuando los bárbaros, al llegar, convirtieron los templos de las ciudades clásicas en establos para sus caballos.

Gustosamente habría buscado consuelo y descanso en casa de su amigo Gustav, en la Max Reger Strasse. Pero también eso le estaba vedado. Desde la firma de aquel manifiesto contra la barbarie, los periódicos de los bárbaros traían cada dos o tres días furiosos ataques contra Gustav; estaba marcado, y Nubecilla Negra había prohibido estrictamente al director François dejarse ver con él. Los profesores de su centro que compartían su espíritu, sus amigos, apenas se atrevían a pronunciarse con libertad, espiados por todas partes. Así que aquel hombre entrado en años permanecía la mayor parte del tiempo solo en su gran cuarto de trabajo; su obra se hundía ante sus ojos, sus amigos se hundían, su Alemania se hundía, y él sabía que pronto, incluso en ese último refugio suyo, habría tan poco lugar para él como para el busto de Voltaire.

En aquellos días, el director François se encontró al estudiante Oppermann en el largo pasillo que conducía al aula de física. Berthold caminaba con lentitud; tenía un aspecto llamativamente adulto. Llamó la atención del director que el chico, aunque hacía mucho deporte, empezaba a meter los pies hacia dentro como su padre. Vio los audaces, grises, tristes ojos de Berthold, su rostro preocupado. Pensó que Nubecilla Negra sin duda se lo habría censurado, pero no pudo evitarlo: le paró. No sabía muy bien qué decir; por fin, con su voz suave, llena ahora de preocupación, empezó:

—Qué, Oppermann, ¿qué están leyendo ahora en clase? Berthold —y en su voz había casi más resignación que amargura— repuso:

—A los poetas patrióticos Ernst Moritz Arndt y Theodor Comer, y otra vez el *Tesoro de cantos nacionalsocialistas*, señor director…

—Ah, sí —dijo el director François; miró a su alrededor, y como no se veía a Pedell Mellenthin y tampoco había ningún catedrático hostil, sino tan sólo dos chiquillos de quinto, tragó saliva y dijo—: Mire, querido Oppermann, la cosa es como sigue: Ulises es curioso, Ulises está ansioso de aventura, Ulises entra en la cueva de Polifemo. Es algo que ocurre en todas las épocas. Pero también ocurre en todas las épocas que, al final, Ulises vence a Polifemo. Sólo que a veces se hace un poquito largo. Muy probablemente yo ya no lo veré, pero usted sí.

El estudiante Oppermann miró a su director; en realidad, el chico de diecisiete años parecía mayor que el hombre de cincuenta y ocho, y dijo:

—Es usted muy amable, señor director.

Esas sencillas palabras le parecieron consoladoras al director François, le alentaron.

—Lo que realmente quería decirle, Oppermann —empezó de nuevo, con más celo que antes—, es lo siguiente: Ahora hay una edición popular de los *Gigantes* de Doblin. El libro en su conjunto es un tanto barroco, pero hay en él dos cuentos que están entre las mejores páginas de la prosa alemana. Habría que incluirlas en todos los libros de lectura alemanes. Léalos, por favor, querido Oppermann. Un cuento trata de la Luna y otro trata del perro y el león. Le alegrará comprobar que incluso en esta época en Alemania se escribe una prosa semejante.

El estudiante Oppermann miró atentamente a su director; luego, con una extraña ausencia en su voz profunda, prematuramente madura, respondió:

—Se lo agradezco, señor director. Leeré esas páginas.

Quizá fue la oscura calma de esa voz la que hizo que el director François dejara de contenerse, se aproximara al alumno Oppermann y le pusiera —siendo más bajito que él— las manos en los hombros:

—No pierda el valor, Oppermann —dijo. Por favor, no me pierda *usted* el valor. Todos tenemos que llevar nuestra parte. Cuanto mejor es uno, tanto más pesada. Por favor, que su tío Gustav le enseñe la carta que Lessing escribió después del nacimiento de su hijo, fue en el año 1777, creo, o 1778. Seguro que su tío Gustav sabe a qué me refiero. Apriete los dientes, Oppermann, y aguante.

Aunque el director François no era precisamente lo que Berthold entendía por un hombre, durante algunos días la conversación le impidió sentir una amargura demasiado grande. La primera tarde que tuvo libre fue a ver a tío Gustav y le pidió aquella carta.

—Sí, claro —dijo Gustav. La carta del último día de diciembre del 77. Está en poder de la biblioteca de Wolfenbüttel. Una hermosa carta. Hay un facsímil publicado en Düntzer.

Le enseñó la carta.

Berthold leyó: «Mi querido Eschenburg, elijo el momento en que mi esposa yace completamente descuidada para darle las gracias por su bondadoso interés. Mi alegría fue breve: ¡He perdido ese hijo con tal dolor! ¡Tenía tanto entendimiento! ¡Tanta sabiduría!… No crea que las pocas horas de mi paternidad me han convertido ya en un padre vanidoso. Sé lo que digo. ¿No fue entendimiento que hubiera que sacarlo al mundo con unas tenazas de hierro? ¿Que advirtiera tan pronto su inmundicia? ¿No fue entendimiento que aprovechara la primera oportunidad para volver a irse? Naturalmente, ese pequeño cabeza loca se lleva también a su madre. Tengo pocas esperanzas de poder conservarla… Quisiera que algún día me fuera tan bien como a otros hombres. Pero me ha ido mal. Lessing».

Berthold siguió hojeando la colección de cartas, leyó una carta escrita una semana después: «Mi querido Eschenburg, apenas puedo recordar la trágica carta que puede haber sido la que le escribí. Me avergüenzo de todo corazón si revelaba la menor desesperación… La esperanza de que mi esposa mejore ha vuelto a bajar mucho desde hace algunos días… Le agradezco la copia del artículo de Goethe. Esas materias son en verdad ahora las únicas que logran distraerme… Lessing».

Y luego había una misiva, escrita otros tres días después: «Querido Eschenburg, mi esposa ha muerto: me ha tocado también esa experiencia. Me alegro de que ya no me puedan quedar muchas experiencias como ésa; y me siento muy ligero… Tengo que volver a empezar, de ahora en adelante seguiré mi camino solo. Tenga usted… la bondad, queridísimo amigo, de copiarme todo el artículo Evidence de su gran Johnson con todas sus citas».

Berthold leyó. Era algo extraño que el director François le hubiera recomendado como lectura precisamente la carta de un nacimiento con fórceps. Pero Berthold estaba conmovido. Que este Lessing, junto al lecho de muerte de su esposa, a todas luces muy querida, hablara a su amigo de la agonía de su mujer y, antes de que la tinta estuviera seca, le pidiera el envío de bibliografía para su trabajo era el colmo. No lo había tenido fácil ese escritor G. E. Lessing. Cuando escribió *Nathan*, su alegato en favor de la emancipación de los judíos, los populares de entonces declararon que le habían pagado para que lo hiciera. De todos modos, nadie le había exigido que pidiera excusas y se retractara. En los ciento cincuenta años transcurridos, las cosas se habían puesto notablemente más oscuras en Alemania.

Berthold recorrió las largas y altas filas de libros. Todo eso era Alemania. Y la gente que leía esos libros era Alemania. Los trabajadores que en su tiempo libre se sentaban en sus universidades laborales y empollaban su difícilmente inteligible Karl Marx eran Alemania. Y la Orquesta Filarmónica era Alemania. Y también las carreras de coches en el circuito y las asociaciones de deporte obrero eran Alemania. Pero, por desgracia, también el libro de cantos nacionalsocialistas era Alemania, y la chusma en uniforme pardo. ¿Iba

realmente tal absurdo a devorar lo otro? ¿Iban de verdad a dejar gobernar a los inquilinos del manicomio en vez de encerrarlos? Alemania, mi Alemania. Se sintió conmovido de repente. Había aprendido a dominarse, y también esta vez lo logró. Pero aun así se puso pálido y rojo, de forma que tío Gustav se le acercó, le puso en el hombro la robusta y velluda mano y dijo:

—Ánimo, muchacho. En estas regiones, el termómetro no cae por debajo de 29 bajo cero.

Edgar Oppermann, en el despacho de dirección del Departamento de Laringología del hospital municipal, firmaba sin leerlas una serie de cartas que la enfermera Helene le había presentado.

—Bien, Helene —dijo—, ahora voy a darme una vuelta por el laboratorio.

Tenía aspecto de estar sobrecargado de trabajo, agobiado; la enfermera Helene le habría concedido gustosamente un cuarto de hora de descanso en el laboratorio. Pero no era posible, la situación era demasiado crítica. «Creo —le había dicho el director general Lorenz— que ahora una mujer resuelta debería tomar las riendas de esta historia».

—Lo siento, doctor —dijo—, pero aún no puedo dejarle ir. Por favor, lea esto —y señaló unos cuantos recortes de prensa.

—Cada vez es usted más severa conmigo, Helene —trató de sonreír Edgar. Cogió los recortes; obediente, los leyó. Eran los ataques acostumbrados, sólo que ahora el tono era aún más firme, más grosero. En uno de cada dos casos, se decía, el procedimiento Oppermann causaba la muerte de los operados. Edgar Oppermann empleaba casi exclusivamente pacientes de tercera clase para sus criminales experimentos. Eran crímenes rituales de alto nivel, que el médico judío cometía a plena luz para dejarse ensalzar después por la prensa judía. Los ojos del lector se enturbiaron de ira.

—Llevan meses escribiendo esto —dijo con energía. ¿No podría ahorrármelo?

—No —repuso escuetamente la enfermera Helene. Su voz sonaba doblemente suave después de la sonora y malhumorada de Edgar, pero no por ello menos resuelta. No puede seguir cerrando los ojos, doctor —dijo, con la severidad con la que forzaba a un paciente a tomar una medicina desagradable. Tiene que hacer algo.

—Todo el mundo sabe —dijo impaciente Edgar— que sólo el 14,3 por ciento de los casos tiene un resultado fatal. Incluso Varhuus admite que en más del cincuenta por ciento de los casos, que de lo contrario habría que dar por perdidos, el procedimiento Oppermann conduce a la meta —trató de moderar su vehemencia, sonrió—: Soy un hombre necesitado de ayuda, Helene. Pero si el diablo se ha metido en la piel de esos cerdos, ¿tengo que ser yo el que lo expulse? No puede usted exigirme demasiado.

Ella no aceptó el tono. Se había sentado, no pensaba terminar tan pronto la entrevista. Estaba allí sentada, fuerte, rolliza. Los artículos de los periódicos, expuso, no los leían médicos, sino multitudes fanatizadas, que tenían influencia sobre los destinos del hospital municipal. No podía dejar las cosas así por más tiempo. Tenía que querellarse, exigió en voz baja, pero decidida, tenía que querellarse enseguida. ¿O quería esperar a que se lo dijera el director general Lorenz?

Edgar Oppermann aceptaba la lógica de la enfermera Helene, pero le repugnaba el asunto.

—La gente —dijo con vehemencia— que escribe esos artículos y la que les cree tiene que ir a un manicomio, no a los tribunales. No puede enfrentarse a ellos, igual que no podría enfrentarse a los curanderos de una tribu selvática, que afirman que la tisis sólo puede curarse poniendo excrementos de antílope en los ojos del enfermo. Si el ministerio o el viejo Lorenz consideran necesario refutar a esa gente, no puedo impedírselo. Pero yo no lo haré. No soy un limpiador de letrinas.

Por esta vez, la enfermera Helene no insistió. Pero no pensaba resignarse. Por la noche volvería a discutirlo, y mañana por la mañana, y mañana por la tarde. ¿Es que el gran científico, aquel niño, su doctor Oppermann, no se daba cuenta de lo que ocurría a su alrededor?

En los hospitales, en la Universidad, en todas partes, los médicos sin dotes venteaban el aire matinal. Estaba amaneciendo una era en la que lo decisivo no eran los méritos y las dotes, sino la supuesta pertenencia a una raza. La enfermera Helene tenía la suficiente formación científica como para saber que detrás de la teoría racial había tanto sentido y tanta insensatez como detrás de la fe en la brujería y en el diablo. Pero para todos aquellos para los que las dotes de otros suponían un obstáculo en el camino, resultaba atractivo justificar su falta de capacidades propias apelando a su origen no judío. Hasta la fecha no se atrevían con su profesor. Estaba entre los diez o doce médicos alemanes de fama mundial; sus estudiantes, sus enfermos, le adoraban. ¿Pero es que él no veía cómo ya, por ejemplo, su protegido, el doctor Jacoby, era devorado por la malevolencia general? Ese hombre pequeño y feo se estaba volviendo cada vez más huidizo, más torpe, apenas se atrevía a visitar a sus pacientes. Y el incomprensible profesor no quería darse cuenta, no quería ver que la candidatura del pequeño Jacoby se había ido definitivamente al

garete; le consolaba y le explicaba, con incomprensible optimismo, que ya era sólo cuestión de días, que la confirmación estaba a punto de llegar.

Fue un necio incidente el que arrancó a Edgar Oppermann de la voluntaria ceguera con la que hasta entonces se había protegido contra la desolada realidad. Una de las tardes siguientes, un paciente de tercera clase al que se atendía de forma gratuita fue sorprendido fumando un puro, saltándose la estricta prohibición. El hombre sufría una enfermedad de la laringe; al fumar no sólo perjudicaba a los restantes enfermos de su sala, sino sobre todo a él mismo. La enfermera de guardia pidió cortésmente al hombre que por el momento se privara de fumar. Él hizo chistes y no obedeció. Ella insistió, él se puso más terco. Finalmente, hubo que llamar al médico de guardia, al doctor Jacoby. La aparición del pequeño y feo judío puso completamente furioso al hombre. Con su voz enferma y ronca, ladró que se cagaba en lo que le mandaran los médicos judíos. El hospital entero le chupaba el culo, empezando por el director. Estaba harto de hacer de conejillo de Indias. Él, un hombre alemán, iba a encenderle una vela al fino señor profesor en los periódicos alemanes. El pequeño doctor se puso ceniciento, se quedó desvalido. Los otros pacientes intervinieron. Por todas partes estalló la tormenta, ronca, de chillidos y ladridos. Se lanzaban sobre el doctor Jacoby con sus pijamas a rayas de enfermo, chillaban desde sus camas. Él no tenía otra cosa para aquella sala gritona y amotinada que argumentos racionales, el menos adecuado de los tranquilizantes. A la enfermera Helene se le ocurrió la feliz idea de llamar al doctor Reimers. Él apaciguó a los rebeldes con unas cuantas maldiciones, enérgicas y obscenas. No dudó en coger por los hombros al cabecilla de la revuelta, sacudirlo con fuerza y echarlo del centro. A los otros, les habló de manera viril y ruda. Los que primero y más ruidosamente se habían puesto de parte del fumador amotinado pensaban ahora que era un camorrista que no respetaba ni a Hindenburg ni al buen Dios, y muy pronto en la sala no se oyó más que la suave voz de la enfermera Helene.

Los cambios en Muebles Oppermann, los artículos incendiarios contra su hermano Gustav, los malvados artículos contra él mismo, habían hecho poca mella en Edgar; este necio motín lo derribó. No comprendía cómo enfermos a los que se había ayudado con tan diligente ciencia se enfrentaban a sus médicos a pesar del evidente éxito. Que esa gente, poniendo en un plato de la balanza su propia experiencia y en el otro un necio libelo, optaran contra su experiencia y a favor del libelo le enfureció. Dijo a la enfermera Helene que iba a querellarse.

Al día siguiente se reunió con el profesor Arthur Mühlheim. Le preguntó si, dado que él, Edgar, ocupaba un cargo público, no podía pedir a la fiscalía que presentara demanda de oficio. Por toda respuesta, Mühlheim le preguntó qué edad tenía. Luego trajo un coñac destilado en el año en que nació Edgar, lo sirvió, torció el rostro arrugado y astuto en una fatal sonrisa y dijo:

—Edgar, me temo que no voy a poder aconsejarle mucho.

Edgar, confuso, preguntó cómo era eso y por qué. ¿No estaba fuera de discusión que las afirmaciones de los periódicos eran desvergonzadas mentiras? Se podía aportar una masa ingente de material que lo probase de forma comprensible incluso para cualquier profano. ¿Qué podía entonces impedirle presentar una querella? ¿Es que no vivían en un Estado de derecho?

—¿Cómo dice? —preguntó Mühlheim. Y como veía los ojos del otro mirándolo asustados, explicó—: Incluso si hubiera venido a verme hace un mes, Edgar, cuando una parte de las leyes estaban en vigor al menos formalmente, incluso entonces, como abogado concienzudo habría tenido que desaconsejarle una querella. Los articulistas habrían intentado presentar las pruebas.

—Pero… —terció Edgar, indignado.

Lo sé —le detuvo Mühlheim—, semejante presentación de pruebas nunca habría podido tener éxito. Sólo que sus adversarios habrían inventado cosas nuevas, más abstrusas y viles, el tribunal las habría admitido una y otra vez como pruebas; le habrían tirado tanta porquería encima que habría reventado de indignación. No olvide, Edgar, que nuestros adversarios tienen una enorme ventaja sobre nosotros: su absoluta falta de escrúpulos. Por eso están hoy en el poder. Han aplicado siempre recursos de tal primitivismo que sencillamente los demás no los creían posibles, porque en ningún otro país habrían sido posibles. Por ejemplo, simplemente mataron a tiros a todos los dirigentes de la izquierda de cierta importancia, uno detrás de otro. Impunemente. Volviendo al asunto, créame, Edgar, hoy no encontrará en Alemania un juez que condene a esos articulistas. Y después de las elecciones no encontrará un solo tribunal en Alemania que ni siquiera admita a trámite la demanda.

—No le creo, no le creo —dijo Edgar con vehemencia, y dio un puñetazo en la mesa; pero sonó como un grito de auxilio.

Mühlheim se encogió de hombros. Sacó un poder y pidió a Edgar que lo firmara.

—La querella estará presentada mañana —dijo. Pero me gustaría que se ahorrase esta decepción.

—¿Cómo van a tener mis enfermos confianza en mí si se pueden decir tales cosas en mi contra? —gruñó Edgar.

—¿Quién le manda tratar a sus enfermos? —devolvió amargamente la pregunta Mühlheim. ¿Quién le dice que eso es lo que este Estado quiere?

—Pero los jueces —se acaloró Edgar, casi con asombro infantil— tienen una formación académica; saben que todo esto es absurdo. ¿O de verdad cree usted que yo ando matando niños cristianos?

—Se convencen —respondió Mühlheim, y la rabia deformó de manera grotesca su rostro pequeño y astuto— de que de haber nacido por ejemplo en el Este usted estaría perfectamente en condiciones de hacerlo, dada su sangre y sus predisposiciones.

Edgar salió completamente agotado de la entrevista con Mühlheim. ¿Tanto había cambiado el mundo en unas pocas semanas? ¿O había alcanzado los cuarenta y seis años comprendiendo tan poco el mundo que le rodeaba?

Al día siguiente, tuvo una larga conversación con su hija Ruth. Ruth estaba acostumbrada a que su padre se riera de ella, de forma bondadosa y cariñosa. También ahora lo hizo, pero aun así había algo distinto, y la chica sintió enseguida que su seguridad había sufrido un golpe. Por mucho que sabía que él estaba, por así decirlo, científicamente convencido de la insensatez de su nacionalismo y de que no hacía más que ofrecerle un espectáculo, ella no había podido resistirse a defender una y otra vez sus ideas con la misma furia que el primer día. Ahora, notando que él había cedido, se mostró también más suave. Gina Oppermann asistía en silencio a la conversación. Era una mujer pequeña e ignorante, no entendía nada de lo que estaban diciendo. Pero conocía el tono y la actitud de su esposo y su hija, y contemplaba intimidada los temerosos intentos de Edgar por ir a la escuela con su hija.

Aquella misma semana, el viejo director general Lorenz explicó a Edgar que el profesor Varhuus había declarado definitivamente que no podía apoyar la candidatura del doctor Jacoby. Durante la entrevista, el director general Lorenz se mostró especialmente brusco, fue enteramente «la ira de Dios», como le conocían sus estudiantes. Edgar había aprendido mucho en estos últimos días: reconoció a través de la brusquedad del hombre su doloroso azoramiento.

—Deme un consejo, querido colega —rugió el anciano, y las palabras salieron resonando como trozos de roca de la dorada boca. ¿Qué debo hacer? —adelantó hacia Edgar el cráneo poderoso, de blancos cabellos y cobriza piel—. Naturalmente, puedo insistir en que sea Jacoby. En tal caso, lo será. Pero entonces esos hijos de puta nos quitarán los fondos para su laboratorio. Aconséjeme.

Edgar se miró las manos.

—El tratamiento de este caso me parece claro, señor director general —dijo, y su voz sonó fresca y decidida, como cuando proponía operar a un paciente. Usted retira la candidatura de Jacoby y yo retiro mi demanda contra esos hijos de puta, por plagiar su forma de expresarse —rió, parecía especialmente alegre.

El viejo Lorenz se sintió condenadamente incómodo. Edgar Oppermann era un espléndido científico y le era simpático. Le había hecho una promesa. El viejo Lorenz lo puede todo, lo hará todo, teme a Dios y a nada más en el mundo. Y ahora, de pronto, por primera vez en su vida, teme a los hijos de puta que le hacen tachones en el presupuesto y rompe una promesa. Era asqueroso. Pero no puede dejar que le quiten los fondos. Ha estado a menudo en la situación de tener que decir a allegados, amigos cercanos, que una operación había salido mal, que el paciente había muerto. El viejo Lorenz era un hombre íntegro. Esta situación era diez veces más incómoda.

—¿No considera más correcto, señor director general —preguntó de repente Edgar, todavía con su fatal sonrisa congelada en torno a los labios—, que tire la toalla antes de que me echen?

El rostro del viejo Lorenz se amoratá.

—Sin duda se ha vuelto loco, Oppermann —estalló. Abra los ojos. Lo que este pueblo sufre es una enfermedad aguda, no una crónica. Le prohíbo declararla crónica. Escuche, hombre. Hijos de puta —gritó de pronto, y dio tal palmada en la mesa con su gran mano roja que los papeles salieron volando—. Todos los políticos son unos hijos de puta. Y no voy a darles ese gusto. Si creen que voy a darles ese gusto, van dados.

Dados, pensó Edgar. Qué curiosas expresiones tienen estos bávaros.

—Está bien —dijo. Le creo, señor Lorenz, cuando dice que ha hecho lo que ha podido. Es usted un buen colega.

—No lo sé, Oppermann —dijo el viejo Lorenz. Por primera vez en mi vida no lo sé. Ése es el problema.

La terminación del puente que debía adornar la boca del señor Wolfsohn se había prolongado más de lo que él había pensado, y también había sido más cara. Ochenta y cinco marcos quiso cobrarle al final el

dentista Hans Schulze, el arenque feo, con la excusa de que a lo largo del trabajo emprendido en la boca de Wolfsohn se habían presentado nuevas e insospechadas dificultades, que habían aparecido nuevos puntos cariados, y que de haber sido otro, bajo ningún concepto lo habría hecho por menos de cien marcos. Finalmente, con mucho esfuerzo, entre bromas y veras, el señor Wolfsohn le había hecho bajar hasta setenta y cinco marcos. Había pagado a cuenta cincuenta marcos, conforme a lo acordado. Así pues, los nuevos dientes no eran enteramente de su propiedad; pero hubiera podido poner en todo momento sobre la mesa los veinticinco marcos que faltaban y tener los dientes enteramente en su poder. Si no lo hacía era sólo porque mucha gente le había dicho que la llegada al gobierno de los, populares provocaría una inflación, y con ella esperaba poder pagar la suma restante en dinero devaluado.

La «nueva fachada» era cara, pero era espléndida. Ahora el bigotito sobre los labios del señor Wolfsohn resaltaba realmente elegante, sus ojos parecían doblemente ágiles y vivos sobre los nuevos e impecables dientes. Markus Wolfsohn sonreía en la tienda más aún que antes.

Sin embargo, cuando no le observan extraños raras veces sonríe, a pesar de su nuevo esplendor blanco y dorado. Y eso que el negocio va mejor de lo que esperaba para este silencioso período invernal. Los rumores acerca de la inflación mueven a muchos a invertir su dinero en muebles en vez de dejarlo en el banco. El señor Wolfsohn ha conseguido primas este mes de febrero, naturalmente no tantas como en noviembre, pero si ha de ser sincero, no puede quejarse de la marcha del negocio. Son otras cosas las que le ponen de mal humor.

Detalles al principio, cada uno sin importancia por sí mismo pero, juntos, suficientes para quitarle a uno el apetito. La autoestima del señor Wolfsohn, por ejemplo, no se ve disminuida porque el señor Lehmann, del café Lehmann, ya no le pregunte si todo va bien o no. Pero, escandalosamente, sólo hay un ejemplar del *BZ*, y si no se lo compra uno mismo puede hacerse viejo antes de que le llegue. La autoestima del señor Wolfsohn tampoco disminuye por no estar tan bien visto como antes entre Los Arenques Feos. De todos modos el ambiente es más desagradable, y en una ocasión se oyó una frase que ofendió seriamente al señor Wolfsohn. En la partida de *skat*, se vigilaba que no hubiera trampas a la hora de contar las ganancias, porque el veinte por ciento de ellas iba a parar a la caja de la asociación. De ese veinte por ciento salían los gastos de Los Arenques Feos, sobre todo los gastos de la gran excursión, la partida de los caballeros, que tenía lugar todos los años en torno a la Ascensión. En una ocasión en que el señor Wolfsohn pudo apuntarse un beneficio especialmente alto y sus compañeros refunfuñaban, al abonar el veinte por ciento a la caja les había comentado, a modo de benévolo consuelo, que les vendría bien el día de la Ascensión.

—Eh, August —había dicho al principal perdedor—, de todos modos te has bebido tú solo medio ponche.

—No lo digas muy alto, muchacho —había dicho el achispado—, tendrás suerte si al llegar el verano todavía te llevamos con nosotros.

Naturalmente, sólo había sido una broma tonta; August estaba borracho y Wolfsohn había hecho como si no le hubiera oído. Pero el golpe de August había sido dado, sus palabras escocían aún hoy al señor Wolfsohn.

Quizá su cuñado Moritz Ehrenreich, que se marchaba definitivamente, tenía razón. Sí, había llegado el momento: el 3 de marzo, Moritz Ehrenreich embarca para Palestina en la ciudad francesa de Marsella, en el vapor *Mariette Pacha*. Va a encargarse de la edición y de la impresión de un periódico deportivo hebreo en la ciudad palestina de Tel Aviv. Se ha mostrado generoso hasta el último instante; dejará a Wolfsohn algunos de sus muebles. El señor Wolfsohn lo ve partir con mirada húmeda pero alegre. Se da cuenta, ahora que Moritz se marcha realmente, de que va a echarlo de menos más de lo que creía; por otra parte, está contento de librarse de él porque, a pesar de su alegre manera de responderle, ya no puede oponer a las eternas críticas de su cuñado la misma confianza que antaño.

Sí, la seguridad del señor Wolfsohn está minada, roída por todas partes. No son sólo los pequeños acontecimientos del café Lehmann, el Alte Fritz o el círculo de Los Arenques Feos. Mucho más preocupante es ya la cuestión con el administrador Krause y la mancha de humedad encima del cuadro *El juego de las olas*. Por desgracia, el señor Wolfsohn ya no es uña y carne con el administrador. Ambos caballeros siguen cruzando unas palabras cuando se encuentran casualmente, pero es rara la ocasión en que el señor Krause le cuenta un chiste. Y cuando hace poco el señor Wolfsohn le preguntó directamente cuándo iban a quitar al fin la mancha de humedad, que ya llegaba muy por debajo del cuadro, el administrador Krause dijo, de manera insolente y directa, que con un alquiler tan barato el señor Wolfsohn no podía ponerse así; había un montón de gente que cogería ambas, la casa junto con la mancha. A pesar de todo, naturalmente el administrador va a prorrogarle el contrato de alquiler. El señor Wolfsohn no lo dudaba. Pero la frase sigue siendo una desvergüenza típicamente alemana, y al señor Wolfsohn no se le va a olvidar.

No obstante, las negociaciones con el administrador Krause eran un bombón comparadas con los ocasionales encuentros con el señor Rüdiger Zarnke. Durante los trabajos en el puente, el señor Wolfsohn se había imaginado la especial satisfacción que tendría, con su nueva fachada, al cruzarse en la escalera con el señor Zarnke. Hasta ahora, cuando ambos caballeros se encontraban, el señor Zarnke tenía la costumbre de sonreír burlonamente, enseñando sus fuertes y blancos dientes. Al señor Wolfsohn le corroía mucho no poder responder a la sonrisa en consideración a sus propios y dañados dientes, y la idea de que ahora, con su nueva fachada, podría corresponder en blanco y oro a la burla del señor Zarnke hacía desbordar su corazón. Se alegraba demasiado pronto. El señor Zarnke se había incorporado a las milicias populares, se había convertido en jefe de escuadra. Orgulloso con su uniforme pardo, con sus botas altas, dos estrellas en el cuello, atronaba subiendo y bajando las escaleras. Cuando el señor Wolfsohn lo veía venir, le temblaban las rodillas; prefería dar media vuelta, volver a subir la escalera, ocultarse en su casa. Pero tampoco aquí estaba ya seguro. El señor Zarnke, sobre todo cuando sabía que Wolfsohn estaba en casa, rugía con voz potente el himno popular, con los versos que hablaban de la sangre judía que hace brotar el cuchillo. Contaba a su mujer en palabras estruendosas, imposibles de ignorar, cómo los populares, en cuanto tomaran el poder el 5 de marzo, harían picadillo a los judíos. Se entregaba a feroces detalles. Cómo los judíos tendrían que bajarse de la acera en cuanto un soldado popular, y no digamos un oficial popular, apareciera a lo lejos. Si alguno se atrevía a mirar torvamente, se llevaría un puñetazo. Para él, Zarnke, sería una especial alegría ocuparse del cerdo de al lado. A ése habría que darle una especial lección, y después podrían recoger cada uno de sus huesos del arroyo. El señor Wolfsohn escuchaba inquieto tales discursos. Pequeño, en modo alguno ágil a pesar de su nueva fachada, se sentaba en su sillón orejero y no se atrevía a rechistar. Llevaba a los niños a la cama, miraba fijamente la mancha de humedad, ponía la radio; quizá hubiera algo ruidoso, una marcha militar o un aire popular, que ahogara las amenazas del vecino.

A veces, cuando la música era muy guerrera, se imaginaba cómo al cambiar las tornas, cosa que no podía tardar mucho tiempo en suceder, le daría lo suyo al señor Zarnke. Le pararía en la escalera. Él estaría en el escalón de arriba, y el señor Zarnke en el de abajo. «¿Qué se ha creído, saco de mocos?», le diría. «¿Cómo se presenta ante mí? ¿Usted me llama cerdo, señor? Es inaudito. ¿Se imagina que es mejor que yo porque soy israelita? Eso tiene gracia. Mis antepasados se organizaban, desarrollaban industrias y hacían avanzar la civilización cuando sus estimados ancestros aún eran monos que trepaban por los árboles. ¿Comprendido? Y ahora apártese». De todas las puertas saldría gente a escuchar: el señor Rothbüchner, la señora Hoppegart, el señor Winkler, la señora Josephsohn, y a todos les alegraría el arrojo con el que leía la cartilla a ese tipo con sus botas altas. Sería un *Jontef*, una fiesta, sobre todo para la señora Josephsohn, naturalmente.

Y cuando el señor Zarnke se fuera con el rabo entre las piernas, le daría una patada en el culo que le haría bajar las escaleras volando. El señor Wolfsohn se imagina, feroz, cómo el señor Zarnke, al llegar abajo, vuelve a levantarse trabajosamente —ha perdido una de sus grandes botas durante la caída—, cómo se sacude el polvo de su guerrera parda y se marcha, pequeño y feo. El señor Wolfsohn sonríe ampliamente durante esta dulce fantasía, enseñando los dientes blancos y dorados. En voz baja, pero bien articulada, pronuncia para sí las grandiosas frases con las que liquidará al otro de una vez por todas. Pero entonces la música de la radio termina, vuelve a oírse la voz del señor Zarnke, y el señor Wolfsohn se hunde en su sillón orejero y se apaga.

Ah, se había terminado la seguridad en su querido bloque de la Friedrich Karl Strasse. *My home is my castle* era ahora un recuerdo académico, sin significación práctica. Sin duda las doscientas setenta viviendas seguían siendo iguales entre sí, como una lata de sardinas a otra, pero en el señor Wolfsohn se había producido un cambio incomprensible. Apenas hacía seis semanas, apenas cuatro semanas, había sido uno más de los doscientos setenta cabezas de familia, tenía las mismas obligaciones que los demás, las mismas opiniones, las mismas alegrías, las mismas preocupaciones, los mismos derechos, un pacífico contribuyente que no pedía nada de nadie y al que nadie pedía nada. Ahora los otros seguían siendo lo que eran, pero él —lo leía en todas las esquinas, lo escuchaba en todas las calles—, él se había convertido de repente en un lobo feroz que había llevado a la patria a la ruina. ¿Cómo? ¿Por qué? El señor Wolfsohn se sentaba, cavilaba, y no lo entendía.

Donde mejor se estaba era en la tienda. Pero tampoco allí era ya como antes. Había mucho trabajo, mucho que hacer. Pero en cuanto la frenética actividad cesaba durante un rato, todos se quedaban con el rostro turbio y vacuo. Incluso el vivaz apoderado Siegfried Brieger ya no era tan vivaz como antes; se le notaba que había dejado atrás los sesenta.

Y luego vino una experiencia, un cambio, que afectó al señor Wolfsohn quizá más que ningún otro. El jefe, Martin Oppermann, era un caballero benévolo que mostraba buen corazón hacia sus empleados, pero

en su interior era un hombre arrogante; era cosa sabida. En aquellos días, Martin Oppermann pasó casualmente por la sucursal de la Postdamer Strasse y estaba cerca cuando el señor Wolfsohn tuvo que dejar ir a un cliente sin que comprara nada, lo que ocurría muy raras veces. El cliente era un tipo antipático, probablemente uno de esos que le tiran a uno del metro en marcha, un nazi, pero en la mayoría de los casos la disponibilidad para el servicio a los clientes del señor Wolfsohn despachaba incluso a tipos como aquél. Casi se murió de vergüenza porque este fracaso tuviera que ocurrirle precisamente hoy, a los ojos del jefe. Y efectivamente Martin Oppermann se acercó con su pesado paso al señor Wolfsohn apenas el cliente se hubo marchado.

—¿Se le ha escapado, Wolfsohn? —preguntó.

—Me temo que sí, señor Oppermann —dijo Wolfsohn.

Esperó la explosión que tenía que venir, tenía preparados mil argumentos, pero era muy consciente de que ninguno de ellos era suficiente: no podía haber un fracaso.

Y entonces ocurrió el milagro. No hubo explosión. Antes bien, Martin Oppermann le miró con sus tristes ojos pardos y dijo: —No se preocupe, Wolfsohn.

Markus Wolfsohn era un hombre ágil, de rápido entendimiento; pero esto le dejó sin palabras. A todas luces, Martin Oppermann se había vuelto loco.

—Por otra parte, le veo cambiado —proseguía ahora el loco—, más fresco, más joven.

Wolfsohn se rehízo, buscó una respuesta:

—No son más que los dientes, señor Oppermann —balbuceó. Enseguida se dio cuenta de que era una torpeza parecer un derrochador a los ojos del jefe; el ataque de locura del señor Oppermann le había hecho perder todo control. He tenido que contraer deudas —se apresuró a añadir—, pero no podía aplazarlo por más tiempo.

—Usted tiene un niño, ¿no, Wolfsohn? —se informó Martin Oppermann.

—Un niño y una niña, señor Oppermann —repuso Wolfsohn. Una responsabilidad, en estos tiempos. Uno está loco por esos chiquillos, pero a veces desearía que no estuvieran aquí.

Sonrió a modo de disculpa, de manera un poquito desastrosa, blanca y dorada.

Martin Oppermann se quedó mirándolo. Wolfsohn esperaba que le dijera algo intrascendente, una broma, algo alegre. Era lo que procedía. Y Martin Oppermann lo hizo.

—Ánimo, Wolfsohn —dijo. Pero luego añadió algo asombroso, algo completamente extravagante, antinatural, completamente inadecuado para el director de una empresa tan grande y antigua. En voz muy baja y, le pareció a Wolfsohn, triste y furioso al mismo tiempo, dijo—: Ninguno de nosotros lo tiene fácil, Wolfsohn.

Realmente Martin Oppermann no lo tenía fácil. Las elecciones se acercaban. Los populares iban a llegar al poder, y con ellos la arbitrariedad y la violencia, ya nadie lo dudaba. ¿Y qué se había hecho en Muebles Oppermann para protegerse ante la venidera tempestad? En los próximos días, las tiendas Oppermann se subsumirían, con la excepción de la casa matriz, en Alemana de Fábricas del Mueble. Se habían conformado con eso. La unión, amargamente necesaria, con Wels, que se había roto de forma tan necia por su culpa, ¿se había restablecido?

Martin Oppermann estaba sentado, solo, en su despacho; apoyaba pesadamente ambos brazos en el tablero de la mesa, miraba fijamente al frente con sus tristes y grises ojos. Disparaban contra los Oppermann desde todos los ángulos. Casi todos los días se publicaba un ataque contra Gustav o contra Edgar, y también empezaban a atacar a la empresa. ¿Estaba Wels detrás? Martin se quitó cuidadosamente los quevedos, se dirigió con paso lento a la hoja que, enmarcada y protegida por un cristal, anunciaba desde la pared: «El comerciante Immanuel Oppermann, de Berlín, ha prestado buenos servicios con sus suministros al Ejército alemán. El general en jefe: fdo. Von Moltke». Descolgó la hoja enmarcada, le dio la vuelta mecánicamente, contempló el dorso vacío. Ahora difundían un escrito en el que Muebles Oppermann hacía a la Asociación Deportiva Roja un donativo de diez mil marcos, lo reproducían en facsímil en sus periódicos, lo colgaban en los cuarteles de las milicias populares. El escrito estaba mecanografiado en una hoja auténtica de Muebles Oppermann, estaba correctamente firmado por él. Sólo que no se trataba de la Asociación Deportiva Roja, sino de la Judía, y no de diez mil marcos, sino de mil. Pero de nada había servido desmentirlo. No le iba mejor que a su hermano Edgar, al que cubrían de porquería a pesar de que los testimonios vivos de su ciencia y su arte andaban por la calle a centenares.

Martin volvió a colgar la carta enmarcada, sacudió lenta y repetidamente la cabeza, regresó a su escritorio. De pronto, su ancho rostro se alteró de manera espantosa. Los ojos somnolientos se volvieron amenazadores. Dio un puñetazo en el escritorio con la pesada mano.

—Maldita banda —siseó entre dientes.

De nada sirve maldecir. Ha mantenido la compostura durante cuarenta y ocho años. No deben ver que la pierde.

¿Habrán avanzado las negociaciones con Wels? Brieger, el antes tan charlatán y vivaz señor Brieger, ese maldito Brieger, calla, y Martin teme preguntarle directamente.

Está allí sentado, pesado, carnoso, malhumorado. Pronto sabrá algo sobre las negociaciones con Wels. Lo intuye, lo teme, lo sabe. Está noche lo sabrá de unos labios que le gustan aún menos que los del señor Brieger. Jacques Lavendel le ha invitado esta noche, le ha pedido que acuda; se trata de algo importante. No puede tratarse de nada más que de Wels. Y cuán desagradable tiene que ser la noticia como para que Brieger no se la diga personalmente, sino que se lo pida a Jacques Lavendel.

Esa noche, Martin encuentra a su cuñado Jacques locuaz y desenvuelto como siempre. Le obliga a comer unos panecillos untados con un paté de oca especialmente delicado, acompañados de un buen vino de Oporto. Con Jacques siempre hay que comer y beber. Jacques va derecho a su objetivo:

—Si nos viéramos obligados —dice con su voz ronca— a contar con la participación en la empresa de Klara, si no pudiéramos vivir sin eso como gracias a Dios podemos, le aseguro, Martin, que ahora me desprendería de ella a cualquier precio. Si en los próximos días no logramos construir garantías mayores que la muy dudosa de Alemana de Fábricas del Mueble, preveo dificultades —dice, mordiendo soñador, con los ojos entrecerrados, la mayor parte de la pequeña tostada de paté. Brieger me ha pedido que le comunique cómo van las negociaciones con Wels. Usted, Martin, probablemente pensará —sonríe, su sonrisa incómoda y amistosa— que van mal: yo creo que no van mal —se traga el resto del panecillo con un sorbo de Oporto. Martin mira, los segundos se alargan, tiene los nervios tensos hasta romperse, el hombre que come y que traga le repugna. Sucede —prosigue finalmente Jacques Lavendel— que ese gentil da menos importancia al asunto que a las cuestiones externas, auténticas *Goyim Naches*, distracciones de gentil. Le importa la dignidad. Jacques hace una ínfima pausa antes de pronunciar la palabra dignidad, pone en ella un diminuto acento de ironía; aun así, tal como sale de su boca, frío, masticado, el concepto es ridículo. Martin está profundamente amargado porque el hombre que tiene delante se atreva a escarnecer tan miserablemente en su presencia algo que a él le importa tanto. El hombre sigue hablando: —Imagínese, Martin, es gracioso, el señor Wels se ha encaprichado con usted. Sólo quiere negociar con usted, no con Brieger. Quiere que vaya usted a verle. Está claro que no se siente lo bastante seguro en su tienda.

Martin está sentado cómodamente en un confortable sillón. En casa de Jacques Lavendel no hay muebles Oppermann, tampoco muebles modernos, pero sí muebles cómodos. Aun así, Martin tiene la sensación de no estar bien sentado. Un mareo le atrapa desde los pies, es como en su primer viaje a América, en aquel barquito, cuando vino una fuerte tempestad. Nada de aflojar. Compostura. Dignidad. Ese hombre acaba de burlarse de la compostura y de la dignidad. Para él son… Martin, que, al contrario que la mayoría de los berlineses, evita las palabras de argot, sabe de pronto exactamente lo que la compostura y la dignidad son para su cuñado Jacques Lavendel: chorradas. Pero no va a flaquear. Y no flaquea: apenas si se aferra un poco más al brazo del sillón.

—No creo que vaya a hablar con el señor Wels —dice. Su tono es contenido, como mucho resulta un poco más gruñón que de costumbre. Ve la mirada de su hermana Klara puesta en él, es como si la mirada le resultase un poco compasiva. No quiere su compasión, se ríe de su compasión. De repente sus ojos ya no están somnolientos, no están tristes, sino llenos de ira.

No pienso hacerlo —grita, levantándose. ¿Qué se imagina ese cerdo? ¿Cree que le voy a poner la cabeza para que escupa? Tendría gracia. No pienso hacerlo.

Jacques y Klara miraban en silencio al hombre furioso. Sí, Jacques abrió por entero sus azules ojos, contempló a Martin con atención, lleno de amistad, y ya no había ironía en su voz ronca, sino el buen consejo de un amigo mayor y más experimentado.

—Desahóguese en paz, Martin —dijo. Desahogarse es bueno. Pero creo que cuando lo consulte con la almohada se dará cuenta de que no por eso va a evitarlo. También yo me puedo imaginar cosas mejores que una conversación con el señor Wels. Pero peor es cerrar la tienda. Descanse, y luego vaya a ver a Heinrich Wels. Vaya lo antes posible. Si es mañana por la mañana, mejor. Consiga lo que consiga de Wels, será un beneficio. Y cuanto antes vaya, tanto más podrá conseguir.

Martin había vuelto a sentarse.

—No pienso ir —repitió, lúgubre, pero después del estallido su voz sonaba llamativamente suave.

—*Go ahead*, Martin —dijo de pronto Jacques, con inusual cordialidad. Hay que cerrar el trato con Wels. Go ahead.

Poder maldecir, pensó Martin, ¡poder desfogarse! Pero no tenía sentido delante de ellos. Eran demasiado

razonables. Le miraban a uno tranquila y compasivamente, y en el fondo de su corazón le despreciaban. Se sentó, erguido y lúgubre, en su sillón. Le temblaban las rodillas. Un hambre repentina le acometió, pero los panecillos que tenía ante sí le daban náuseas.

Se levantó, echó hacia atrás con fuerza el pesado sillón.

—Sí —dijo—, puede que vaya. Gracias por los panecillos y el vino. Y por el consejo —añadió con rabia.

—Por lo demás —dijo de pronto Klara con su voz tranquila y resuelta—, yo no forzaría al chico, Martin. —Martin alzó la vista, desconcertado. Cometí un error —prosiguió ella— cuando le aconsejé disculparse.

Martin no entendía. ¿Qué, cómo? ¿Qué chico? ¿Berthold? ¿Qué pasaba ahora? Resultó que no sabía nada de todo el asunto, que Berthold jamás lo había hablado con él. Esto sorprendió incluso al nunca sorprendido Jacques. Contó el asunto a su cuñado, con cuidado, con delicadeza.

Esta vez Martin no siguió esforzándose por mantener la compostura y la dignidad. Tampoco se puso furioso como unos minutos antes, con ocasión del asunto Wels. Los dos golpes consecutivos le arrebataron tanto el valor como la compostura. Los Oppermann iban a extinguirse, iban a ser derrotados, estaba predestinado así, no tenía sentido oponerse a ello. Los ataques a Edgar, los artículos contra Gustav. Mañana tenía que ir a ver a Wels, al estúpido y despreciable Heinrich Wels, humillarse. Y también tendría que humillarse Berthold, su hermoso, dotado, querido muchacho. Berthold ha dicho una verdad, pero ellos no toleran que diga una verdad. Porque es hijo suyo, de Martin Oppermann, tiene que humillarse y decir que una verdad es una mentira, porque es él el que ha dicho la verdad.

Martin estaba sentado con la cabeza baja; Job, pensó. ¿Cómo era la historia de Job? Era un hombre del país de Uz, y se hacían necios chistes sobre él. Era un hombre golpeado. Muchas plagas cayeron sobre él, su negocio se hundió, sus hijos se murieron, se contagió de la lepra, disputó con Dios, y luego Goethe utilizó toda la historia e hizo de ella el prólogo para el *Fausto*. Un hombre golpeado. Está predeterminado, se determinará el día de Año Nuevo y será sellado el día del Yom Kippur, así lo aprendió de niño. Quizá el día del Yom Kippur habría debido cerrar las tiendas, aunque sólo fuera en memoria del abuelo Immanuel. Brieger también estuvo siempre a favor de hacerlo. En casa había tres o cuatro Biblias, habría que releerlas alguna vez, el pasaje sobre Job, por ejemplo, pero no se llega a hacerlo. No se llega a nada, no se entrena uno, se convierte uno en un viejo, se convierte en un hombre abatido, y no se llega a nada.

—Yo no obligaría al chico —repitió Klara. Preferiría sacarlo del colegio.

—Ya veré —dijo Martin, y sonó ausente, disperso. Pero no iré a ver a Wels —afirmó furioso. Muchas gracias de nuevo —dijo, y trató de sonreír. Tenéis que disculparme. Ha sido demasiado de una vez.

—Naturalmente que irá a ver a Wels —dijo Jacques Lavendel, una vez que Martin se hubo marchado. Les ha ido bien aquí en Alemania —añadió pensativo. No están acostumbrados a nada.

Abajo, desfilaba una escuadra de mercenarios populares que volvían de un mitin electoral; iban cantando: «Cuando la bomba de mano estalla / el corazón ríe en el cuerpo». Jacques Lavendel movió la cabeza.

—Se le puede dar la vuelta —dijo. «Cuando la bomba de mano ríe / el corazón estalla en el cuerpo».

Cerró los postigos, sacó unos discos, puso melodías que amaba. El olor de los panecillos y el vino flotaba en el ambiente. Soñador, se metió uno más en la boca, lo masticó despacio, bebió a sorbos muy pequeños. Con la ancha y rubia cabeza inclinada, los ojos cerrados, tarareó el disco:

Seis hermanos hemos sido,
hemos tratado con medias.
Uno murió, por desgracia,
sólo cinco hemos quedado.
Jossel toca el violín…

Entretanto, Martin había llegado a la Corneliusstrasse. Encontró a Liselotte y a Berthold todavía en el invernadero. Miró a este último. Se dio cuenta de lo adulto que el chico se había hecho en las últimas semanas, de lo triste y envejecido que estaba. Era un mal padre, por no haberse dado cuenta de nada en todo ese tiempo. Le puso en el hombro la pesada mano; en verdad su hijo era ahora más alto que él.

—Bueno, muchacho —dijo.

Berthold vio enseguida que su padre lo sabía todo. Le alivió saber que ahora podría hablar con él.

—¿Fue desagradable la entrevista con Jacques? —preguntó Liselotte. Ya en el paso de Martin, antes de que entrara a la habitación, había notado que algo malo le ocurría.

—Bueno, no fue un *Jontef*, no fue ninguna fiesta —respondió Martin—, por emplear la forma de hablar de nuestro cuñado.

Volvió a mirar a Berthold, ponderativo. ¿Debe hablar ahora con él? Está agotado, cansadísimo. Lo más agradable sería apagar la luz, cerrar los ojos, sin irse a la cama, aquí sentado, tal como está, en este sillón. No es un sillón tan cómodo como el de Jacques, es un sillón Oppermann, podría permitirse uno más caro, pero el sentido del deber hace que en su casa sólo haya muebles Oppermann. Echó a perder el asunto con Wels sólo porque entonces no estaba bien dispuesto. Quizá no debería hablar con Berthold hasta mañana. Pero ahora, con Berthold y Liselotte a la vez, es más fácil. Y mañana tendrá que ir a ver a Wels, a humillarse.

Tú también has tenido tus problemas estas últimas semanas, hijo mío —empieza. Su tono resulta natural, no demasiado grave. Uno tiene más fuerzas de lo que imagina; cuando se cree que realmente se acabó, que ya no se puede más, siempre vuelven a encontrarse reservas—: Ha sido muy amable por tu parte no importunarnos con tus historias, pero yo habría estado gustosamente a tu disposición, Berthold. Y mamá también.

Liselotte vuelve su claro rostro del uno al otro. No lo ha tenido fácil estas últimas semanas, entre el silencioso marido y el silencioso hijo. Los tiempos exigen mucho de la esposa cristiana de un marido judío, de la madre cristiana de un hijo judío. Es bueno hablar por fin.

—No has tenido suerte con tu exposición, Berthold —dice cuando Martin concluye su relato. Estabas tan contento con ella.

Difícilmente puede expresarse con mayor sencillez todo lo que ha ocurrido en torno a la ponencia; no obstante, Berthold siente que su madre lo ha dicho todo, que conoce cada matiz con tanta exactitud como él.

—Era una buena exposición —dijo de pronto, apasionadamente. Tengo el manuscrito. Ya veréis, papá, y tú, mamá, es lo mejor que he hecho. También el director François puede confirmarlo. Al doctor Heinzius le habría gustado.

—Sí, hijo mío —le tranquiliza Liselotte.

—Pero ahora está allí el doctor Vogelsang —vuelve Martin al tema. Aún faltan dos meses hasta el cambio de clase, después de Semana Santa —reflexiona. Tienes que aguantar hasta entonces.

—¿Crees que debo pedir excusas? —Berthold se esfuerza en hablar con objetividad, como si fuera un asunto de negocios, sin amargura. ¿Retractarme? —completa con sequedad.

Quizá fue precisamente esa sequedad la que irritó a Martin. Estoy agotado, se dijo, estoy condenadamente mal dispuesto. Tendría que haber dejado esta conversación para mañana. Ahora no puedo perder el control bajo ninguna circunstancia.

—Por el momento aún no creo nada —dijo; quería sonar amable, pero sonó bastante áspero. ¿Qué crees tú que ocurrirá si te niegas? —prosiguió tras un corto silencio, ponderando con frialdad.

—Probablemente me suspenderán la reválida —dijo Berthold.

—Eso significa —constató Martin— que tendrías que renunciar a la enseñanza superior. A una carrera académica en Alemania —seguía hablando con sobriedad mercantil, calculador. Sacó los quevedos y los limpió. Comprenderás, Berthold —concluyó—, que no pueda estar de acuerdo con eso.

Berthold miró a su padre. Estaba allí sentado, contenido, consciente de su objetivo. Negociaba con él como con un socio del que se quiere conseguir algo. De modo que así era su padre cuando se trataba de negociar. No entendía de qué se trataba. No quería entenderlo. Ha hecho bien en no hablar con él. Pero ahora tiene que decir algo. Están esperándolo.

—Sería capaz de soportar muchas cosas —dijo, cauteloso—, si no tuviera que presentar esas… —titubeó — excusas —encontró finalmente la palabra.

—Ahora todos tenemos que soportar muchas cosas —dijo Martin, obstinado, malhumorado, sin mirar a su hijo; sonó más duro de lo que él hubiera querido. Berthold, palideciendo, se mordió el labio inferior.

Liselotte, temerosa, se apresuró a mediar:

—Creo —dijo— que precisamente en su actual situación tu padre agradecería que pudieras superarte.

—No me lo hagáis tan condenadamente difícil —gruñó lúgubre Martin. —¿Es que todos tenéis que ponérmelo tan difícil? Esos cerdos, esos vulgares y viles cerdos —gritó de pronto.

Berthold nunca había oído gritar a su padre. Se puso en pie de un salto, le miró asustado a los ojos, muy abiertos, tenebrosos, inyectados en sangre. También Liselotte estaba muy pálida.

—Creo que deberías hacerlo, Berthold —dijo, en voz llamativamente baja.

—Deberías, deberías —se burló Martin. *Tiene* que hacerlo. También yo tengo que hacer algunas cosas que no querría —repitió con malignidad y testarudez.

—Ahora no vamos a tomar decisiones —dijo Liselotte. Vámonos a dormir —pidió. Nadie va a obligarte —dijo a Berthold. No debes hacer nada que no quieras hacer por propia voluntad, hijo mío.

Después de la explosión, Martin había vuelto a sentarse. Apretaba con fuerza los labios. Un saco y ceniza, pensó para sus adentros, Canossa, Job. Tendría que haber hablado con él mañana. Miró a su hijo, a su esposa, con ojos vacíos.

—He necesitado cuarenta y ocho años —dijo al fin— para darme cuenta de que a veces la dignidad puede estar de más. Tú tienes diecisiete, Berthold. Te lo digo, es así. Pero no te pido que me creas.

Habló con sobriedad, pero fue como un monótono lamento. Sus palabras sonaban apagadas; aquel hombre pesado parecía tan agotado que Berthold y Liselotte se asustaron aún más del cansancio que de su explosión.

Al día siguiente, cinco minutos antes de las once, Martin Oppermann estaba sentado en el tercer piso de Muebles Heinrich Wels & Sohn.

Wels le había citado a las once. Él no se había puesto al teléfono, había hecho que un empleado le dijera a Martin que podía ir a las once. Martin llegó a las once menos cinco.

No se le condujo a una antesala cerrada, sino que se le hizo esperar en los locales de venta. La planta era espaciosa, aireada, puntillosamente limpia. Había orden en Heinrich Wels & Sohn. Martin Oppermann tuvo tiempo de constatarlo, porque se le hizo esperar mucho.

Estaba sentado en una silla en realidad demasiado pequeña para ese hombre pesado, erguido, en postura poco airosa, esforzándose en mirar inmóvil al frente, ni a la derecha ni a la izquierda. El negocio estaba tranquilo. Aun así, había mucha vida alrededor de Martin Oppermann. Los empleados iban y venían atareados. Miraban con curiosidad al jefe de Muebles Oppermann, que esperaba allí sentado a que el señor Wels lo recibiera.

Martin Oppermann lo veía, pero no quería verlo; estaba sentado inmóvil.

Miró su reloj. Pensaba que eran las once y veinte, pero eran sólo las once y dieciséis. Era un hermoso y pesado reloj de oro; lo había recibido del abuelo Immanuel cuando, a los trece años, fue convocado por vez primera para recibir lecciones de la Torá. Naturalmente ahora Alemana de Fábricas del Mueble tenía una nueva marca comercial, la imagen del viejo Immanuel había desaparecido de los pliegos de papel. El nuevo emblema es muy bonito, Klaus Frischlin ha traído a un artista de primera clase. Pero también hay hermosos emblemas en el papel de muchas otras firmas.

Ahora tienen que ser las once y veinticinco. Son las once y veintiuno. Hay que seguir erguido, no dejar caer la cabeza. Berthold va a tenerlo más difícil. Él, Martin, sólo tiene que seguir ahí sentado. El chico tiene que hacer algo. El chico tiene que salir ante sus compañeros y decir: mi verdad es una mentira, he dicho mentiras. Las once y media. Martin se vuelve hacia un empleado y ruega que le recuerde al señor Wels que está esperando.

A las once cuarenta, Heinrich Wels le hace pasar. Está allí sentado en uniforme de jefe de asalto, con estrellas, correajes, hebillas.

—Le he hecho esperar mucho, Oppermann. Política. Ya comprenderá, Oppermann, que ahora la política tiene prioridad.

Tenía una fina y aguda sonrisa en el rostro leñoso de duras arrugas; hablaba como un superior a su subordinado. Estaba dispuesto a saborear por completo su triunfo; Martin se dio cuenta enseguida. «Oppermann», ha dicho. Le había dado una bofetada a Martin Oppermann. Pero la bofetada tuvo un segundo efecto: en el mismo instante, Martin puso en marcha todo lo que había en él de instinto mercantil, de rápido olfato comercial. Ese de ahí, ese truhán de siete suelas, quería humillarlo. Tenía que dejarlo correr, tenía que dejar correr la dignidad que había conservado durante cuarenta y ocho años. Así estaban las cosas en la Alemania de ese febrero. Bien, lo hará. Pero también hará que le paguen por ello. «Oppermann», le ha dicho ese cerdo. Bien, lo aceptará, dejará de ser el señor Oppermann. Aceptara aún más. Pero se lo encontrará en la cuenta, señor Wels.

—Sin duda, señor Wels —dijo cortésmente.

Seguía de pie.

—El señor Brieger me ha hablado de su oferta —dijo Heinrich Wels al hombre de pie. Con su señor Brieger se puede negociar mejor que con usted, Oppermann. Pero he visto que luego podrían surgir «malentendidos». Quería evitarlo. Por eso le he hecho venir. Siéntese, por favor.

Martin, obediente, se sentó.

—Tiene usted claro —prosiguió Wels— que el nombre Oppermann y todo lo que recuerde a él tiene que desaparecer. En la nueva Alemania no puede haber unos Muebles Oppermann. Lo comprende.

—Sin duda, señor Wels —dijo Martin Oppermann.

Martin Oppermann comprendió todo lo que el señor Wels quiso que comprendiera. «Sí, señor Wels, sin duda, señor Wels», salía de sus labios una y otra vez, y cuando el señor Wels hacía chistes feroces con su

sorda voz, Martin sonreía. Una sola vez luchó por más tiempo. Fue cuando el señor Wels exigió que también la casa matriz de la Gertraudtenstrasse tenía que desaparecer, y que la central de Alemana de Fábricas del Mueble tenía que trasladarse aquí, a su tienda principal. Con mucha cortesía, Martin pidió excluir la casa matriz. La pequeña tienda, que él quería seguir gestionando de manera privada, no podría hacer competencia ninguna a la poderosa industria representada por Unión Alemana de Fábricas del Mueble. Esta chusma arrogante, pensó Wels. Estaba claro que Oppermann tenía razón, que la continuación de la casa de la Gertraudtenstrasse no era realmente más que un caro lujo que Martin Oppermann se permitía a título personal. Pero Wels no quería concederle ni eso. Insistió, imperativo, y Martin, cortés, no cedió. Con modestia, expuso un argumento que Wels tuvo que considerar. Si se mantenía una tienda Oppermann, explicó, sin duda toda la transacción no aparecería como un chanchullo y una medida impuesta. Después de mucho tira y afloja, llegaron al acuerdo de que la casa matriz podría seguir siendo gestionada en privado hasta el 1 de enero por Gustav y Martin Oppermann, y luego tendría que ser liquidada o pasada a la gestión de Alemana de Fábricas del Mueble.

—¿Está claro, Oppermann? —preguntó el señor Wels. —Sin duda, señor Wels —respondió Martin.

Entraron en los pormenores. Discutieron la complicada regulación de los detalles, de hasta qué punto los Oppermann participarían en la dirección y en los resultados económicos de la nueva sociedad. Y ahora, Martin, lo sintió con profunda satisfacción interior, estaba bien dispuesto. Encontró nuevas y felices soluciones concretas, más hábiles incluso que las bien ideadas instrucciones generales del profesor Mühlheim. Las condiciones de Heinrich Wels eran jugosas. Pero se había desgastado en exigencias de naturaleza representativa, ya no tenía la fuerza para percibir los intríngulis y las trampas de las flexibles y complicadas propuestas de Martin. Hizo concesiones con estúpida arrogancia.

Una vez discutidos los detalles administrativos y financieros, surgió de nuevo su arrogancia. Durante tantos años, Martin Oppermann le había hecho tragar amarguras de todas clases. Ahora iba a sentir que Heinrich Wels estaba arriba y él, por completo, en sus manos.

—«El que compra en Oppermann compra bueno y barato» —se burló. Lo de «barato» ha sido cierto. Alemana de Fábricas del Mueble pondrá el acento en el «bueno». Sus cachivaches baratos —declaró, duro, tosco, concluyente— desaparecerán de una vez por todas de la nueva empresa. La nueva Alemania no tolera esos trastos, por servirme de su forma de hablar. Seremos más caros, pero seremos sólidos.

Loco, idiota, necio, sesos de mosca, uniforme pardo, pensó Martin Oppermann.

—Sin duda, señor Wels —dijo.

Cuando Martin se hubo ido, Heinrich Wels siguió sentado un buen rato. Mecánicamente palpó las estrellas y los correajes de su uniforme. Estaba satisfecho de sí mismo. Había vapuleado a esa chusma arrogante. Era bueno tener al adversario frente a sí en el suelo, sentir cómo se le pone el pie en la nuca. Ha tenido que esperar mucho, ha tenido que esperar hasta el umbral de la ancianidad, pero aún tiene fuerzas suficientes para saborear por entero la experiencia. Ahora es el momento. Ahora el mundo ha recuperado su equilibrio. Ahora las estrellas y correajes de su uniforme pardo han cobrado sentido. Ahora los señores, los señores natos, estaban donde les correspondía, y los advenedizos yacían de rodillas ante ellos y escuchaban las leyes que les dictaban. Qué cortés puede ser Martin Oppermann. «Sí, señor Wels, sin duda, señor Wels». El tono bajo, cortés y humilde de esas palabras será un consuelo para él en su lecho de muerte. Recuerda la hora en que Martin Oppermann le humilló, entonces, en la Gertraudtenstrasse. Que no vayan a cortarse estos señores, había pensado entonces, en el ascensor. Sabía muy bien qué aspecto tenía el ascensor, y la cara de sorpresa que había puesto el mozo del ascensor ante su propio y lúgubre rostro. Ahora se habían cortado los señores, y la oscuridad de su rostro había desaparecido.

Tras el inmenso esfuerzo, Martin se sentía tan cansado como esperaba. Iba en su coche, hacia la Gertraudtenstrasse; ante él estaban las anchas espaldas de su chófer, Franzke. Quizá no iba tan erguido como antes, pero erguido al fin y al cabo, con una sonrisa vacía y satisfecha en los labios. Sí, estaba contento. Lo ha hecho mal durante mucho tiempo, durante un año, quizá más. En su lugar, hace mucho que Immanuel Oppermann habría puesto a salvo a su gente, y también su dinero, y liquidado el negocio: pero el abuelo Immanuel estaría satisfecho con la forma en que él lo ha hecho hoy. Sin duda Heinrich Wels, ese imbécil, creía haber logrado una enorme victoria. Era una victoria como las victorias de los alemanes en la Guerra Mundial. Ellos habían vencido, y los otros habían ganado. «Sin duda, señor Wels». Sonrió.

Sin titubear, se sentó y llevó al papel el acuerdo que había alcanzado con Wels. Pidió a Mühlheim que pasara. Lo que se le había ocurrido durante la entrevista con Wels, en aquel momento, estaba tan finamente hilado que a veces hasta Mühlheim necesitó algún tiempo para entender todas sus consecuencias. Fue una gran satisfacción para Martin. Ratificó el acuerdo alcanzado con Wels; hizo que éste lo ratificara.

No era fácil aceptar que ahora los cuadros de Oppermann desaparecerían, que el nombre de Oppermann

desaparecería. Pero ese mismo día empezó a hacer desaparecer los cuadros y los nombres.

Con tal fin llamó a su despacho a los señores Brieger y Hintze y determinó con ellos los detalles técnicos. El señor Hintze, sentado muy erguido, sombrío, propuso colgar en el lugar de Immanuel Oppermann una gran foto de Ludwig Oppermann, uno de los hermanos, que había caído en Francia en el año 1917.

—Esa banda le tendrá algún respeto —dijo rechinando los dientes. Martin, ambos caballeros lo habían notado, había abandonado el muro protector de su dignidad, permitía acercarse más a él. Pero ahora, de pronto, volvió a ser el de siempre. Lanzó una rápida mirada de reojo al señor Hintze:

—No, Hintze —dijo con frialdad, cortando toda réplica. No compraré ninguna concesión invocando el nombre de mi hermano Ludwig.

Él mismo, la noche de ese día, y aunque no habría sido necesario, descolgó el escrito enmarcado del mariscal Moltke, lo envolvió cuidadosamente, lo ató con minuciosidad y se lo llevó consigo. Cuando salió de la casa, el viejo y gruñón portero Leschinsky abrió la boca, cosa que hasta ahora nunca había ocurrido, y dijo:

—Adiós, señor Oppermann.

En casa, la satisfacción de Martin por el éxito comercial que tan caro había pagado se desvaneció con rapidez. Hasta ahora, en cada uno de los casos le había costado especialmente superarse cuando había tenido que dar a sus hermanos noticias desagradables. Ante la magnitud y la dureza de lo que ahora se les venía encima, su esfuerzo por mantener la compostura y la dignidad desapareció. No, no hacía falta ocultar un dolor semejante. Se podía gritar sin vergüenza, al desnudo. Pidió a sus hermanos que acudieran a verle la noche siguiente.

Contó lo que había acordado con Wels. No les dijo nada de las humillaciones con las que había tenido que pagar su éxito. Pero los otros ni siquiera entendieron el éxito, sólo comprendieron que ahora Muebles Oppermann se había acabado. El único que le entendió fue Jacques Lavendel.

—Espléndido —dijo, y le miró amablemente y lleno de cordial reconocimiento—. Lo ha hecho espléndidamente, Martin. ¿Qué quiere? Antes estábamos al borde del fracaso, y ahora todo va sobre ruedas. O al menos sobre ruedecillas.

Pero los otros no compartieron su tono. Martin trató de gastar una broma bastante amarga; le dijo a Gustav que, ya que tenía el cuadro de Immanuel, ahora tenía asegurada por lo menos la carta de Moltke. Pero pronto, en vista del abatimiento de todos, también Martin sintió que la última alegría de su éxito comercial se le escapaba.

Estaban todos a su alrededor, los hermanos Oppermann, en torno a una gran mesa redonda de los tiempos de Immanuel Oppermann, una vieja y sólida mesa de nogal, fabricada en su día bajo la personal supervisión de Heinrich Wels padre, con la imagen del viejo Oppermann sobre sus cabezas. No habían vuelto a reunirse desde aquella fiesta de cumpleaños en casa de Gustav, en la Max Reger Strasse. Eran una misma cosa, se veía; también el cuadro formaba parte de ellos. Pero ahora esa cohesión era probablemente su más valiosa posesión, lo único que seguía siendo firme. Todo lo demás desaparecía a su alrededor, se les escapaba bajo los pies.

Jacques Lavendel trató una vez más de animarlos con cierta superioridad escéptica, pero no sirvió de nada, y pronto también él dejó de intentarlo.

Esos hombres fuertes permanecieron minutos en silencio. Gustav ya no estaba radiante como de costumbre, Martin había abandonado su compostura y dignidad, Edgar la amurallada confianza del científico de éxito, Jacques Lavendel su escéptico optimismo. Con las grandes cabezas bajas, miraban ante sí con los ojos hundidos. Eran hombres robustos, capaces cada uno en su terreno, bien preparados para hacer frente a cualquier enemigo, a un duro golpe del destino. Pero ahora estaban sentados sin confianza ninguna, gravemente afligidos; porque lo que ahora les esperaba lo sentían en todos los miembros; no era la agresión de enemigos concretos ni un único golpe del destino. Era un terremoto, uno de los grandes amotinamientos de la insondable y concentrada necedad del mundo, y ¿de qué sirve la fuerza y la inteligencia del individuo ante uno de semejantes acontecimientos elementales?

Después de algún tira y afloja, los chicos del club de fútbol decidieron expulsar a Berthold. Lo hicieron a disgusto. No era sólo que, con la marcha de Heinrich, el partido con el instituto Fichte careciera ahora de toda expectativa para ellos; también pensaban que Berthold era un buen compañero. Ni siquiera sabían muy bien por qué lo difamaban.

Heinrich Lavendel estaba profundamente furioso. Encontraba un poco tonta la conducta de Berthold —él en su lugar se habría retractado—, pero muy decente. Si hubiera tenido que ejemplificar el heroísmo, lo habría hecho con la conducta de Berthold. Había que escribir redacciones sobre los conflictos de conciencia

de Wallenstein, de Torquato Tasso. Tonterías, caballeros. Aquí tienen ustedes los verdaderos problemas. ¿Cómo hay que comportarse, con inteligencia o con decencia? Algún clásico francés ha dicho: «Si alguien me acusa de haber robado Notre Dame y habérmela metido en el bolsillo, lo que haré será salir corriendo». La conducta, por ejemplo, que aconseja este clásico francés es inteligente. Él mismo, Heinrich, se comporta de forma inteligente. No piensa denunciar a ese mocoso, ese *damned fool* el Larguirucho. Berthold en cambio se comporta de forma decente: no se retracta. Sin duda en el siglo XX se llega más lejos con la razón que con la decencia. Aun así, Berthold le impone, y le quiere mucho.

Vio con amargura el creciente aislamiento de su amigo y pariente. Porque después de expulsar a Berthold del club de fútbol, había que ser consecuente. Si los Jóvenes Águilas habían roto el trato con él desde el comienzo, por motivos de principio, ahora lentamente les seguían los otros.

Berthold vagaba, encerrado en sí mismo, silencioso. Empezó a dormir mal. Una noche, después de cenar, Liselotte le dijo:

—Veo luz en tu cuarto hasta muy tarde, Berthold. Creo que en un caso excepcional como éste podrías intentar tomar un somnífero. Ve tranquilo al botiquín si un día se te hace demasiado tarde.

—Gracias, mamá —dijo Berthold—, pero me las arreglaré sin eso.

Tercamente, trató de convencerse de que no importaba lo que opinaran los de penúltimo curso. Tenía a su tío Joachim Ranzow, a su prima Ruth, a Heinrich Lavendel, a Kurt Baumann. Kurt, hay que decirlo, se ha comportado con enorme decencia. No tiene la menor intención de aceptar el estúpido culto al héroe que los otros practican con el Larguirucho. Es el colmo.

Uno de esos días, a Berthold le volvieron a dejar el coche. A su viril manera, de pasada, como si no fuera nada, como si no fuera un gran favor, dijo a Kurt Baumann:

—Mañana por la tarde a las seis, después de inglés, van a dejarme el coche. Así que a las seis y cinco en la Meierottostrasse.

Kurt Baumann dudó un momento insignificante. Luego dijo:

—Eh, chico, estupendo.

A las seis y cinco del día siguiente, Berthold le dijo al chófer Franzke que esperaba en la Meierottostrasse:

—Espera un minuto. Estoy esperando a Kurt Baumann.

—Bien —dijo el chófer Franzke.

A las seis y ocho, Berthold dijo:

—Un minuto más. Vendrá enseguida.

—Sin duda, señor Berthold —dijo el chófer Franzke. A las seis y cuarto, Berthold dijo:

—Vámonos, Franzke.

—Podemos esperar otros cinco minutos, señor Berthold —dijo el chófer Franzke.

—No, Franzke —dijo Berthold. Vámonos —se esforzaba en parecer indiferente.

—¿No quiere ponerse al volante, señor Berthold? —preguntó el chófer Franzke al cabo de un rato, cerca de la iglesia memorial. También él se esforzaba en emplear un tono indiferente, como si no tuviera importancia dejar el volante a Berthold en medio del más denso tráfico.

—Gracias, Franzke —dijo Berthold. Muy amable de su parte, Franzke. Hoy no.

El director François estaba en el despacho de su casa, de una comodidad antigua, ahumado, atiborrado de libros, delante de su manuscrito *La influencia del hexámetro antiguo en el estilo de Klopstock*. No era fácil concentrarse; pero aún faltaba media hora larga para la cena, merecía la pena intentarlo. Se dejó llevar por los hexámetros como por las olas del mar, su flujo uniforme calmó su disgusto.

De pronto, la puerta se abrió. Tempestuosa, en amplio frente, Nubecilla Negra irrumpió en la habitación. Se dirigió vehemente hacia el delgado François, envuelta en el vuelo de su bata. Estaba tan llena de lo que tenía que decir que le faltaban las palabras. Sin decir nada, estampó en el escritorio una hoja de periódico grande y desplegada, de forma que cubrió completamente el manuscrito, los volúmenes de los viejos clásicos, el Klopstock. Era la edición de aquel día del órgano berlinés de los populares.

—Ahí —dijo la señora Emilie François, nada más, y se quedó allí, la fatalidad hecha carne.

François leyó. Era un artículo sobre la situación en el instituto Königin Luise. Ese centro, durante mucho tiempo un criadero de traidores a la patria, se decía, estaba ahora completamente podrido. Un estudiante judío, un esperanzador retoño de la tristemente famosa familia Oppermann, había escarnecido de la peor manera en una exposición oral, delante de toda la clase, a Hermann el Alemán, sin que hasta ahora su profesor nacionalista hubiera logrado llamar a capítulo a esa buena pieza. Protegido por el degenerado director del centro, un típico representante del sistema, ese insolente muchacho judío seguía disfrutando de

la gloria de su alta traición. ¿Cuándo iba el Gobierno nacional a poner fin a este inaudito estado de cosas?

François se quitó las gafas, parpadeó. Se sentía muy mal.

—¿Y bien? —preguntó amenazante Nubecilla Negra.

François no supo qué responder.

—Qué espantoso alemán —dijo al cabo de un rato.

No habría podido decir nada mejor; porque tal manifestación hizo explotar al fin a Nubecilla Negra. ¿Cómo? ¿Este hombre se ha arruinado a sí mismo y a su familia con su eterna y flemática indecisión, y ahora no tiene otra cosa que alegar contra quienes le atacan que el hecho de que hablan un mal alemán? ¿Es que se ha vuelto loco? La mujer del portero le ha traído el artículo, mañana diez amigas le traerán el artículo. ¿Es que no se da cuenta de que se ha acabado? Lo echarán del cargo con vergüenza y oprobio. Seguramente ni siquiera le concederán una pensión. ¿Y entonces qué? Doce mil setecientos marcos tienen en el banco. Los valores no son más que unos centenares. Alrededor de diez mil doscientos marcos. ¿De qué van a vivir, él, ella y los niños?

—¿De esto? —preguntó, y golpeó con la mano el manuscrito; pero sólo alcanzó la hoja de periódico.

El director François estaba aturdido por la tempestad. Sin duda lo que decía Nubecilla Negra estaba desmedidamente exagerado; pero le esperaban horas oscuras, muchas y muy oscuras. Pobre estudiante Oppermann. Oppermann era un dáctilo, se podía utilizar bien en un hexámetro; también François era un dáctilo, pero no puro, más difícil de utilizar. «Soporta también esto, corazón mío, has soportado ya tanto». A lo lejos, se oía el murmullo de los hexámetros. Ah, poder entregarse a ellos.

Emilie tomó su silencio por obstinación. Su amargura aumentó. Descargó su indignación en furiosos e interminables discursos, de largos ecos, se dijo el agobiado François. Mañana, rugió, tenía que plantear a ese mocoso la alternativa: excusa en toda regla o expulsión con escarnio del instituto. Lo mejor que podía hacer era ir ella misma a hablar con el padre de esa buena pieza o con su tío, su atildado amigo Gustav. Dónde tendría ella sus cinco sentidos cuando se casó con este calzonazos, este blandengue. François se encorvó. No tiene sentido levantarse contra la tempestad. Sólo se puede esperar hasta que Nubecilla Negra haya terminado. En algún momento tendrán que fallarle los pulmones. ¡Con cuánto gusto renunciaría a la cena y se iría a la cama!

La señora Emilie le había zarandeado de tal modo que los golpes del día siguiente ya no podían hacerle mucho. Pedell Mellenthin llevaba el periódico, grande y llamativo, en el bolsillo; todos los profesores y estudiantes con los que se cruzó en su camino lo llevaban, había varios ejemplares encima de su escritorio. Allí estaba él, sentado entre Voltaire y Federico el Grande. Una ola de porquería había caído sobre su instituto, sobre todo el país. Él ya estaba tan cubierto de suciedad que apenas la sentía.

Muy pronto, también el catedrático Vogelsang apareció en el despacho de dirección. Había cambiado. Su rostro estaba rígido como una máscara, la sonrisa inquietantemente amistosa había desaparecido. Entraba como vencedor ante el vencido, como vengador, férreo; el invisible sable tintineaba a su costado. Así, pensó François, debió de presentarse Brennus, el bárbaro, ante los romanos, alterando los pesos al poner en la balanza su espada de vencedor.

Sí, el catedrático Vogelsang podía disfrutar de su triunfo a pleno pulmón. Ha sabido que las elecciones estaban decididas antes de celebrarse. Los dirigentes nacionalistas —se le ha comunicado en secreto, pero de forma absolutamente fiable— han decidido una acción, una acción flamígera, que hará de las elecciones, en cualquier circunstancia, una victoria para la causa nacional. El catedrático Vogelsang ya no tiene que tomar precauciones ni en el caso Rittersteg ni en el caso Oppermann. Por eso ha salido a la luz pública, y así, como triunfador, se presentaba ahora ante el director François.

Ha esperado este triunfo mucho tiempo, pero ahora lo saborea. No le deja ni un resquicio al otro. Dos meses, declaró acerado al pequeño François, más de dos meses ha soportado la vergüenza este centro. Es suficiente. Si en este mismo mes el estudiante Oppermann no pide excusas, él, Vogelsang, sabrá hacer que el alumno sea suspendido y expulsado de los institutos de enseñanza prusianos. No comprende cómo el director François, tan frecuente y seriamente advertido, ha podido dudar tanto tiempo. Ahora la pústula ha reventado, todo el centro está cubierto de porquería.

El triunfante catedrático se alza rígido entre los bustos de Voltaire y Federico el Grande. Este mismo mes, pensó François. Febrero tiene sólo veintiocho días. Cómo grazna. A su lado, el tronar de Nubecilla Negra es una ópera de Mozart. «Brekekekex koax koax». Su cuello ha vuelto a descender otro medio centímetro. Se adapta. En Roma, los bárbaros también se adaptaron.

—¿No quiere sentarse, querido colega? —preguntó. Vogelsang no quería sentarse.

—Tengo que pedirle una respuesta clara e inequívoca, señor director —exigió chirriante. ¿Advertirá al alumno Oppermann de que o revoca sus insolentes afirmaciones de aquella exposición antes del 1 de marzo

o será suspendido?

—No tengo del todo claro —dijo François con suave ironía— lo que realmente desea, querido colega. Tan pronto habla de excusas como de retractación. ¿Cómo imagina la cuestión, en su aspecto técnico? ¿Debe Oppermann pedir disculpas aquí, en la dirección, o ante la clase en pleno?

Bernd Vogelsang retrocedió un paso.

—¿Excusas? ¿Retractación? —dijo, sorprendido. Estaba allí, furioso, como su propio monumento—. Ambas cosas, por supuesto —exigió. Creo, señor director, que tal como están las cosas hará bien en dejarme elegir a mí la forma en que el castigo ha de ejecutarse.

El vengador de Hermann el Alemán, pensó François. El Querusco no se merecía esto.

—Bien, querido colega —dijo. Hablaré con el alumno Oppermann. Pedirá excusas y se retractará. Sólo una cosa quiero reservarme: el estilo de su declaración. El estudiante Oppermann tendrá sus defectos, pero no es un mal estilista. Seguro que también usted lo ha observado, querido colega.

¿Era burla? Bernd Vogelsang pensó en las insolencias que François se había permitido acerca del alemán del Führer, entonces, cuando habló con él por vez primera a cuenta del asunto Oppermann. Estilo. Habeat sibi. Allí estaba sentado, sin nada más que su poquito de ironía. Penoso, señor director. Él, Bernd Vogelsang, sabrá dar a la humillación del alumno rebelde la forma de un impresionante espectáculo. Todos verán cómo expulsa de esta casa el espíritu de la disgregación. Que el director François se envuelva en su mísera ironía: él, Bernd Vogelsang, actúa.

Alfred François había tenido que ver muchas cosas nuevas y malas en las últimas semanas. «El puño del destino le había abierto los ojos», como solía expresarse el Führer. Pero durante las últimas horas había caído sobre él tanto y tan duro que creyó que en adelante nada más podría afectarle. Sin embargo, ahora, mientras esperaba al alumno Oppermann, supo que se había equivocado, que lo más difícil estaba aún por venir.

—Siéntese, Oppermann —dijo, cuando entró Berthold. ¿Ha leído el Döblin que le recomendé?

—Sí, señor director —dijo Berthold.

—Buena prosa, ¿verdad? —preguntó François.

—Maravillosa —dijo Berthold.

—Sí —dijo François, esforzándose por no mirar los audaces ojos grises del muchacho—; Oppermann, no me resulta fácil, me resulta incluso condenadamente difícil. Pero sin duda usted sabe que este asunto ha estado revolviendo las aguas. Por desgracia, tengo que ponerle ante la alternativa… —resopló un poco por la nariz, no terminó la frase.

Naturalmente, Berthold sabe de qué se trata. Si fuera un tercero, justo como es, vería el tormento en el rostro del hombre. Pero así, repleto de amargura, no piensa ahorrarle nada.

—¿Ante qué alternativa, señor director? —pregunta, y obliga a François a mirarle.

—Tengo que pedirle —dice François, con la respiración todavía alterada— que se disculpe por aquella afirmación de su ponencia, que la retire. Si no lo hace —ahora trata de hablar con sequedad funcionarial—, por desgracia tendré que expulsarle del centro.

Ve el rostro amargo y triste del muchacho. Tiene que justificarse ante él, es lo más importante de todo.

—Se lo digo con sinceridad, Oppermann —se apresura—, preferiría que usted se retractara. Sería espantoso tener que expulsar a uno de mis estudiantes predilectos. A mi estudiante predilecto —se corrige.

Se levanta. Berthold va a levantarse, pero él le retiene:

—Siéntese, siéntese, Oppermann.

Camina a un lado y a otro entre los bustos de Voltaire y Federico. Luego, de repente, se detiene ante Berthold, cambia completamente el tono, le habla de hombre a hombre:

—Mi propia posición está amenazada. Compréndalo, Oppermann. Tengo mujer e hijos.

En medio de toda su amargura, Berthold no puede por menos de apreciar la angustia del otro. Pero ahora no tiene tiempo para la compasión. También yo tengo que hacer algo que no querría hacer, suena desacostumbrada, con maligno chirrido, la voz de su padre en sus oídos. Vamos a convertirnos todos en cerdos, piensa. Esta época va a convertirnos a todos en cerdos y malos.

—Hemos leído a Hebbel —empieza al fin, despacio, tomándose tiempo. *Gyges y su anillo*. El doctor Heinzius nos dijo que todo Hebbel tiene un solo tema: la dignidad humana herida. *Laesa humanitas*. Luego he leído *Herodes y Mariamne*. No como lectura de clase, para mí. Mariamne podía salvar la vida tan sólo con hablar. No habla, no se defiende. Prefiere morderse la lengua. Muere, pero no habla. El doctor Heinzius nos dejó muy claro qué era esa humanidad. ¿Sólo los viejos reyes tenían humanidad? ¿Soy yo una basura? ¿Creéis todos que podéis pisotearme sólo porque yo tengo dieciséis años y vosotros cincuenta o sesenta? Por

otra parte, Mariamne es judía, señor director. Lea mi manuscrito, señor director. Era una buena exposición. El doctor Heinzius habría estado satisfecho. ¿Soy un mal alemán porque el doctor Heinzius fue atropellado? Él jamás interrumpió a nadie. Le dejaba hablar a uno hasta el final. Ya no sé exactamente lo que dije, señor director, pero era cierto. He leído a Mommsen, Dessau, Seeck. Nadie podría entender otra cosa. ¿Por qué me hace víctima de esta injusticia, señor director?

François escucha con atención. Qué muchacho más inteligente y honesto. Es realmente el mejor de sus alumnos. Cuánto tiene que haber soportado estas últimas semanas. Cómo tiene que haber estado las últimas semanas ante ese buey perverso, ese Vogelsang, entre sus compañeros, muchachos crueles y necios. ¿Qué puede responderle al muchacho? Suscribiría cada una de sus palabras. Con ambas manos. Honradamente sólo puede decir: sí, sí. Tiene razón, Oppermann. No lo haga. No se retracte. Váyase de mi centro. Se ha convertido en un mal centro, un centro estúpido, en el que sólo puede usted aprender el absurdo y la mentira.

Abre la boca, pero se da cuenta de que está bajo el busto de Voltaire. Se avergüenza, regresa a su escritorio. Se sienta allí, pequeño, viejo.

—Cuando pronunció usted su exposición, Oppermann —dice al fin—, tenía razón. Por desgracia, entretanto han cambiado algunas cosas. De mucho de lo que entonces era verdad ahora tengo que decir que era mentira —trató de sonreír—. Tendremos que volver a aprender ciertas cosas. Usted es joven, Oppermann. A mí me resulta condenadamente difícil aprender. —Se levantó, se acercó a Berthold, le puso la mano en el hombro. Dijo titubeante, sonó como un humilde ruego—: ¿No quiere disculparse, Oppermann? —pero enseguida, lleno de miedo ante la respuesta, añadió—: No me conteste ahora. Piénselo. No diga nada, basta con que tenga la respuesta el lunes. Escriba. O telefonee. Lo que usted quiera.

Berthold se levantó. François vio cuánto había afectado la entrevista al joven.

—No lo tome demasiado a mal, Oppermann —dijo. Y luego, no sin esfuerzo— y olvide lo que le dije la última vez. Fue algo —buscó la palabra— justificado por el fin. Tiene una gran ventaja, Oppermann. Lo haga o no, siempre tendrá razón.

La entrevista con François había dejado malparado a Berthold. Sin duda estaba preparado para que ocurriera algo parecido, pero ahora sabía, por así decirlo de forma oficial, que había hecho algo antialemán, antipatriótico. No lo entendía. ¿Era antialemán decir la verdad? Hacía pocos meses nadie dudaba de su germanidad. Él mismo se sentía alemán en un sentido más profundo que la mayoría de sus compañeros. Estaba lleno de música alemana, de palabras alemanas, de pensamientos alemanes, de paisaje alemán. Nunca en los diecisiete años de su vida había visto, oído, sentido otra cosa. Y ahora, de pronto, le decían que no formaba parte de eso, que era diferente por naturaleza. ¿Cómo? ¿Por qué? ¿Quién era alemán, si él no lo era?

Pero no tiene sentido cavilar sobre generalidades. Ahora es sábado, las tres y media de la tarde. Tiene que haberse decidido antes de mañana por la noche. ¿Debe retractarse?

¡Ojalá tuviera a alguien que pudiera ayudarle! Tiene que haber una frase que le conmueva, un argumento tan obvio que todas sus dudas desaparezcan. No puede acudir a su padre. También él tiene que luchar del modo más encarnizado. No puede exigirle que le aconseje en contra de sus propios intereses. ¿Y acaso puede exigir a su madre que le aconseje en contra de su padre?

Vaga por las calles de la gran ciudad de Berlín. Hace un tiempo seco y cálido, es agradable caminar. Él es alto y delgado, su rostro se ha vuelto enjuto, sus ojos grises y alargados miran sombríos, preocupados, está amargamente sumido en sus propios pensamientos. Muchos le miran, muchas mujeres especialmente, es un muchacho hermoso; pero no se da cuenta.

De repente se le ocurre una idea, ¿cómo no se le ha ocurrido antes? Va a ver a tío Ranzow.

—Hola, Berthold —dice el jefe de sección ministerial Ranzow, un poco sorprendido. Berthold, cuyo conocimiento de los hombres ha aumentado mucho en los últimos días, se da cuenta enseguida de que tío Joachim relaciona su visita con el artículo de la prensa popular, y de que está pensando a toda prisa qué decirle.

Al principio, tío Joachim le sirve una copa de aguardiente, como de costumbre. Berthold le expone su caso, de forma seca, nada sentimental.

—Quiero un consejo razonable —ruega. ¿Qué harías tú en mi lugar, tío Joachim?

En otros tiempos, probablemente el jefe de sección Ranzow habría percibido la angustia del joven a través de su tono seco. Probablemente también se habría tomado la molestia de adentrarse en los pensamientos del joven. Pero, por desgracia, en estos días estaba poco menos ocupado consigo mismo que los Oppermann. Amigos influyentes le aconsejaban insistentemente, a él, que estaba próximo al Partido

Nacional Alemán, apartarse de sus funcionarios de izquierdas, que tenían los días contados. Pero Joachim Ranzow no quería desairar a gente que había aprendido a estimar como capaz y fiable a lo largo de años de trabajo en común, aunque esa gente estuviera en la lista de proscritos. Sus amigos le insistían, le asediaban. Sobre todo, no entendían cómo podía seguir manteniendo su amistad personal con el jefe de sección Freese, miembro de carné del Partido Socialdemócrata y odiado por el nuevo gobierno. Además, no era ninguna recomendación para un alto funcionario estar emparentado con una familia judía que estaba tan a la vista como los Oppermann. ¿Por qué, por ejemplo, no arrebataba ciertas funciones al desastroso jefe de sección Freese? Todos los altos funcionarios que querían seguir en el cargo hacían cosas parecidas para ganar puntos ante el nuevo gobierno. Joachim Ranzow no era capaz de semejante falta de escrúpulos. Le roía que hoy fuera tan difícil ser un funcionario prusiano y un hombre decente.

En tal situación encontró Berthold a su tío Joachim. El asunto del chico era difícil. Cuanto antes lo solucionara, tanto mejor para todos. Menos mal que el propio muchacho parecía pensar de forma razonable acerca de la historia.

—Creo —dijo Ranzow— que deberías hacer la declaración que te piden.

Lo dijo de manera medida, como siempre, clara, sin rodeos. El joven le miró, un tanto perplejo. Le asombraba que alguien pudiera tener una opinión a punto con tanta rapidez en su complicado caso. Ranzow advirtió el asombro. Realmente, había ido demasiado rápido.

—Al fin y al cabo —trató de fundamentar su opinión—, te ha faltado razón al menos en la forma.

Berthold pensó en las hermosas, un tanto oscuras palabras que tío Joachim había dicho en su momento acerca de Hermann el Alemán. Para Berthold, sólo tenía muy sobrias palabras. Le pareció que tío Joachim no quería ver cuánto se jugaba.

—Se ha retorcido todo de manera perversa —dijo. He de retirar algo que no he afirmado en absoluto. La fama de Hermann, el mito de Hermann; recuerdo exactamente todo lo que tú me explicaste entonces, tío Joachim. Fue con mucho lo más inteligente que nadie me ha dicho acerca de él, y tomé buena nota. Y precisamente a eso quería llegar. Pero para hacerlo, tenía que exponer los hechos, los hechos históricos, con toda la claridad posible. No he afirmado otra cosa que lo que cualquiera puede leer en Mommsen y en Dessau. ¿Tengo que ir ahora y admitir que soy un mal alemán porque dije lo que era la realidad?

Joachim Ranzow estaba nervioso, impaciente. En primer lugar, el chico parecía muy razonable, y ahora encima planteaba dificultades. Sabe Dios que Liselotte ya tenía bastantes preocupaciones. Todos ellos tenían bastantes preocupaciones. Y ahora esto. Por Hermann el Querusco.

—Dios mío, muchacho —dijo con inusual frivolidad—, ¿es que no tienes otras preocupaciones? Al fin y al cabo, ¿qué te importa a ti Hermann el Querusco?

Apenas hubo pronunciado la frase cuando deseó no haberla dicho. Berthold palideció más aún, echó mano a la copa de aguardiente, la cogió con torpe firmeza, volvió a dejarla. La cogió de nuevo, aún quedaba un poquito, lo apuró. Sólo entonces Ranzow se dio cuenta del mal aspecto que tenía y de lo agotado que parecía Berthold.

—Pero a ti, tío, sí te importa —dijo; su boca se tensó y adquirió un rictus de amargura, le miraba desafiante, acusador. Joachim Ranzow hizo un gesto defensivo con su larga mano, como si tachara una frase con él. Quiso decir algo. Qué demonios, ¿es que tenía que dar explicaciones al chico?

Antes de que pudiera responder, Berthold siguió hablando. —Tú crees —dijo— que porque tengo sangre judía Hermann no me importa. Eso es lo que crees, ¿verdad?

—No digas tonterías —dijo, ahora seriamente enfadado, Ranzow. Es mejor que te tomes otra copa.

—Gracias —dijo Berthold. No veo que otra cosa podías querer decir —insistió.

—Quería decir exactamente lo que he dicho —respondió tajante Ranzow. Ni más ni menos. Te prohíbo seriamente, Berthold, suponer en mis palabras semejantes tonterías.

Berthold se encogió de hombros.

—Naturalmente tienes razón, tío. No me debes ninguna explicación.

Sonó tan amargo y acremente resignado que Joachim Ranzow, saliendo ahora de su propio terreno, se empeñó en volver a encarrilar al chico, al que quería.

—Tu madre no te entendería, Berthold —dijo. Quizá lo que he dicho no haya sido expresado de forma especialmente feliz. Ahora todos tenemos la cabeza llena de preocupaciones. Pero me resulta realmente incomprensible que hayas podido entender una cosa así.

Berthold asintió varias veces con la gran cabeza; era un movimiento como el que su padre a veces hacía, parecía preocupado y adulto. El chico le dio pena a Ranzow.

—Sé razonable, Berthold —dijo; era un ruego y una disculpa. Acepta un buen consejo. No es fácil para un hombre cercano a los cincuenta decir cómo actuaría hoy si fuera joven. Cuando yo tenía tu edad, los

tiempos eran distintos. Entonces, te lo digo claramente, yo en tu lugar no me habría retractado. Si hoy estuviera en tu lugar, lo sé, o, si he de ser sincero, estoy casi seguro, me retractaría. Te ayudarás a ti mismo y nos ayudarás a todos si lo haces.

Apenas se hubo marchado Berthold cuando Ranzow llamó a su hermana Liselotte. Le contó brevemente su conversación con Berthold y añadió con sinceridad que él no estaba en buena forma cuando el chico vino a visitarlo. Pensaba que Berthold se tomaba el asunto de manera más trágica de lo que era. Liselotte debía intentar influir en él.

Pero Joachim Ranzow no hablaba con la Liselotte que él conocía. Había cambiado completamente. Tenía que venir, le pidió con insistencia, tenía que ayudarla. Tenía que mostrar confianza todo el día delante de su marido y de su hijo. Ya no podía más. Ante ellos, se avergonzaba terriblemente de ser alemana. Tenía que ayudarse por una vez a sí misma, se quejó, tenía que tener a alguien con quien poder desahogarse.

Ranzow se dominó, la tranquilizó, encontró palabras que le sonaron casi auténticas a él mismo. Lamentaba amargamente haber perdido los nervios por un instante con el chico. No se puede. Tampoco se puede aflojar ni por un instante. Liselotte, la pobre, tenía que estar todo el día haciendo sonar la orquesta en un barco que se hundía. Él había tenido que dominarse durante veinte minutos y había fracasado.

Apretó los alargados labios. Llamó al jefe de sección Freese, el caído en desgracia, el proscrito. Le pidió que esa noche cenara con él en Kempinski, donde sin duda serían vistos.

Entretanto, Berthold corría de nuevo por las calles de la gran ciudad de Berlín. Había anochecido y hacía frío. Se habían encendido las primeras luces de los escaparates, los primeros anuncios luminosos y las luces de coches aislados, pero aún no se había conectado la iluminación de las calles. El propio Berthold no sabía por qué no cogía el tranvía o el metro. Caminaba y caminaba, muy deprisa, como si atendiera un encargo urgente. Las elecciones eran el domingo; de ahí en ocho días, las calles estaban llenas de gente, por doquier se veían carteles antisemitas y las camisas pardas de los populares. A pesar de su prisa, Berthold miraba a los transeúntes, se fijó en cientos de rostros, los registraba con extraña rapidez. Sólo que de pronto, cuando uno de ellos devolvió con dureza una mirada suya, se le ocurrió que sin duda miles de esas personas que iban por la calle habían leído aquel artículo sobre él. Le acometió un miedo insensato a que pudieran caer sobre él, matarlo igual que el Larguirucho había matado al redactor Karper.

Aun así, no se dirigió a casa. Siguió recorriendo las calles, mecánicamente, sin objetivo. ¿Qué le importaba Alemania a él, el chico judío? El tío Joachim no había podido querer decir otra cosa, si sus palabras habían de tener algún sentido. Pero si un hombre tan decente e inteligente como tío Joachim piensa que él no es alemán, entonces Vogelsang es algo más que un malvado idiota.

Llegó muy tarde a casa; ya estaban esperándolo para la cena. Liselotte le dijo que por la tarde habían estado Ruth y el tío Edgar; Ruth había lamentado mucho no encontrarle en casa. Por lo demás, fue una cena incómoda y taciturna. La que más habló fue Liselotte. Habló de música, de los conciertos de la Filarmónica. Berthold solía ir a los ensayos generales, el domingo por la mañana. Martin y ella a las representaciones del lunes por la noche. Mañana por la mañana es el ensayo general de la Cuarta de Brahms, además del Concierto para violín. Furtwängler dirige, Karl Flesch interpreta. Es dudoso que Berthold pueda ir mañana temprano, tiene mucho que hacer. Tampoco Martin sabe aún si tendrá tiempo el lunes por la noche.

Berthold se dijo que lo que le exigían era el colmo. Por lo menos podían abrir la boca y volver a hablar con él. Primero se mostraban vehementes y descontrolados, y ahora se sentaban allí y callaban.

—La Cuarta —dijo Liselotte— es la sinfonía en mi menor. El Concierto para violín tiene un primer movimiento espléndido.

Berthold sigue sentado, esperando que su padre hable. Pero calla, y Berthold está indignado.

Respiró cuando la cena terminó. Amaba el orden. Pero esa noche, en la soledad de su habitación, no plegó su ropa tan cuidadosamente como de costumbre. Se hundió en la cama; aún oyó a lo lejos frenar a un autobús, con largo chirrido; se durmió profunda y firmemente.

Durmió mucho. Eran las ocho y media cuando despertó. Se orientó trabajosamente. Hacía mucho que no se levantaba tan tarde. Es domingo, no importa. ¿Qué tiene que hacer hoy? Le asalta: la carta a François.

Hoy estaba despejado, fresco. Se duchó con agua tan helada que le quitaba el aliento. Mientras se secaba la piel enrojecida, supo lo que escribiría al director François: después de haberlo considerado bien, no pensaba retractarse.

Desayunó con buen apetito. ¿Iría a la Filarmónica? Conoce poco a Brahms. Lo que ha oído ha quedado en su memoria. Busca una determinada melodía. La encuentra. Eso le alegra.

Ante todo, tiene que llamar a Ruth. Siente no haber podido verla ayer. Le propondrá ir a dar una vuelta

esta tarde. La Filarmónica y Ruth: no puede permitirse las dos cosas. Aún le quedan tareas de matemáticas. Tendrá que quedarse sin concierto. Llama a Ruth y concierta la cita.

Mientras está haciendo los trabajos de matemáticas, viene Heinrich. Le da vueltas a algo, por fin lo suelta. Sí, tiene que volver a hablar con Berthold sobre el estúpido asunto Vogelsang.

—Por favor —dice cortésmente Berthold, mirando con atención a Heinrich. Éste busca un asiento inconveniente, pero no encuentra otro que la mesa; se sienta sobre ella y levanta las piernas alternativamente.

—Cuando hoy el historiador Dessau señala —dijo— que, en contra de lo que opinaba antes, ha llegado a la convicción de que la batalla del bosque de Teutoburgo fue la verdadera causa de la decadencia de Roma, eso significa algo. Pero si tú, o yo, o el señor Vogelsang o mi padre dicen algo por el estilo, es simplemente ridículo —señaló el abierto cuaderno de matemáticas de Berthold—. Si hoy el director François me exige que diga solemnemente en el periódico que la frase $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$ es falsa y va en contra del honor alemán, o de lo contrario me suspenderá, te digo que aceptaré y lo pondré en el periódico. Con sumo placer.

Berthold escuchó, pensativo. Luego, lentamente, circunspecto, respondió:

—Sin duda tienes razón, Heinrich. Que me retracte o no, no cambia nada los hechos. Es muy amable de tu parte haber venido hasta aquí para decírmelo. Pero hace mucho que ya no se trata del bosque de Teutoburgo ni de Hermann, ni tampoco de Vogelsang o de mi padre: ahora sólo se trata de mí. No puedo explicártelo, pero es así.

Heinrich sintió oscuramente lo que el otro quería decir. Sabía que tenía los mejores argumentos, pero que aun así Berthold tenía razón. Una gran ira se alzó en su interior contra los idiotas que habían puesto a Berthold en esa situación, al mismo tiempo que un sentimiento de gran amistad hacia él.

—No digas tonterías, Berthold —dijo, y lo dijo con bastante brusquedad, porque estaba furioso por no poder ayudar a su amigo.

Cuando llegó a su casa, su fresco rostro de niño estaba sombrío de rabia. Se insultaba con los más graves insultos en inglés y alemán porque no era capaz de hacer entrar en razón a Berthold. En el fondo ni siquiera lo deseaba. Berthold estaba hecho de otra pasta y tenía, desde su punto de vista, razón. Heinrich, normalmente tan razonable, rebosaba de una furiosa y fría indignación. Se sentó, escribió al fiscal, denunció clara y detalladamente lo que Werner Rittersteg le había dicho antes de meter el cuchillo en las tripas al redactor Karper. Una vez escrita esa carta, se tranquilizó. Era como si hubiera cumplido una obligación para con Berthold.

Esa tarde, Berthold fue a pasear con Ruth. Caminaron entre un desagradable llovizna de aguanieve, pero no se dieron cuenta, dado el celo con el que discutían. Ruth Oppermann veía lo que todos veían, hasta qué punto Berthold se había hecho más serio y más adulto en unas pocas semanas, qué enjuto se había vuelto su rostro carnoso de audaces ojos. Se lanzó sobre él con redoblada diligencia:

—¿Qué estás haciendo en Alemania? Lo siento por ti. No formas parte de esto.

Luego, cuando el tiempo empeoró demasiado, se sentaron en un pequeño café. Allí estaban, con la ropa mojada, rodeados de pequeños burgueses vestidos de domingo. Es que no se había dado cuenta, preguntó Berthold, de cuánto había envejecido su padre en pocas semanas debido a los últimos acontecimientos. Pero Ruth, con voz queda, pero no menos vehemente, se indignó contra los padres:

—Nuestros padres son una estirpe agotada. No nos importan nada, no tienen ningún derecho sobre nosotros. ¿Quién tiene la culpa de todo? Sólo ellos. Ellos hicieron la guerra. No fueron capaces de otra cosa. Eligieron la patria cómoda en vez de la verdadera patria. Mi padre es, personalmente, un hombre muy decente y un buen científico. También el tuyo es relativamente estupendo. Pero uno no se puede dejar arrastrar por las simpatías personales. Abandona todo esto. Llámate como realmente te llamas: Baruch. Como se llamó Spinoza. No ese tonto Berthold, como el inventor de la pólvora. Te das cuenta, ésa es la diferencia. Los unos inventaron la pólvora, los otros la ley social. Ve a Palestina, allí es donde debemos estar.

En el local lleno de gente olía a comida escasa, a ropa mojada; había ruido y humo en el ambiente. Ninguno de los dos prestaba atención a eso. A Berthold le gustaba la vehemencia de la muchacha, su decisión, su claridad. La encontraba hermosa. De pronto, lo que decía dejó de parecerle absurdo. ¿No estaba Palestina en realidad tan próxima a él como Alemania? Si Alemania le rechazaba, el otro país no se negaba a ser su patria.

Sólo que, cuando ella se marchó y él se fue solo a casa, sus argumentos palidecieron. Pensó en su tío Joachim, en el claro y rubio rostro de su madre, en sus alargados ojos grises, que él había heredado. No, el hijo de esa madre, el sobrino de ese tío Ranzow no tiene que ir a Palestina. Tiene que quedarse aquí, en este

país, con sus pinos, su viento, su llovizna de aguanieve, sus hombres lentos, reflexivos, sólidos, su sentido y su insensatez, su Brahms, su Goethe y su Beethoven, incluso su «Führer».

Él forma parte de este país, sí. Pero este país absurdo quiere que compre su pertenencia a él con algo enteramente antialemán; necio. No, no piensa hacerlo.

Ahora son las seis y media. Mañana temprano, con el primer correo, François espera su retractación. Si no la escribe, será suficiente respuesta. Ése es el último buzón antes de su casa. ¿Cuándo es la próxima recogida? A las nueve cuarenta. Así que si a las nueve cuarenta no ha echado la carta al buzón, será un buen alemán pero será declarado mal alemán; Si la echa al buzón, no será declarado mal alemán, pero será un mal alemán.

Llega a casa. Otra de esas cenas horribles y silenciosas. No habrá terminado antes de las nueve. También hoy Berthold espera que su padre hable. En vano. Mira el rostro de su madre, que está más cerrado, menos luminoso que de costumbre. No hay solución para él. No puede irse de este país. Si este país exige que haga algo malo, tiene que hacerlo.

Eran más de las nueve cuando terminó la cena. A pesar de lo silenciosa e incómoda que había sido, los tres se quedaron aún un rato en torno a la mesa recogida. Berthold quería levantarse, pero estaba como paralizado, esperaba. Por fin, su padre habló.

—Por cierto, Berthold —dijo, con llamativa ligereza—, ¿has hecho algo sobre tu asunto con el profesor Vogelsang?

—Debía comunicar al director François, antes de mañana, si me retractaba. No le he escrito.

Ahora es demasiado tarde, ya no recogen el correo.

Martin le miró, pensativo, amable, corpulento, con sus tristes ojos.

—Podrías escribir una carta urgente —dijo al cabo de un rato. Berthold reflexionó. Era como si sólo pensara en cómo resolver técnicamente la entrega a tiempo de la carta.

—Sí, podría —respondió.

Dio las buenas noches a sus padres, fue a su cuarto. Escribió al director François, «urgente», que estaba dispuesto a retractarse. Llevó él mismo la carta al buzón, la echó.

Sus compañeros habían hecho apuestas acerca de si Berthold se retractaría o no. Las apuestas estaban cinco a uno a favor del sí. Ardían en deseos de saber qué había pasado, pero les daba miedo preguntarle. Berthold, en el primer descanso del lunes por la mañana, estaba solo en su pupitre. Uno u otro hubiera arriesgado una indirecta, pero las amenazadoras miradas de Heinrich hacían que se charlara, con marcada alegría, de cosas sin importancia. De pronto, Kurt Baumann se acercó a Berthold. Su joven y redondo rostro estaba rojo, su voz no era del todo segura:

—Creo —dijo— que teníamos una cita hace poco, Berthold. Pero me equivoqué de día. Pensé que era para el viernes.

Hacía falta valor para hablar con Berthold ahora, ante las atentas miradas de los otros.

—Era para el martes, Kurt —dijo éste—, pero no importa.

Se alegraba de ver a Kurt Baumann.

—Fue un estúpido malentendido —repitió una vez más, enfático, Kurt Baumann. Luego Heinrich Lavendel se unió a ellos. Los tres se quedaron juntos durante todo el descanso, contentos, charlando sobre coches.

—No, gracias, Schlüter —dijo Gustav—; déjelo como está.

Estaba sentado, con el periódico que acababa de leer en el regazo, en la penumbra; sólo estaba encendida la pequeña lámpara de pie. En cuanto Schlüter se hubo marchado se levantó, echó hacia atrás con fuerza el pesado sillón, caminó de un lado a otro; su rostro se contrajo en una mueca aún más sombría, rechinó levemente los dientes.

Los artículos contra él, por necios que fueran, habían revuelto las aguas. Muchos de sus conocidos del club de teatro respondían forzadamente cuando les hablaba, trataban de interrumpir pronto la conversación. Incluso el cortés doctor Dorpmann, de la editorial Minerva, había estado condenadamente reservado cuando Gustav le llamó ayer. Gustav está seguro de que hoy no obtendría el contrato sobre la biografía de Lessing. A veces le dan ganas de irse simplemente de Berlín, de salir corriendo.

«En estas regiones, el termómetro no cae por debajo de 29 bajo cero», le ha dicho a su sobrino Berthold. Un consuelo frívolo y barato. Ahora que de pronto su Berlín se ha vuelto tan frío y tenebroso, que su rostro amable y familiar se ha desfigurado de la noche a la mañana para convertirse en tan perversa máscara, advierte lo poco que significa una sentencia así. Amigos a los que se creía unido se apartan de su camino. Cada día son más; lo que parecía firme para siempre se rompe antes de haberlo podido agarrar. Sabe Dios

que no es hombre temeroso, lo ha demostrado en la guerra y en alguna otra ocasión; pero ahora, en ocasiones, le parece como si toda la gran ciudad estuviera a punto de caer sobre él, de aplastarlo bajo su gigantesca masa, y se adueña de él un miedo físico.

Es espantoso estar solo en estos días, con la decepción y la furia impotente en la boca del estómago. Lleva casi tres semanas sin ver a Mühlheim. Mühlheim tuvo razón al irse disgustado, en aquella ocasión. Todos tenían razón, por desgracia; han venteado a tiempo el odio alrededor, sólo él ha sido ciego, tonto, ingenuo como Sigfrido, caminando rodeado de enemigos. Qué bravía y qué alemana necedad le dijo a François cuando vino a verle a cuenta del chico. En verdad, los otros tenían que haberlo tomado por idiota. ¿Tendrá que dejarse expulsar el muchacho para que él, Gustav, pueda decir contento: al menos uno de la familia va a servir de héroe para un libro de lectura?

No, Mühlheim tiene razón al sentirse ofendido. Mühlheim le ha aconsejado bien, se ha esforzado en vano para insuflarle un poco de raciocinio, y él, en vez de agradecérselo, ha contestado con patéticas generalidades, le ha echado una bronca. Es una locura haber dejado pendiente ese asunto durante tanto tiempo, hace mucho que tenía que haberlo arreglado.

Descuelga el auricular, pide el número de Mühlheim. El criado de éste contesta. No, el señor profesor no está en casa, tampoco en el despacho, no va a venir a cenar, no ha dejado dicho dónde encontrarlo. Sin duda, le dirá que el señor ha llamado.

Gustav cuelga. Su ira se esfuma, se transforma en una sorda pena. Ahora que no ha encontrado a Mühlheim, no hay nadie con quien poder desahogar su angustia. ¿Sybil? Por supuesto que se interesa, se esfuerza en comprender el gran y espantoso cambio que se ha producido a su alrededor. Pero a ella apenas le afecta ese cambio, y el saciado no puede comprender al hambriento. Una vez más percibe dolorosamente que Sybil siempre se mantiene en la periferia de su existencia. ¿Y Gutwetter? Oh, Dios, seguro que él es sincero. Pero su visión es a tan largo plazo, en aspectos tan generales, que no sirve de nada.

Anna. Ella le comprendería. Tendría que ir algún día a Stuttgart para hablar con ella en condiciones. Sí, eso es lo mejor, así lo hará. Le escribirá enseguida que va a ir, y por qué.

Enciende la luz. Empieza a escribir. Pero a plena luz todo tiene otro aspecto. Sin duda a Anna le parecerá sentimental, pueril, que quiera ir a Stuttgart sólo para intercambiar sentimientos generales con él. La verdad es que a él mismo le resulta sentimental. Pero se lo ha propuesto. Sigue escribiendo. Relee la primera hoja. Las palabras están llenas de falsa ironía, llenas de convulsiva frivolidad. No, así no puede escribirle a Anna. Rompe la carta.

Trató de trabajar. No pudo. Cogió un libro, lo volvió a dejar. La tarde se extendía, larga y desértica, ante él. Por fin, se fue al club de teatro.

Eran corteses con él, pero su excitada desconfianza olfateaba el rechazo por todas partes. Comió solo. Ya iba a marcharse a casa cuando el profesor Erkner, un conocido hombre de teatro, le invitó a una partida de *écarté*. Gustav, contento con la distracción, jugó al principio con entrega. Pero pronto su interés cedió. Mühlheim, la biografía de Lessing, Anna, todo se le apelotonaba delante de las cartas. Parpadeaba nervioso, jugaba distraído. Pero también el profesor Erkner, su adversario, jugaba distraído. El teatro de Berlín, dos años antes el mejor de Europa, había decaído con rapidez debido al movimiento nacional; si los populares llegaban realmente al poder, la escena alemana estaría definitivamente perdida. Así que el hombre de teatro no tenía preocupaciones menores que él. Gustav comprobó con sorpresa que, cuando acabaron, había ganado una suma importante.

Se embolsó sus ganancias, distraído. Prometió al profesor la revancha una de las próximas tardes. Alzó la vista hacia donde el señor von Rochlitz se entretenía con otros conocidos, expectante por saber si cuando pasara delante de él, Rochlitz le detendría, cambiaría unas frases con él, como hacía con frecuencia. El señor von Rochlitz saludó con la mano: «Hola, Oppermann», continuó su conversación, le dejó pasar de largo. Gustav miró al frente, siguió su camino con paso rígido, no demasiado rápido, pisando con firmeza. Hubo más gente que le saludó con la mano, con cortesía, pero visiblemente no muy interesada en hablar con él.

Gustav siguió adelante, siempre mirando al frente. Cerca de la entrada de la sala de juego estaba el viejo criado Jean. Esperaba su acostumbrada moneda de cinco marcos. Gustav pasó de largo ante él, distraído, ni siquiera le saludó con la cabeza. El rostro del anciano mostró estupefacción. Tardó casi medio minuto en recuperar su contenida dignidad.

Esa noche del lunes al martes, poco después de las tres de la mañana, Gustav fue arrancado de su sueño por el teléfono situado junto a su cama. La voz de Mühlheim salió del aparato. Tenía que hablar con Gustav, ahora, enseguida. No podía decirle por teléfono de qué se trataba. Dentro de veinte minutos estaría en su

casa.

Gustav, alterado, soñoliento, se puso el batín negro y se enjuagó la boca reseca. ¿Qué estaba pasando? La voz de Mühlheim había sonado completamente distinta. Gustav parpadeó nervioso, tenía un ligero dolor de cabeza, una incómoda sensación en el estómago.

Mühlheim llegó al fin. Mandó esperar al taxista. Todavía en la puerta de la casa, mientras Gustav le hacía pasar, dijo:

—El Reichstag está ardiendo.

—¿Qué? —preguntó a su vez Gustav. ¿Que el Reichstag está ardiendo?

No entendía. ¿Por eso le había sacado Mühlheim de su sueño? Con incómoda tensión, esperó la explicación de Mühlheim.

Pasó una eternidad hasta que Mühlheim se quitó el abrigo, hasta que llegó al despacho de Gustav. Por fin, se sentaron el uno frente al otro. Gustav había encendido la luz del techo, la habitación estaba demasiado iluminada. A la áspera luz, vio que Mühlheim se había afeitado mal y su rostro estaba especialmente arrugado. Normalmente las muchas y profundas arruguitas forman una especie de máscara intencionada; hoy hacían viejo y gastado a Mühlheim.

—Tienes que irte —dijo Mühlheim. Tienes que cruzar la frontera. Enseguida. Mañana mismo.

Gustav se puso en pie, los ojos y la boca neciamente abiertos; las borlas del cordón de su bata, mal atado, rozaban el suelo.

—¿Qué? —preguntó.

El Reichstag está ardiendo —repitió Mühlheim. Han emitido un comunicado en el que dicen que los comunistas le han prendido fuego. Naturalmente, eso es absurdo. Lo han incendiado ellos. Querían tener material para prohibir a los comunistas, con el fin de alcanzar la mayoría absoluta solos, sin el Partido Nacional Alemán. Una cosa es segura: ahora no pueden echarse atrás. Después de este acto de violencia sólo pueden seguir con un terror cada vez más desatado. Está claro que ahora van a llevar a cabo el programa que tenían preparado para la noche en que fue elegido Hindenburg. Tú les eres odioso. En los últimos días te has convertido en foco de su atención. Querrán dar un escarmiento a tu costa. Tienes que irte, Oppermann, cruzar la frontera, enseguida.

Gustav trató de seguir los argumentos. No podía. Las palabras caían como golpes sobre su cabeza. ¿Qué tonterías estaba diciendo Mühlheim? Así se combatían quizá las bandas de gangsters en algún lugar de Centroamérica. Pero ¿los partidos políticos? ¿En Berlín? ¿En 1933? Mühlheim era presa de un colapso nervioso.

—Hace frío en tu casa —dijo Mühlheim de pronto, y se estremeció ligeramente. El propio Gustav, arrancado del sueño, tenía una leve sensación de frío.

—Pondré la calefacción —dijo, levantándose.

—Déjalo —rechazó Mühlheim—. Podrías darme un coñac.

Estaba muy excitado, su voz sonaba seca. Gustav le sirvió el coñac.

Está claro, pensó Gustav, mientras Mühlheim tragaba el coñac, que el ambiente de pánico que le rodea le ha trastornado. Incendiar el Reichstag. Tendrían que estar locos. ¿Cómo pueden pretender sacar adelante una mentira tan inmensa, tan burda? Así se puede montar el incendio de Roma por Nerón en una novela barata. Pero hoy no se puede hacer eso, en la era del teléfono y la rotativa. Miró a Mühlheim, que se servía un segundo coñac. El «ojo de Dios» iba de un lado para otro, el cuadro de Immanuel Oppermann miraba de frente, rígido y sin vida bajo la luz estridente; eran las cuatro y nueve. Quizá tenga razón. Hace cuatro semanas habría creído imposibles acontecimientos que entretanto han ocurrido. Mühlheim no es ningún fantasioso. Están ocurriendo cosas tremendas. De ninguna manera puede irritarle, contradecirle con brusquedad. No quiere volver a perderlo. Con mucha cautela, le habla de sus dudas.

Mühlheim hizo un gesto de rechazo.

—Desde luego que el incendio es inmensamente burdo y necio —dijo. Pero todo lo que han hecho es burdo y necio, y aun así hasta ahora nunca han errado el tiro. Han especulado con una lógica espantosa con la estupidez de las masas, el Führer mismo ha calificado abiertamente tal especulación, en las primeras ediciones de su libro, como el principio básico de su praxis política: ¿por qué no iban a seguir haciéndolo? Han seguido mintiendo, terriblemente conscientes de sus objetivos, en el mismo punto en que el gran cuartel general tuvo que dejarlo al final de la guerra. Y los campesinos y la pequeña burguesía han creído cada una de sus mentiras. ¿Por qué no iban a creerse ésta? En verdad, el axioma por el que se rigen esos tipos es de una terrible sencillez: tú Sí es No y tu No es Sí. Ellos no se detienen en sutilezas innecesarias. Son unos gigantescos maquiavelos, espantosamente embrutecidos, pequeñoburgueses. Deben sus éxitos precisamente a esa primitiva astucia campesina. Los demás siempre suponen que nadie va a tragarse

semejante tosquedad. Y, una y otra vez, se la tragan.

Gustav trataba de escuchar. Lo que Mühlheim decía parecía tener sentido, pero Gustav no quería creerlo; todo en él se negaba.

Mühlheim siguió hablando:

—Esa consecuente confesión de principio de que la mentira es el supremo principio político es sin duda interesantísima. Si no tuviéramos tanta prisa, me encantaría demostrártela aun innumerables ejemplos. Pero ahora sólo puedo hacer una cosa: te ruego encarecidamente que te vayas, que cruces la frontera, mañana, enseguida.

Ahí estaba otra vez. Eso era lo que Mühlheim había dicho al principio. Gustav no había querido oírlo, pero sabía que Mühlheim volvería sobre ello. Qué absurdo. Porque el Reichstag esté ardiendo, él, Gustav, debe marcharse de Berlín. De pronto, vio que arrastraba la borla de la bata, se arregló los cordones, los ató correctamente. Naturalmente, todo seguirá tranquilo en Alemania: en ese caso, qué ridículo estar al otro lado de la frontera. Pero no puede decírselo a Mühlheim. No puede permitirse volver a ofenderle. No puede pasarse sin él, está perdido sin él, le necesita como al aire que respira.

Cautelosamente, trata de exponer a Mühlheim por qué no puede irse ahora. El Lessing va muy bien. Frischlin está compenetrado con el trabajo, avanzan a las mil maravillas. No puede dejarlo. ¿No estará Mühlheim viendo las cosas demasiado negras? Se vuelve elocuente. Trata de fortalecerse a sí mismo con sus argumentos. Pero apenas ha empezado a hablar, sabe que Mühlheim tiene razón. Hasta ahora, Mühlheim siempre ha tenido razón. Lo que él dice no son más que tonterías sentimentales, lo que dice Mühlheim es la realidad. Aun así sigue hablando, sin énfasis.

Mühlheim nota esta laxitud. Había esperado que Gustav hiciera muchas más tonterías. Se sentía aliviado de que se resistiera con tan poca fuerza. Si Gustav hubiera planteado dificultades serias, él no habría tenido en esta negra noche la fuerza suficiente para persuadirle.

Gustav vio lo agotado que estaba Mühlheim. Qué luz espantosamente estridente ha encendido. Apagó la lámpara del techo. Mühlheim había recuperado el control de sí mismo.

—No busques excusas, Oppermann —dijo. No te imagines cosas. Esos tipos harán lo que se han propuesto. Se han propuesto hacer picadillo a todos los adversarios que se encuentren. Son unos imbéciles, y creen que tú eres un adversario. Sólo puedo decirte una cosa: lárgate. Vete a Dinamarca. O a Suiza. La información sobre nevadas no es buena, pero se puede pasar. No hagas que me quede aquí —dijo con repentina energía— largándote alegatos durante horas. Tengo miles de cosas que hacer. Mañana será un día agitado para mí. Me gustaría dormir tres o cuatro horas. No te librarás de mí antes de haber dicho que sí. Di que sí, Oppermann.

Gustav vio la urgencia, la excitación del otro. Le creía, aunque seguía sin comprender del todo los detalles.

—¿Pero tú vendrás conmigo? —preguntó tontamente, como un niño pequeño.

—Comprende que no puedo hacerlo —respondió impaciente, casi áspero, Mühlheim. Yo no estoy amenazado, al menos por el momento. Jamás me he expuesto como tú. Y aquí soy más importante que tú, con todos los respetos para tu Lessing. Mañana en mi despacho habrá quince o veinte personas para las que soy todo lo que les queda. No puedo recitarte todo el código, muchacho —se interrumpió de pronto y se levantó. Te lo digo por última vez: si no quieres que te metan en chirona, o algo peor, lárgate.

Gustav se sintió de pronto extraordinariamente tranquilo. Quería a Mühlheim cuando se ponía un tanto vehemente. Siempre tenía razón en esos casos. Secamente, imitando el tono de su amigo, respondió:

—Te vas a reír: lo haré. Me marcho, mañana. Ahora tomaremos otro coñac, y luego te irás a casa y te acostarás. O si quieres puedes quedarte a dormir aquí. Te dejaré dos o tres días para tus negocios, y luego vendrás conmigo.

Mühlheim respiró audiblemente.

—Eres lento de entendederas, Oppermann —dijo. El taxi ha tenido que esperar por lo menos dos marcos. Te los cobraré, querido amigo.

Gustav le llevó hasta el taxi.

—Te lo agradezco, Mühlheim —dijo. He sido un idiota dejando esto pendiente tres semanas.

—No digas tonterías —dijo Mühlheim; subió al taxi, dio la dirección y se quedó dormido.

Gustav regresó a la casa, se dio una ducha fría. Se sentía fresco, excitado. Tenía que decirle a alguien lo que le había ocurrido. Llamó a Sybil.

Sybil se puso, arrancada de su sueño, desabrida, enfurruñada como una niña. Había estado en la ópera, él lo sabía. Pero había estado allí con Friedrich Wilhelm Gutwetter, eso no lo sabía, y después se había llevado a Gutwetter consigo, a su pequeño y simpático piso, y había estado trabajando con él. Sí, en las

últimas semanas el gran ensayista cada vez se encontraba más a gusto con Sybil Rauch, con su ágil docilidad, su limpia frialdad. No sólo tenía en la mesita de noche su celebrado ensayo *Las expectativas de la civilización occidental*, con una dedicatoria especialmente llena de adoración; Friedrich Wilhelm Gutwetter no se privaba de informarse en persona todos los días de los progresos de su trabajo. Se sentaba, tranquilo, con su anticuada ropa, en su bonita habitación; la miraba con radiantes ojos de niño, la ayudaba con su paciente consejo. A Sybil le gustaba. Si Gustav le hubiera preguntado, se lo habría dicho. Pero en esos días él estaba muy ocupado consigo mismo y no preguntaba.

Se había hecho tarde, y estaba muy disgustada con que ahora Gustav la arrancara de su sueño. Él le dijo que tenía que irse mañana. Era muy urgente. ¿Quería acompañarle? Era importante para él. Quería discutirlo todo con ella en el acto; preguntó si podía ir a verla. Se sintió decepcionado y muy ofendido cuando ella le rechazó con decisión. Ahora quería dormir, dijo, no pensaba tomar decisiones medio dormida. Después de algún tira y afloja, prometió ir a verle a la mañana siguiente, muy temprano.

El propio Gustav trató de dormir un poco, pero fue un mal sueño, poco reparador. Se alegró de que llegara la hora de su cabalgada matinal. Al principio había un poco de niebla, pero luego se aclaró. Había llegado una suave y adelantada primavera, una pelusa gris verdosa, apenas perceptible, cubría los arbustos. Le acometió una ardiente furia porque se le quisiera obligar a dejar su casa, su trabajo, su gente, esta patria, diez veces más suya que de aquellos que le obligaban. A esa hora era cuando el bosque de Grünewald estaba más hermoso. Era una canallada tener que abandonarlo ahora.

—Salgo de viaje hoy, Schlüter —dijo al desmontar del caballo.

—¿Para cuanto tiempo, señor? —preguntó Schlüter. Gustav, tras un mínimo y nervioso parpadeo, respondió:

—Para diez o quince días.

—Entonces pondré en el equipaje el esmoquin y prendas deportivas —propuso Schlüter.

—Sí, Schlüter —dijo Gustav—, hágalo. Me llevaré también los esquís.

—Muy bien, señor —dijo Schlüter.

Ahora que había declarado que sólo se iba para quince días, todo el viaje se le hizo más ligero a Gustav. Se le abrió paso una idea de importancia decisiva: si Sybil iría con él o no. Esperaba tenso su respuesta.

Entre tanto, Sybil hablaba por teléfono con Friedrich Wilhelm Gutwetter. Le contaba que Gustav, sin duda a consecuencia del incendio del Reichstag, quería irse y le había pedido que fuera con él. Gutwetter no sabía nada.

—¿Ah, sí? —salió del aparato, profunda y sorprendida, su tranquila voz de niño. ¿Se ha incendiado el Reichstag? ¿Cómo ha sido? Eso debería interesar más a los bomberos que a nuestro amigo Gustav.

Sybil tuvo que dar largas explicaciones. No contaba más que con conjeturas, pero era tan rápida en captar las relaciones entre ellas como lento Gutwetter. Finalmente Gutwetter renunció a investigar del todo las relaciones, se conformó con el hecho de que Gustav quería huir por miedo a los inminentes acontecimientos políticos.

—No entiendo a nuestro amigo Gustav, querida Sybil —dijo—. La nación está a punto de dar a luz otra de un cuño grande y nuevo. Tenemos la inmensa oportunidad de asistir al nacimiento de este gigantesco embrión, de escuchar los primeros balbuceos de este espléndido monstruo: ¿y entonces nuestro amigo Gustav se va, porque quizá un eructo de la nación dando a luz no suena agradable a sus oídos? No, no entiendo a nuestro amigo. Ya no soy joven, estoy en decadencia. Pero a pesar del frío creciente de mis años, vendría corriendo desde la lejanía para ver crecer de cerca esta piel mineral. No me privaría de eso por nadie. La envidio, querida amiga, por poder asistir a este gran espectáculo desde la frescura de su curiosa y dispuesta juventud —así habló, pueril y amable, el gran ensayista.

En el fondo, también Sybil encontraba exagerada la cautela de Gustav. Los caballeros entrados en años son desconfiados y buscan la comodidad, están en su derecho. Ella no es tan vieja y está dispuesta a perder un poquito de comodidad a cambio de una experiencia emocionante. Aun despojando a las palabras de Gutwetter de vehemencia, sigue siendo un espectáculo enormemente interesante: la insospechada inundación de un territorio civilizado por parte de los bárbaros. Esperaba el espectáculo con la fría tensión de un niño que espera ante una jaula el anunciado momento en que van a dar de comer a los animales. No quería perderse tal espectáculo. Cuando fue a ver a Gustav, no estaba tan dispuesta a abandonar ahora Alemania.

Sólo cuando Gustav le contó lo que Mühlheim le había dicho sobre el incendio del Reichstag, cuando le informó con sobriedad de que Mühlheim tenía buenos motivos para esperar unas cuantas semanas llenas de violencia, arbitrariedad, desaparición del Derecho, también ella empezó a ver las cosas de otro modo. Sentada en su cómodo sillón, infantil, esbelta, amable, miró la boca de él. ¿Qué veía? Su amigo Gustav

tenía de pronto un destino. Su rostro se hacía más grande, más decidido. Ya no era sólo un amable caballero entrado en años; era, a pesar de todo, un hombre. Cuando Gustav terminó se acercó a él, se sentó en el brazo de su sillón. Dudaba sobre lo que debía responder.

Pero muy pronto, en cuanto Gustav hubo terminado de hablar, volvió a pensar en su obra, su trabajo. No era nada muy importante, cierto, pero era la obra de su vida. Ahora tenía la oportunidad de trabajar con Gutwetter. Trabajaba muy a gusto con él. A su palabra, a su mirada, afluían nuevas energías. No podía interrumpir esa feliz colaboración. Se lo debía a sí misma.

Le gustaría muchísimo ir con él, dijo a Gustav. También ella tenía la sensación de que ahora formaba parte de él, la necesidad de estar con él. Pero él no querría que ella pusiera en riesgo su trabajo en su momento decisivo. No podía interrumpirlo ahora, no podía aceptar ningún trastorno, fuera de Berlín no le saldría nada. Necesitaba los ocho o diez días siguientes para su trabajo. Si de verdad sólo iba a estar fuera dos semanas, esperaba sorprenderle a su regreso con algo especialmente logrado. Pero si el retorno se retrasaba, ella iría en pos de él y, una vez superadas las dificultades de su trabajo, sería sólo para él. De momento hablaría con Schlüter para que le preparara lo necesario, y él tenía que comer con ella, y decirle cuándo salía su tren para que ella le llevara a tiempo a la estación. Gustav dio respuestas elusivas. No tenía intención de decirle la hora exacta de su partida. Estaba profundamente ofendido.

Apareció Mühlheim, apresurado, exhibiendo una frescura nerviosa. El tren de Gustav partía a las ocho de la estación de Anhalt; Mühlheim había reservado un coche cama. Pidió a Gustav un poder general; en Alemania podían ocurrir toda clase de acontecimientos que requirieran actuar con rapidez. Gustav, terco otra vez, con los surcos encima de la nariz, explicó que no estaba preparado para abandonar Alemania por mucho tiempo, y que no quería prepararse para hacerlo. Mühlheim respondió secamente que también esperaba que la ausencia de Gustav durase poco, pero él no era el mago Hanussen; se hacía lo mejor que se podía hacer.

—Por lo demás —dijo—, ya estés fuera tres meses o tres años, como eres un buen alemán, Alemania estará donde tú estés.

Ese inusual énfasis en boca de Arthur Mühlheim conmovió a Gustav, que no dijo nada más.

Cuando Mühlheim se hubo marchado, recorrió su bella casa, que amaba. La emoción de la partida inminente se desvaneció, dando paso a la reflexión y la tristeza. Seguía diciéndose que se trataba de un corto viaje. Pero en lo más hondo se afianzaba ya la conciencia de que sería un viaje muy largo. Al principio, había pensado pedir a Sybil que durante su ausencia cuidara de la casa, junto con Schlüter. Ahora, Sybil ya no le parecía la persona adecuada. Seguiría en contacto telefónico con ella, pero ya no sentía necesidad de volver a verla. Podría confiar la casa a François; él sabría qué hacer. Pero François se ha alejado de él. Mühlheim está sobrecargado; no puede exigirle que se ocupe de las menudencias que a él le preocupan. Lo mismo sucede con Martin.

Llama a Martin, para despedirse de él. Martin le dice que hace bien en irse. A él también le gustaría, pero Wels es demasiado peligroso, no puede dejar los negocios tirados ahora. Ambos hermanos lamentan no haber estado más próximos durante estas semanas. Aun así, no hay un verdadero contacto, ambos están demasiado encerrados en sus propias preocupaciones.

Cuando cuelga el teléfono, Gustav sigue reflexionando. No es una reflexión agradable. Hay pocas personas realmente próximas a él. ¿Gutwetter? Le llama. Friedrich Wilhelm Gutwetter está tranquilo, cordial, infantil como siempre. Si hay alguien que lamenta que Gustav se vaya, es él. Tampoco acaba de ver claros los motivos.

—Pero seguro que nuestro común amigo Mühlheim entiende de esto —dice, pacífico. A Gustav le reconforta oír hablar a Gutwetter. Pero no tiene sentido cargarle con la preocupación de la casa; es demasiado torpe en todas las cuestiones prácticas.

Se sienta, ocioso, mirando mentalmente los rostros de sus amigos. Como una espina clavada, le atormenta la idea de que ha olvidado algo, de que lo ha omitido. Le ha atormentado ya varias veces hoy. Pero no sabe decir qué es. Tiene que dejar en manos del azar el recordarlo. No se puede forzar.

Entonces llega el doctor Klaus Frischlin, a trabajar. Curiosamente, el trabajo va bien. Llega el mediodía, abandonan el manuscrito. Frischlin va a despedirse. Está ahí, esbelto, con su mal color, su pelo ralo. Y de pronto Gustav encuentra que este hombre es mejor que los otros, duro, diligente, de confianza, y dice:

—Me marcho, doctor Frischlin. Espero que por poco tiempo. Pero, si ese tiempo se prolongara, le ruego que cuide de mi casa, mis libros y lo que me es querido. Ya sabe usted.

Tranquila y seriamente, Frischlin responde:

—Confíe en mí, doctor Oppermann.

Junto con Frischlin, Gustav escoge cuáles de sus libros va a llevarse. Le gustaría llevárselos todos; no

sólo los libros, también quisiera sacar de sus marcos los cuadros de Immanuel Oppermann y de Sybil, cargar con el «ojo de Dios», la máquina de escribir, la mesa de trabajo, la casa entera. Se siente ridículo. No se lleva nada. Ni siquiera el manuscrito, porque sin biblioteca no puede trabajar. Estará fuera quince días, nada más. Llevándose aquello que le es querido conjuraría potencias malignas, convertiría en larga su corta ausencia.

Después de comer, sale al jardín. Baja los escalones de la primera terraza a la segunda, de la segunda a la tercera. A su alrededor se alzan colinas y bosques. Es 28 de febrero, pero en verdad es ya primavera. ¿Es imaginación suya, o realmente el soplo gris verdoso sobre los arbustos, apenas perceptible esta mañana, se ha vuelto más claro? Gustav se inunda de la familiar visión, aspira el familiar olor, se siente muy triste.

Y de pronto, sin motivo aparente, se acuerda de qué era lo que le atormentaba. Sí, aún tiene que arreglarlo. No puede marcharse y dejar tras de sí semejante decepción. Pero entonces no puede irse a las ocho. Es igual. También salen más tarde trenes para Suiza.

Enseguida, telefonea a Mühlheim, tiene que aplazar su marcha. ¿Por qué?, pregunta Mühlheim. Gustav no le indica motivo alguno, pero insiste en que sea un tren posterior. Mühlheim está indignado. Los trenes están repletos, Gustav no va a conseguir un coche cama. Y aparte de eso, cuanto antes salga, mejor.

—Tengo mis motivos, Mühlheim —dice Gustav; le deja hablar, sonríe, hace los cambios. Así que cogerá el tren a las diez y media.

A las nueve está en el club de teatro y cena allí. Luego entra a la sala de juegos, como si buscara a alguien. La sala está aún totalmente vacía, sólo el viejo Jean está a la entrada. Gustav pasa ante él y le pone en la mano una moneda de cinco marcos.

—Ayer estaba un poco distraído —dice—, disculpe, Jean.

El anciano da las gracias a su digno estilo, imperceptible y sin embargo marcado. Ahora Gustav puede irse tranquilo.

En la estación de Anhalt, resultó que el astuto Mühlheim había conseguido un coche cama para Gustav sobornando a un cobrador. Había muchos conocidos en el tren, pero muchos se ignoraban mutuamente, no querían verse.

—Ven lo antes posible, Mühlheim —pidió Gustav. —Haz las menores tonterías posibles por el camino, Oppermann —dijo Mühlheim.

Luego, el tren partió. Lo último que Gustav vio de Berlín fue a Schlüter, manteniendo la compostura, mirando irse el tren con su rostro severo y testarudo.

Al mismo tiempo, Berthold daba a sus padres las buenas noches. Mañana, miércoles, debe liquidar su caso, debe hacer su declaración, en el aula, ante los profesores y alumnos congregados del instituto Königin Luise. Liselotte quiso hablar con él, abrió la boca. Pero conocía su difícil trato, así que lo dejó y se limitó a decir:

—Buenas noches, hijo mío.

Berthold fue a su cuarto, se desnudó muy cuidadosamente, colgó ordenada su ropa, preparó como solía sus cosas del colegio para el día siguiente. En realidad, mañana su papel sería muy sencillo. Su declaración será muy breve. François y Vogelsang no lo tienen tan fácil. Deberán hacer dos buenos discursos. Él sólo tendrá que escuchar en pie todo ese tiempo. En la picota. Si por el profesor Vogelsang fuera, el —¿cómo llamarlo?—, el acto tendría lugar en el monumento de Niederwald.

Ahora se irá a la cama. Cogerá un libro. *La batalla de Hermann*, de Kleist, por ejemplo. Pero da con el tomo cuarto de su Kleist en vez de con el tercero, con los *Relatos*. Y lee la historia de Michael Kohlhaas, hijo de un maestro de escuela, uno de los hombres más honrados y a la vez más terribles de su tiempo, porque la idea del Derecho en la que se regodea le convierte en ladrón y asesino, de forma que por dos caballos que le habían robado renuncia a sí mismo, causa una rebelión y, finalmente, perece de manera espantosa. Pero cuando sube al cadalso vuelve a ver en su poder, cepillados y bien alimentados, a los dos hermosos caballos negros que injustamente le habían cambiado por dos pencos. Berthold conocía bien el relato, y, sin embargo, lo leyó con nueva y aguda emoción. Leyó varios pasajes hasta dos y tres veces. Así por ejemplo, la respuesta que el tratante de caballos da a su esposa cuando ésta le pregunta, trastornada, por qué vende sus posesiones. «Porque no quiero quedarme en un país —responde— en el que no se quieren proteger mis derechos. Mejor ser un perro, si han de darme patadas, que un hombre». Berthold leyó y asintió varias veces con la cabeza, pesadamente.

Dejó el libro a un lado. Ahora se daba cuenta de que no había dormido la noche anterior y tenía a sus espaldas días agotadores. Pero aún no quería apagar la luz, tenía miedo a la oscuridad. Apagó la luz del techo, encendió la lamparilla con pantalla de la mesilla, se tumbó de costado y entrecerró los ojos. Vio al

pájaro fantástico del papel de la pared en sus aros colgantes, y una vez más, desde los ornamentos, surgió ante sus ojos el rostro de Hermann, ancha frente, nariz plana, larga boca, la mandíbula corta y fuerte. ¿Tendría posibilidades de salir adelante en la Alemania de hoy? Sonrió. Inesperadamente, tomaron forma los versos: «¿Qué tiene que tener un joven / que quiera avanzar hoy en Alemania? / Mandíbula de hierro / frente baja…». Era muy raro que le vinieran versos a la cabeza. Tenía sentido del estilo, una prosa decente, el doctor Heinzius siempre lo decía. Pero no era momento de versos.

Probablemente Ruth y Hermann se habrían llevado bien. Vuelve a verla como una de las germanas de Wagenburg. Se indignaría ante semejante idea. Pero es cierta.

Ruth lo tiene fácil. Ella en su lugar sabría exactamente qué hacer. Muchos en Alemania lo tienen fácil, muchos millones. Pero muchos también, más millones aún, lo tienen difícil, precisamente porque saben lo que hay que hacer. Él ha oído la historia del hermano —¿o era el cuñado?— del criado Schlüter, que testificó contra los populares y recibió una paliza por ello. Millones están en contra de los populares, miles se dejan matar a golpes por esa toma de posición. Se sabe de algunos, de miles: pero de los cientos de miles, de los millones, no se sabe nada. ¿Quién es Alemania? ¿La de los uniformes pardos que andan por ahí gritando con sus armas en la mano, armas que tienen en contra de la Ley, o la de los otros, la de los millones que fueron tan tontos como para creer en la Ley, entregaron sus armas y a los que ahora les rompen la cabeza por abrir la boca? No, él no está solo, tiene compañeros, cientos de miles, millones. Se ha levantado un monumento al soldado desconocido, pero nadie habla del alemán desconocido, su desconocido compañero. Mi desconocido compañero, piensa: «Todos tratan de cazarte / Te pegan, te encierran», y «Sé que eres mil, eres un millón», y «Llegará el día / mi compañero desconocido / y cuando llegue el día, estarás ahí». Todo esto no es nada. Él no sabe escribir versos. Pero algún día tendría que venir alguien que escribiera una canción al alemán desconocido, al compañero desconocido.

Quizá alguien la escriba, pero no se imprimirá, no se cantará, no se escuchará. E incluso si él, Berthold, pudiera escribir la canción, no la recitaría. Él va a recitar otra cosa. Va a ir al aula, ante los compañeros reunidos sonrientes, sus compañeros conocidos, y va a decir: «He dicho una verdad. Declaro falsa esa verdad».

No, no lo dirá.

Naturalmente que lo dirá. Tampoco ha querido escribir la carta a François, no la ha escrito, ha dejado pasar el tiempo. Entonces su padre ha dicho: «Podrías escribir una carta urgente», y él la ha escrito.

Podría faltar mañana a clase, simplemente no ir. Allí están, en el aula, esperando, y él no está. Sonríe. Se imagina exactamente los rostros de Vogelsang, Werner Rittersteg y Pedell Mellenthin en la puerta de entrada. «Cantemos la canción de Horst-Wessel», dirá por fin el profesor Vogelsang, pero será un débil consuelo; para cantar la canción de Horst-Wessel no hacía falta reunir en el aula a todo el centro. El director François quizá incluso se alegre si él no va; seguro que Heinrich se alegrará, aunque le ha aconsejado ir; también Kurt Baumann se alegrará. Sí, eso sería una satisfacción, un bálsamo para el corazón, durante una hora, un día, quizá una semana. Pero y luego, ¿qué va a hacer? Será expulsado, tendrá que marcharse de Alemania, puede pasar una eternidad antes de que, quizá, pueda regresar, y entonces, ¿será todavía su Alemania?

No queda otro remedio. Sería hermoso hacerles esperar, pero no puede ser.

Sí puede ser.

Se levanta. Busca el manuscrito de la ponencia sobre Hermann. Lo ha guardado bien; tiene que encender la lámpara del techo para buscarlo, tarda un rato. Es un original escrito con mucha limpieza, papel rayado, con margen, pocas correcciones. Coge una hoja y escribe: «No hay nada que aclarar, nada que añadir, nada que quitar. Tu Sí es Sí, tu No es No. Berthold Oppermann». Deja la pluma; luego, vuelve a cogerla y añade: «Berlín, 1 de marzo de 1933».

En realidad, quisiera escribir los versos que se le han ocurrido antes: «A ti, compañero desconocido». No, la prosa es mejor. Y escribe: «Mejor ser un perro, si han de darme patadas, que un hombre. (Kleist, edición de Insel, tomo 4º, p. 30)».

Va a la otra habitación, sin demasiado sigilo, abre el botiquín. Hay tres tubitos de somníferos. Coge el que le parece el más fuerte. Apenas si está abierto, seguro que bastará. Mañana tendrán que esperar en el aula.

Coge un vaso de agua, lo pone cuidadosamente sobre un plato para que no deje cerco en la mesa, disuelve las tabletas en el agua y pone el vaso en la mesilla. Mira el manuscrito. La hoja suelta está encima, es mejor sujetarla. Saca su reloj y lo deja junto al vaso. Vuelve a apagar la lámpara del techo y a encender la de la mesilla y se tumba en la cama.

Es la una y treinta y ocho. Se bebe el agua con las tabletas disueltas. No es que el brebaje sepa bien, le

cuesta algún esfuerzo tragarlo. Pero hay cosas peores.

Se tumba y espera. De la mesilla viene el tictac de su reloj. Oye tocar el claxon de un coche, demasiado alto y demasiado tiempo. ¿Cuánto tardará en dormirse? Ahora lleva tumbado dos minutos y cuarenta segundos. Seguro que no tardará más de seis u ocho minutos. Si no lo encuentran a lo largo de la próxima media hora, sin duda ya no podrán despertarlo. Felizmente, es muy improbable que alguien vaya a verle. Si apaga la lamparilla, imposible. La apaga. Ya empieza a sentirse pesado y cansado, desde luego no tan agradablemente cansado como esperaba, sino con un cansancio plúmbeo, agobiante.

Otro coche. Pero esta vez no toca tanto tiempo. Ha preparado decentemente el manuscrito. El profesor Heinzius les ha explicado que una de las diferencias esenciales entre la antigüedad y nuestra época es la valoración del suicidio. Los romanos enseñaban a sus hijos desde temprana edad que el hombre era superior a los dioses porque siempre le quedaba la escapatoria de la muerte voluntaria. Los dioses no tenían esa libertad. Es una muerte muy digna. Lo ha arreglado todo, correctamente, antes de tragarse el brebaje. Ahí está el manuscrito, el que quiera puede verlo, y el que no quiera tendrá que verlo. Hace unos días ha leído algo acerca de una mujer que, antes de marcharse, no sólo se puso el vestido con el que quería ser enterrada, sino que incluso cosió un crespón de luto en la manga de su marido. Nosotros los alemanes somos gente ordenada. Sonríe un poco. Puede permitírselo; ahora puede decir: «Nosotros, los alemanes».

Otro coche. Ahora, de pronto, él mismo va sentado en el coche. Está en la carretera, es una carrera de coches; Franzke está sentado al fondo, es gracioso que no vaya a su lado, no hace más que gritarle indicaciones, pero él no puede oírlas; hace el mayor de los esfuerzos, pero hay un ruido espantoso, el viento es tan fuerte… y ¿quién está sentado al lado de Franzke? Hay alguien sentado ahí. Es el profesor Heinzius; eso está bien, él puede hacerse entender mejor que Franzke. Ahora viene la curva, la ha tomado espléndidamente, genial. Ha perdido la costumbre de decir genial, es una palabra espantosa. El coche que va delante de él, ¿quién está al volante? Pero si es el profesor Vogelsang. Ahora va a adelantarlo, va a ser genial. ¿Entenderá Franzke lo que pretende? Pero no puede, qué curioso, sencillamente no se le puede acercar. Pisa, pisa a fondo, ve más rápido, pero no se puede, de abajo viene tanto calor y tanto agobio…; también la palanca del acelerador está al rojo, y ahora el coche derrapa, la palanca del acelerador se le clava en el vientre, el coche no derrapa, patina, es como aquella vez en Baviera, en la carretera helada, de pronto el camino se vuelve una pista de patinaje, no se sabe cómo, todo se vuelve negro, se clava horriblemente, hay que gritar, se quiera o no, pero no se puede gritar, te eleva, eleva el coche, pero no es el coche el que patina bajo los pies, está en la montaña rusa, en el Lunapark, es el barco balancín, cómo es eso, está en Münich, en la fiesta de la cerveza, sube terriblemente alto, Vogelsang sigue junto a él, pero ahora le ha adelantado, y sin embargo está en la carretera, sólo que sin coche, y ahora patina, aunque no tiene coche, qué alto sube el balancín, qué cosquilleo hace en el estómago, muy adentro, le quita a uno el estómago, eso no se puede contar, hay que reír enseñando todos los dientes, es un barco de verdad, ahora te lleva, las olas son uniformes y completamente planas, y te ahogan, esto ya no tiene gracia, aprietan terriblemente, no habría debido nadar de noche, te rompen encima una y otra vez y no te suben, nunca se vuelve a coger aire, todo se escurre, y ahí está todavía el rostro de Vogelsang, pero ya no es el rostro de Vogelsang, es el de Hermann, con la nariz plana y la fuerte mandíbula, y así está de pronto en el pedestal del monumento en Niederwald, pero allí está Germania, y eso es bueno, y ahora está allí Hermann, y ahora el pedestal del monumento desaparece. Y ahora viene una ola enorme, muy grande, y no puede evitar sumergirse bajo ella. Mi compañero desconocido, no puedo darte la mano, ahora viene la ola, es aún más grande, ahora viene, te subirá, ahora está aquí.

A esa hora, Gustav ya iba en su coche cama, a un buen trecho al suroeste de Berlín. Había dormido bien y profundamente; de pronto, un brusco movimiento del tren lo despertó. Lentamente, sus sentidos se despejaron, y de repente cayó en la cuenta de algo desagradable: ha pensado en Jean, pero en lo que no ha pensado es en su sobrino Berthold. Por lo menos debería haberle preguntado a Martin qué había sido de aquella necia historia con Hermann el Querusco. Durante casi una hora, el olvido le atormentó. Sólo entonces volvió a dormirse, y durante el resto de la noche ya no durmió tan bien como antes.

Libro tercero

MAÑANA

Se nos ha encargado
trabajar en la obra,
pero no nos ha sido
dado culminarla.
TALMUD

Sólo cuando Berthold ya estaba enterrado, recibió Gustav la noticia de su muerte. Mühlheim, el único que sabía su dirección, se había retrasado en comunicársela para que Gustav no se pusiera en peligro regresando.

Había pasado los últimos días dando vueltas por la hermosa y confortable ciudad de Berna. Era primavera, el aire era ligero, las poderosas cumbres del macizo de Oberland se alzaban, infinitamente delicadas y puras, en el horizonte. Pero Gustav no disfrutaba de la vista, tenía la cabeza aturdida por los acontecimientos de Berlín. Cuando supo la noticia, fue como si recibiera un golpe que llevaba mucho tiempo esperando.

Ya no soportaba a nadie a su alrededor, subía a las montañas; tenía que estar solo, no entendía todo aquello, tenía que aclararse. Iba a parar al pie de las cumbres del Jungfrau, pero ya no había nieve, era el único huésped del pequeño hotel. Evitaba el atestado teleférico, transportaba él mismo los esquís hasta el límite de la nieve. Subía con esfuerzo una ladera apartada. Allí estaba, entre la nieve y el sol; las líneas de las montañas se alzaban altas y claras en el aire inconmensurablemente claro. Estaba solo.

Una cosa le corroe las entrañas. Ha pensado en el viejo Jean, y no en Berthold. Asume gran parte de responsabilidad en lo que ha ocurrido. Lo ha hecho todo mal desde el principio. Ha llevado una vida inútil, cómoda, vulgar. Ha acudido a Sybil en vez de a Anna. Si se hubiera ocupado de la política, de la economía nacional, de cualquier aspecto del negocio, todo habría tenido más sentido que lo que ha hecho. Ha constatado que Lessing escribió una determinada carta el 23 de diciembre, y no el 21. Muy bien. Ésa sería la rúbrica adecuada para toda su vida.

Está en la nieve, humeante de calor, ajustando cuentas consigo mismo. Y el resultado no parece muy alentador.

Pasa así cuatro días, en la tranquilidad de su refugio de montaña. La estrecha carretera por la que arrastra el calzado de nieve un día tras otro se extiende por el valle, hay pueblos diminutos en las laderas, las cumbres del Jungfrau se levantan ante él, inmensas en su blancura bañada por el sol. Él está arriba, en sus apartadas alturas. En el aire hay pureza, fresca calidez; el estrépito de los aludes le llega amortiguado. Ve lo que hay delante de él, en torno a él, pero no es consciente del aire, de la vista; su mente está cerrada. En su interior hurgan una y otra vez los mismos pensamientos, se retuercen, se clavan cada vez más profundamente en él. Lo mejor es cansar el cuerpo, para no poder pensar. A veces, en el camino de vuelta, lo consigue. Entonces se sienta al borde de la carretera, presa de un bienvenido agotamiento, extasiado; mueve la cabeza mecánicamente, ríe estúpidamente.

A veces, la carretera está vacía durante horas. En una ocasión pasa un chico con un carro. Le mira sorprendido; durante mucho tiempo aún vuelve la cabeza hacia él.

Cuatro días pende sobre él semejante estupor, paralizante; tiene la cabeza como envuelta en algodón. En la mañana del quinto día, de pronto, después de una noche larga y de descanso, se levanta la niebla que había a su alrededor. Gustav se estira. Atraviesa completamente la penumbra. Durante cinco días no ha leído ninguna noticia de Alemania, ni un solo periódico; ahora debe haber pocos alemanes con tan poca curiosidad. Compra todos los periódicos que puede conseguir, suizos, ingleses, franceses. Con el grueso paquete bajo el brazo, sube la conocida y hermosa carretera. De pronto le inunda una salvaje emoción, apenas puede calmarla. Aunque el suelo todavía está húmedo, se sienta al borde de la carretera y empieza a leer.

Lee, y la sangre se le agolpa en el cerebro. Calmarse, no perder los nervios, contener el corazón, pensar con tranquilidad. En días como éstos, surgen de todas partes rumores incontrolables. Se ha dedicado durante toda su vida a la crítica de las fuentes, no va a creerse ahora las fantasías de algunos reporteros rabiosos. ¿Qué periódicos son éstos? El *Times*, el *Frankfurter Zeitung*, el *Neue Züricher Zeitung*, *Le Temps*. Y no son reporteros cualesquiera los que informan, son gente de renombre. Los artículos son escuetos, objetivos. Corresponsales de semejante renombre no pueden poner en circulación cosas tan espantosas con datos tan detallados sin poseer las pruebas documentales. No hay duda, los populares han llevado a cabo su programa, de cuya primitiva barbarie tantas veces se han reído, él mismo el más incrédulo, punto por punto. Han encarcelado, deportado, maltratado, asesinado a todos aquellos que no les gustaban, han destruido sus propiedades o se han incautado de ellas, alegando sencillamente que esas personas eran adversarias suyas y por tanto había que aniquilarlas. Gustav lee nombres, fechas. Gran parte de los nombres le son conocidos, mantenía relación con muchas de esas personas.

Su callada desesperación ha desaparecido. Le asalta una ira ciega contra sí mismo, contra los populares. Lee los absurdos discursos del Führer. El viejo presidente de la República les ha dejado el Reich en orden, y ellos han roto cínicamente sus solemnes promesas, han pisoteado la Ley transformando el orden y la civilización en arbitrariedad, desorden, brutalidad. Alemania se ha convertido en una casa de locos en la que los enfermos se han apoderado de sus guardianes. ¿No se da cuenta el mundo? ¿Qué hace?

Ese mismo día regresa a Berna. ¿Ha estado tan loco como para esconderse en ese pequeño nido sin dejar su dirección? ¿Cree que el horror le afecta menos si envuelve la cabeza en algodón? Quiere saber, tiene que saber, más, todo, exactamente.

En Berna encuentra telegramas, cartas, periódicos. Los mercenarios también han entrado en su casa, la han registrado, han destruido algunas cosas, robado muchas. Hay un telegrama de Frischlin, Gustav querría llamarle por teléfono. Lo hace.

Es emocionante oír la voz de Frischlin. Es la misma voz que tan bien conoce, pero aun así cambiada, tensa, cargada, enérgica. Gustav quiere preguntar, pero Frischlin le interrumpe enseguida; nunca antes se había atrevido a hacerlo. Explica que ha puesto mucho del Lessing en orden, pero cree que lo mejor es ir a Berna y contárselo personalmente. Ésa es también la opinión de Mühlheim.

Al día siguiente estaba allí.

—Quisiera alojarme en un hotel distinto del suyo —dijo, nada más bajar del tren. Es más inteligente que nuestros nombres no aparezcan registrados en el mismo hotel. Le propongo venir luego a recogerle para dar un paseo. Podré informarle mejor si estoy seguro de no ser escuchado.

Lo dijo con modestia, pero con decisión. Gustav veía con asombro cómo había cambiado ese hombre. En Berlín, con sus largas y flacas piernas, sus largas y flacas manos, que siempre sobresalían de unas mangas demasiado cortas, con su carácter tímido y torpe, siempre le había parecido a Gustav un estudiante frágil interna y externamente. Ahora, a pesar de toda su sencillez, se mostraba enérgico, alguien que sabía exactamente lo que quería.

Subieron al Gurten. Era un día radiante de principios de primavera; la blanca línea de las montañas se extendía ante ellos, inmensamente delicada y luminosa. Aún hacía demasiado frío como para estar mucho tiempo en el mirador. Fueron hacia las boscosas alturas; Gustav refrenó su paso, rápido y rígido, y Frischlin le contó.

Los mercenarios se habían presentado en la Max Reger Strasse una de las primeras noches, al amanecer. Llegaron a las ocho. Felizmente, el día antes Frischlin había escondido el manuscrito, la bibliografía más importante acerca de Lessing y todo el fichero en casa de personas no sospechosas. Se llevaron e hicieron trizas todos los papeles que quedaban. Respetaron muchos de los libros, pero dañaron seriamente otros. Eran muy arbitrarios a la hora de elegir los libros que rompían o se llevaban. Sobre todo les irritaron las muchas ediciones de la *Divina Comedia* de Dante, a la que, confundidos probablemente por la palabra comedia, tomaron por literatura propagandística del «movimiento ateo». Se incautaron del coche y de la máquina de escribir. Lo mismo le ocurrió al cuadro de la señorita Rauch. En cambio, el de Immanuel Oppermann estaba a salvo; Frischlin lo había llevado a lugar seguro. También pasaron por alto un paquete con correspondencia privada. Frischlin la había enviado por distintos cauces a la dirección de Gustav; estaría aquí en los próximos días. El criado Schlüter demostró ser de confianza. La primera vez le dieron una buena paliza. Pero a pesar de todo, inmediatamente después del saqueo rescató una parte de las cosas que quedaban con ayuda de la esposa de su cuñado muerto. Fue una buena idea, porque la noche siguiente volvieron y robaron lo que aún quedaba. Frischlin había escondido en casa de la señorita Rauch las cosas que había supuesto especialmente importantes para Gustav.

—¿Pudo ayudarles la señorita Rauch? —preguntó Gustav.

—No mucho —respondió Frischlin. Había mostrado una extraordinaria buena disposición, pero en la práctica había servido para poco. La señorita Rauch estaba muy ocupada con sus propios asuntos, añadió, con marcada contención. En cambio, habló calurosamente de Mühlheim, con el que se había entendido a las mil maravillas. Mühlheim rogaba a Gustav que le llamara, a ser posible, esa tarde, entre las seis y las siete, al hotel Bristol.

Eran alrededor de las seis de la tarde cuando Gustav regresó a su hotel. Ahora tenía que hablar con Mühlheim, pero no quería saber nada de negocios, nada de los astutos rodeos que, naturalmente, eran el único medio razonable en la lucha con los populares. Pero se trata de su casa, a la que quiere. Es horrible pensar que quizá pronto haya mercenarios populares revolcándose en sus hermosas habitaciones. Tenía que hablar con Mühlheim. Pero cuando la telefonista del hotel se puso, en el último instante no dio el número de Mühlheim, sino el de Sybil.

Muy pronto escuchó la voz de Sybil. Estaba sorprendida, quizá atemorizadamente sorprendida, pensó él con ligera desconfianza. Tal vez fuera imprudente llamar en estos tiempos desde el extranjero. Pero para Sybil el peligro era extremadamente pequeño, no tenía por qué mostrar tanta contención. Pensó en lo seca y fríamente que Frischlin le había hablado de ella. Y sin embargo anhelaba verla, anhelaba el olor de su cuerpo infantil. Le pidió de todo corazón que viniera, la necesitaba en estos momentos. Ella aceptó de inmediato. Pero cuando él quiso fijar una fecha titubeó; telegrafiaría mañana, como mucho pasado mañana. Gustav no sabía que estaba pensando en Friedrich Wilhelm Gutwetter; pero sintió que le ocultaba algo y se entristeció.

También el relato de Frischlin, por claro y exhaustivo que fuera, le parecía ahora insatisfactorio. Probablemente los acontecimientos generales de Alemania empezaban a interesarle de forma mucho más ardiente que su casa y su manuscrito. Había esperado que Frischlin empezara a hablar de ellos por sí mismo; pero Frischlin no lo había hecho, y él había tenido miedo de presionar a ese hombre lúcido y consciente de sus objetivos.

Por la noche, al fin, en un pequeño y bonito restaurante que Gustav había descubierto, Frischlin habló de las cuestiones generales. No era fácil, empezó, obtener detalles auténticos hoy en día en Alemania; las autoridades se esforzaban con éxito en cubrirlo todo con un manto de niebla. Por eso, su relato tendría que ser muy incompleto. Pero Gustav no tardó en apreciar que los nombres, datos y lugares de los que Frischlin hablaba con certeza eran terriblemente abundantes.

Entre las secciones de mercenarios estacionadas en Berlín, las de más tristemente famosa reputación eran las Secciones de Asalto 17 y 33, las llamadas Secciones de la Muerte. Los lugares de los que se hablaba con mayor espanto eran los sótanos de los locales populares de la Hedemannstrasse, la General Pape Strasse y distintos lugares de Kopenick y Spandau. En ellos, dijo Frischlin, y su comentario resonó consternado en medio de un relato por lo demás muy sobrio, una vez que se derrumbe el poder de los populares, se pondrán lápidas en memoria del más profundo oprobio de Alemania. Lo más escalofriante en el proceder de la policía secreta y los mercenarios, siguió contando, es el sistema elaborado hasta el último detalle, la organización, el orden burocrático-militar con el que se ejecutan los malos tratos y las muertes. Todo es registrado, firmado, de todo se levanta acta. Después de cada maltrato, la víctima tiene que ratificar por escrito que no ha sido maltratada. En caso de muerte, el médico testifica que el fallecido ha sufrido un ataque al corazón. El cadáver es entregado a los familiares en un ataúd sellado con plomo, cuya apertura está prohibida bajo la más severa de las penas. Para aquellos que son liberados después de maltratarlos hay ropa interior y vestidos limpios, para que la ropa manchada de sangre no llame demasiado la atención; los maltratados han de comprometerse por escrito a devolver la ropa después de lavarla en un plazo de veinticuatro horas. También hay que pagar por el tratamiento y la manutención en los locales de los populares, no mucho por otra parte, un marco diario por el alojamiento, un marco por la manutención y el tratamiento. Por la manutención y el tratamiento de aquellos a los que matan, es decir, los fallecidos de ataque al corazón o abatidos a tiros al intentar fugarse, tienen que pagar los supervivientes. El tratamiento se extiende al aspecto psíquico, y no carece de cierto humor. Por ejemplo, a los prisioneros se les pone en el gramófono canciones populares; ellos tienen que cantarlas, y se les marca el ritmo con varas de acero y porras de goma.

Los populares parecen querer ampliar su sistema a gran escala. Levantan gigantescos campos de concentración para «educar en las cualidades necesarias para el espíritu de la nueva época» a los prisioneros. En esa educación también emplean métodos psicológicos. Por ejemplo, pasean a los presos por las calles en grandes y ridículas procesiones y les obligan a ejecutar grotescos coros: «Somos cerdos marxistas, somos perros judíos», y cosas por el estilo. En ocasiones obligan a algunos individuos a subirse encima de cajas, hacer flexiones y exclamar a cada flexión: «Yo, perro judío, he traicionado a mi patria, he

mancillado mujeres arias, he robado las arcas públicas». A veces, los prisioneros han tenido que trepar a árboles, álamos por ejemplo, para gritar desde lo alto y durante horas afirmaciones como ésas.

Por lo demás, tanto en los sótanos de los cuarteles de los mercenarios como en los campos de concentración, los prisioneros tienen ocasión de familiarizarse en muy breve plazo con el programa del partido nacionalsocialista y el libro del Führer. La clase es severa. En caso de errores y negligencias se sufren duros castigos; la era del liberalismo y el humanitarismo ha pasado. Algunos, como se ha dicho, no superan las clases. Sólo en Berlín, él conoce diecisiete defunciones atestiguadas documentalmente.

De estas cosas habló el doctor Klaus Frischlin al doctor Gustav Oppermann en el pequeño restaurante de la capital federal suiza, Berna. Habló en voz baja y uniforme, porque en la mesa de al lado había gente; de vez en cuando, para humedecerse la garganta, bebía del ligero y chispeante vino, momento en el que sus manos sobresalían, llamativamente largas y finas, de las mangas. Gustav comió poco esa noche, habló también poco. No había mucho que preguntar. Klaus Frischlin narraba con exactitud, su alemán sólo era impreciso cuando citaba frases del Führer que los maltratados tenían que aprenderse de memoria.

Una vez que Frischlin hubo terminado, los dos hombres permanecieron largo tiempo sentados en silencio. Frischlin apuró despacio su copa, se sirvió cuidadosamente otra. Sólo había tres mesas ocupadas. Gustav tenía bajos los pesados párpados, parecía que estuviera dormitando.

—Una cosa más, Frischlin —se rehízo al fin. Aún no me ha dicho nada sobre el final de mi sobrino Berthold.

—¿Su sobrino Berthold? ¿Final? —preguntó Frischlin. Resultó que no sabía nada de todo el asunto.

—¿Cómo es posible? —se indignó Gustav. Pero Frischlin no estaba sorprendido. Ahora, en Alemania impedían que uno se enterase de algo acerca de sus seres más próximos si ello pudiera resultar incómodo para el gobierno. Estaba claro que los periódicos habían tenido que ocultar noticias. El que no va en busca de ellas no se entera de nada. Ya nadie va sin máscara en Alemania. La gente recalca de forma ruidosa y convulsiva lo bien que le va, y sólo después de mirar con cautela alrededor se atreve uno a susurrarle a otro lo que realmente pasa. En una gran ciudad, el vecino no sabe nada de sus vecinos, se ha acostumbrado a enterarse por la prensa de lo que ocurre en el piso de al lado. Pero los periódicos no pueden publicar cosas desagradables. En un país de sesenta y cinco millones de habitantes, se puede matar sin esfuerzo a tres mil personas, dejar inválidos a treinta mil, encerrar a cien mil, sin sentencia, sin motivo, y aun así mantener el aspecto externo de paz y orden. Sólo hay que impedir que la radio y los periódicos informen.

Gustav pidió a Frischlin que le dejara ir solo a casa. Era una noche luminosa, era tarde, las calles estaban vacías, en los soportales resonaba su paso firme y rígido. Caminaba deprisa, como siempre. Pero se sentía impedido. Frischlin había hundido en él algo que le era nuevo, muy desacostumbrado, fatigoso.

Al día siguiente, Frischlin regresó. Gustav estaba en el andén. En realidad, se alegraba de que ese hombre incómodo se fuera. Pero cuando el tren partió, fue como si los raíles no le apartaran del hombre, como si se convirtieran en hilos entre ambos, hilos que se iban desenrollando y que no se rompían por lejos que fueran. Ahora, estar solo le pareció casi peor que la compañía de Frischlin.

Edgar fue al hospital como siempre. Gina le ha dicho que hoy no debía ir; también Ruth, en contra de lo que esperaba, ha insistido en que no vaya, porque los populares han dispuesto que ese sábado, empleando todos los medios de propaganda, ha de llevarse a cabo un boicot contra los quinientos mil judíos del Reich. Los populares habían declarado que tenían que desmentir la afirmación, reforzada por miles de documentos, de que habían cometido actos de violencia contra los judíos, aniquilándolos económicamente. Ese día, muchos judíos se quedan en sus casas, muchos han salido del país. Quizá sea irracional, pero Edgar Oppermann no puede evitarlo: va a su clínica.

No tiene obligación de hacerlo. Su actividad en Alemania ha terminado. Podría irse de Berlín hoy mismo, si quisiera. Tiene honrosas propuestas de Londres, de París, la mayoría de los institutos médicos del mundo civilizado se interesan por el creador del procedimiento Oppermann. Va a aceptar una de esas propuestas. Desde luego, una gran parte de lo que ha construido aquí se perderá, porque naturalmente también ha sido expulsado el pequeño doctor Jacoby, el primero al que hubiera podido confiar su laboratorio. Se va a Palestina, como Edgar imaginó una vez, en un momento de ironía; se va en el mismo barco que Ruth. Sí, Edgar tendrá que empezar de nuevo en Londres, en París o en Milán, pasarán entre cinco y diez años antes de que llegue adonde ya habría llegado. Pondrán los medios a su disposición, pero esos medios no bastarán: habrá que empezar de nuevo, con todas las mezquindades de la gestión que ha tenido que pasar aquí para montar su laboratorio, multiplicadas, y él ya no es joven.

No es fácil dejar atrás su clínica, su laboratorio, sus salas de operaciones, a Jacoby, Reimers, la enfermera Helene, el viejo Lorenz. No puede imaginarse cómo será, lejos de su Alemania. No es sólo la

clínica, es también su vida cotidiana, su casa; pasará una eternidad antes de que haya vuelto a acostumbrarse; además, Gina se toma condenadamente en serio las pequeñas cosas. También tiene que renunciar a Ruth; no puede reprocharle que se vaya a Palestina.

La ciudad tiene el aire de un día festivo. La gente se agolpa en las calles para ver el boicot. Pasa ante numerosos carteles: «Judío», «No compres en tiendas judías», «Judá, revienta». Hay mercenarios populares, con las piernas abiertas, con botas altas, abriendo sus estúpidas y jóvenes bocas para decir a coro: «Hasta que el último judío no esté muerto / no habrá pan ni trabajo». Quizá Gina y Ruth tenían razón, y ha sido una insensatez ir hoy a la clínica. Pero no puede dejar en la estacada el caso Peter Deicke. Peter Deicke, caso 978, dieciocho años, paciente de tercera clase; estaba desahuciado hasta que le trajeron aquí. La primera intervención no bastó. Tal vez la segunda tampoco será suficiente; pero en cualquier caso es el único medio que, quizá, pueda salvarle. Habría podido dejar esta segunda intervención a Reimers. No. No puede aumentar el riesgo de un resultado letal porque esos señores hayan dispuesto para hoy su necio boicot.

Camina por los largos pasillos de la clínica. Todo sigue su curso acostumbrado. En la clínica trabajan veinticuatro médicos judíos. Todos están ahí, incluso el pequeño Jacoby. Hay prisas, como siempre; no se dice una palabra del boicot, pero Edgar percibe la tensión impresa en los rostros aparentemente indiferentes. El pequeño Jacoby está pálido; a pesar de todos los remedios, hoy le sudan las manos ligeramente.

—Prepare el caso 978 —indica Edgar a la enfermera Helene. De pronto, llega el doctor Reimers. En voz baja, a su bondadosa, algo seca, manera, ruega a Edgar:

—Váyase, profesor. Es completamente insensato que se quede aquí. No es posible saber lo que hará el populacho exaltado. Cuando se vaya, quizá yo pueda sacar también al pequeño Jacoby. Es puro suicidio que esté aquí.

—Muy bien, querido Reimers —replica Edgar—, ya ha pronunciado su discurso, y ahora vamos al caso 978. Practica la intervención.

Apenas han devuelto al paciente a su sala cuando aparecen. Llevan una lista de los veinticuatro médicos judíos que trabajan en la clínica municipal. Preguntan por ellos, pero el personal opone resistencia pasiva, no les señalan a los médicos. Bajo la dirección de algunos estudiantes populares, emprenden la cacería. En cuanto han atrapado a uno, lo sacan fuera. No permiten que los médicos se quiten sus batas blancas, incluso si cogen a alguno sin bata le obligan a ponérsela. Fuera, ante la puerta principal, espera una gigantesca multitud, y en cuanto aparece otra bata blanca estalla en espantoso griterío, silbidos, salvajes insultos.

Ahora han localizado a Edgar:

—¿Es usted el doctor Oppermann? —pregunta uno con dos estrellas en el cuello.

—Sí —dice Oppermann.

—Éste hace el número catorce —dice otro satisfecho, y tacha el nombre de su lista.

—Tiene que abandonar el centro de inmediato —dice el de las dos estrellas. Venga conmigo.

El doctor Oppermann acaba de practicar una operación —interviene la enfermera Helene, su voz ya no es tan suave como de costumbre, sus redondos ojos castaños están ensanchados por la ira. Es importante —dice, controlándose— que el enfermo siga aún algún tiempo bajo su observación.

—Tenemos órdenes de poner a este hombre en la calle —dice el de las dos estrellas. Hemos de echar de aquí a los veinticuatro médicos judíos para purificar Alemania —dice solemne y oficialmente, evitando el dialecto en la medida de sus posibilidades. Y punto —concluye.

Entretanto, una de las enfermeras ha informado al director general Lorenz. Viene atronando por el pasillo, se dirige a los intrusos, poderoso, con la blanca bata al viento, la roja cabeza adelantada, como una montaña en movimiento.

—¿Qué está pasando aquí, señor? —sale de su boca dorada, como trozos de roca—. ¿Qué está haciendo? El que manda aquí soy yo, ¿entendido?

El director general Lorenz es uno de los médicos más populares del Reich, quizá el más popular; incluso alguno de los intrusos conoce su foto por las revistas ilustradas. El de las dos estrellas le ha saludado haciendo el saludo romano.

—Es la revolución nacional, profesor —explica. Judíos fuera. Tenemos órdenes de echar de aquí a los veinticuatro judíos.

—Entonces tendrán que echar a veinticinco hombres, señores, porque el viejo Lorenz se va con ellos.

—Puede usted hacer lo que quiera, profesor —dice el de las dos estrellas. Nosotros tenemos nuestras órdenes.

El viejo «ira de Dios» está desvalido, totalmente desvalido por primera vez en su vida. Ve que el profesor

Oppermann tenía razón: no es una enfermedad aguda la que sufre este pueblo, es crónica. Se rebaja a negociar:

—Deje libre al menos a este médico —dice. Yo le garantizo que saldrá del edificio.

El de las dos estrellas se muestra indeciso.

—Bien —dice al fin—, asumo la responsabilidad. Usted me responde de que este hombre no toque a un solo ario y salga del edificio en veinte minutos. Esperaremos.

Su gente suelta a Edgar, se retira.

Pero a los pocos minutos han vuelto.

—¿Quién ha tenido la desvergüenza —preguntan— de dejarse operar hoy por un judío?

El viejo Lorenz se ha ido.

—Hagan el favor de escuchar, señores —exige en su lugar el doctor Reimers; no consigue del todo mantener la voz tranquila, hay en ella un ligero gruñir.

—Usted cerrará la boca hasta que se le pregunte —responde el de las dos estrellas. Un estudiante les señala el camino hasta el operado. Entran en la sala. Reimers les sigue. Edgar, un poco tambaleante, pesada, mecánicamente, va detrás.

La anestesia es difícil en las intervenciones de las vías respiratorias. Oppermann ha ideado un procedimiento específico. El paciente Peter Deicke está consciente, pero bajo los efectos de mucha morfina. En su cabeza, una sola venda blanca, los ojos miran acuosos, con un brillo obtuso, a los intrusos. Con el rostro horrorizado, los brazos abiertos en gesto de protección, la enfermera de servicio se planta delante de la cama. Los mercenarios, con paso firme, se acercan a ella y la apartan, muda, temblorosa. Los populares son gente que sabe organizarse, lo han preparado todo bien, tienen un sello que pone «cerdo», se lo estampan a Peter Deicke, y en la venda escriben: «Yo, sinvergüenza, me he dejado tratar por un judío». Luego gritan «Heil Hitler» y bajan desfilando la escalera.

Edgar, como si no tuviera voluntad, como si hubiera hilos que tirasen de él, les sigue siempre de forma mecánica, sumido en terca y desvalida reflexión. La enfermera Helene le coge del brazo, le lleva al despacho de la dirección. Llama al viejo Lorenz. Los dos hombres se enfrentan, ambos están muy pálidos.

—Perdóneme, Oppermann —dice Lorenz.

—Usted es inocente, querido colega —dice trabajosamente Oppermann, seco, ronco, y se encoge de hombros varias veces de una forma pesada, automática—. Ahora me voy —dice.

—¿No quiere quitarse la bata? —ruega Lorenz.

—No —responde Edgar. Gracias, querido colega. Esto al menos quiero llevarlo conmigo.

—Házme el favor —había pedido Liselotte a Martin la noche antes del boicot—, no vayas mañana a la tienda.

Pensaba en los judíos de los que se sabía que habían sido apaleados o habían muerto a consecuencia de los tormentos padecidos, pensaba en los maltratados que llenaban los hospitales del Reich.

—No vayas a la tienda —pidió, acercándose mucho a él. Prométemelo.

Martin se quitó los quevedos, los limpió. Su cabello se había vuelto gris, aún más ralo, su espalda redonda, sus mejillas fláccidas.

—No me lo tomes a mal, Liselotte —dijo. Voy a ir a la tienda. No tengas miedo —le dio unas palmaditas en los hombros, cosa que antes jamás había hecho, con su fuerte y velluda mano. No me pasará nada —prosiguió. Sé muy bien hasta dónde puedo llegar. He aprendido, Liselotte.

Y sacudió de modo singular la cabeza. Había dejado de mostrar compostura y dignidad, hablaba más que antes, a veces tenía un parpadeo astuto, lleno de comprensión. Había un parecido entre él y el viejo Immanuel, sí, y entre él y su cuñado Jacques Lavendel; Liselotte lo veía con asombro. Martin se había hecho viejo, y aun así ella lo encontraba más viril, más resistente, lleno de un profundo conocimiento del mundo y de los hombres. Lo amaba mucho.

No siguió insistiendo. Se sentaron juntos en silencio. Ella volvió a pensar en los terribles acontecimientos del día de la desgracia. No pasaba una hora sin pensar en ello. Una y otra vez estaba delante de la puerta, como había estado la primera vez, cuando escuchó el estertor del muchacho. Lo veía tumbado, estirado, de espaldas. Le levantaba el brazo, que caía muerto, la pierna, que caía como si fuera de madera. Y sin embargo tenía un estertor, respiraba, tenía pulso; vivía pues. Y aun así estaba muerto, su piel estaba fría y blanca, y no hubo ningún medio de llegar hasta su conciencia. Los médicos le hicieron un lavado de estómago, otro, le calentaron, le dieron alimentación artificial, té con coñac, leche, tónicos cardíacos; se acordaba de todos aquellos nombres desconocidos: Cardiazol, Digalén, Estrofantina, Eutonón. Estuvo así tres días, vivo y sin embargo muerto, porque todos sabían que no había ningún modo de salvarlo. El

oxígeno no sirvió de nada, los lavados de estómago no sirvieron de nada, yacía con la piel blanca y fría, con estertores; no se tragaba el moco que le llenaba la garganta. El pulso iba muy despacio, y finalmente se detuvo. Pero Berthold ya estaba muerto cuando ella escuchó su estertor por vez primera, y ella lo sabía. Era Martin el que les decía una y otra vez a los médicos: «Hagan algo, ayúdenle». Ella sabía que nadie podía ayudarle. Sólo ella habría podido ayudarle, pero no lo había hecho. Se echaba toda la culpa. Martin tenía sus propias preocupaciones: su obligación era cuidar del chico.

En medio de todo esto, la desmesura de Martin había sido un consuelo para ella. Había gritado, aullado, había tenido ataques de ira. Había leído una y otra vez el manuscrito de Berthold, lo había hecho copiar, y después, como un loco, había metido en el ataúd de Berthold el manuscrito y la carta del mariscal Moltke. Luego había rezado a la manera judía, en cuclillas en el suelo, se había rasgado el traje, había rezado la oración fúnebre rodeado de nueve devotos judíos.

Había salido de los siete días de luto por su hijo como un hombre distinto. Pero ella, Liselotte, reconocía precisamente en el nuevo Martin al Martin que ella había sentido en él desde el principio. Descubría cualidades como las que ella amaba en su cuñado Jacques, la astucia en la lucha por lo que uno consideraba justo, el abandono de toda representación, la dura elasticidad cuando se trataba del fondo del asunto. Martin y ella estaban ahora, sin palabras, mucho más próximos que antes.

Jamás hablaban de Berthold.

En cambio, ahora Martin hablaba a Liselotte de la tienda por vez primera. Aceptaba sin rechistar cada humillación de Wels, pero luchaba con astucia tanto más dura por aquello que consideraba importante. Su actividad en la Gertraudtenstrasse tenía menos de un año de plazo, pero trabajaba como si no le importara. Acogía empleados judíos, despedidos de Alemana de Fábricas del Mueble a instancias de Wels.

Así que el sábado del boicot fue a la tienda como siempre. Contempló la multitud que asistía al espectáculo, curiosa, excitada. Vio los carteles en los escaparates, escuchó los coros de los mercenarios populares. Movió la cabeza. El boicot era, como la mayoría de las medidas de los populares, una vacua comedia. El argumento oficial, por el que se pretendía de este modo hacer enmudecer la indignación del mundo civilizado ante los pogromos, era necio. Incluso los ministros de los populares tenían que decirse que las quejas acerca de los malos tratos no se refutaban pegando más a los golpeados. Los verdaderos motivos del boicot eran otros. Durante catorce años, los líderes populares habían prometido a sus adeptos que podrían matar a los judíos, saquear sus casas y sus negocios. Pero apenas puestos a ello, los líderes se veían forzados por la indignación del mundo a refrenarlos. Ahora, mediante este ostentoso boicot, querían calmar a los decepcionados.

Martin hizo parar a Franzke en la esquina de la Gertraudtenstrasse, quería ver con calma cómo estaban las cosas en su tienda. No se han olvidado del nombre Oppermann, ahora que están en el poder. Han plantado delante de su tienda, que no es grande, más de una docena de mercenarios, y a uno con dos estrellas para controlar. En todos los escaparates están pegados los carteles de «No compres en tiendas judías» y «Judá, revienta». También han encontrado un retrato del viejo Immanuel Oppermann, y le han pegado humorísticamente el cartel de «Judá, revienta» de tal modo que cuelga de su boca como si estuviera diciéndolo. «Los judíos son vuestra desgracia», oye Martin gritar a coro a los jóvenes mercenarios, y en el último escaparate descubre una gran inscripción: «Que se les pudran las manos a esos judíos». Martin se mira las manos. Son rojizas y velludas, probablemente no se vayan a pudrir tan pronto.

Se detiene junto a la entrada principal. El viejo portero Leschinsky está allí con su duro rostro y su bigote gris. Pero no hace girar la puerta delante de él. También a él le han colgado un cartel al cuello: «Judá, revienta». Mira a su señor, humilde, desvalido, furioso, esperanzado. Martin no le saluda llevándose un dedo al borde del sombrero como de costumbre, sino que se quita el sombrero y dice:

—Buenos días, Leschinsky.

Pero no hace nada más, es inteligente. Cuando va a girar la puerta, el jefe del grupo se dirige a él.

—¿Es que no sabe, señor —dice—, que hoy hay un boicot contra los judíos?

—Yo soy el jefe aquí si me lo permite —dice Martin. Los otros populares uniformados le rodean, también hay otras personas escuchando, interesadas, en silencio.

—¿Ah, sí? —dice el jefe. Pues sí que es para estar orgulloso.

Y Martin, bajo las miradas de todos, entra en su tienda.

Todos los empleados están en sus puestos, pero no hay ningún comprador. En el despacho principal, Martin encuentra a los señores Brieger y Hintze. El señor Hintze ha mandado colgar en la pared el cuadro en el que puede verse a Ludwig Oppermann de uniforme, con la Cruz de Hierro de primera clase, y debajo ha hecho escribir, muy grande y muy claro: «Caído por la patria el 22 de julio de 1917».

—No debía haber hecho eso, Hintze —dice Martin, sombrío. No debería haber venido. Sólo se perjudica,

y no nos ayuda. ¿Hay alguna novedad? —dijo volviéndose a Brieger.

—Hasta ahora la gente está tranquila —informó éste. De camino aquí he visto a un guardia popular ante el pequeño estanco judío de la Burgstrasse. El hombre miró su reloj, y aún no eran las diez, el comienzo oficial del boicot. Quitó el cartel, entró en la tienda, compró unos cigarrillos y volvió a poner el cartel. También los nuestros han mirado con mucho interés unas cuantas cosas de los escaparates y preguntado por los precios. Estoy convencido de que éstos picarán, suponiendo que su jefe no les invite a llevarse las cosas sin pagar. Hoy los beneficios serán escasos. Hasta ahora han estado aquí seis clientes, entre ellos un gentil seguro. Era extranjero, andaba agitando su pasaporte. Ha venido de Daffke, y ha comprado un botón de repuesto para un sillón por sesenta céntimos. Luego estuvo la vieja señora Litzenmeier. No querían dejarla pasar, pero ella explicó que su madre ya nos compraba a nosotros, y quería escoger precisamente hoy la cama nueva para su hija. Le cortaron el pelo y le pusieron un cartel: «Yo, sinvergüenza, he comprado en una tienda judía».

—¿Qué pasó con Leschinsky? —preguntó Martin.

—El viejo se indignó —dijo Brieger—, les gritó algo, «panda de cerdos», o algo por el estilo. Estos camisas pardas que nos han tocado son tranquilos, no se lo llevaron a sus cuarteles, se limitaron a colgarle ese cartel.

El tiempo pasaba con extremada lentitud.

—Se da cuenta, señor Oppermann —dijo Brieger—, hoy celebramos el sabbat aquí en la Gertraudtenstrasse. Ya se lo había dicho.

Más tarde entraron en el despacho dos de los mercenarios. Presentaron la cuenta por la colocación de los carteles del boicot. Eran dieciocho los que habían pegado, además del que le habían colgado al portero. Pedían dos marcos por cartel, lo que hacía un total de treinta y ocho marcos.

—¿Se han vuelto locos? —estalló Hintze. ¿Vamos a pagaros porque…?

—Silencio, Hintze —ordenó Martin.

—Son las normas —dijo rígido y seco uno de los dos mercenarios. Se está haciendo así en todo el Reich.

Con expresión de ira contenida, Hintze extendió la orden para la caja.

—Dos marcos por cartel —movió Brieger la cabeza, y silbó por entre los dientes. Tienen unos precios altísimos, caballeros. Nuestros decoradores lo habrían hecho por treinta céntimos el cartel. ¿No podrían dejarlo al menos en uno cincuenta?

Los mercenarios se mantuvieron impávidos.

—Heil Hitler —dijeron, y se marcharon.

Ese día se pegaron carteles semejantes en los locales de un total de 87 204 establecimientos judíos, médicos judíos, abogados judíos. Un abogado judío de Kiel que, tras un intercambio de palabras surgido cuando un mercenario le exigió el pago de los carteles, opuso resistencia fue linchado en la comisaría. Cuarenta y siete judíos se suicidaron ese sábado.

A las dos de la tarde, Liselotte fue a la Gertraudtenstrasse a recoger a Martin. El jefe de escuadra le salió al paso, llamó su atención al respecto de que hoy había boicot a los judíos.

—Yo soy la mujer del jefe —dijo en voz muy alta Liselotte. Los mercenarios miraron a la mujer alta y rubia.

—Avergüéncese —dijo el jefe de escuadra, y escupió. Diez minutos después, Liselotte volvió a salir de la tienda, junto a Martin, por la puerta principal.

Markus Wolfsohn llegó al despacho principal de la Gertraudtenstrasse. Había sido despedido de Fábrica Alemana del Mueble.

—Muy bien, Wolfsohn —dijo Martin. Puede venir a trabajar conmigo.

Esa misma tarde se presentó ante Martin el embalador Hinkel, jefe de la célula sindical popular de Muebles Oppermann. Excitado, exigió que Martin revocara la contratación del señor Wolfsohn y de los otros tres vendedores judíos y contratase «arios» en su lugar.

—Creo —dijo amablemente Martin— que se equivoca acerca de sus facultades, Hinkel —y le enseñó un recorte de periódico. Sólo las instancias oficiales, decía, y no los directivos de las distintas organizaciones populares, podrían intervenir en la dirección de las empresas. Furioso, con los ojos entrecerrados, el embalador Hinkel miró a su jefe.

—En primer lugar —respondió—, cuando vaya de uniforme tiene usted que llamarme señor Hinkel. En segundo lugar, el decreto sólo ha sido impreso para el extranjero, y no me importa nada. En tercer lugar, sabré informar sobre su conducta en el lugar adecuado.

—Muy bien —dijo Martin. Pero ahora, señor Hinkel, asegúrese de preparar de una vez el envío para

Seligmann & Co. El señor Brieger me dijo que ha sido culpa exclusivamente suya que el envío no saliera ayer.

—El trabajo en el progreso nacional tiene prioridad —repuso el embalador Hinkel.

Esa misma tarde Franz Pinkus, un amigo y colega de Martin, le mostró un escrito con el siguiente contenido: «Después de que, a pesar de mis distintas advertencias, no me ha pagado usted hasta la fecha, le doy por la presente una última oportunidad. Si no entro en el plazo de tres días en posesión de la suma en cuestión, dado que personalmente soy nacionalsocialista le entregaré a la instancia correspondiente para que cierre su establecimiento y le interne en un campo de concentración, puesto que intenta hacer recaer sobre sus proveedores las consecuencias desventajosas del movimiento de boicot. La Nueva Alemania le enseñará el camino correcto. Respetuosamente: Sucesores de Hermanos Weber».

—¿Qué va a hacer? —preguntó Martin.

El señor Pinkus miró pensativo a Martin.

—En la factura hay una partida discutible de 7343 marcos —dijo. Le he dicho a ese hombre que si me consigue un visado de salida para mi pasaporte le pagaré.

La noche siguiente, cuando empezaba a amanecer, se presentaron en casa de Martin Oppermann, en la Corneliusstrasse. Echando a un lado a la trastornada muchacha de servicio, uno de ellos se plantó con un revólver y una porra de goma en el dormitorio de Martin y Liselotte, seguido de otros cuatro o cinco tipos, muy jóvenes.

—¿El señor Oppermann? —preguntó cortésmente el jefe.

—Sí —dijo Martin. No fue el miedo ni la voluntad de ser desagradable lo que hizo sonar bronca su voz, fue sólo que aún estaba dormido. Liselotte se había sobresaltado, miraba a los tipos con grandes ojos asustados. Era una suerte, se decía por todo el Reich, caer en manos de la policía, pero ¡ay de aquel que cayera en manos de los populares!, y éstos eran populares.

—¿Qué quieren de nosotros? —preguntó temerosa Liselotte.

—De usted nada, señora —dijo el joven. Usted tiene que vestirse y venir con nosotros —dijo a Martin.

—Muy bien —dijo Martin.

Se esforzó en pensar qué posición ocuparía ese tipo en el ejército de los mercenarios; se sabía por la chapa del cuello, la llamada «galleta». Wels llevaba cuatro estrellas. Este de aquí tenía dos. Pero Martin no sabía qué nombre se le daba. Se lo habría preguntado, pero probablemente el joven lo habría interpretado como una burla. Por lo demás, Martin estaba muy tranquilo. Se sabía que en los sótanos de los locales de los mercenarios muchos habían muerto a golpes, se conocían los nombres, y muy pocos salían de allí completamente intactos; pero, curiosamente, no tenía miedo.

—Tranquila, Liselotte —pidió. Pronto estaré de vuelta.

—Puede que eso no dependa sólo de usted, señor —dijo el de las dos estrellas.

Le metieron en un taxi. Se sentó, decaído, con los ojos entrecerrados. Poco más puede ocurrirle. En realidad, sus asuntos en Berlín están liquidados. En la lucha contra Wels, Mühlheim ha unido su astucia judía a la astucia nórdica de un abogado querido entre los populares. Le ocurra lo que le ocurra, Liselotte tendrá para vivir.

Sus acompañantes charlaban a media voz:

—¿Y si le ponemos directamente contra la pared? Ojalá pudiéramos interrogarle *nosotros*, no los treinta y ocho.

Martin mueve la cabeza. Qué métodos pueriles. Quieren que despida a sus empleados judíos. Quizá traten de ablandarle mediante malos tratos. Han metido a grandes comerciantes, directores de empresas, en cuarteles populares y en campos de concentración, para arrancarles una dimisión voluntaria o la renuncia a cualquier título legal. Los populares quieren para ellos las industrias que los quinientos mil judíos han levantado. Quieren sus establecimientos, sus puestos, su dinero. Cualquier medio les sirve para conseguirlo. Aun así, Martin se siente íntimamente seguro. No cree que vayan a retenerlo mucho tiempo. Liselotte hará algunas llamadas y también Mühlheim.

Lo llevaron a un piso alto, a una habitación vacía. Allí estaba sentado un hombre con cuatro estrellas en el cuello del uniforme; otro, frente a una máquina de escribir. El de las dos estrellas anunció:

—Jefe de escuadra Kersing, con un prisionero.

Cierto. Los de las dos estrellas se llaman jefes de escuadra. Preguntaron a Martin sus datos personales. Luego apareció uno con un uniforme pardo con más adornos, sin estrellas en el cuello, sino con una hoja. El hombre se sentó detrás de la mesa. Era una mesa bastante grande, tenía encima un candelabro con velas, una botella de cerveza y algunos libros que parecían de jurisprudencia. El hombre revolvió en los libros. Martin miró el candelabro. Qué necia puesta en escena, pensó, y esto en la era de Max Reinhardt. Así que

éste tiene una hoja al cuello. En realidad, no es una «hoja» cualquiera, es una hoja de roble. En estas cuestiones son muy precisos.

—¿Se llama usted Martin Oppermann? —preguntó el de la hoja de roble. Ya podía usted saberlo, piensa Martin. Estandarte, se llama, se le ocurre. Jefe de estandarte se llama el que lleva una hoja así, es alguien muy importante, un capitán de bandoleros.

—Sí —dice.

—¿Se ha resistido usted a las disposiciones del gobierno? —se le pregunta desde detrás del candelabro.

—No, que yo sepa —dice Martin.

—En estos tiempos —dice ahora serio el de la hoja de roble— la resistencia a las disposiciones del Führer es un acto de traición a la patria.

Martin se encoge de hombros.

—Yo me he resistido a las disposiciones de mi embalador, Hinkel —dice—, del que no sé que se le haya asignado ninguna función oficial.

—Escriba —dice el de la hoja de roble—: el acusado niega y busca excusas. Llévese a este hombre —ordena.

El de las dos estrellas y otros tres vuelven a llevarse a Martin escaleras abajo, y luego más abajo aún, por escalones mal iluminados. Así que éste es el sótano, pensó Martin. Ahora estaban completamente a oscuras, recorrían un largo pasillo. Llevaban a Martin fuertemente cogido por los brazos.

—Vaya más deprisa —dijo una voz. Era un largo pasillo, doblaba una esquina, y otra más. Alguien le iluminó el rostro con una lámpara eléctrica. Ahora había que subir unos escalones.

—Marca el paso, hombre —se le dijo, mientras se le daba un empujón. Qué métodos pueriles, pensó Martin.

Puede que lo hubieran llevado de acá para allá durante diez minutos cuando le empujaron a una sala más grande, en penumbra. La cosa tenía peor aspecto aquí. Sobre harapos y catres yacían hombres, veinte o treinta de ellos, semidesnudos, ensangrentados, gimiendo; era difícil mirarlos.

—Di «Heil Hitler» cuando entres a algún sitio —le ordenó uno de sus acompañantes, dándole un golpe en el costado.

—Heil Hitler —dijo obediente Martin. Lo empujaron por entre las estrechas filas de los gimientes de terrible aspecto. En el aire flotaba olor a sudor, excrementos, sangre.

—En la sala de espera 4 ya no hay sitio —dijo el de las dos estrellas.

Llevaron a Martin a otra sala, más pequeña, fuertemente iluminada. Aquí había unas cuantas personas de cara a la pared.

—Ponte ahí, perro judío —dijeron a Martin, y tuvo que ponerse junto a los otros. Un gramófono tocaba el himno de Horst Wessel. «La calle libre para los batallones pardos», graznaba. «La calle libre para el hombre de la sección de asalto. A la cruz gamada, millones miran llenos de esperanza. Despunta el día de la libertad y el pan».

—Cantad —ordenaron. Agitaron las porras, y los que estaban de cara a la pared cantaron. Luego pusieron un disco con los discursos del Führer, luego otra vez el himno de Horst Wessel.

—Saludad —ordenaron, y el que no mantenía lo bastante rígido el brazo o los dedos al hacer el saludo romano recibía un golpe en el brazo o en los dedos.

—Cantad —volvieron a decir. Así pasó un rato. Luego apagaron el gramófono y reinó un total silencio en la sala.

De este modo pudo pasar una media hora. Martin estaba muy cansado, giró cautelosamente la cabeza.

—Quédate quieto —dijo alguien, y le golpeó en los hombros. Dolió, pero no mucho en realidad. Luego volvió a empezar el gramófono. La aguja está gastada, pensó Martin, y yo estoy agotado. En algún momento tendrán que cansarse de mirarme la espalda.

—Ahora vamos a rezar el padre nuestro —ordenó la voz. Obedientes, recitaron el padre nuestro. Hacía mucho que Martin no lo había oído, solamente tenía una vaga idea. Prestó atención a las palabras, en realidad eran buenas palabras. El gramófono anunciaba los veinticinco puntos del programa del partido. Ahora me estoy entrenando, en cierto sentido, pensó Martin. Seguro que Liselotte estará colgada del teléfono. También Mühlheim. Liselotte, eso es lo peor.

Estar de pie dos horas no parece gran cosa. Pero no es fácil para un hombre cercano a los cincuenta, que no está acostumbrado a los esfuerzos físicos. La luz estridente y su reflejo en la pared torturaban los ojos de Martin, el graznar del gramófono sus oídos. Fueron dos horas, pero entonces le pareció una eternidad; empezó a aburrirse de veras. Lo liberaron de la pared, volvieron a llevarlo por escaleras y oscuros pasillos hasta una habitacioncita, bastante oscura. Esta vez había uno de tres estrellas delante de una mesa con un

candelabro.

—¿Desea alguna cosa? ¿Quiere pedir algo? —preguntó a Martin.

Martin reflexionó.

—Salude al señor Wels —dijo finalmente, ambiguo. El otro le miró inseguro.

Los jóvenes volvieron a ocuparse de él. A Martin le habría gustado hablar con ellos, pero estaba demasiado cansado. El siguiente con el que habló era el embalador Hinkel. No iba de uniforme.

—He intercedido por usted, señor Oppermann —dijo, mirándole con sus estrechos ojos. Al fin y al cabo hemos estado juntos unos años. Creo que es mejor que ceda. Firme que se someterá a las disposiciones del comité de empresa y despedirá a esos cuatro, y quedará libre.

—Probablemente su intención sea buena, señor Hinkel —dijo pacíficamente Martin. Pero aquí no negociaré con usted. Sobre asuntos de negocios solamente trato en la Gertraudtenstrasse.

El embalador Hinkel se encogió de hombros.

Se asignó a Martin un catre en una pequeña sala. Le dolía la cabeza; también el punto de la espalda en que le habían golpeado dolía ahora. Trató de recordar las frases del padre nuestro. Pero las palabras hebreas de la oración fúnebre que había pronunciado no hacía mucho se interponían. Era bueno estar solo. Estaba muy agotado. Pero no apagaban la luz, le impedían dormir.

Antes de que la noche terminara, volvió a ser llevado a la sala donde le habían recibido. Detrás de la mesa con el candelabro estaba ahora uno sin hoja de roble, con sólo dos estrellas.

—Puede irse, señor Oppermann —dijo. Sólo hay que cumplimentar algunas formalidades. Haga el favor de firmar aquí.

Era una certificación de que había sido bien tratado. Martin leyó y movió la cabeza.

—Si yo tratara así, por ejemplo, a mis empleados —dijo—, no sé si firmarían esto.

—No querrá decir, señor —rechinó el otro—, que ha sido maltratado aquí.

—¿Querer? —preguntó a su vez Martin. Está bien —dijo—, no lo diré.

Firmó.

—Queda esto —dijo el hombre. Era una orden de pago por valor de dos marcos, uno por alojamiento, otro por manutención y tratamiento. La música es gratis, pensó Martin. Pagó, le dieron un recibo.

—Buenos días —dijo.

—Heil Hitler —dijo el de las dos estrellas.

Cuando Martin salió al aire libre, se sintió de pronto espantosamente mal. Llovía, la calle estaba vacía, faltaba mucho para la mañana. Aún no hace veinticuatro horas que se lo llevaron. Si al menos llegara hasta casa. Tiene las piernas muy débiles, se hunden bajo su peso. Mi reino por un taxi. Ese de ahí es un policía. El policía le mira con seriedad. Quizá le cree borracho, quizá intuye que viene del cuartel de los mercenarios. Los policías odian a los mercenarios populares, los llaman la «peste parda», les dan asco. En cualquier caso, el policía se detiene y pregunta amablemente a Martin: —¿Le ocurre algo, señor? ¿No se encuentra bien?

—Quizá podría conseguirme un taxi, agente —dice Martin. La verdad es que me encuentro así así.

—Hecho, señor —dice el policía.

Martin se sienta en las escaleras del portal de una casa. Tiene los ojos cerrados. Ahora, el hombro en el que ha recibido el golpe le duele seriamente. Es una imagen extraña ver sentado en la calle de ese modo al dueño de Muebles Oppermann, tan magullado, venido a menos. Pero ya no está de pie, está sentado, puede tener los ojos cerrados; la verdad es que, pese a lo mal que se encuentra, se siente bien. Y cuánto bien le hace la leve lluvia. El taxi viene, el policía le ayuda a subir, tiene tiempo de dar la dirección. Luego se sienta en el taxi, inclinado, casi tumbado, como muerto; duerme, ronca, en contra de su costumbre, es una mezcla de estertor y ronquido.

Cuando el chófer llega a la casa de la Corneliusstrasse, llama al timbre. La propia Liselotte abre, y tras ella, a medio vestir, está el portero, alterado y feliz al ver a Martin. Ambos le sostienen. Al llegar al invernadero, no pueden seguir. Martin se sienta en un sillón, vuelve a tener los ojos cerrados, duerme, ronca.

Entretanto también la chica de servicio se ha despertado; viene, ve a Martin, comenta algo asustada. Liselotte ha pasado realmente todo el día al teléfono, como Martin sospechaba. Es una mujer valiente, pero ha visto muchas cosas en las últimas semanas. Ha oído cosas espantosas sobre lo que los populares hacen con sus prisioneros. El abogado Josephi había sido maltratado hasta la muerte cuando lo devolvieron a su casa, tenía desprendidos los riñones; todos los médicos hablaban de prisioneros de los populares que les habían llegado en muy mal estado. Liselotte ha tenido terribles fantasías. Ahora que está delante de Martin, que le ve, durmiendo, roncando, en su sillón, en uno de los nada cómodos sillones Oppermann del

invernadero, no puede contenerse. Grita, aunque la chica está delante; su pálido rostro está rojo y completamente devastado, gruesas lágrimas corren por él, aúlla, se arroja sobre el hombre que duerme, lo palpa. Él despierta, parpadea somnoliento, esboza algo parecido a una sonrisa.

—Liselotte —dice. Bueno, bueno, Liselotte, no tan fuerte.

Luego vuelve a cerrar los ojos, ronca, y entre ella y la chica lo llevan a la cama.

Gustav cruzaba el lago de Lugano en uno de los bellos y pequeños vapores. Venía del pueblecito de Pietra, donde había visto una casa con intención de alquilarla o comprarla. Los populares se habían incautado de su casa en Berlín, estaba claro que no podría regresar tan pronto allí.

Si alquila la casa allá arriba, en Pietra, quizá no tenga que habitarla solo. Quizá Johannes Cohen se quede más tiempo, quizá pueda convencerlo de que se quede con él un par de meses allí arriba.

Sí, mañana llegará a Lugano Johannes Cohen. Su amigo de juventud. Hace dos días que Gustav ha recibido el telegrama.

Está muy excitado. ¿Debe temer el encuentro, debe alegrarse de él? Todo su ser está conmocionado. En cualquier caso, serán días de lucha.

No es posible llevarse bien con ese Johannes, pero tampoco es posible estar sin él. Durante años, durante décadas Gustav ha discutido con él, cien veces se ha dicho: ahora se acabó, definitivamente. Pero nunca se acabó definitivamente. Ese Johannes Cohen es un hombre que le irrita hasta cegarle, que le revuelve, le fuerza a pensar; pero quien le haya conocido no tiene más remedio que volver a él.

Ahora, hace catorce meses que Johannes no ha dado noticias. Ni siquiera le ha felicitado por su quincuagésimo cumpleaños. Y eso que lo que Gustav ha hecho no es motivo de ruptura ni para la más sensible de las personas. El invierno pasado, cuando los alborotos estudiantiles eran especialmente tumultuosos, Gustav le aconsejó en una enfática carta que abandonara de una vez su cátedra de Leipzig. ¿No ha conseguido Johannes lo que quería? Tras el éxito mundial de su libro *De la astucia de la idea*, o *¿tiene sentido la historia universal?*, después de que tantas universidades extranjeras le cortejaran, el reticente rectorado le ha ofrecido al fin la cátedra de Filosofía. ¿No puede conformarse con eso? Sencillamente, los estudiantes de Leipzig no le querían. ¿No había alborotos día sí y día no? ¿No podía vivir mejor y más tranquilamente de los ingresos de sus libros? Él, que tanto odiaba el dialecto sajón, ¿tenía que permanecer, precisamente en esa difícil situación, en Leipzig, entre estudiantes que le insultaban, y además en sajón? ¿Tenía necesidad de sentarse en su cátedra y esperar a que la policía le permitiese empezar la clase? ¿Por qué tenía que instruir a estudiantes que no querían ser instruidos? A aquellos que valían la pena podía llegar por medio de sus libros.

Eso era lo que Gustav había escrito a su amigo Johannes Cohen hacía catorce meses. Pero Johannes no había contestado. Desde entonces, no había dejado saber nada de él. Gustav no ha querido confesárselo, pero el silencio del amigo durante todo ese tiempo le ha ofendido amargamente. Johannes se arrogaba desde siempre el derecho de criticar a cualquier persona de manera sarcástica y perversa. Con cuánta frecuencia, cuando estudiaban juntos, le daba un sablazo y al mismo tiempo se reía de él del modo más brutal. Pero si intentaba darle un consejo, cautelosa, amistosamente, reaccionaba con indignación o, peor aún, callaba arrogante durante más de un año. Ahora se ha demostrado que Gustav tenía razón en su carta de entonces; han echado a Johannes con escarnio. Pero eso, Dios lo sabe, no es ninguna satisfacción para Gustav. Cierto, la obstinación con que su amigo se aferraba a su plaza le indignaba y repugnaba, pero en el fondo sentía respeto ante esa obstinación, por irracional que fuera, envidiaba a Johannes por ella. Si ha de ser completamente sincero, esa firmeza era para él un silencioso y constante reproche.

Respiró aliviado al recibir, hace unos días, la carta de Johannes. El hecho de que ahora, cuando necesitaba un amigo, recurriera a él le llenaba de orgullo. Enseguida le telegrafió diciéndole que viniera. Así que mañana Johannes estaría allí. Gustav caminaba arriba y abajo por la cubierta del pequeño vapor, con su paso rígido y rápido, pisando con toda la suela. Tenía ante sí, atractivo, el rostro del amigo, de un moreno amarillento, de nariz afilada, inteligente, arrogante, vivaz. Anhelaba, contento, ese alivio espiritual.

La primavera en el lago de Lugano era hoy la más hermosa desde hacía muchos años; era muy cálida, le rodeaba un silvestre y dulce florecer. Sería estupendo que Johannes pudiera pasar un mes con él allí arriba. La forzada distancia de Berlín le parecía de pronto a Gustav casi un regalo. Era un regalo que un hombre de cincuenta años tuviera la posibilidad de volver a cambiar radicalmente desde la base. Con ayuda de Johannes podría conseguirlo.

El vapor atracó. Gustav recorrió el paseo a lo largo de la playa. Tuvo que responder a muchos saludos. Quería estar solo. Fue hasta el extremo del paseo, y allí se sentó en un banco.

Muchos han dejado Alemania, pero muchos más se han quedado. Los populares no pueden matar o

encerrar a todos sus adversarios; porque dos tercios de la población son adversarios suyos. Se busca un *modus vivendi*. Se producen las más extrañas relaciones, humanas, comerciales, en estos tiempos de reordenación entre los populares y sus enemigos. Cientos de miles ascienden, cientos de miles caen, a ojos vistas. «Subimos, caemos, nos lleva el viento. / Somos como cangilones de la noria, / el destino llena éste y vacía aquél, / sube, baja, encadena lo hostil / disputando, travieso, como un niño que juega». Sí, los que subían y los que bajaban estaban unidos entre sí, y lo percibían. Por doquier, los perseguidores ofrecían a los perseguidos salvar sus puestos o patrimonios simplemente participando, y toda la revolución popular, si se miraba con atención, se disgregaba en millones de pequeños negocios recíprocos.

Gustav, esa tarde hermosa, asentado, lleno de alegre nerviosismo por la llegada de su amigo, consideraba con indulgencia las curiosas anécdotas que le habían contado.

El pintor Holsten había sido un artista de segunda fila, bonachón, arrogante, y había venido a menos, pero en sus tiempos de esplendor había tratado a su ayuda de cámara de forma generosa y amistosa, y ahora ese hombre era ayuda de cámara de un ministro popular. El ayuda de cámara tenía *savoir-vivre*, sabía pagar sus deudas, y ahora el pintor decidía quién tenía que presidir las asociaciones de artistas, quién debía recibir encargos públicos.

Un abogado popular, uno de los que más gritaban en la lucha por expulsar a los judíos de la Justicia, ayudó a un abogado judío a fugarse pasando la frontera.

—Cuento, querido colega —dijo a modo de despedida—, con que en caso necesario me prestará el mismo servicio.

Muchos de entre los nuevos señores buscaban cobertura entre los actuales perseguidos para el caso de que cambiaran las tornas.

Con un poquito de incomodidad, Gustav pensó en su amigo Friedrich Wilhelm Gutwetter. Ha leído un ensayo suyo en el que, con grandes y solemnes palabras, anunciaba el «hombre nuevo» y ha visto cómo era jaleado en los círculos populares y objeto de risa, tristeza y ataque en los círculos de sus adversarios. Gustav, convencido de la absoluta honestidad de su amigo, se habría alegrado de que no hubiera escrito semejante texto. Ayer recibió una carta de Gutwetter. Como el viaje de Gustav se alargaba, Gutwetter le pedía permiso para utilizar en su ausencia la biblioteca de la Max Reger Strasse y poder trabajar allí.

Mientras Gustav pensaba en estas cosas, ponderativo, reflexivo, se acercó un joven de poco más de treinta años, complexión ancha, rostro huesudo y cuadrado. Gustav le conocía, era un tal doctor Bilfinger, un joven y rico caballero de los Sudetes. Gustav ya le ha visto ayer y anteayer. El joven llamaba la atención, andando por ahí con su primaveral gabán gris, siempre solo, vestido de forma muy correcta, con cuello rígido, siempre con el sombrero en la mano, preocupado de su aspecto, los ojos entrecerrados mirando al frente. Titubeó al ver a Gustav, se acercó finalmente, preguntó si podía sentarse con él. Era evidente que algo le preocupaba. Gustav, a su manera fresca y complaciente, animó al desmañado caballero. Sí, dijo éste al fin, tenía toda clase de cosas que contar, y quería hablar precisamente con Gustav. A través de su amigo Frischlin, había oído algunas cosas acerca de él; en realidad Gustav estaba interesado en lo que iba a decir, y quería en cierto modo disculparse con él. Gustav quedó sorprendido al oír mencionar a Frischlin. En sí mismo, eso no era raro: se acordaba ahora de haber oído alguna vez el apellido Bilfinger en labios de Frischlin. Pero tenía la sensación de haber olvidado a Frischlin en los últimos tiempos; casi intencionadamente, pensaba en los raíles de la estación de Berna, que habían sido como hilos, y este joven Bilfinger le parecía un mensajero de Frischlin. Se le quedó mirando. El doctor Bilfinger estaba sentado allí con su gabán gris, correcto; el rostro cuadrado con el corto cabello cepillado parecía digno de confianza, poseído por una idea.

—Por favor, hable, doctor Bilfinger —pidió Gustav. Pero Bilfinger respondió que había tenido malas experiencias, sólo hablaría en un sitio en el que estuvieran a salvo de espías. Le propuso ir en coche a algún sitio con él después de la comida. Al aire libre, se podía hablar y escuchar sin ser molestado.

Por la tarde, se sentaron en un pequeño claro cubierto de césped a la orilla del lago, al sol, y el doctor Bilfinger habló. Había estado en Suabia, en una finca que iba a heredar algún día, en las cercanías de Künzlingen, con su tío, el magistrado von Daffner. El 25 de marzo había ido a Künzlingen para sacar dinero del banco. Había visto cómo tropas populares dirigidas por el jefe de estandarte Klein, de Heilbronn, ocupaban el pueblo, rodeaban la sinagoga, interrumpían —era sábado —la ceremonia religiosa. Echaron a los hombres de la sinagoga y encerraron en ella a las mujeres, sin decirles qué iba a ser de los hombres. Los llevaron al Ayuntamiento y los registraron «en busca de armas». No fue posible saber por qué razón habían de llevar los hombres armas a la ceremonia religiosa del sábado. Como siempre, golpearon a todos y cada uno de ellos con varas de acero y porras de goma, de modo que cuando salieron del Ayuntamiento la mayoría tenía un aspecto lamentable. Un septuagenario, un tal Berg, murió ese mismo día; de un ataque

cardíaco, se dijo luego. El alcalde aconsejó a los judíos, la mayoría de ellos muy queridos, que abandonasen Künzlingen enseguida: no podía garantizar su seguridad. Pero pocos pudieron seguir su consejo, la mayoría tuvieron que guardar cama.

Lo ocurrido había conmovido a Bilfinger, y acompañado de su tío, el citado señor von Daffner, había ido a la capital regional, Stuttgart, y se había presentado ante el viceministro de policía. Éste, un tal doctor Dill, llamó enseguida al alcalde de Künzlingen. El alcalde, esquivo, ora aceptaba los acontecimientos, ora los negaba. Los populares habían amenazado con que todo aquel que relatara algo acerca de los malos tratos recibiría una lección. El viceministro, para aclarar los hechos, envió a la comisión criminal de Stuttgart a Künzlingen, bajo la dirección de los comisionados de policía Weizenäcker y Geissler. La comisión constató que el relato de Bilfinger se quedaba muy corto. Pero la investigación tuvo como única consecuencia que uno de los populares pasó cuatro días en arresto y el jefe de estandarte Klein fue castigado con el traslado a otro estandarte fuera de Heilbronn. En el principal periódico de Stuttgart, el relato de los acontecimientos tenía el siguiente tenor: «En las cercanías de Mergentheim, cierto número de vecinos fueron registrados para ver si tenían armas. En el curso del registro se produjeron algunos reprobables malos tratos, por lo que uno de los agentes fue detenido».

Él era jurista, prosiguió Bilfinger, un jurista experto y apasionado, y le reconcomía que actos que infringían de forma tan clara artículos transparentes del Código Penal no fueran a ser castigados. Había estado haciendo averiguaciones en la comarca sita entre Mergentheim, Rothenburg y Crailsheim. No era fácil reunir material auténtico, porque los maltratados estaban terriblemente intimidados, algunos asustados hasta el borde de la locura. Se les había amenazado, así como a sus mujeres e hijos: si decían una sola palabra, sabrían vengarse de ellos. Esa gente impedía avanzar, se negaban, con rostro perturbado, a decir nada. Aun así él había visto heridos, había podido interrogarlos, había hablado con testigos fiables, funcionarios de policía, médicos de los maltratados, había visto fotos. Una cosa estaba clara: en esa comarca habían tenido lugar alteraciones del orden público, pogromos organizados; la paz civil se quebrantaba sin duda alguna.

En el pueblo de Bünzelsee, por ejemplo, trece hombres judíos tuvieron que recorrer las calles en procesión, bajo una lluvia de golpes, el primero de ellos con una bandera en la mano, gritando: «Hemos mentido, hemos engañado, hemos traicionado a nuestra patria». A los hombres se les afeitó la cabeza y la cara, fueron golpeados con varas de acero y porras de goma. En la población de Reidelsheim, los populares golpearon, entre otros judíos, a un maestro al que, con las palabras: «Isidor, ¿dónde está tu lista?», exigían un catálogo de las empresas que los judíos pensaban boicotear, lista que no existía. El maestro fue maltratado de tal modo que un pariente llamado Binswanger, que le visitó al caer la tarde, sufrió un ataque cardíaco al ver sus heridas. El médico cristiano que le atendió, un tal doctor Staupp, pidió al yacente que le eximiera del secreto profesional: no quería seguir viviendo en esta Alemania, sino marcharse y contar lo que había visto.

En Weissach, los nueve judíos de mayor prestigio fueron puestos de cara a la pared ante los muros del Ayuntamiento. Fueron «interrogados». Si, al responder, alguno volvía mecánicamente la cabeza hacia el que preguntaba, era golpeado. Entre los así «interrogados» había dos que habían hecho la guerra en el frente como oficiales, uno de ellos había perdido una mano allí. Muchos miembros de la población cristiana expresaron su dolor e indignación por tales acontecimientos.

En Oberstetten, una anciana judía estaba a punto de morir. Los populares apartaron a sus dos hijos de su lecho de muerte y registraron la casa «en busca de armas». El funcionario policial que asistió al registro declaró que no seguiría contemplando semejante escena. La mujer murió sin tener a sus más próximos con ella; el funcionario perdió su puesto.

Dado que a todas luces las autoridades de Württemberg, siguió contando Bilfinger, no pensaban perseguir los pogromos más allá de los cuatro días de arresto para uno de los mercenarios, él y su tío, el magistrado, habían ido a Berlín a protestar ante las instancias competentes del nuevo Reich. En todas partes se habían limitado a encogerse de hombros: una revolución no era el té de las cinco; y al insistir ellos, las cosas se habían vuelto desagradables. No se veía con gusto que personas privadas se ocuparan de los asuntos de la Justicia. Un jefe de negociado había sido condenado a diez meses de cárcel por confeccionar un listado de aquellos que, según las comunicaciones oficiales, habían muerto en enfrentamientos políticos. Por último, una persona de buena fe les había advertido que debían cruzar la frontera lo antes posible, porque de lo contrario corrían el riesgo de que se les aplicara prisión preventiva. La prisión preventiva era una medida administrativa. Se disponía tanto para proteger a la sociedad de los detenidos como a los detenidos de la sociedad; «para protegerles de la justificada ira del pueblo», se decía en los términos del nuevo poder. Imponer la prisión preventiva dependía tan sólo de la voluntad de los jefes paramilitares y de

la policía secreta. No se llamaba a un juez, no se comunicaban los motivos al detenido, no había recurso ni plazos, no se permitía llamar a un abogado. La prisión se cumplía en los campos de concentración. Éstos se consideraban centros correccionales en el sentido del artículo 362 del Código Penal. Los campos de concentración eran territorio de soberanía paramilitar, que no permitía la injerencia de ninguna otra autoridad. La mayoría de los mercenarios se reclutaban entre parados muy jóvenes. Eran ellos los que tenían que educar a los internos: profesores, escritores, jueces, ministros, dirigentes de partidos, «según las condiciones necesarias para el espíritu de la nueva era».

Esto fue lo que contó el doctor Bilfinger, sentado en una loma cubierta de césped, a la orilla del lago de Lugano. Lo contó en secos y funcionariales giros, de manera prolija, no era un buen narrador. Su agradable acento suabo guardaba extraña contradicción con lo narrado. Estaba allí sentado con su gabán gris, tranquilo, sin omitir ningún detalle; su relato duró casi una hora. Gustav escuchaba. Estaba en una postura un tanto incómoda, de forma que las piernas se le estaban durmiendo poco a poco, pero apenas cambió de posición. Al principio parpadeaba a veces de manera nerviosa, pero luego también su mirada quedó inmóvil. No interrumpió a Bilfinger ni una vez. Había oído muchas cosas y cosas peores, pero el estilo jurídicamente objetivo de este joven volvía las imágenes de sangre y suciedad más físicas que todos los demás relatos. Escuchó bien, apasionadamente. Engullía lo que el otro decía, lo acogía por completo en su ser, de forma que no sólo se convirtiera en conocimiento sino en sentimiento, en una parte de sí mismo.

Bilfinger había narrado con lentitud, de manera uniforme, sin pausa. Hasta ahora, decía, sólo había podido hablar de casos concretos. Ésta era la primera vez que lo contaba de forma cohesionada, sin cautelosos giros y circunlocuciones, de manera objetiva, como corresponde a un buen jurista. Gustav tenía que comprenderle, insistía. No eran los crímenes concretos los que tanto le habían irritado, sino el hecho de que quedaran impunes. Era alemán de los pies a la cabeza, era miembro de la hermandad de veteranos del Casco de Acero, pero también era jurista de los pies a la cabeza. Que en un pueblo de sesenta y cinco millones de personas hubiera violentos, pobres de espíritu, era algo comprensible, pero que la «no moral» el «no derecho» del hombre primitivo se anunciara como sentido y norma de la nación y se estableciera en leyes del Reich era algo de lo que se avergonzaba como alemán. Los fríos pogromos contra trabajadores y judíos, el absurdo antropológico y zoológico asentado en la legislación, el sadismo legalizado, eso era lo que le indignaba. Procedía de una antigua familia de juristas, y pensaba que una vida sin Derecho no valía la pena de ser vivida. No podía convivir con el Derecho Alemán que los nuevos dueños del poder habían implantado en lugar del romano, y que se basaba en el principio de que un hombre no era igual a otro, sino que el alemán popular era dueño por nacimiento, superior a todos los demás, y que había que juzgarlo conforme a principios distintos de los aplicados al no popular. Ni con la mejor voluntad podía considerar leyes las disposiciones de la «legislación» popular, porque parte de aquellos que dictaban esas leyes eran criminales conforme a la legislación de todos los pueblos blancos, y otra parte de ellos tenían que estar encerrados en un manicomio, tras el correspondiente dictamen médico. Un hombre, como Goering, que según una sentencia en firme de los tribunales suecos no estaba considerado en plena posesión de sus facultades intelectuales normales y por tanto no podía tener la tutela de su propio hijo tampoco podía tutelar a treinta y ocho millones de prusianos. Alemania había dejado de ser un Estado de derecho. Para él, Bilfinger, estas cosas eran fundamentales. Pensaba que el buen aire alemán estaba, por decirlo toscamente, contaminado y apestado por lo ocurrido, y más aún por el hecho de que lo ocurrido no tuviera consecuencias penales. No podía seguir viviendo en ese país. Había tirado por la borda todas sus expectativas en Alemania y se había ido. Se quedó mirando al frente con sus grandes gafas enmarcadas en oro, con el rostro anguloso lleno de amargura.

—Han roto las varas de medir del mundo civilizado —dijo, en tono encarnizado, con su acento suabo, furioso, impotente.

Gustav guardó silencio. «Han roto las varas de medir del mundo civilizado», seguía resonando en sus oídos, con el acento suabo del joven. «Han roto las varas de medir del mundo civilizado». Veía a un hombre con una regla amarilla midiendo una cosa pequeña. Podía medir quince centímetros de altura, veinte como mucho. El hombre medía y volvía a medir, y entonces rompía la regla y escribía: «2 metros». Luego llegaba otro y escribía: «2,50 metros».

Gustav guardó silencio durante más de un minuto.

—¿Por qué me lo ha contado precisamente a mí? —preguntó al fin; su voz sonó insegura, tuvo que carraspear para aclarársela. Bilfinger le miró con sus estrechos ojos, confuso, avergonzado.

—Hay dos razones —dijo— por las que pensé que era de su incumbencia. En primer lugar, porque entonces firmó aquel manifiesto contra la barbarización de la vida pública, y, en segundo lugar, porque mi amigo Klaus Frischlin dijo de usted en una ocasión que era un «contemplativo». Sé muy bien lo que quería

decir con eso; tengo en gran consideración a mi amigo Frischlin.

Se había ruborizado ligeramente, hablaba con vergüenza.

El sol había descendido, hacía frío. Gustav, siempre con voz tomada, dijo:

—Doctor Bilfinger, le agradezco que se haya dirigido a mí —luego, muy deprisa, prosiguió—: Hace frío. Tenemos que volver.

En el camino de regreso, dijo:

—No hablemos ahora, doctor Bilfinger. No tiene sentido hablar de ello.

¿Qué se podía decir ante un relato así, si se amaba a Alemania? ¿Y qué quería decir: amaba? Resonaron en su interior unos viejos versos, no sabía si los había escrito él mismo u otro: «¿Amas tú a Alemania? Pregunta sin sentido: / ¿Puedo amar lo que yo mismo soy?».

Bilfinger dijo:

—He escrito, con datos muy precisos, lo que he visto y lo que otros me han contado. Lo he atestiguado ante notario y lo he reforzado mediante declaraciones juradas. Así lo han hecho, en cuanto pudieron huir al extranjero, los que podían dar fe de ello, como testigos y como víctimas. Si quiere, le enviaré el memorándum. Pero es muy largo y nada agradable de leer.

—Le ruego que me lo envíe —dijo Gustav.

No pudo cenar esa noche, no pudo dormir esa noche, y el plan con el que había coqueteado de comprar o alquilar la casa de Pietra le parecía ahora completamente absurdo.

El joven doctor Bilfinger ha tirado por la borda su ventajosa posición en Alemania, ha abandonado Alemania por el hecho de que algo así pudiera ocurrir y quedar impune. Y Bilfinger es alemán, sólo alemán, igual a aquellos que golpean. Para él, Gustav, es peor. Él es igual a aquellos que golpean e igual a aquellos que son golpeados.

Un hombre es maltratado, le patean los riñones hasta tal punto que se le desprenden, sus huesos quedan al descubierto. Eso es lo que ha leído, lo que le han contado, desde Prusia Oriental, desde Silesia, desde Franconia, desde el Palatinado. Pero han sido palabras muertas. Sólo ahora, tras el relato de este joven suabo, las cosas se han vuelto reales. Ahora las ve, las percibe. Los golpes de los que ha oído hablar abren heridas en su propia piel.

No, no puede quedarse sentado en Pietra, inactivo, en estos tiempos.

Las olas pasan, el sentimiento y el pensamiento de los hombres pasan como las olas. Pero a los hombres les ha sido dado hacer posible lo imposible. No se puede remontar dos veces la misma ola, pero el hombre puede. Dice: «Detente, ola». Retiene lo perecedero en la palabra a la que da forma, en la piedra a la que da forma, en el sonido al que da forma.

Otros engendran hijos para perpetuarse. A él, Gustav, le ha sido dado a veces transmitir a otros la belleza que ha sentido. Es un «contemplativo», ha dicho Frischlin. Ésa es una gran obligación. ¿No tiene el deber de transmitir la ardiente indignación que ha sentido?

El dominio de los populares ha sido implantado con acontecimientos de una atrocidad que Occidente no creía posible desde hacía siglos. Pero ellos han cerrado Alemania herméticamente. Quien dice a los alemanes lo que ocurre en su país, quien se lo susurra tan sólo, es perseguido hasta la tercera generación. En la Kurfürstendamm de Berlín, en la Jungfernstieg de Hamburgo, en la Hohe Strasse de Colonia, no se ha visto ni oído ninguna de esas atrocidades: triunfantes los populares, no existen. ¿No habrá que gritárselas en los sordos oídos a los de la Kurfürstendamm, la Jungfernstieg, la Hohe Strasse, no habrá que ponérselas ante los obtusos ojos, para que sus sentidos despierten de una vez? ¿No será su ira una buena arma para tal fin?

A la mañana del día siguiente, Gustav volvía a estar en su banco al final del paseo del lago, solo. Los acontecimientos son extraños. Si no hubiera firmado aquel —cierto— superfluo manifiesto, no estaría sentado aquí, Bilfinger no le habría hablado, quizá anduviera por ahí como uno de aquellos que recorren la Kurfürstendamm, la Jungfernstieg, la Hohe Strasse, ciegos, sordos, con el corazón y los sentidos cerrados. Así que lo que le ha arrastrado hasta ahí es un azar, y sin embargo ningún azar.

Ningún azar. Frischlin ha dicho que era un «contemplativo». Sabe lo que Frischlin quería decir. «El que actúa siempre carece de conciencia; nadie tiene conciencia salvo el contemplativo». Está orgulloso de que Frischlin le haya llamado contemplativo.

El joven Bilfinger ha «plasmado documentalmente los acontecimientos», va a enviarle el escrito. Gustav tiene miedo físico a ese escrito. Tiene miedo a estar tumbado en su cuarto, al pequeño y ridículo escritorio de su hotel. Abajo, en el *dining-room*, tocarán música, se bailará en el salón, la gente se sentará en el bar, beberá, coqueteará, y el escrito con el sobrio y terrible relato yacerá en el cajón de su escritorio.

Si al menos Johannes Cohen estuviera allí. Es condenadamente difícil discutir esto con uno mismo. Gustav se figura el rostro moreno, amarillento, enjuto, inteligente, sarcástico, de su amigo. Le daría una paliza si supiera en qué cielos y en qué abismos ha pasado la última noche. Menos mal que viene esta tarde.

Estaba tan ensimismado en sus ensoñaciones que se sobresaltó ligeramente al oír su nombre:

—Hola, Oppermann.

Era Rudolf Weinberg, director de la gran fábrica de artículos higiénicos. El elegante y obeso caballero preguntó si podía sentarse con él. Estaba visiblemente contento de haber encontrado a Oppermann. Normalmente no le gustaba, explicó, caminar más de diez minutos seguidos; pero aquí hay que ir hasta el otro extremo del paseo para librarse de las quejas con las que los muchos refugiados le martillean a uno los oídos. Se había sentado con un gemido.

—Uno puede compadecerse de ellos, pero no sirve de nada que además le amarguen a uno sus pocos días de vacaciones con sus lamentos. Desde luego que las cosas están mal, muy mal. Pero vamos a dejar que los populares se organicen y se arreglarán. Todos mejoran en cuanto están verdaderamente arriba. Y desde el punto de vista económico la historia no va mal. Naturalmente que han pasado cosas terribles. No se puede barrer sin una escoba. Pero, con la mano en el corazón, ¿no son excepciones esos incidentes? ¿No ha mejorado la situación? Cuando voy por Berlín, apenas noto diferencias. Y están poniendo el grito en el cielo. No hacen más que tonterías. No hacen más que excitar a la gente con sus gritos. Si uno abre los periódicos, parece que en Alemania no se puede cruzar la calle sin ser agredido. No creo que eso sea cierto.

El señor Weinberg se sentaba opulento al bello sol y sacudía la cabeza ante la sinrazón del mundo.

—Hum —dijo pensativo Gustav, y las arrugas verticales aparecieron en su frente. ¿De manera que cree que esa gente tiene malas pulgas? Interesante. Realmente interesante. Dígame, Weinberg —prosiguió, con mayor viveza—, usted tiene una sucursal en Münich. ¿Cómo están las cosas allí? ¿Ha estado en Münich en los últimos tiempos?

—Sí —dijo Weinberg—, he venido aquí pasando por Münich.

—¿Y podría tal vez informarme —prosiguió amablemente Gustav— de cómo está el abogado Michel? Le quitaron la chaqueta, le cortaron los pantalones de forma ridícula, de modo que se vieran los calzoncillos, y le colgaron del cuello un cartel: «No volveré a quejarme de los buenos populares». Así lo pasearon por el centro de la ciudad. Parecía bastante vapuleado. He visto fotos. ¿Y sabe usted cómo está el gran rabino de Münich? A él lo llevaron fuera de la ciudad, le golpearon y, finalmente, lo dejaron a una hora de distancia de la ciudad, casi desnudo. Era una noche fría. ¿Y ha oído hablar del abogado Alfred Wolf? Tuvo un enfrentamiento con un colega cristiano, empleó toda clase de material contra ese colega. Ahora, el colega se ha convertido en ministro de Justicia. Luego, el abogado Wolf desapareció en un campo de concentración. ¿Ha oído hablar de los campos de concentración, Weinberg? Porque ahora hay campos de concentración en Alemania, cuarenta y tres hasta la fecha. Debería ver uno algún día, Weinberg. ¿Cuántos kilómetros hay hasta Oranienburg? Unos treinta, creo. Si un día hace una excursión en coche al lago, pare en Oranienburg. Allí podrá ver toda clase de cosas, no necesitará esforzarse mucho. El abogado Wolf fue a parar al campo de concentración de Dachau. Es uno de los peores. «Dios mío, déjame callau / que no vaya a parar a Dachau», rezan en Baviera. Pero el abogado Wolf no se quedó callado, y fue a parar a Dachau. Es rico, y tiene muchos contactos que se pusieron en marcha. Hubo algún tira y afloja. El propio Führer intercedió ante el ministro de Justicia, pero éste insistió: «Ese hombre es mío». Sea como fuere, tres días después un policía se presentó ante la madre del doctor Wolf y le preguntó si su hijo no padecía del corazón. La mujer supuso que su hijo había pretextado una dolencia cardíaca para que lo trataran mejor. «Sí —dijo a toda prisa—, siempre ha tenido un corazón débil». «Por eso fue —respondió el policía. Es que acaba de morir». Entregaron el cadáver en un ataúd sellado, contra la declaración jurada de que no sería abierto. ¿No ha oído nada de eso en Münich, Weinberg?

El fabricante Weinberg se removía incómodo en su banco. Oppermann no hablaba en voz baja, y casi todo el mundo aquí entendía alemán. Ah, cómo había podido olvidarse; Oppermann se había expuesto, justo antes del momento culminante, el muy idiota.

—Claro, claro —le tranquilizó—, han ocurrido cosas terribles. Nadie lo niega. Yo mismo lo he dicho. Pero sólo en los primeros días. Ahora hace mucho que el gobierno ha detenido eso, se lo aseguro. Y todo el movimiento antisemita amainaría si los judíos del extranjero se tranquilizasen. Lo sé. He hablado con personas importantes, gente que se alegraría de poder quitar por entero ese punto de su programa. Pero los del extranjero lo impiden. Siguen instigando, en vez de construir puentes de plata. Le digo, Oppermann, que va en interés de todos nosotros, también en el suyo, desmentir las exageraciones. Ese griterío no hace más que perjudicar a los judíos que se han quedado. Al fin y al cabo, usted mismo querrá volver algún día.

Gustav calló. El señor Weinberg supuso que sus argumentos habían causado impresión y trató de

calmarlo por completo:

—Por lo demás, en lo que concierne al abogado Wolf —dijo—, desde luego que el caso es muy lamentable. Pero, entre nosotros, ese hombre era un mal tipo. Me han dicho que uno de los más antipáticos entre nuestros contemporáneos.

—Es posible —dijo Gustav. Sabe, Weinberg, es curioso lo de la simpatía. Es posible que, por ejemplo, tampoco usted le sea del todo simpático a éste o al otro. Pero ¿le parecería adecuado que, por ejemplo, yo le tirase al lago por semejante motivo?

Weinberg se puso en pie.

—Hay que disculparle algunas cosas por su estado de pánico —dijo con dignidad. Pero se lo aseguro seriamente, Oppermann, el que no se expone no corre peligro. Lo crea o no, yo personalmente no he percibido nada de todo ese antisemitismo. Le digo, Oppermann, que usted mismo podrá regresar a Alemania dentro de algún tiempo. Verá que los cobradores del coche cama agradecen su propina exactamente igual que antes, y el guardia de tráfico responderá las dudas de su chófer con la misma amabilidad que hace un año.

—Tiene razón —dijo Gustav—, no se debe ser descontentadizo.

Una vez que el señor Weinberg se hubo marchado, se quedó mirando el alegre paisaje, con las arrugas verticales en la frente. Su parpadeo nervioso había empeorado. Ha entrenado poco en los últimos tiempos. Tenía la gran cabeza inclinada, como si buscase algo. La cháchara del señor Weinberg le había conmovido más hondamente de lo que él mismo reconocía.

Eran muchos los que hacían como el señor Weinberg. Recorrían las anchas calles del oeste de Berlín, vivían en sus grandes casas y no querían ver lo que ocurría en otros barrios, en los sótanos de sus propias casas. Pensaban que había paz y orden en Alemania. Se enfadaban mucho cuando se hablaba de las cien mil personas internadas en campos de concentración y de los cuarenta millones a los que se amenazaba con ellos para que mantuvieran la calma. Callaban, enterraban tan hondo lo que sabían que finalmente ni ellos lo creían. Se unían, todos, actuando y tolerando, para falsear necia y descaradamente la verdad. «Han roto las varas de medir del mundo civilizado», oía con claridad el acento suabo de Bilfinger, y veía al hombre con el centímetro amarillo y le veía escribir: «2,50 metros».

Estaba allí sentado, la cabeza inclinada, sombrío. Rechinando levemente los dientes. Quizá sea inútil, quizá vaya en contra de la razón, pero es preciso hablar. Obligan a sus prisioneros a subirse encima de una caja, hacer flexiones y exclamar:

«Yo, cerdo marxista, he traicionado a mi patria». No se puede vivir y callar y mirar la tosquedad y la frescura con la que falsifican la verdad.

Miraba fijamente al frente, con la mente perdida. En alguna parte, sonó un reloj. Él acogió en su interior el sonido de las horas, mecánicamente primero, luego penetrando hasta su consciencia. Salió de su ensimismamiento. Hace mucho que su hora habitual de comer ha pasado. De repente nota que está hambriento, emprende el camino de regreso. Vuelve por el paseo con paso rápido y rígido. Se burla de sí mismo: ¿Qué es lo que le está pasando? ¿Qué es lo que quiere? ¿A qué se agarra? Es un comerciante berlinés del año 1933, interesado en cuestiones literarias, con un patrimonio suficiente. Por haber puesto una firma, vanidosa e irreflexivamente, al pie de un documento bastante superfluo, ha padecido varias incomodidades. ¿Y por eso quiere entrar a formar parte de los profetas? ¿Qué se les ha perdido a los ricos entre los profetas? Ésa es la interpretación correcta. «Saúl entre los profetas» significa: ¿qué se le ha perdido a ese rico entre los profetas? Pero él es un «contemplativo», ha dicho Frischlin. Bilfinger ha hablado con él porque es un «contemplativo». Al parecer, suponen que eso compromete. Absurdo. Qué romántico, qué anacrónico. Si siente usted el impulso hacia la grandeza, señor doctor Oppermann, entonces haga el favor de acometer su Lessing. También el doctor Frischlin haría mejor en dedicarse más al Lessing que al orden del mundo. Otros están llamados a decir lo que ocurre, a gritarlo, a sacudir al mundo. ¿Cómo se le ocurre a usted, señor doctor Oppermann? ¿Quién se lo ha encargado?

Se fue a comer. Comió bien y con apetito. Junto con el hambre, se esfumaron los arrebatos necios y románticos. Se acostó, se durmió y durmió bien, sin soñar.

Le despertó Bilfinger, que traía los documentos. Enseguida todo volvía a estar allí, y le habría gustado arrojarse sobre los documentos sin perder un instante. Tiene que tenerlos asimilados antes de que llegue Johannes Cohen, para que éste no pueda confundir sus sentimientos.

Bilfinger no cejaba. Bilfinger no se fue, Bilfinger se quedó. El doctor Oppermann le había escuchado una vez, estaba obligado a seguir escuchándole; estas cosas no le afectaban menos que a él. El apasionado jurista Bilfinger seguía allí, mirando a Gustav a través de sus gafas con montura dorada, hablando con frases secas, listas para la imprenta. Desde siempre, los alemanes tendían a sustituir el Derecho escrito por

la autoridad de un solo caudillo. Ya en tiempos de los romanos habían considerado que un derecho vinculante para todos iba contra el honor del individuo, y si odiaban a los romanos no era porque quisieran implantar entre ellos el Derecho romano, sino el Derecho mismo. Preferían someterse al juicio de un superior en el que creían que al de unos parágrafos establecidos conforme a la razón. Pero por desgracia, el Führer aprueba el crimen. El Führer ha saludado como compañeros suyos a populares condenados por el brutal asesinato de un trabajador. Una cosa así refuerza al pueblo en la sensación de que lo que importa no es el veredicto, sino únicamente la «inspiración momentánea» del Führer. Esto conduce a acontecimientos como los que él ha visto en Württemberg.

No le había sido fácil, dijo aún, irse de Alemania. No sólo dejaba Alemania atrás, sino también la expectativa de una honrosa carrera, la expectativa de una hermosa finca en la que su familia tenía su casa desde hacía más de cien años, dejaba además una muchacha a la que amaba. Ahora le ha planteado la disyuntiva de venir con él y abandonar esta Alemania hasta que vuelva a ser un Estado de Derecho o liberarle de sus compromisos.

Esto fue lo que Bilfinger expuso a Gustav, preocupado, diligente, suabo y justo.

Mientras Bilfinger hablaba, Gustav miraba los documentos. Ahí estaban, tal como él los había imaginado, grandes, pesados, sobre el delicado escritorio del hotel. Apenas Bilfinger se hubo marchado, se lanzó sobre ellos. Los cogió, los leyó. Sí, emanaba de ellos la misma excitación que ayer del relato de Bilfinger. Otra vez cobraban cuerpo las secas palabras. El sadismo organizado, el refinado sistema de humillaciones, el aplastamiento burocratizado de la dignidad humana, todos los acontecimientos de los que los documentos hablaban con sobriedad funcionaria, se le transformaban en agitadas imágenes. Estaban ahí, estaban en su retina. Eran muchos documentos, los leyó con atención durante un tiempo torturadoramente largo, necesitó dos horas hasta terminar.

Luego, con movimiento pesado y mecánico, abrió el cajón para dejarlos en él. Pero el cajón era pequeño, y ya contenía un paquete de cartas. Lo sacó. Era el paquete de correspondencia que Frischlin le había enviado. Encima estaba la admonitoria tarjeta que él había dictado en su momento, al cumplir los cincuenta años: «Se nos ha encargado trabajar en la obra, pero no nos ha sido dado culminarla».

Golpeó a Gustav como un rayo. Los raíles de la estación de Berna, hilos entre él y Frischlin, desenredándose hasta el infinito, pero nunca rompiéndose. Bilfinger, el mensajero. «¿Quién me lo ha encargado?», se ha preguntado, tranquilamente, hace pocas horas, ha comido y se ha echado a dormir.

Se quedó mirando fijamente la tarjeta. Klaus Frischlin, como acostumbraba, había escrito su nombre a máquina y dejado espacio para la firma de puño y letra. Gustav cogió la pluma y puso su nombre al pie de la tarjeta. La dejó sobre los documentos de Bilfinger y lo colocó todo ordenadamente en el cajón.

Se sentó delante, con los brazos apoyados sobre el cristal del ridículo y pequeño escritorio, parpadeando enérgica y dolorosamente.

Por la noche, fue a la estación a recoger a Johannes. Aún era muy pronto, el tren llevaba retraso. Finalmente, entró en la estación. Gustav buscó el rostro amarillento y vivaz de su amigo, expectante ante el chiste perverso con el que pensaba saludarle. Bajó mucha gente, también conocidos; era de noche, no se veía toda la estación. Gustav buscó mucho tiempo, pero buscó en vano. Sorprendido, profundamente decepcionado, regresó al hotel. Quizá Johannes le había pasado por alto y había ido allí directamente. Pero tampoco lo encontró en el hotel. Johannes no había venido.

Tampoco estaba allí a la mañana siguiente. Gustav telegrafió. Esperó todo el día. Sin respuesta. Al día siguiente vino un telegrama: «Johannes gravemente impedido próximos tiempos. Richard». Gustav se sobresaltó. Richard era el hermano de Johannes. ¿Qué podía impedir gravemente a Johannes?

Otros dos días después, recibió una carta de un desconocido, matasellada en Estrasburgo, en la que por encargo de Richard Cohen se le comunicaba que Johannes había sido detenido el jueves por paramilitares e internado probablemente en el campo de concentración de Herrenstein.

En lo que a él se refería, respondió Gustav a la carta de Friedrich Wilhelm Gutwetter, le rogaba que utilizara libremente su biblioteca, o más bien los restos de su biblioteca. Por desgracia, hasta donde él estaba informado, ahora eran otras instancias las que se consideraban facultadas para otorgar o negar semejante permiso. Si Gutwetter lograba entrar a la Max Reger Strasse, podía examinar con atención qué había en su biblioteca, los huecos y, sobre todo, los ejemplares dañados y rotos. Había en Alemania muchas colecciones de libros en el mismo estado de deterioro, y también los propietarios de las colecciones se encontraban en ese estado cuando no se habían ido a tiempo. Una vez que Gutwetter había descrito en grandes palabras cómo sería el «hombre nuevo», podía hacer el favor de describir también los padecimientos de aquellos hombres viejos que, en extremo inocentes, habían de pagar por el surgimiento

del «hombre nuevo».

Gutwetter, al leer esto, movió su tranquila y amable cabeza.

—¿Qué pretende nuestro amigo? —dijo, sorprendido, a Sybil. ¿A qué viene esa irritabilidad? ¿Cómo puede pedirme que describa pequeños acontecimientos privados con frases que sólo están a la altura de los acontecimientos cósmicos? ¿Pide en serio que niegue la vivencia dionisíaca, cuyo altavoz me gustaría ser, porque ha sufrido algunas incomodidades?

Friedrich Wilhelm Gutwetter experimentaba un nuevo impulso. Había recorrido su camino conforme a la ley bajo la cual lo había emprendido. Había celebrado el surgimiento del «hombre nuevo», más natural, que sigue su instinto salvaje y originario, tal como lo había hecho siempre. Nada más. No estaba sorprendido de que la historia hiciera finalmente realidad sus visiones, las visiones del poeta. En cambio, los populares estaban sorprendidos de haber encontrado una voz como la suya. Casi todos los eruditos, casi todos los artistas de importancia habían vuelto la espalda a los populares; qué suerte que de pronto hubiera allí un gran escritor que se pusiera de su parte. Lo que Gutwetter había escrito sin maldad, por sentimiento cósmico, se convertía de pronto en gran poesía política. El gobierno dio instrucciones de que se ensalzara a aquel hombre. Se le ensalzó. Todos los periódicos publicaban sus declaraciones, era estimadísimo por el Führer, se había convertido en alguien conocido de la noche a la mañana. Aun así, lejos de la pequeña ambición, él se mecía en su éxito con sonrisa indulgente. Se dejaba llevar como invitado de honor a las frecuentes grandes fiestas que organizaban los ministros populares; su tranquila cabeza de grandes ojos emergía, imponente, de la vestimenta llamativa y raída; a los fotógrafos les gustaba. Él lo aceptaba, ingenuamente halagado; igual que un adulto gusta de los juegos de los niños, dijo a un conocido.

Trató de arrastrar a Sybil en su tardía y magnífica ascensión. Ella se le pegó de buen grado, a su manera simpática y confianzuda. Mientras había permanecido cercana a Gustav había compartido sus opiniones liberales, los populares le parecían indeciblemente necios y toscos. Eso no excluía que, desde un punto de vista secular, las visiones de Gutwetter se hicieran realidad. Ella no tenía demasiado interés en las cuestiones políticas, no se comprometía. No era una visionaria como Gutwetter; lo que para el poeta era ya forma, para ella seguía entre la niebla. A su ágil, fría e infantil manera, bromeaba sobre las innumerables tonterías grotescas que se les escapaban a los populares, y Friedrich Wilhelm Gutwetter reía de todo corazón con ella.

Sin embargo, poco después la simplicidad grandilocuente de Gutwetter perdió el encanto que al principio había tenido para ella. Empezaba a encontrar insípidas, neblinosas, sus ampulosas frases; su lirismo hímnico empezaba a aburrirle. Ya había aprendido lo que podía aprender de él desde el punto de vista literario. Se le hacía pesada la infantil y repetitiva admiración de su persona. Echaba de menos a Gustav, su liberalidad, su mundanidad. Él elogiaba lo que ella tenía de bueno con discretos modales de conocedor, y la reprendía por lo que le disgustaba con igualmente discreto reproche. Después de la veneración carente de juicio de Gutwetter, necesitaba doblemente esa amistad crítica. Lamentaba haberse preocupado tan poco de las cosas de Gustav, haber mantenido una relación tan poco estrecha con el fiel Frischlin.

Gustav es un hombre complaciente. Ha habido momentos en los que ella estaba tan ocupada consigo misma que le quedaba poco tiempo para él. Jamás se lo ha hecho pagar. Tampoco lo hará ahora. Tras un largo silencio, le telegrafió diciendo que había avanzado en su trabajo lo suficiente como para poder ir.

El telegrama le llegó a Gustav en el momento en que más alejado estaba de ella. Los documentos de Bilfinger estaban en su escritorio, no tenía a nadie con quien poder hablar. Su amigo Johannes Cohen estaba en un campo de concentración en la fortaleza de Herrenstein, en Sajonia. Si cerraba los ojos podía verlo, demacrado, de pie encima de una caja haciendo flexiones, grotesco, con la noble cabeza rapada, tan sólo una cruz gamada de pelo, gritando detrás de cada flexión: «Soy el perro judío Johannes Cohen, que ha traicionado a su patria». Era horripilante. En esa visión, Johannes Cohen parecía una marioneta, un famoso bailarín que Gustav había visto una vez en una pantomima; saltaba, ágil, elástico, graznaba su frase como un papagayo. Gustav no podía evitar reírse, y la risa hacía daño. Ahora, más aún que antes, después de la detención de Johannes Gustav se veía tironeado entre la sobria razón y la pasión del indignado acusador. Fue entonces cuando llegó el telegrama de Sybil, su pequeña y esbelta Sybil. No, no puede tenerla aquí ahora. No podría hablar con ella de todo esto, y no podría hablar de nada más que de esto. Hace poco la necesitaba de manera apremiante, y ella se mantuvo al margen. Ahora no le quedaba más remedio que rechazarla. Lo hizo de un modo suave, lo más cuidadoso posible.

Sin embargo, Sybil no apreció el gesto, no vio más que el rechazo. Torció los labios en un mohín de niña, empezó a llorar igual que una niña. Lloró inconteniblemente, tendida boca abajo, con la almohada empapada. Pero, poco a poco, su decepción se transformó en ira. Gustav estaba proscrito en Alemania, se

ponía en riesgo quien afirmaba conocerle, quien trataba con él. Ella iba a cargar con eso, iba a ir a verle, y él, con gesto indiferente y arrogante, rechazaba su amistad. Él nunca se ha esforzado seriamente por compenetrarse con ella. Precisamente porque en lo más hondo de sí misma sabía que había perdido a ese hombre por su propia culpa, estaba indignada con él. No respondió a su carta.

Dejó de sentir aburrimiento cuando Gutwetter le hacía la corte, a su manera silenciosa y anticuada. Pronto no se vio a Gutwetter más que en su compañía.

Cuando el estudiante Berthold Oppermann no apareció en el aula en aquella ocasión para pedir disculpas, el catedrático Vogelsang se puso furioso. Había llamado a los reporteros de la prensa popular, reunido el claustro de profesores y a los estudiantes del centro, preparado un discurso cortante e incendiario, y ahora el joven judío osaba simplemente largarse y privarle de la emocionante celebración. Cuando, al llamar a casa del estudiante, se supo que Berthold Oppermann estaba mortalmente enfermo, Vogelsang no tuvo más que una sonrisa despreciativa. Esas fintas no valían con él. Agresivo, graznando, había declarado que ese insolente no conseguiría sustraerse a la expiación de su crimen mediante una fingida enfermedad. Cuando tres días después la fingida enfermedad terminó con la muerte del estudiante, el penúltimo curso tomó muy mal la declaración de Vogelsang. Al entrar en clase y empezar a hablar, se produjo el sordo zumbido, producido por rostros inmóviles, que en su día había hecho al catedrático Schulte, del instituto Kaiser Friedrich, volverse hacia la pared con los ojos llenos de lágrimas. Vogelsang no se volvió hacia la pared. Sus cicatrices enrojecieron aún más; se prometió que haría morder el polvo para siempre al espíritu de la disgregación.

Pronto le llegó la oportunidad. Porque aquellas lágrimas no habían impedido al catedrático Schulte convertirse en ministro de Educación. Bernd Vogelsang, que tenía buena relación con Schulte desde hacía años, había profundizado en Berlín su amistad con él. Nada se oponía a su traslado al Ministerio.

Pero antes tenía que despejar el campo aquí, en el instituto Königin Luise. Es el primer objetivo que se fijó al pisar Berlín. Un hombre alemán no deja un trabajo a medias.

En primer lugar, está el asunto de Werner Rittersteg. Desde luego el procedimiento contra él ha sido suspendido, es el líder reconocido de sus compañeros. Pedell Mellenthin se cuadra ante él casi tanto tiempo como ante el propio Vogelsang. Pero no hay duda de que los resultados de Rittersteg en lengua y matemáticas son insuficientes; conforme a las normas en vigor, no podría pasar al último curso. Por su parte, Vogelsang consideraba que aquí no había lugar para el detallismo, no se podía someter al héroe Rittersteg al oprobio de no pasar de curso. Había cosas más importantes que el conocimiento muerto, declaró, las lagunas en los conocimientos académicos estaban más que suplidas por el exceso de ética. Pero al decir esto topó con la helada sorpresa del director François. Un alumno que no aprobaba dos asignaturas no podía pasar de curso. Terco, meticuloso, el director se atenía al tenor literal de la disposición.

Bernd Vogelsang no tuvo más que una sonrisa arrogante para esa testarudez. ¿Para qué estaba el poder? Las disposiciones de la época de la decadencia y el oprobio alemán eran, ante la revolución nacional, como una telaraña ante una ametralladora. Al fin y al cabo, eran ellos quienes manejaban las palancas de la maquinaria legal. Un pequeño tirón de la palanca, y archivos enteros de anteriores disposiciones se convertirían en papel mojado. ¿Se quiere atrapar a un joven héroe en la maleza de necios parágrafos, se le quiere dificultar su carrera, su actividad en pro de la Nueva Alemania, porque sus conocimientos escolares no han soportado el azar de un examen? Estaría bueno. Hay que acabar de raíz con tan perverso sabotaje. Vogelsang promovió una disposición del Ministerio de Educación por la que había que facilitar en la medida de lo posible las pruebas, tanto en los institutos como en las universidades, a los examinandos que hubieran prestado especiales servicios a la causa nacional. Altos funcionarios anticuados objetaron que una disposición así tendría como consecuencia que en algunos casos los enfermos pudieran ser atendidos por médicos sin duda fiables desde el punto de vista nacionalista, pero no desde el punto de vista científico. El celo patriótico de Vogelsang despejó sin esfuerzo tales reparos.

Una vez dictada la disposición, volvió a presentarse ante François. Había una segunda cosa que liquidar: su enfrentamiento personal con el director. Ganaría este asalto tan victoriosamente como el primero. Cuando estaba en Tilsit, sólo podía imaginar el triunfo mostrándose férreo, ante el vencido, con el pie encima de su nuca. En Berlín ha aprendido otra modalidad de triunfo, una más silenciosa, más elegante. Ahora está sentado en el gran despacho de la dirección para saborear el triunfo, relajado con una pierna sobre la otra, los brazos cruzados, sin el sable invisible. Una sonrisa complaciente anida bajo su bigotillo trigueño, y en verdad vuelve a llevar el cuello dos milímetros más bajo.

—Me interesa, señor director —empieza, con la voz rechinante lo más alegre posible—, aclarar una cuestión más antes de dejar este centro. En su momento, no pudimos ponernos de acuerdo sobre si el

estudio del libro *Mi lucha* era adecuado en centros como éste. ¿Se acuerda, señor director?

François asiente. Mira a Vogelsang con sus ojos azules, serio, ni hostil ni enfadado. Vogelsang está a punto de saborear su última, su mejor victoria. Porque en lo más hondo de su pecho sigue llevando clavado el aguijón de no haber encontrado entonces la respuesta adecuada al escarnio hecho con el venerado libro. Con aquella anécdota del emperador Segismundo, que estaba por encima de los gramáticos, ese hombre le hizo entonces un desaire. Ahora, tardía pero certera, Vogelsang conoce la respuesta.

—Permítame, prosigue con elegancia, responder a aquella anécdota del concilio de Constanza que entonces me relató, comparando irónicamente al Führer con el emperador, con otra anécdota de la historia eclesiástica. En el sínodo de Chipre —hablaba con lentitud, marcando los puntos y las íes—, un obispo alegó las palabras del salvador ante el inválido: «Levántate y anda». Pero la palabra griega *krabbaton* le pareció demasiado vulgar a este príncipe de la Iglesia, erudito, ávido de sutilezas estilísticas, y la sustituyó por la más literaria *skimpous*. Entonces el santo sínodo se puso en pie de un salto y le gritó: «¿Acaso eres mejor que el que dijo *krabbaton*, que te avergüenzas de emplear sus palabras?».

François había escuchado atentamente. Era un hombre muy justo. No era una mala respuesta, una respuesta llamativamente buena para un popular. Se quedó allí sentado, reflexionó, y guardó silencio.

Vogelsang malinterpretó el silencio. Había aplastado al otro. Viéndolo allí sentado, pequeño, vencido por el enemigo incluso en su arma más importante, la palabra, el bienhumorado catedrático sintió incluso lástima de él. Un hombre nacionalista, cuando tiene la rodilla sobre el pecho del adversario, es generoso. Ahora te vas a enterar, muchacho. Va a dejar a ese hombre, por qué no, otros dos meses en el cargo, bajo estricto control naturalmente, de modo que no pueda seguir envenenando los corazones de la juventud. Desde luego, antes tendrá que hacer penitencia. Bernd Vogelsang quiere ver su contrición. Sin eso no lo va a dejar ir. Ese hombre debe reconocer su derrota, *expressis verbis*.

—Usted sabe —dice— que voy a hacerme cargo de la Sección de Personal del Ministerio de Educación. Le conozco mejor que la mayoría de sus colegas, pero para la decisión que pronto tendré que tomar sólo me importa una cosa: ¿cuál es su actual opinión respecto a nuestra discrepancia? ¿Da usted la razón al San Espiridón de mi anécdota? ¿Insiste en su principio de que la ética de un libro no puede llegar hasta sus alumnos si su estilo no está a su altura?

La verdad es que François no consideraba indecente la actitud de Bernd Vogelsang. Le está ofreciendo otros pocos meses de plazo, quizá incluso más. Es una tentación. Pero sabe que no se darán por satisfechos con ese único sacrificio. Le exigirán cada vez más. Tendrá que decidir una y otra vez entre cometer una nueva indecencia o ir a parar a la pobreza. Y en algún momento no podrá contenerse, y lo echarán. Su destino está decidido. Tendrá que ir a parar a la pobreza, al proletariado, sus hijos tendrán que llevar una vida dura y sombría, él una ancianidad dura y sombría. Ahora este hombre le ofrece un pequeño plazo, a cambio de una única y pequeña concesión. Ha hecho algunas concesiones, la última en el caso del alumno Oppermann. No hará más. Aún está a este lado de la frontera, aún está en sus manos decidir cómo dará el paso, si erguido o a trompicones. Una vez al otro lado, es probable que también degenere interiormente; es lo bastante viejo como para saber que el que nada tiene tampoco tiene expectativas de mantenerse honesto. Así que al menos dará erguido el paso al otro lado.

—Es muy amable de su parte, querido colega —dice—, que por así decirlo deje a mi criterio si puedo seguir aquí sentado durante algún tiempo —se levanta; involuntariamente, es como una fuga, se coloca detrás del busto de Voltaire. Sin duda, la tranquilidad y seguridad de este espacio —prosigue— merecen el pequeño *sacrificium intellectus* que me exige. Pero fíjese, querido colega —habla con redoblada cortesía, una ínfima sonrisa sobre la perilla—, no soy lo bastante flexible, tengo quizá demasiado poca «astucia nórdica» como para hacer ese pequeño sacrificio intelectual. Lo siento, pero tengo que insistir en que estamos aquí para enseñar a los jóvenes un alemán decente. Hay tanta ética en un alemán decente que podríamos renunciar a la ética de su Führer. Porque, sea ese escritor canciller o no, es un tormento leer su libro. El estudio de ese libro echará a perder el alemán de la juventud.

Ahí estaba, otra vez, la frase que había hecho callar a Bernd Vogelsang. Ese hombre está acabado, va a ser destituido: pero no se calla. En el fondo, a Vogelsang le impone semejante actitud. Ahí se ve que incluso una familia güelfa se aclimata cuando ha vivido ciento cincuenta años entre alemanes.

—Lamento sinceramente —terminó, chillón, reservado, pero no enfadado, su última visita a esa estancia — que persista en la doctrina equivocada. En estas circunstancias, difícilmente me será posible acogerle en la Nueva Alemania. Pero, si mis convicciones lo permiten, trataré de hacer que su despedida sea honrosa y fácil —y ésa era su firme voluntad.

Naturalmente, François no dijo nada a Nubecilla Negra sobre la oferta de Vogelsang y su respuesta. Por lo demás, los días de cambio fueron más agradables para él de lo que había pensado. Porque Nubecilla

Negra, que había llegado a la convicción de que el destino de su marido estaba definitivamente sellado, cambió de actitud. Desde luego, habría sido más inteligente que se hubiera adaptado a los tiempos; pero ella había sabido desde siempre que, con todo su aparente desaliño, era un hombre duro en su interior; precisamente por esa dureza se había casado con él. Naturalmente, había que intentar armonizarle con los tiempos. Pero si eso fallaba, si de pronto, como ahora, había decisiones ya tomadas, no tenía sentido seguir atormentando a su marido. Así que se volvió dulce. Trataba de consolarle. Decía que ahora podría terminar en paz su manuscrito *La influencia del hexámetro antiguo en el estilo de Klopstock*, que era para lo que él valía. Entretanto, ella se esforzaría en encontrarle un puesto en algún colegio privado o en el extranjero. Sería duro. Pero tenían tres años, en tales circunstancias era lo que podían aguantar con el capital de que disponían, y quizá le dieran una pensión, y en cualquier caso se las arreglarían.

El consuelo hizo bien a François. Siempre había sabido que Sócrates tuvo que tener sus motivos para casarse con Xantipe.

Jacques Lavendel comunicó al magnate de la economía Friedrich Pfanz que pensaba abandonar Alemania y liquidar sus negocios allí. Friedrich Pfanz era uno de los hombres que sostenían los hilos que hacían bailar a los dirigentes populares, y Jacques Lavendel era uno de sus socios de confianza. Como americano, Jacques Lavendel habría podido permanecer sin riesgo en Alemania. No quería.

—Soy justo, Pfanz —dijo. Sé que es sólo una parte de ustedes la que ha hecho estas canalladas. En el fondo es un pueblo decente, lo admito. Durante catorce años, ha tenido que soportar la más abominable propaganda antisemita… usted sabe cómo se ha hecho, en parte es culpable de ella… y en realidad es un milagro que después de todo esto no hayan ocurrido más cosas. *Well*. Pero en este momento el aire entre ustedes está demasiado viciado para mí. Soy un capitalista. Entiendo sus motivos. Sé que nada podía sanear su descompuesta economía salvo llamar en su ayuda a esa chusma piojosa. Pero fíjese, soy capitalista y soy judío. Si usted me dice: vamos a matar a los judíos, pero sólo nos referimos a los sindicalistas, eso no hará que mis judíos resuciten.

A Pfanz le habría gustado conservar a Lavendel en el país. Le dijo que todo esto era un período de interinidad, que pronto volverían a someter a esa chusma, que el ejército estaba listo para aplastar a los mercenarios, que los oficiales volverían a gobernar en vez de los sargentos, que él mismo estaba decidido a entrar en el gobierno. Y propuso a Lavendel incluirlo en la gran operación de reaseguro para la cual él iba a cargar con el incómodo puesto de ministro.

Pero Jacques Lavendel no se echó atrás.

—Le creo, Pfanz, dijo con su voz ronca, cuando dice que el famoso Führer empezará a sentir el tirón de las riendas cuando usted entre en el gobierno. Pero mire, ya no soy joven, ya no soy codicioso, ya no soy curioso. Me basta con ver sus acciones en el noticiero de algún cine extranjero, mientras aquí hacen la gran colada. Prefiero formar en espíritu en sus filas. Así que, que le vaya bien, Pfanz, ya nos veremos cuando se haya arruinado.

Previendo esta evolución, ya había preparado con mucha antelación la liquidación de sus negocios. La estructura de los mismos era opaca. Controlaba una serie de grandes sociedades inmobiliarias, y resultó que esas sociedades eran en realidad insolventes. Necesitaban grandes subvenciones oficiales, o los bancos hipotecarios perderían su dinero. Como también muchos bancos hipotecarios estaban subvencionados por el Reich o por los Länder, la retirada de Jacques Lavendel de sus negocios en Alemania representaba un sensible daño para el Reich. Jacques Lavendel tomó nota de ello moviendo la cabeza, con una sonrisita apenas perceptible.

Era verdad que no era un hombre codicioso. Él y Klara habían decidido tomarse unos años de vacaciones. Primero se retirarían a su hermosa propiedad de Lugano. Habían invitado a los tres hermanos Oppermann a ir allí después de Pascua. También Heinrich estaría para esas fechas. Jacques Lavendel había dejado a la elección de su hijo terminar sus estudios en Europa o en América. Heinrich prefería seguir en un país germano-parlante: terminaría sus estudios en Zurich o en Berna. Eso alegraba a Jacques Lavendel. Tenía su punto de aprecio por Alemania.

Antes de abandonar el país, Heinrich aún tenía que resolver cierto asunto. Su denuncia ante la fiscalía había provocado que en la vivienda de los Lavendel apareciera un policía de la Brigada de Investigación Criminal y le interrogara de forma tosca e incompleta. Su testimonio no había tenido otras consecuencias ni para Werner Rittersteg ni para él mismo. Werner ni siquiera parecía haberse enterado. Heinrich no podía dar el asunto por terminado en ese estadio. Cada vez crecía más en él la idea de que Werner Rittersteg, con sus Jóvenes Águilas y su perversa propuesta en el club de fútbol, había enterrado a Berthold. Mientras pensaba, esforzada e inútilmente, en cómo resolver la cuestión, el propio Werner vino en su ayuda.

La muerte de Berthold no había dejado impávido al Larguirucho pero, con lógica primitiva, se decía que ahora que Heinrich había perdido a su mejor amigo, quizá fuera más accesible a sus cortejos. Su padre había cumplido su promesa y había puesto un motor fueraborda en su bote de remos, guardado en un cobertizo en el lago de Teupitz. De pasada, como si nada hubiera ocurrido, Werner invitó a Heinrich a ir con él algún día al lago y probar el motor. Y, mira por donde —a Werner Rittersteg se le paró el corazón por la alegre sorpresa—, tras una brevísima reflexión, Heinrich aceptó. Sí, se ofreció a llevar él mismo a Werner a Teupitz.

Así que cogió en secreto el coche de su padre, y los dos muchachos fueron a Teupitz. Heinrich conducía bien y con seguridad. Subieron al bote y surcaron el tranquilo lago. Werner estaba confuso, encogido, pero el interés técnico de Heinrich por el bote le ayudó a superarlo. En general, Heinrich se mostró monosilábico, pero no enfadado. Se sentaron en el gran restaurante, ahora casi desierto, bebieron una mezcla de cerveza y zumo de frambuesa, comieron salchichas. Anocheció antes de que emprendieran el viaje de regreso.

Werner iba en el coche con sentimientos encontrados. Habían charlado como compañeros, pero eso era todo; la cosa no había llegado tan lejos como él había esperado. Incluso ahora daba la impresión de que Heinrich se arrepentía de haber ido con él. En cualquier caso, estaba extremadamente silencioso.

—¿Adónde vas? —preguntó Werner, con renovada esperanza, cuando Heinrich salió de la carretera principal.

—Este camino es más bonito —dijo Heinrich—, y sólo es un poquito más largo.

Ya era de noche, los faros arrancaban a la oscuridad un trozo de bosque, había una luna pequeña y muy tenue. Heinrich conducía muy despacio, la angustia de Werner aumentaba.

—Podríamos parar y dar una vuelta —dijo, con voz ahogada.

—Muy bien —dijo Heinrich; paró y apagó los faros.

Entraron en el bosque. El suelo era húmedo y desigual, hacía bastante frío y estaba muy oscuro. Había un agradable y fuerte olor a tierra y pinos. Reinaba un completo silencio, sus pasos no hacían ruido en el suelo húmedo y blando; sólo de vez en cuando, alguna rama, al pisarla, crujía bajo sus pies. Soplaba un viento muy leve.

Werner, en la oscuridad, tropezó varias veces. De pronto, Heinrich le agarró. Primero, Werner pensó que quería evitar que se cayera, pero Heinrich le puso la zancadilla y lo derribó en tierra.

—¿Qué haces? ¿Estás loco? —gritó Werner.

Heinrich no respondió, le cogió por la nuca y le hundió la cabeza en el húmedo suelo, hasta que le faltó el aliento.

—Le metiste un cuchillo en las tripas a Karper, cerdo. Acabaste con Berthold. Ahora vas a ver cómo se acaba con alguien.

Hablaba bajo, jadeante, enérgico. Apretaba cada vez más en el suelo el rostro del otro.

—Sí, muchacho, te voy a liquidar —le dijo. Dirán que reventaste por tu causa nacional. Nadie pensará en mí. Dirán que la comuna te ha liquidado. Quizá sea un consuelo para ti. Pero un muerto es un muerto, y los discursos de Vogelsang te van a servir de poco.

Apretó con más fuerza. El otro pataleaba, no podía liberar los brazos, no podía respirar.

De pronto, Heinrich le soltó, saltó de su espalda.

—Levántate —ordenó. Pero el Larguirucho siguió tendido y no se movió. Levántate —ordenó Heinrich por segunda vez, y lo levantó. Calzonazos —dijo.

Werner estaba ahí, mísero, balbuciente, con el rostro arañado por las ramas caídas, ensangrentado, con un grueso verdugón cruzándole la frente, la ropa llena de tierra húmeda.

—Lávate y ven —ordenó Heinrich.

Él mismo, detrás de su rudeza, se sentía desvalido, miserable. Había querido resolver su asunto; había fracasado.

—Ven —ordenó al Larguirucho. Él mismo le ayudó a limpiarse un poco. Le sostuvo, le ayudó a regresar al coche.

Volvieron a casa, en silencio. Cuando llegaron a la carretera, Heinrich le hizo bajar.

El señor Markus Wolfsohn está sentado en su negro sillón orejero del piso de la Friedrich Karl Strasse. La cena ha sido escasa, pan, mantequilla, un dudoso paté. La señora Wolfsohn ahorra ahora hasta el último céntimo, controla al máximo la caja.

Esta noche, vuelve a darle su opinión al señor Wolfsohn. Ahora lo hace a menudo. Muy claro, pero no alto. No es preciso que la oigan en casa de los Zarnke. El señor Wolfsohn la entiende aunque hable bajo; ya

le ha dicho mil veces lo mismo. Hay que irse, hay que largarse, mejor hoy que mañana. Las mujeres aquí en la casa, aunque casi todos los maridos llevan la esvástica, siguen hablando con ella, pero sólo en secreto; si viene alguien, se interrumpen. La señora Hoppegart dice que las cosas aún van a empeorar. Todos le aconsejan que se vaya. Pero ¿cómo? ¿Y adónde? En el banco hay dos mil seiscientos setenta y cuatro marcos. Si le hubieran hecho caso y ahorrado más, si el señor Wolfsohn no siempre hubiera gastado tanto en muebles, ahora tendrían cuatro o cinco mil. El sillón orejero, por ejemplo. Era una ocasión, una ganga, cierto. Pero el que carece de dinero tiene que pasar de largo incluso ante las gangas.

El señor Wolfsohn la deja hablar. Cuando las cosas van mal, las mujeres protestan y «siempre lo han sabido», es una vieja historia. Sólo que no debería exagerar de ese modo. Cuatro o cinco mil marcos. Jamás habrían podido arañar tal cantidad. El único lujo que se ha permitido en su vida fue la fachada nueva. Pero entonces las cosas tenían mejor aspecto. Entonces a uno sólo lo tiraban del metro en marcha, no del país.

El señor Wolfsohn hace un tímido intento de ser optimista. Ha sido despedido de Alemana de Fábricas del Mueble, pero ¿no está de momento bajo la protección del señor Oppermann? Sólo que ahí se agota todo aquello que podría sustentar el optimismo del señor Wolfsohn. Desde aquí, todo se vuelve negro. Los comités de empresa populares acosan, el embalador Hinkel exige que le pongan en la calle. El señor Oppermann se ha dejado pelos en la gatera a causa de eso. El señor Oppermann se ha comportado de un modo muy decente, pero ¿cuánto tiempo podrá resistir?

E incluso si pudiera, ya no da alegría vivir. Si hay que seguir viviendo de este modo hasta el final, mejor abrir ahora la llave del gas. Sólo es cuestión de tiempo que le echen de Los Arenques Feos; le tienen aprecio, pero no tienen más remedio que hacerlo. Y su contrato de arrendamiento tampoco va a ser renovado. Está sentado en un derribo, la casa tiembla, por así decirlo, bajo sus pies. Seguro que hallarán los medios y las vías para meter aquí al señor Zilchow, el cuñado del señor Zarnke, antes de que termine el plazo.

En realidad los Zarnke se han vuelto mucho más ruidosos aquí, en el bloque. El Zarnke original ya no se toma la molestia de proferir amenazas. Cuando ve al señor Wolfsohn, se limita a extender el brazo y gritar: «Heil Hitler». Y el señor Wolfsohn tiene que responder «Heil Hitler». «¿Decía usted algo?», se permite a veces la broma de preguntar el señor Zarnke, y el señor Wolfsohn tiene que repetir «Heil Hitler».

Lo que se oye decir a los compañeros de trabajo, a los pocos judíos conocidos, es escalofriante. El señor Wolfsohn no quiere oírlo. Si se repite una cosa así, si se oye tan sólo, uno se encuentra, visto y no visto, en un campo de concentración.

También Marie trae a casa semejantes historias, historias horribles, los conocidos judeo-orientales de su hermano Moritz Ehrenreich se las susurran. Pero el señor Wolfsohn se niega, se rebela, cierra la boca a Marie, no lo tolera bajo ninguna circunstancia; son esos cuentos de terror los que lo llevan a uno a la cárcel.

¿Son cuentos de terror? El señor Wolfsohn se lo dice con énfasis, quiere que lo sean. Pero en una ocasión, por la noche, regresando de un inventario, vio un coche parado ante una casa del centro, uno de esos coches muy grandes en los que los populares suelen pasar a toda prisa. Tenía los faros encendidos, de manera que la calle estaba bajo una luz estridente. El señor Wolfsohn iba a dar un rodeo, pero pensó que eso llamaría la atención, así que siguió su camino por la otra acera, pasó de largo ante el gigantesco coche que, vigilado tan sólo por dos hombres, parecía muy desagradable y belicoso, con sus poderosos faros. Al parecer estaban registrando una casa, haciendo una redada o algo por el estilo. Justo cuando pasaba el señor Wolfsohn estaban sacando a alguien. El señor Wolfsohn no quería mirar, era mejor no preocuparse de nada, pero aun así no pudo evitar echar una ojeada, lleno de temerosa curiosidad. Vio a un hombre vestido con un traje marrón, parecido al que él tenía; uno le sujetaba por el cuello, otro por el brazo derecho, otro por el izquierdo; el hombre tenía la cabeza baja, parecía muy magullado. Por una mínima fracción de segundo el señor Wolfsohn vio su rostro, estaba amarillo, pálido, una gigantesca mancha morada le corría sobre un ojo.

El señor Wolfsohn no le había contado nada a Marie, pero no conseguía quitarse de la cabeza el rostro amarillo, pálido, agotado, del hombre. Desde entonces, al volver a casa, siempre que doblaba hacia la Friedrich Karl Strasse miraba temeroso si no había uno de esos grandes coches allí parado. Noche tras noche, tenía miedo a que de pronto los poderosos faros del coche cayeran sobre su ventana, aunque era algo imposible: su casa estaba demasiado alta. Se imaginaba que llamaban a la puerta en medio de la noche, y antes de que tuvieran tiempo de abrir ya estaban dentro, y le habían dado con la porra en el ojo, y uno tenía una mancha, grande como la mancha de encima del cuadro, y el rostro amarillo y pálido como el de aquel hombre.

Durmió mal durante esas noches; a Marie no le había contado una palabra de su experiencia; tanto más le afectó cuando, una noche en que yacía insomne, de pronto ella se le acercó y dijo:

—Tengo tanto miedo, Markus; miedo a que vengan hoy.

Él quiso responder algo enérgico, como que qué tontería era ésa, pero no pudo. Sólo había dicho lo que él mismo pensaba. Ya no pudo dormirse, y se dio cuenta de que tampoco ella dormía. Su miedo aumentó. Se dijo que todo eran bobadas, él no había hecho nada. En la ciudad de Berlín viven cuatro millones doscientas mil personas, ha hecho tanto y tan poco como todos ellos, ¿por qué va a tener miedo precisamente él? Pero no sirvió de nada. Pensaba en el embalador Hinkel, pensaba en el señor Zarnke, y tenía miedo, cada vez más miedo, sudaba, le dolía el estómago, deseaba que ya fuera mañana. Luego, le acometía una rabia terrible por tener que aguantar ese miedo. ¿Por qué él? ¿Por qué no el señor Zarnke? En cualquier caso, no aguantará otra noche como ésta. Lo dejará todo. Es absurdo vivir de ese modo. Simplemente se irá, al otro lado de la frontera, a alguna parte. En cualquier sitio mejor que así. Si al menos fuera ya mañana…

Igual que Markus Wolfsohn y su esposa yacían muchos en Berlín y en las ciudades del Reich. No habían hecho nada, pero existía un embalador Hinkel o un señor Zarnke, y temían que les echara encima a sus mercenarios. Sus antepasados habían vivido aquí desde hacía siglos, en la mayoría de los casos más tiempo que los de los mercenarios, y les costaba trabajo imaginar la vida en otra parte. Aun así, todos habrían abandonado a gusto este país, su patria, ¡oh, cuán a gusto! Pero ¿cómo iban a vivir en otra parte? Si tenían empresas, se les obligaba a entregarlas a cambio de nada. Si tenían dinero, no se les dejaba llevarlo consigo, y los otros países no les permitían entrar sin él. Había algunos, como el señor Weinberg, que se quedaban en Alemania porque no podían imaginar cómo salir adelante con menos dinero que hasta ahora; preferían vivir constantemente en el miedo y el riesgo y quedarse junto a su dinero.

En lo concerniente al señor Wolfsohn, por la mañana se sentía agotado. Pero cuando se duchaba y se iba a la tienda, dejaba de pensar en irse de Alemania. ¿Adónde iba a ir él? ¿A Palestina? Sin dinero no le dejan entrar a uno. ¿Y qué iba a hacer allí? ¿Establecerse como colono? ¿Cosechar olivas? ¿Pisar uvas? No se imagina cómo se hace. Se pisan las uvas, y luego se fermentan. En cualquier caso no es un trabajo agradable. Y con dos mil seiscientos setenta y cuatro marcos tampoco hay mucho que fermentar. Entre liquidar aquí y salir, historias de pasaportes, dinero para el viaje, quedarán como mucho dos mil. ¿Y a Francia? Aunque tiene una buena pronunciación en francés, se le ha olvidado mucho, y aunque pueda decir *Bonjour, Monsieur*, seguro que eso no basta para vender muebles en París.

Por lo demás, la noche siguiente fue mejor, y dos noches después dormía bien y profundamente. Pero entonces se dio cuenta de que el señor Hinkel le miraba de reojo de una forma extraña; la noche siguiente había vuelto el miedo, y la siguiente fue espantosa.

A la tercera noche, Markus Wolfsohn y su esposa se habían acostado pronto y se habían dormido; vinieron de verdad. Markus se levantó balbuciente y enjuto, con su arrugado pijama.

Marie procedió con prudencia, preguntó a esa gente qué podía llevarse Markus. De pasada, le increpó en voz baja y enérgica:

—Siempre he dicho que teníamos que habernos ido.

Él estaba completamente confuso. Ella le hizo ponerse su mejor traje, porque era el más cálido, le preparó unas cuantas cosas. Los niños se movían trastornados a su alrededor. Los policías dijeron que se los llevaran a la cama a dormir. Eran corteses, casi amistosos, no acosaban, eran verdaderos policías, no mercenarios. Cuando la señora Wolfsohn empezó finalmente a llorar, dijeron:

—No tenga miedo, señora. Pronto volverá a tener a su esposo.

La señora Wolfsohn puso de su parte para hacer realidad el consuelo. Corrió enseguida a la Gertraudtenstrasse. Allí la atendieron con amabilidad, podía estar segura de que harían lo que pudieran. Corrió a las oficinas de la comunidad judía. También allí le prometieron ayuda. Volvió corriendo a la tienda. El propio Martin la recibió, le dijo que había contratado abogados populares, los más adecuados en este caso. En cuanto supieran de qué acusaban al señor Wolfsohn, se lo dirían. La señora Wolfsohn regresó por la tarde, a la mañana siguiente, a la tarde siguiente. El señor Oppermann es paciente, el señor Brieger es paciente, también el señor Hintze.

Al tercer día pueden decirle algo. Algo fantástico: el señor Wolfsohn ha participado en el incendio del Reichstag. Marie Wolfsohn estaba preparada para cualquier cosa. Quizá hayan encerrado a su Markus por haber descontado tres marcos al sastre en el último traje que le han hecho. Quizá uno de Los Arenques Feos ha declarado que Markus ha hecho trampas al skat. Hoy en día, cualquiera que le guarde rencor a un judío puede hacerlo encerrar. Pero que acusaran a Markus Wolfsohn, a su Markus, de haber prendido fuego al Reichstag la derrumbó. Todo el mundo sabe que el señor presidente del gobierno regional de Prusia ha causado el incendio. ¿Se han vuelto completamente locos para pretender cargar ese crimen a su Markus, de la Friedrich Karl Strasse? Eso no se lo cree ni el más joven de las Juventudes Hitlerianas. Sin control, se

puso a gritar en el despacho principal de la Gertraudtenstrasse. Sorprendidos, Martin Oppermann y el señor Brieger trataron de calmarla. Le explicaron que el enorme absurdo de la acusación era un cierto consuelo, porque también las autoridades tendrían que darse cuenta de que tal acusación no podía enredar precisamente al vendedor Markus Wolfsohn ni en plena embriaguez de diversiones populares nacionalistas.

Entretanto, Markus Wolfsohn estaba en su celda. La celda era luminosa y estaba vacía, pero precisamente su desconsolada y vacía luminosidad la volvía doblemente espantosa. No tenía ni idea de por qué estaba allí, y ellos no se lo decían. Pasar tres días enteramente mudo y completamente solo en ese diminuto espacio, siempre con luz, porque también durante la noche la lámpara del pasillo arrojaba su luz cegadora sobre el cuarto, era el peor martirio que se podía haber ideado para el sociable y locuaz señor Wolfsohn. Una y otra vez, pensaba en qué podía haber hecho. No encontraba nada. Cuando se hablaba de política, siempre había estado mudo como un pez. Si pasaban mercenarios, él levantaba diligente el brazo al modo romano lo mejor que podía y gritaba «Heil Hitler». No tenía oído musical, tardó mucho en distinguir la canción de Horst Wessel de entre los muchos cantos marineros y portuarios parecidos; así que, por prudencia, en cuanto escuchaba alguna de esas melodías se ponía en pie de un salto y adoptaba la posición de firmes. Por el amor de Dios, ¿de qué le acusaban?

No se lo dijeron. Le dejaron solo, mudo, durante tres veces veinticuatro horas. Una inmensa y gris desesperanza le invadió por completo. Incluso si volvían a dejarlo salir alguna vez, estaba perdido para siempre. ¿Quién iba a emplear hoy a un vendedor judío que había sido encerrado por los populares? Pobre Marie, pensó. Qué bueno habría sido para ella seguir siendo Mirjam Ehrenreich en vez de convertirse en Marie Wolfsohn. Ahora estaría probablemente con su hermano Moritz, asistiría a actos deportivos, tendría de qué vivir, y al fondo habría palmeras y camellos. De este modo, está casada con un traidor a la patria y tiene hijos de un lobo rabioso. Si al menos no se hubiera restaurado la fachada. Ahora habría en el banco cincuenta marcos más. Es una suerte que no se lo haya pagado todo al arenque feo Schulze. Es decir, claro, quizá ha sido él el que le ha denunciado a cuenta del resto, ya se lo ha advertido por dos veces. De pronto, la voz un tanto achispada de August vuelve a resonar en sus oídos: «Tendrás suerte si al llegar el verano todavía te llevamos con nosotros». Es una maldad. Es el que más ha aportado a la caja, y ahora, en la excursión del día de la Ascensión, los otros se van de sabbat con su dinero.

Mientras los pensamientos del señor Wolfsohn giran en torno a tales cosas, todo va bien. Pero hay horas en las que no siente nada más que miedo, un miedo espantoso, aniquilador. Probablemente van a hacerle cosas horribles. Si se tratara de una pequeñez, hace mucho que lo habrían llevado ante un juez. Se acuerda de ciertos discursos del Führer en la radio: la ejecución de la pena era demasiado suave, había que volver a introducir los buenos y viejos métodos, colgar en público a los delincuentes, cortarles la cabeza con un hacha. Se imagina cómo lo llevan al patíbulo en un carro. El hombre del hacha probablemente llevará un frac. Él, Markus Wolfsohn, no llegará vivo hasta allí. Antes habrá muerto diez veces de miedo.

Canta en voz baja para darse valor. En cuanto el gran silencio desaparece, todo va mejor. Moaus zur jeschuosi canta, «amparo y roca de mi salvación». Canta sin musicalidad, pero le gusta. Es consolador oír una voz, aunque sólo sea la propia. Canta más alto. Entonces alguien entra dando voces.

—Cierra el pico, perro judío —le gritan, y la celda vuelve a estar vacía, luminosa, muda.

Es el tercer día que está allí. No se ha afeitado, está sucio, sudoroso, su bigotillo está descuidado. A pesar de la nueva fachada, ya no tiene en absoluto un aspecto elegante. Está sentado allí, obtuso, hace mucho que sus ágiles ojos han visto todo lo que se puede ver en la celda.

En ese tercer día, de repente, se apodera de él una desmedida furia. Se levanta, se queda erguido en la diminuta estancia, con un pie adelantado. El fiscal ha hablado, ha expuesto que el acusado Markus Wolfsohn es un lobo rabioso, es culpable de que se perdiera la guerra, y de que haya venido la inflación, y de que todo el pueblo alemán esté en quiebra, y pide contra él la pena de muerte por decapitación. Pero ahora tiene la palabra él, Markus Wolfsohn, y como está perdido les da a los jueces su opinión:

—Es una infame mentira, señores —dice. Soy un buen ciudadano y buen contribuyente. No he buscado otra cosa que mi tranquilidad. Por la mañana mis clientes, por la tarde un poquito de skat, la radio y mi casa, por la que pago mi alquiler puntualmente el día uno de cada mes. Vender muebles no es una acción hostil hacia el Estado. No soy culpable, Alto Tribunal. Los de la esvástica son culpables. Los señores Zarnke, Zilchow y compañía. Y, aunque no se pueda decir, es cierto todo lo que se dice de ellos. Ellos prendieron fuego al Reichstag, ellos tiran a la gente del metro en marcha, y luego llaman a un hombre de frac que corta la cabeza de las personas decentes. Esto es una loca maldad, señores.

Así arregló cuentas con sus adversarios el señor Wolfsohn, por desgracia sólo en su imaginación. Pero el juez que se sentaba ante él en negra vestimenta talar, con birrete y peluca rizada, tenía blancos y fuertes dientes y pelo rojo, y era en realidad el señor Rüdiger Zarnke.

Al cuarto día, Markus Wolfsohn fue llevado realmente ante el juez. Desde luego, éste no llevaba un traje talar negro, sino un traje corriente de paisano. Comprado hecho, constató el señor Wolfsohn. Probablemente en una cadena de tiendas que serán también tiendas judías. Ese hombre ya no podrá comprar en ellas. En el futuro, tendrá que gastar más dinero.

Le preguntaron si se dedicaba a la política y qué periódicos leía. En realidad, el interrogatorio fue relajado, incluso el señor Wolfsohn se alegró de poder volver a hablar después de tanto tiempo. El juez estaba preguntándole ahora dónde y cómo pasaba las tardes, especialmente en la segunda mitad de febrero. En esa época el señor Wolfsohn ya no iba con Los Arenques Feos, e indicó, como era verdad, que siempre estaba en casa.

—¿Siempre? —preguntó el juez. Tenía una voz fina, y al final de una pregunta subía a veces muchísimo el tono. Wolfsohn reflexionó.

—Sí, siempre —dijo.

Había allí un hombre con una máquina de escribir, y el juez le hacía tomar nota de todo.

—Entonces, ¿también estaba en casa la noche del 27 al 28 de febrero? —preguntó el juez.

—Creo que sí —dijo titubeante Wolfsohn.

—¿Qué hizo esa noche? —le preguntaron.

Wolfsohn pensó esforzadamente.

—La verdad es que no sé decirlo con exactitud. Normalmente cenamos y charlamos un rato. Probablemente luego leí el periódico y escuché un poco la radio.

—Pues esa noche tiene usted que haberlo hecho todo de forma inusualmente silenciosa —opinó el juez.

En la mente de Wolfsohn se apuntó una relación. Ajá, Zarnke, era Zarnke. Zarnke ha estado espiándole. Pero sólo pueden ir a por él si ha dicho algo, no si no ha dicho nada. Volvió a reflexionar. En la noche del 27 al 28. ¡Eh! El 28 de febrero Moritz Ehrenreich partió hacia Marsella, eso fue un martes, y el día antes habían celebrado su despedida. Naturalmente, esa noche no estaba en casa. Y, resplandeciente, dijo al juez:

—Disculpe, señor juez. Debe tener razón. La verdad es que esa noche no estaba en casa. Estaba celebrando la despedida de mi cuñado, un cierto señor Ehrenreich que partía al día siguiente, de la estación de Friedrichstrasse, allí no pude ir. Estuvimos en la *Butterblume*, una licorería de la Oranienstrasse. Pequeña, pero muy decente. Con unas salchichas estupendas, señor juez. Era el local favorito de mi cuñado.

—¿Así que ahora afirma que en la noche en cuestión estaba con su cuñado? —volvió a preguntar el juez.

—Sí, así es —declaró Wolfsohn. Se levantó acta de todo.

De vuelta a su celda, seguía sin saber qué querían de él. Pero hasta donde sabía, los culpables no eran ni el embalador Hinkel ni el arenque feo Schulze. Y que no tuvieran la culpa esos dos, sino el señor Zarnke, ese Zarnke al que desde siempre creía capaz de cualquier maldad, era para él una cierta satisfacción.

La señora Wolfsohn se sobresaltó —no había oído subir a nadie— cuando de pronto llamaron a la puerta. Eran dos hombres de uniforme pardo. Pero sólo eran el señor Zarnke y otro.

El señor Zarnke entró ruidosamente. En realidad no tenía por qué disculparse, pero, hombre de orden como era, explicó que el administrador le había pedido que echara un vistazo a la casa. La señora Wolfsohn no replicó.

—Por favor —dijo.

El señor Zarnke y el otro, que naturalmente es su cuñado, el señor Zilchow, visitan pues la casa. La señora Wolfsohn se mantiene silenciosa, reservada, cerca de la puerta. Conoce exactamente el objetivo de la visita. El piso es pequeño, no hay mucho que visitar, pero los dos caballeros permanecen en él un tiempo llamativamente largo. El señor Zarnke imaginaba que entre los judíos todo estaba sucio y deteriorado; ahora se asombra de que, en el fondo, nada sea muy distinto a como es en su casa. No puede por menos de constatar que el espacio está aprovechado con más habilidad, y en realidad siempre ha deseado un sillón así de grande. La propia señora Wolfsohn, rolliza y pelirroja, no parece, a pesar de haberla pillado por sorpresa, tan abandonada como a veces la señora Zarnke cuando se la pilla por sorpresa. El señor Zarnke es un hombre justo.

—Tiene usted la casa bien arreglada —constata—, eso hay que concedérselo, aunque su marido sea un traidor a la patria.

—¿Traidor a la patria? —dice la señora Wolfsohn. Sin duda usted no está en sus cabales —dice. Tendría mucho más que decir, algunas cosas bien fuertes y ciertas. Pero no es tonta, y desde que se llevaron a su marido se ha vuelto doblemente lista. Sabe que el silencio siempre es lo más inteligente. Se ha dado cuenta de que la casa y ella misma han hecho una impresión favorable sobre Zarnke, así que cuando insultan a Markus, ella se guarda sus certeras respuestas. Calma, calma, no va a echar a perder la buena impresión.

Quizá luego él no testifique de un modo tan desfavorable.

En conjunto, los dos caballeros están satisfechos. Solamente una cosa les molesta, el cuñado lo dice con énfasis: la mancha en la pared. Examinan su extensión.

—Me permite —dice cortésmente el señor Zarnke, y levanta un poco el cuadro *El juego de las olas*. Es un escándalo cómo se ha dejado echar a perder esto. Bonito cuadro, por otra parte.

El aprecio mostrado por el cuadro hace que la señora Wolfsohn se justifique en cuanto a la mancha. El señor Krause, explica, siempre le ha prometido a su marido mandarla arreglar; pero luego no lo ha hecho porque ellos son judíos.

—Bueno —dice Zarnke—, eso es comprensible. Pero cuando *nosotros* vengamos, naturalmente eso tendrá que cambiar.

Volvió a mirarlo todo una vez más, complacido, de un solo vistazo. Dijo «adiós» y se fueron, sin tanto estrépito como habían venido.

Al día siguiente, la señora Wolfsohn tuvo otra visita, quizá menos importante para su destino, pero llena de profundo significado para su vida interior. Y es que recibió una notificación con el sello azul del Juzgado de Primera Instancia número II, Berlín SW. La notificación era una demanda del dentista Schulze por el pago de la suma de veinticinco marcos, resto de la deuda de un tratamiento odontológico, más los costes de notificación causados.

La señora Wolfsohn se quedó mirando fijamente el formulario impreso, al que habían añadido unas pocas palabras y cifras a máquina. Así que su marido, Markus, la había engañado, se había hecho hacer el puente por su cuenta, le había ocultado dinero. Abismos se abrieron ante ella. Un hombre que engaña tan desvergonzadamente a su propia esposa y tira por la ventana el dinero de sus hijos sólo para revestirse los dientes de oro, por pura vanidad, es capaz de todo. Se sentó, nerviosa. Quizá en realidad había estado practicando en secreto políticas revolucionarias, quizá había algo de verdad en que estaba involucrado en el incendio del Reichstag. Y, naturalmente, el edredón barato que le había regalado por Navidad también era un embuste. Había pagado por él mucho más de lo que le había dicho. ¿En qué iba a creer ahora? Pero las sospechas no impidieron que siguiera trabajando en favor de su Markus con la misma energía que hasta ahora.

Por lo demás, la demanda del dentista Schulze tuvo como consecuencia una segunda visita del señor Zarnke. En el bloque de casas de la Karl Friedrich Strasse no había secretos. Se supo enseguida que la señora Wolfsohn tenía dificultades de pago, se exageró, se inventó una visita del ejecutor judicial. Ella solamente tuvo que retirar la suma del banco. Como siempre, el señor Zarnke se había enterado de la orden de pago y acudió. No dio muchos rodeos. Era cosa segura que él, es decir, su cuñado Zilchow, se haría cargo del piso en breve plazo. Sería una lástima que la señora Wolfsohn tuviera que venderle a otro a precio de saldo unos muebles que en parte eran muy adecuados. Estaba dispuesto a adelantarle cierta suma por ellos, o incluso a adquirir algunas de las piezas, con la condición de que ella pudiera utilizarlas hasta que se mudara. Ella era una mujer seria y cuidaría de que los muebles pertenecientes a otro fueran tratados y cuidados debidamente. Para no irritarle, la señora Wolfsohn no dijo claramente que no. El señor Zarnke recalcó que, sin embargo, no podía dar mucho por ellos. Alemania había sido exprimida por los judíos y los capitalistas; la gente como su cuñado y él difícilmente podían permitirse muebles como éstos.

Que Alemania había sido exprimida por los judíos y los capitalistas había sido la opinión del señor Zarnke desde siempre. Pero él había esperado que el Führer lo solucionara con mucha rapidez; esa esperanza era la razón por la que se había alistado entre los mercenarios populares. Pero habían pasado ya tres meses desde que el Führer tomara el poder y aún no había cambiado nada. El señor Zarnke estaba impaciente, más que impaciente. Todos en su sección lo sabían. En muchas ciudades del Reich, los mercenarios empezaban a amotinarse. Habían ayudado al Führer a llegar al poder, y ahora resultaba que la economía de los nuevos mandamases era aún peor que aquella contra la que se levantaron. Se había expropiado a unos cuantos ricos, pero su dinero no era para las masas; los otros ricos y los dirigentes populares se lo repartían. El presidente de la República había obtenido una finca nueva a sumar a la vieja, el presidente del gobierno prusiano se había convertido en un hombre rico, y el señor Pfanz, el presidente del gran consorcio de seguros, se había convertido en ministro de Hacienda. Era una ironía haber trabajado tanto para eso.

Así se hablaba en la sección del señor Zarnke. Él, como jefe, tendría la obligación de evitar tales habladurías, pero no lo hacía. Tampoco los otros jefes de escuadra lo hacían. El señor Zarnke, probablemente también bajo la influencia de la casa y de la personalidad de la señora Wolfsohn, empezaba a revisar todas sus concepciones políticas. Si las promesas económicas del Führer eran papel mojado, puede que también otros puntos de su programa lo fueran. Quizá los judíos no tenían la culpa de todo. Quizá el

señor Wolfsohn no había hecho la guerra, y aunque no estaba en casa la noche en cuestión, quizá no había participado en el incendio del Reichstag. Cada vez con mayor fuerza, tan rebeldes ideas se apoderaban del alma sencilla del jefe de escuadra Rüdiger Zarnke.

Así pues, no se sintió especialmente indignado cuando una mañana el señor Wolfsohn reapareció de pronto en la Friedrich Karl Strasse. Un tanto pálido, más delgado que de costumbre, pero por lo demás en modo alguno humillado y pisoteado.

Cuando vio a Markus en la puerta, la señora Wolfsohn no dio a su alegría expresión menos ruidosa que a su indignación por los sufrimientos que él había tenido que soportar; no le importaba que le oyeran al lado o no. Corrió ocupadísima de un lado para otro. Tenía que tomar enseguida un baño caliente; luego fue a por comida, y mientras la preparaba dejó abierta la puerta de la cocina, y él estaba sentado en el negro sillón orejero y ella charlaba con él. Estaba feliz de haber vuelto a casa, estaba allí sentado, miraba y escuchaba, y no hablaba mucho.

Ella le vio comer con buen apetito, lentamente, y tan sólo le dolió un poco lo que costaba. En realidad, tenía la intención de guardar en su pecho las quejas contra él hasta que hubiera terminado de comer; pero como tardaba, no se contuvo, y cuando hubo terminado el filete y el huevo y empezó con el queso, comenzó a hablar del inmenso engaño que había cometido con ella y con los niños. Él apenas se defendió. Comió el queso, lentamente, con placer, compungido, pero no demasiado.

Se había vuelto interiormente mucho más duro. Había tomado la decisión de irse a Palestina. Era pequeño y no muy fuerte. Pero alguien que, sospechoso de haber incendiado el Reichstag, ha pasado unas cuantas semanas de prisión preventiva bajo el régimen de los populares y las ha superado, como él, probablemente sea también capaz de aprender hebreo y asentarse en Palestina como campesino. La señora Wolfsohn, sencillamente, se rió de él. Pero el señor Wolfsohn se mantuvo firme. Habló del destino, leyó mucho la Biblia, leyó en la sala de lectura de la comunidad judía todo lo que pudo encontrar sobre Palestina, fue, con recomendaciones de Martin Oppermann y de Brieger, a ver a cien personas para conseguir el dinero para la emigración, no actuó con apresuramiento, pero sí con ganas de irse.

Eso no hizo que descuidara sus obligaciones en Muebles Oppermann, contemplado con odio por el embalador Hinkel, pero con una cierta admiración, porque había conseguido volver a escapar de las garras de los populares. El embalador Hinkel se daba cuenta de que, al parecer, incluso el movimiento popular era demasiado débil contra la conspiración mundial judía. Los sesenta y cinco millones de alemanes no lograban echar de su puesto a un Markus Wolfsohn.

El señor Wolfsohn había aprendido. Recordaba las noches de miedo que había pasado entre sudores fríos junto a la señora Wolfsohn, las espantosas noches en la celda iluminada. Sus experiencias también le habían vuelto más bondadoso. Ni siquiera sintió especial alegría cuando se enteró de que ahora el señor Zarnke también había sido detenido. Él y toda su sección; el ejército había aplastado a los mercenarios y los había llevado a campos de concentración. Naturalmente, Markus Wolfsohn sintió una cierta satisfacción. En una ocasión, se había imaginado cómo iba a golpear al señor Zarnke. Ahora, el destino había golpeado al señor Zarnke de un modo mucho más terrible de lo que el señor Wolfsohn había deseado; porque si la celda era ya tan terrible, cómo sería el campo de concentración.

El propio señor Wolfsohn no se entregaba a una falsa seguridad. Gestionaba aplicado su salida de Alemania, su partida hacia un cielo mejor.

Cuando tenía ya la garantía de que se aprobaría su petición de visado de entrada en Palestina, la señora Wolfsohn le contó un día que la señora Zarnke había ido a verla y le había preguntado si podía hacer algo por su marido. Era inocente como un niño y estaba en un campo de concentración, y las costas les eran sustraídas de su manutención, de modo que no le quedaban más que cincuenta y dos marcos al mes para ella y los niños; con eso no podía pagar ni el alquiler, tendría que dar el piso a su cuñado. El señor Wolfsohn aplacó el sentimiento de triunfo que quería alzarse en él, se limitó a sacudir la cabeza y decir:

—Sí, sí, así son las cosas.

Luego se dijo que, naturalmente, no podía permitirse bajo ninguna circunstancia hacer crítica alguna al gobierno sin ponerse en peligro. Pero cuando estuviera al otro lado de la frontera, estaba dispuesto a hacer a la señora Zarnke un donativo único de media libra palestina.

Jacques Lavendel cogió la torta mediana de pan ácimo, custodiada en la antigua fuente de plata de varios pisos, y la partió en dos trozos. Se reclinó en el cojín de raso en el que había bordadas letras hebreas en pesado hilo de oro. Con su voz ronca, canturreando en arameo, recitó:

—Éste es el pan de la miseria que nuestros padres comieron en Egipto. El que esté hambriento que venga a comer de él. El que esté necesitado que venga y celebre con nosotros la fiesta del Pesah. Este año

aquí, el año que viene en Jerusalén. Este año siervos, el año que viene hombres libres.

Luego se volvió a su hijo:

—Te toca a ti, Heinrich.

Y Heinrich por su parte recitó las antiquísimas preguntas que esa noche tenía que plantear el más joven de los comensales:

—¿En qué se distingue esta noche de todas las demás noches?

Todos en la mesa pensaron en Berthold; si él hubiera asistido, como era un poco más joven que Heinrich, habría sido quien recitara este fragmento.

Era la noche del 11 de abril, el 14 de Nisán del calendario judío, la noche del Seden. Esta noche es sacrosanta entre los judíos desde tiempo inmemorial; en ella conmemoran, con una celebración religiosa doméstica y un banquete, el recuerdo de la liberación de los egipcios y de la cena del Pesah. Este recuerdo seguía vivo en ellos a través de los milenios, porque «no sólo el faraón se alzó contra nosotros», dice la liturgia vespertina, «sino que en todas las épocas hay hombres que se alzan contra nosotros para exterminamos, pero Dios nos salvó con su mano».

Desde que Gustav había cumplido cincuenta años, los Oppermann no se habían reunido en tan gran número como hoy en casa de Jacques Lavendel, junto al lago de Lugano. También Joachim Ranzow y Liselotte estaban presentes. Todos se sentaban en torno a la gran mesa puesta para la celebración. Los instrumentos necesarios para el ritual constituían la parte más hermosa de la colección de Jacques Lavendel. Sobre la mesa estaba la antigua fuente de plata de varios pisos para las finas y blancas tortas de pan ácimo, y junto a ella bandejitas plateadas de todo tipo, una con un hueso y un resto de carne asada, otra con hojas de lechuga, una pequeña báscula con una mousse dulce a base de manzanas y nueces. Alrededor había copas de plata, una de ellas muy grande, llena, intacta, destinada al profeta Elías, el predecesor del Mesías, en el caso de que, como era deseable, se presentara esta noche como invitado. Jacques Lavendel había entregado a cada uno de los comensales un libro con las oraciones prescritas para la noche, un Haggadah. Poseía muchas ediciones del libro, entre ellas algunas muy antiguas, con ingenuas ilustraciones. Curiosamente, toda la fiesta era como dichos libros, apasionada, ingenua, alegre, melancólica, llena de orgullo y llena de humildad; los símbolos pueriles se alternaban con otros de más profundo significado.

Mientras la ronca voz de Jacques Lavendel chapoteaba confortable en el anticuado canturreo, Gustav hojeaba su libro de oración, su Haggadah, contemplaba las ingenuas ilustraciones. Veía al faraón en una bañera, con la corona en la cabeza y el rostro rígido: eran las diez plagas, y el agua se convertía en sangre. Ahí estaba, con el mismo rostro rígido, en su trono, y a su alrededor, seguían siendo las diez plagas, saltaban ranas. Cuando se enumeraban las diez plagas, al mencionar cada una de ellas, había que sumergir un dedo en el vino, uno tras otro, los diez dedos de la mano; luego se sacaban las gotas de la copa de la alegría, porque esa alegría había sido pagada con plagas que sufrieron otros. Las propias plagas también se recordaban por extenso. Ahí, entre las ingenuas imágenes de su libro, había judíos que arrastraban ladrillos y barro bajo el látigo de los capataces para construir las ciudades de Pitón y Ramsés. En realidad, entonces los judíos lo tenían fácil; los capataces les pegaban con simples látigos. Ahora les pegan con porras de goma y varas de acero, y se oyen historias sobre palmas de manos y plantas de pies abrasadas. Y de pronto volvió a aparecer allí la imagen que perseguía incesantemente a Gustav desde que había recibido aquel telegrama: su amigo Johannes Cohen de pie en la caja, grotescamente triangular y terminada en un borde afilado; Johannes bailaba sobre el borde, hacía flexiones, grotescas, saltaba y volvía a caer de rodillas, como si fuera un títere; a la manera de aquel famoso bailarín que Gustav había visto un día en un espectáculo de mimo, estiraba los brazos y a cada reverencia, como un papagayo, exclamaba: «Yo, perro judío, he traicionado a mi patria».

Gustav se forzó a regresar a las ilustraciones de su Haggadah. Estaban sentados en torno a una larga mesa, una reunión de judíos celebrando su banquete. Desde hacía tres mil años, celebraban así su «liberación». Es sin duda una equívoca libertad la que les ha sido otorgada. Cuando imploran a Dios que derrame su ira sobre sus enemigos, abren las puertas en señal de confianza, para que éstos se enteren también de esa confianza. Pero, gente cautelosa, como el señor Weinberg, primero echan un vistazo al pasillo para asegurarse de que no hay nadie allí que pueda oír. Aun así, creen tercamente en su definitiva liberación. Desde hace casi mil novecientos años, ponen su copa para el profeta, el predecesor del Mesías, tercamente, año tras año, y a la mañana siguiente los niños constatan decepcionados que la copa continúa llena, que, otra vez, el profeta no ha bebido de ella. «Se nos ha encargado trabajar en la obra, pero no nos ha sido dado culminarla».

Jacques Lavendel había terminado con la primera parte de la celebración religiosa. Empezaron a comer.

Hasta ese momento habían hablado en hebreo y arameo sobre la tierra de Egipto, de la que Dios había liberado a los judíos hace tres mil años; ahora se hablaba en alemán sobre la Alemania de la que aún no habían sido liberados. Porque sólo una pequeña parte podía escapar de ese país de horror; eran muchos aquellos a los que no se permitía salir, y si a uno se le permitía, veía incautado su patrimonio. Si en el extranjero se relataba lo que de espantoso estaba ocurriendo en Alemania, los populares lo tomaban como pretexto para oprimir aún más a los judíos. ¿Hay que dejar por eso de instigar al mundo civilizado contra esta Alemania de la barbarie? No. Todos en la mesa están de acuerdo sobre esta cuestión. Porque, con o sin pretextos, los populares están firmemente decididos a llevar el patrimonio de los judíos a sus bolsillos, a ocupar sus puestos, a aniquilarlos. No es posible dejarse confundir. Una y otra vez, hay que decir al mundo cómo en esta Alemania se ensalzan como virtudes instintos primarios hostiles a la cultura, cómo se eleva a religión de Estado la moral de las hordas de la selva virgen. Pero los Oppermann son gente inteligente, conocen el mundo. Y el mundo es tibio. Hay haberes en Alemania que no se quieren perder, hay intereses en suministros para las fábricas alemanas de armamento, hay temor al bolchevismo, que podría sustituir el dominio de los populares. Al lado de estas cosas, humanidad y civilización son débiles argumentos. Tiene que haber otros más sólidos para mover a intervenir al mundo.

Martin habló de sus planes. Por la humilde parte que le toca, él quiere ayudar a plantar en otro suelo lo que de bueno hay en Alemania. Desde siempre ha estado interesado en el arquitecto de interiores Bürkner. Pero Muebles Oppermann no era el sitio adecuado para él, desde allí no podía propagar eficazmente su obra. Ahora quiere llevárselo a Londres, abrir allí una tienda exclusiva sólo para distribuir los productos de ese Bürkner. No obtendrá grandes beneficios. ¿Para quién, además? Pero un hombre tiene que tener algo que hacer.

Cuando Martin dijo eso, Gustav sintió un malestar físico. Antes, se había reído en ocasiones de la «dignidad» de Martin; ahora, estaba consternado porque Martin hubiera perdido por entero esa dignidad. Nunca antes habría hablado con tanta locuacidad de su situación, sus planes, su «ocupación». Esa «ocupación»: coger lo que hay de bueno en Alemania y trasplantarlo al extranjero. Te lo pones demasiado fácil, amigo mío. Y a la propia Alemania, ¿se la entrega a la decadencia? Martin no sabe lo bien que lo tiene. Ahí está Liselotte, sentada a su lado. Su rostro es menos luminoso que antes, de acuerdo, sus largos ojos grises se han vuelto más opacos. Aun así, con qué firmeza y calma se sienta. Allá donde vaya, Martin verá siempre en Liselotte un trozo de Alemania. Y hay muchos como Liselotte, leales y duros, muchos como Bilfinger y Frischlin. Toda Alemania, incluso hoy, está llena de ellos. ¿Van a dejarlos sencillamente en la estacada? En el cajón de su ridículo escritorio del hotel yacen los documentos de Bilfinger. Johannes Cohen está en un campo de concentración, va a ser «corregido». ¿Quién sabe en Alemania de estas cosas? ¿No hay que decírselas a los alemanes? Gustav se siente muy unido a sus hermanos, todos aquí sentados a la mesa. Son inteligentes, respeta su gran sentido de la realidad. Aun así, ahora encuentra su inteligencia tibia, despegada. Quien haya visto alguna vez los documentos de Bilfinger, quien haya sentido alguna vez los tormentos de Johannes Cohen como él lo hace, ya no puede someterse a esa clase de inteligencia.

El banquete había terminado; Jacques Lavendel prosiguió con la ceremonia. Pero se mostró conciliador: no le importó que algunos de sus huéspedes se retiraran a un rincón y siguieran hablando en voz baja.

Ahí estaba Gina. Con su preocupada voz de ama de casa, habló de la difícil situación a la que se había enfrentado. ¿Debía acompañar a Edgar a París o a Ruth a Palestina? Acaban de llevar a la niña al barco. Y la niña ha rechazado seriamente la compañía de la madre. Ruth es tan independiente y tan lista. Pero, aunque se lo prohíba, en cuanto Edgar haya medio instalado su nuevo laboratorio de París, irán a Palestina a ver cómo está.

El propio Edgar nada oye de su rápida e incolora cháchara. Está sentado a la mesa, donde Jacques Lavendel salmodia, y hojea en su Haggadah. Ha aprendido hebreo siendo niño, no muy bien; deletrea con cierto esfuerzo las palabras, descifra su sentido con ayuda de la traducción. Es un cosmopolita, se ha reído desde siempre del esfuerzo de los sionistas por devolver a la vida una lengua muerta. Ahora incluso el pequeño doctor Jacoby tiene que aprender hebreo para poder subsistir allí, y la verdad es que carece de expectativas en ningún otro sitio. Él, Edgar, tiene expectativas. Pero no le alegran demasiado. Ya no es joven, a sus espaldas lleva un año difícil, y nada de lo que le espera será fácil. También él mira las ingenuas imágenes de su Haggadah. En ellas, hombres egipcios arrojan bebés judíos al Nilo. Qué métodos tan imperfectos tenían entonces. Nuestros egipcios lo hacen más a conciencia. Quieren esterilizar a todos los judíos, además de a los socialistas y a los intelectuales; sólo los populares deben reproducirse, nadie más debe estar en condiciones de participar en la fiesta.

Los del rincón vuelven a hablar de Alemania. Se esfuerzan en mantenerse imparciales. Pero su objetividad es una máscara. Su patria, su Alemania, ha resultado ser una estafadora. Uno estaba tan

firmemente asentado en esa patria, desde hacía siglos, y de pronto se le escurre bajo los pies. Consideraron con sobriedad que lo más probable era que nunca pudieran regresar, pues ¿qué otra cosa podía sustituir al imperio de los populares que la guerra, y años de sangre y de la más espantosa revolución? Pero muy en secreto, en contra de su razón, esperaban de todas maneras que las cosas fueran de otro modo. Alemania volvería a ser grande y sana como era.

Jacques Lavendel les invitó a volver a sentarse a la mesa. Había llegado a la penúltima página de su Haggadah.

—Ahora tenéis que participar —pidió amablemente.

Era la pieza final del Haggadah, aquella antiquísima canción aramea del corderito que mi padre compró por dos céntimos y al que mató el gato. Y entonces empieza el círculo de la venganza: el perro mata al gato y el palo mata al perro y el fuego quema el palo y el agua apaga el fuego y el buey se bebe el agua y el matarife mata al buey y la Muerte mata al matarife y Dios mata a la Muerte. Un corderito, un corderito. Jacques Lavendel, meciendo la cabeza, con los ojos entornados, entregado, salmodió la sencilla, profunda, melancólica canción. Las palabras arameas resonaban misteriosas; también la traducción, impresa junto al texto arameo, sonaba apagada, tranquilizadora y amenazante a un tiempo. Gustav, a través del canturreo de Jacques Lavendel, oyó la obstinada voz cuaba: «Han roto las varas de medir», y vio una mano que borraba la falsa inscripción «2,50 metros», y volvía a escribir la medida correcta.

Y entonces la canción había terminado, y en medio del silencio Heinrich dijo:

—*Well, Daddy*, cantas muy bien; pero si nos hubieras puesto la canción en el gramófono aún habría sido más hermoso.

Pasaron a otra habitación. Jacques Lavendel, transformándose de viejo judío del gueto en señor burgués, habló de sus planes. Primero iba a quedarse unos meses aquí, haciendo el vago a conciencia. La verdad es que tiene que estar agradecido al Führer por haberle empujado, de una forma un poco brusca, a relajarse al fin. Va a leer mucho. En su opinión, han aprendido demasiado poco. El muchacho solo no puede recuperarlo todo, aunque su consejo acerca del gramófono atestigua buenas dotes de observación. También piensa viajar. No puede uno fiarse de los libros y los periódicos. Hay que ir a América, a Rusia, a Palestina, ver con los propios ojos qué va a ocurrir.

Oyéndole hablar así, Martin piensa que para Jacques Lavendel es fácil viajar. Lo más hermoso de un viaje es la vuelta a casa. Jacques Lavendel tiene aquí esta casa, a la que pertenece, tiene una nacionalidad, es el único que tiene tierra firme bajo los pies. Todos los demás carecen de casa; cuando sus pasaportes hayan expirado, difícilmente podrán renovarlos. Martin se ha recubierto de una dura costra; aun así, ante la idea de que la casa de la Gertraudtenstrasse va a la deriva, de que realmente esta casa fortuita en Lugano es lo único sólido que tienen los Oppermann, siente una punzada. Y ahora incluso Klara, hasta ahora, como siempre, la más silenciosa de todas, dice, a su manera amable y resuelta:

—Parece que por el momento ninguno de nosotros sabe exactamente adónde va. Sabéis que si alguno quiere tomar unas vacaciones, será bienvenido en todo momento. Nos alegraría veros aquí de vez en cuando.

Habló con la sobriedad de siempre, pero todos sintieron que ahora los Oppermann ya no tenían un punto central; la historia de Immanuel Oppermann y sus hijos y nietos había terminado.

Hoy aún siguen juntos, pero, en el futuro, será como mucho el azar el que los reúna. La patria se les ha escapado, han perdido a Berthold, la casa de la Gertraudtenstrasse y todo lo que la rodeaba, el laboratorio de Edgar, la casa de la Max Reger Strasse. Lo que tres generaciones de ellos construyeron en Berlín, siete generaciones de ellos en Alemania, se ha ido. Martin se va a Londres, Edgar a París, Ruth está en Tel Aviv, Gustav, Jacques y Heinrich irán quién sabe dónde. Han sido barridos hacia los siete mares del mundo, hacia todos los puntos cardinales.

Entretanto, las nieblas de la mentira se espesaban cada vez más sobre Alemania, herméticamente aislada del resto del mundo, entregada a las mentiras que los populares esparcían sobre ella día tras día en millones de formas, desde los altavoces hasta el papel impreso. Habían fundado un ministerio especial para este fin. Con todos los medios de la técnica más moderna, se sugería a los hambrientos que estaban saciados, a los oprimidos que eran libres, a los amenazados por la creciente indignación del mundo entero que el mundo entero los envidiaba por su energía y gloria.

El Reich se armaba para la guerra, dentro y fuera de sus fronteras, violando abiertamente los tratados. El objetivo de la vida era la muerte en el campo de batalla, anunciaban los grandes hombres de los populares de palabra y por escrito. La guerra era el cumplimiento más deseable del destino nacional, anunciaban los altavoces. Todo el tiempo libre de los más jóvenes se empleaba en ejercicios militares, las calles resonaban

con el eco de los cantos guerreros. Pero el Führer, en discursos solemnes, cargados de salvaje patetismo, aseguraba que el Reich se atenía estrictamente a los tratados, que no quería otra cosa que la paz. Al pueblo le explicaban, guiñando un ojo, que los discursos del Führer sólo estaban destinados al necio extranjero, para poder seguir armándose sin ser molestados. Su elevada finalidad santificaba este «camuflaje» nacido de la «astucia nórdica». De este modo, el gobierno trataba de reunir a sesenta y cinco millones de personas en una alianza de astucia y guiños.

Ése era el espíritu en el que se educaba a la juventud. Se le enseñaba que la guerra no se había perdido, que el pueblo alemán era el más noble del mundo y, por eso, estaba amenazado dentro y fuera por pérfidos enemigos. Se exhortaba a los jóvenes a explicar a los que preguntasen que sus ejercicios militares no eran más que «deporte». Se enseñaba a los niños que quien decía una verdad que no fuera útil a los populares era un canalla y un fuera de la ley y que ellos pertenecían al Estado, no a sus padres. Se escarnecía y escupía sobre aquello que sus padres ensalzaban, se ensalzaba lo que a sus padres les parecía maldito y se les castigaba con dureza si defendían la opinión de sus padres. Se les enseñaba a mentir.

En la Alemania de los populares, no había crimen peor que profesar la razón, profesar la paz y tener convicciones firmes. El gobierno exigía que cada cual espiara a sus más próximos para ver si también ellos daban testimonio de la convicción prescrita por los populares. El que no presentaba una denuncia de vez en cuando era considerado sospechoso. El vecino espiaba al vecino, el hijo al padre, el amigo al amigo. Se susurraba en las casas, porque la palabra pronunciada en voz alta penetraba a través de las paredes. Se tenía miedo de los compañeros, de los empleados, del camarero que le traía a uno la comida, del hombre sentado al lado en el tranvía.

La mentira y la violencia se entrelazaban. Los populares abolieron los principios que desde la Revolución francesa eran para los blancos los elementos de la civilización. Anunciaron que los hombres no eran iguales ante su ley. Reimplantaron la esclavitud y la «camuflaron» como «trabajos voluntarios». Encerraban a sus adversarios, los cuidaban peor que a animales, los martirizaban, y lo llamaban «educación física». Les grababan a fuego en la piel cruces gamadas, les obligaban a orinar los unos encima de los otros, a arrancar hierba con los dientes, los llevaban en ridículas procesiones por las calles y llamaban a eso «educación para una convicción nacional». Se abolió el mandato «no matarás». El crimen político era ensalzado como un acto sublime, el Führer llamaba «camaradas» a asesinos por ser asesinos, se ponían lápidas conmemorativas de criminales, se arrancaba de sus tumbas a los asesinados, se hacía a un asesino, por ser un asesino, jefe de la policía. En el primer trimestre de predominio popular en el Reich se cometieron mil quinientos noventa y tres crímenes impunes, más que en toda la década anterior, y ésos sólo fueron los conocidos, los documentados. También en los primeros meses de dominio fueron ejecutadas más personas que en los quince años anteriores.

La mentira y la miseria se entrelazaban. Los populares decían «pan y libertad», pero se referían a pan para sus adeptos a base del pan y los puestos de los demás y libertad para sus adeptos de matar al contrario. Echaron del país a los más dotados o los encerraron para hacer sitio a sus ineptos seguidores. Encarecieron los alimentos y bajaron los sueldos. El hambre y la miseria entre el pueblo aumentaron. El número de matrimonios en el primer trimestre de dominio popular estuvo un cinco y medio por debajo de la correspondiente cifra del año anterior, la mortalidad aumentó un dieciséis por ciento. El paro creció hasta lo inconmensurable: Alemania tenía el mayor número de desempleados del mundo. Pero los populares, con boca de hierro, afirmaban que habían reducido el paro.

La mentira, el beneficio y la satisfacción de los propios vicios se entrelazaban. Quien pertenecía al partido dominante podía hacer desaparecer a sus competidores en un campo de concentración. Después del Führer, el hombre más popular de Alemania era aquel cuya voz en la radio más amaba el pueblo. Ahora, pagaba en un campo de concentración la competencia que había hecho al Führer. Con la amenaza del campo de concentración se arrancaba a los acreedores judíos la reducción de la deuda, y a los deudores judíos el pago acelerado. Al casero judío se le negaba el alquiler, «ya se le enviaría a Palestina». Todo aquel que no pertenecía a los populares vivía bajo constante amenaza. Bastaba constatar que los precios de la carne habían subido bajo este gobierno o que el programa de una fiesta no estaba bien hecho para ser llevado a un campo de concentración. Bastaba la acusación de un «crimen» así, aunque no se hubiera cometido. Si a uno de ellos no le gustaba la nariz de un transeúnte, podía golpeársela. Si declaraba que el de la nariz no había levantado el brazo lo bastante rápido al ser entonado un himno popular, era suficiente justificación.

El pueblo era bueno. Había producido hombres y logros de enorme talla. Estaba formado por personas robustas, trabajadoras, capaces. Pero su civilización era joven, no era difícil abusar de su siempre dispuesto y acrítico idealismo, avivar sus instintos atávicos, sus afectos primitivos, para que atravesaran su fina

envoltura, y eso era lo que ahora sucedía. Desde fuera, el país parecía el mismo de siempre. Los tranvías, los coches, circulaban, las tiendas, restaurantes, el teatro, mantenían —obligados en su mayoría— sus puertas abiertas, los periódicos tenían las mismas cabeceras, los mismos tipos de letra. Pero, interiormente asilvestrado, acanallado, podrido, el país degeneraba cada día más, la brutalidad y la mentira le roían, la vida entera se convertía en un maloliente maquillaje.

Había muchos interesados en los asuntos públicos. Creían en la fingida paz de la vida cotidiana, las fiestas y manifestaciones que los populares organizaban a granel para encubrir la miseria de los campesinos y trabajadores, de los campos de concentración y de trabajo. Además, los que habían ocupado los puestos de los más capaces, que habían sido expulsados, y los que vivían de las sobras de los nuevos poderosos aparentaban un nuevo bienestar. Desde luego, la mayoría del pueblo no entraba en tales categorías, había más indignados que contentos. Maldecían, pasaban de largo ante los cuarteles de los mercenarios para no tener que saludar, se mordían los labios, oían la perversa canción de la sangre judía que tenía que salpicar el cuchillo para que las cosas volvieran a ir bien. Pero tenían que callar; quien se dejaba sorprender hablando acababa ante el juez.

Entonces, en Alemania se aprendió a mentir. Muchos elogiaban en voz alta a los populares, pero los maldecían secretamente. Su ropa llevaba el color pardo de los populares, su corazón el rojo de sus adversarios: se llamaban «bistecs» a sí mismos. El partido de los bistecs era más grande que el del Führer. Pero sus voces no llegaban hasta el extranjero, y la voz del extranjero no llegaba hasta ellos. Había un cuartel de paramilitares en Berlín-Kopenick, llamado Demuth, tristemente famoso porque allí se «instruía» a los prisioneros de manera especialmente salvaje. Mientras se les maltrataba en los sótanos, uno de los mercenarios ponía en marcha su moto en el patio para que el ruido del motor ocultara los gritos de los torturados y el sonido de los golpes. Ese motor, puesto en marcha, pero tan sólo para ocultar el griterío de los maltratados, era el símbolo del Tercer Reich Alemán.

Absurdo y mentira era lo que hacían y lo que permitían los poderosos de ese Reich. Mentira tanto lo que decían como lo que callaban. Con la mentira se levantaban y con la mentira se acostaban. Mentira era su orden, mentira su ley, mentira sus sentencias, mentira su alemán, mentira su ciencia, su derecho, su fe. Mentira era su nacionalismo, su socialismo, mentira su ética y su amor. Mentira todo, y auténtica tan sólo una cosa: su odio.

El país sollozaba. Pero se mantenía la paz y el orden. Los pilares de ese orden eran los seiscientos mil paramilitares, y estaba cimentado en los cien mil prisioneros. El país caía en la miseria, el país se acanallaba: pero quien recorría la Kurfürstendamm de Berlín, la Jungfernstieg de Hamburgo, la Hohe Strasse de Colonia no veía nada más que paz y orden.

De esa Alemania vino Anna.

Gustav fue a esperarla a la estación de la ciudad costera provenzal de Bandol. Ella bajó del tren. Estaba un poco más rellena, pero seguía siendo delgada, con aire de chiquilla y de mujer a un tiempo, grande, tranquila. Soplaba el mistral. Gustav vio complacido cómo el viento, fresco y agradable, enrojecía sus mejillas, pero en torno a los ojos seguía pálida. Se sentó junto a él, alegre, relajada. Gustav cogió su mano; ella se quitó el guante y se la dejó.

Gustav estaba satisfecho de haber elegido ese hermoso paisaje sureño para su encuentro. La orilla del mar ora se alzaba escarpada, ora se ondulaba en grandes arcos, nunca demasiado imponente; montañas bajas se elevaban en amplias líneas, mates, con olivos de un verde grisáceo, rocas quebradizas de un pardo gris, vides y pinos.

Anna le expuso durante la cena cómo había imaginado su estancia aquí. Cansada después del fuerte trabajo de los últimos años, se alegraba de no hacer nada, de estar junto al mar. Será hermoso ir a pasear, bañarse, tumbarse al sol. Pero no puede estar completamente sin trabajo. Su francés está lleno de lagunas. Se ha traído libros, un buen diccionario. Hablaba tranquila, seria y alegremente, como siempre. Bajo el espeso cabello castaño, sus ojos luminosos miraban analíticos, dejaban muchas cosas a un lado, cogían lo que les correspondía, lentamente, pero para siempre. Anna estaba exactamente igual a como Gustav la había visto por última vez hacía diecinueve meses. Estaba asombrado. Le parecía que todo el que viniera de ese país de pesadilla tenía que haber cambiado de raíz. ¿Era justo lo que pretendía, borrar de ese rostro luminoso y sereno, de esa frente angulosa la tranquilidad, igual que para él había quedado borrada para siempre? Y, si era justo, ¿lo conseguiría?

Al principio no habló de las cosas que le agitaban. Más bien se limitó a decir a Anna que esta vez no podía ser su anfitrión tan a manos llenas como antes. Ordenada y calculadora como era, le pareció muy bien. Alquilaron un coche viejo y pequeño y salieron, ansiosos de aventura, a buscar una casa barata en la que poder vivir unas cuantas semanas. Encontraron una, en la península de La Gorguette. Se alzaba, ancha,

baja, solitaria, en una pequeña bahía, de un color rosáceo, roída, sobre unos acantilados no muy altos. Detrás se alzaban colinas con olivos, vides y, sobre todo, pinos. La carretera subía por los acantilados en redondo y claro impulso. Ni flores ni hierbas prosperaban al aire salino. Delante de la casa sólo estaba el mar y, cayendo suavemente, soleado, un terreno arenoso bordeado por un espeso coto de pinos jóvenes y bajos, que descendían por los acantilados hasta el mar.

Un hombre pobremente vestido les mostró el interior con nobles ademanes. Las estancias eran grandes, vacías, ruinosas, el mar entraba por todas las ventanas. Había unos pocos muebles deteriorados. El hombre era de palabra escueta, nada insistente. Anna creía que se las arreglaría bien allí; le excitaba la idea de crear orden. Lo más necesario se repararía con poco esfuerzo y poco dinero. El hombre pobre de nobles ademanes, un viticultor que tenía una pequeña propiedad a unos cientos de metros tierra adentro, se declaró dispuesto a ayudarles. La alquilaron.

Cuarenta y ocho horas tenían que bastar para que pudieran entrar en la casa. Durante todo el día siguiente, Anna recogió y organizó; el viticultor tiraba de sierra, de martillo, tranquilo, ahorrativo con las palabras, con hermosos movimientos. Gustav miraba. A veces, Anna le preguntaba una palabra francesa para entenderse con el hombre. Por lo demás, poco podía ayudar. A ella le gustaba la tarea, se entregaba por entero a hacerla. Si se hubiera casado, si se hubiera ido a vivir con ella, todo habría sido distinto.

Estorbaba. Se tumbaba delante de la casa, al sol, sesteaba a la ligera brisa. Era consolador y a la vez inquietante la firmeza y tranquilidad del rostro de Anna. Ese rostro con su ancha y hermosa boca, su robusto arco ciliar, la frente angulosa bajo el espeso cabello castaño, ese rostro era Alemania.

La Alemania de ayer. Tiene que ahuyentar la calma de ese rostro para que la Alemania de hoy vuelva a ser la Alemania de ayer. El mar se extendía ante sus ojos, grande, de un azul grisáceo, con pequeñas olas blancas al leve viento; el paisaje era amplio, pacífico. Qué alegría le daba poner orden en esta casa en ruinas con humildes recursos. Aquí podría tener una buena época si se decidía a callar, a no perturbar la calma de Anna. Lástima no poder callar.

Comieron algo hecho a toda prisa, huevos, fiambre, fruta, queso, vino. Fue una alegre comida. Los planes de Anna respecto a todo lo que había que hacer esas cinco semanas tomaron cuerpo. Primero hay que arreglar un poco todo esto. Se ha hecho una determinada idea del aspecto que tiene que tener, y ése es el aspecto que tendrá. Naturalmente, una vez que hayan acabado tendrán que volver a irse.

También tiene otros firmes proyectos. Deporte, entrenamiento todas las mañanas, la hermosa carretera ligeramente ascendente es adecuada para correr. Era una muchacha metódica, pero tenía sentido del humor, se reía cuando Gustav le tomaba el pelo por su meticulosidad. Ella es lenta, necesita esa minuciosidad. Por ejemplo, pasa bastante tiempo antes de que se familiarice con una persona. Por eso en los últimos tiempos ha estudiado de forma sistemática teorías fisiognómicas. Gustav le pregunta si se ha vuelto más inteligente en este último año y medio, si le nota algo, si por fin a sus cincuenta se ha vuelto más sabio. Anna le mira con seriedad. Ha cambiado, declara. Su boca hedonista se ha vuelto un poco más definida, también las líneas en torno a los ojos y la nariz se han hecho más duras, ya no son tan arbitrarias. Gustav oye su análisis con una mínima sonrisa, pensativo.

Por la tarde, fueron a Tolón para completar el ajuar de la casa. La cantidad que Anna quería pagar por él era pequeña. Entraron en muchas tiendas; Anna era incansable, encontraba aquí un objeto, allá otro. Disfrutaron del colorido de la ciudad, de su ruido, comieron en el puerto; luego Anna volvió a salir, sola, y finalmente declaró triunfante que había reunido todo lo que deseaba.

Se hizo de noche y se hizo de día, el tercer día. Anna pronto habría alcanzado la satisfacción. Gustav seguía sin hablarle de lo que le conmovía. Después de comer, tomaron el sol en los acantilados de su pequeña bahía. Anna estaba tumbada boca abajo, apoyada en los codos, y leía, con el diccionario al lado, su libro francés. A veces preguntaba a Gustav la definición exacta de una palabra; era testaruda, a veces insistía aunque él tuviera razón.

No puede dejar pasar este día sin hablar. Dando rodeos, cauteloso, empieza. El final de la primavera y el principio del verano son la época más bella en Alemania. En realidad, él habría querido pedirle que antes de que volviera a su trabajo fuera con él por una o dos semanas a Berlín, a su casa de la Max Reger Strasse. Yacía de espaldas, con las manos velludas enlazadas detrás de la cabeza; miraba, pesadamente reflexivo, al profundo cielo. Lástima, concluyó lentamente, que ya no sea posible.

—¿Por qué no? —preguntó Anna tras una pequeña pausa, sin dejar de leer. Gustav se incorporó a medias.

—¿Es que no sabes nada? ¿No has oído nada?

No, ella no sabía nada. Resultó que no sabía nada de los asuntos de Gustav, de aquel manifiesto, de su persecución. Resultó que en el fondo no sabía nada de toda la porquería alemana.

Estaba indignada con lo que le había ocurrido a Gustav. Pero se negaba con decisión a sacar conclusiones generales del caso. A su lenta y circunspecta manera, le expuso cómo veía ella las cosas. Hablaba más para sí que para él. Un gobierno nacional se ha abierto paso de forma aún más nacional. Se le festeja en grandes y necios discursos, se celebran gigantescas y necias manifestaciones. Pero ¿cuándo han sido inteligentes los discursos populares y las manifestaciones? El boicot era, naturalmente, algo repugnante, y también la quema de libros. Daba asco leer los periódicos y oír el griterío de los populares. Pero ¿quién les tomaba en serio? En el fondo, la vida sigue, como siempre. En su empresa, por ejemplo, se ha elegido un nuevo comité de empresa, se han bajado los sueldos de los trabajadores. Al principio, el nuevo comité de empresa ha intentado darse humos, ha exigido el despido de diecisiete judíos y socialistas. Pero ahora se ha vuelto a contratar a nueve de los despedidos. El jefe, el director general Harprecht, se burla cariñosamente de ella a veces «por su judío». Repite las ceremonias externas del nuevo culto, pero se burla de ellas cuando está a solas con Anna o con otras personas de confianza. Ella ha leído citas de periódicos extranjeros que hablan de atrocidades en Alemania. Cuando compara esas noticias atroces con lo que ha visto con sus propios ojos, empieza a dudar de si los relatos sobre los horrores de la Revolución francesa o la rusa no serán también ciertos tan sólo en una décima parte.

Ahora ambos se sentaban erguidos, Gustav en el suelo con las piernas cruzadas, ella en una piedra. Siempre había puesto el diccionario de francés a la sombra de un bloque de piedra; ahora estaba al sol, y la tapa se estaba curvando. Ella hablaba despacio, esforzándose por no decir demasiado ni demasiado poco. Sus ojos claros le miraban sinceros y relajados. Ésta era Anna, su Anna. Venía de Alemania, la herméticamente cerrada, era una de aquellos que vivían arriba y no sabía lo que ocurría bajo sus pies. Creía en «la paz y el orden», defendía su fe.

La escuchó atentamente, sin interrumpirla. Ha oído varias veces lo que decía, estaba en todos los periódicos alemanes. De este modo se protegían en Alemania incluso los honestos, los bienintencionados, para no perder el suelo bajo los pies, la patria.

¿Debe hablar? ¿Tiene sentido? ¿No es frívolo, más aún, desalmado, arrancar a esta mujer de su buena y enérgica calma? Ve a Johannes Cohen sobre su caja, «de rodillas, de pie», lo ve como a la marioneta del mimo, gritando con su voz graznante, como un papagayo: «Yo, perro judío, he traicionado a mi patria». Esta chiquilla, Anna, no puede vivir cuatro días aquí, en una casa del sur de Francia, sin poner orden: ¿debe seguir viviendo sin saber cómo su patria se pudre y arruina? No, no puede perdonar a Anna.

Empieza a hablar de lo que Bilfinger le ha contado. Habla, y en torno a sus palabras se oye el leve susurro del viento y del mar. No habla tan seca y objetivamente como Bilfinger, el sentimiento tiñe sus palabras, no puede hablar tranquilamente, refuerza aquí y allá, exagera. Sí, que escuche, eso ocurrió en su Württemberg, muy cerca de su Stuttgart, mientras ella andaba por la calle y no veía más que paz y orden.

Mientras habla, sabe que habla mal, demasiado excitado, nada creíble. No cuenta, lanza alegatos. ¿Qué es lo que quiere? Lo que Bilfinger quería estaba claro. Tenía que contárselo a alguien a quien incumbiera, a él, el judío. Pero ¿qué le mueve a él a estremecer a Anna? No quiere nada de ella. No quiere que haga nada. Sí, quiere algo de ella. Una confirmación. La confirmación de que sus sentimientos son correctos. ¿No es egoísta por su parte? No. Ellos han roto las varas de medir, y nos ha sido encargado, y él tiene que tener esa confirmación. No hay muchos con los que pueda hablar.

Con Johannes Cohen lo habría podido hacer. Pero Johannes Cohen está en Herrenstein. «De rodillas, de pie».

Anna escucha. Sus ojos luminosos se oscurecen. Está indignada. No ante lo que oye, sino ante el hecho de que alguien pueda creerlo. Como le han quitado la casa a Gustav, cree que todo el país se ha convertido de repente en una selva, sus habitantes en bosquimanos. El mar se ha vuelto más ruidoso, habla con una voz más fuerte. Las mejillas de ella están teñidas de rojo, en torno a los ojos su piel está completamente blanca.

Gustav no está muy afectado por su ira. Sabía que no iba a ser fácil sacar a Anna de sus seguras creencias. Ella viene del país de la mentira. Desde hace meses, los mejores técnicos de la mentira han esparcido por el país miles de millones de mentiras con los medios más modernos. Anna ha respirado ese aire repleto de mentira, día tras día, hora tras hora. El Ministerio de la Mentira trabaja en nublar la mente de personas como ella, en ocultarles lo que es; en ello ve esta revolución pervertida su más importante misión política. Anna está embebida de esas mentiras por todos los poros. Desintoxicar a Anna requerirá tiempo y dureza.

Gustav saca los documentos. Están tumbados boca abajo, con el rostro apoyado en los codos, y le lee lo que Bilfinger ha escrito. Las olas vienen regulares, los papeles vuelan al mistral, hay que sujetarlos con piedras. Gustav lee, le entrega los documentos, las declaraciones juradas, las fotos. De sus propios asuntos

habla poco, y de Johannes Cohen nada. Debe ir lentamente al encuentro de ella, igual que penetró lentamente en él.

Cuando termina, ella no dice nada, apila cuidadosamente los documentos, los devuelve a su sólido envoltorio. Está pensativa, no convencida. Por el pequeño y pedregoso sendero, suben hacia su casa. Anna se pone a trabajar. Luego, le llama para cenar. Ante ellos está la llanura arenosa, el coto de pinos, el mar. Se hace de noche, refresca con rapidez. Hablan de mil cosas, grandes y pequeñas; Anna quizá está un poquito menos alegre, pero relajada como siempre.

Así continúa durante la noche, así a la mañana siguiente. Dan su carrera, nadan, se van a pasear. Anna lee su libro francés, se ocupa de la casa. El día transcurre tal como ella había previsto.

Sólo en una ocasión reaparecen las cuestiones de ayer. Anna pregunta si Johannes Cohen va a venir, y cuándo; Gustav le ha escrito que quizá les visite durante tres o cuatro días. Y ahora él habla de su amigo Johannes. Le dice que no vendrá a visitarles, y por qué. Eso le afecta más que los documentos de Bilfinger:

—¿Y no es posible ayudarle, no es posible hacer nada por él? —pregunta vehemente, después de un silencio consternado.

—No —responde Gustav. Los paramilitares no toleran que nadie se les dirija. Si interviene un ministro o cualquier otro civil, el prisionero paga las consecuencias.

Tenía las arrugas verticales en la frente, rechinaba un poco los dientes. Pero se prohibió hablar más de los campos de concentración. Se daba cuenta de que ahora la tranquilidad de ella había recibido una sacudida, pero era inteligente; esperó hasta que le hubiera dado suficientes vueltas detrás de su frente angulosa.

El momento llegó la noche siguiente. Él ya estaba acostado, leyendo, cuando ella fue a reunirse con él. Se sentó en la cama. Dijo que había terminado de acomodar la casa. Estaba como ella se había imaginado. Pero ya no disfrutaba de veras. Las cosas de las que Gustav le había hablado eran terribles, espantosas, y no era fácil digerirlas. Aun así, tenía que defender el conjunto, a su Alemania, contra él. En líneas generales, el cambio se había hecho necesario y sin duda era deseado por el pueblo. Los poderosos de ayer, él tenía que admitirlo, habían tenido siempre mil escrúpulos, escrúpulos de legalidad sobre todo. En vez de golpear en la cabeza a sus adversarios, habían recabado cien dictámenes jurídicos antes de atreverse a exhortarles a practicar un poco menos la alta traición. Cuando realmente encerraban a un criminal político volvían a soltarlo a las pocas semanas, y cuando quitaban la pensión de jubilación a un acusado de alta traición volvían a anular el acuerdo, por escrúpulos legales, a los quince días. No habían hecho nada, no habían hecho más que poner paños calientes, y así habían dejado pudrirse y corromperse a la República. Los nuevos poderosos eran astutos y simples, pero hacían algo. Eso era lo que deseaba el pueblo, eso era lo que le imponía respeto. También el Führer, precisamente en su astuta simpleza, inaccesible a cualquier crítica, en su fe terca y férrea, era el hombre adecuado para el pueblo, la contrafigura necesaria a los dirigentes anteriores. Había sido una revolución, una revolución deseada. Se habían hecho muchas barbaridades, pero esas manifestaciones acompañaban a toda revolución, y los afectados siempre hablaban de robo, crimen, fin del mundo. ¿No había Gustav leído ayer mismo la queja de un escritor egipcio desaparecido hacía más de cuatro mil años, muy parecida a lo que Gustav decía ahora? Habían pasado cosas espantosas, sí, pero de ellas eran responsables individuos, no el pueblo y no el nuevo Reich. Y si hubiera cien mil fechorías, se trataría de cien mil casos aislados.

Gustav miró su rostro serio y luminoso. Estaba menos tranquilo que antes. Lo que decía estaba sacado a toda prisa de aquí y de allá. La queja del poeta egipcio de hacía cuatro mil trescientos años. Su buena memoria ha retenido las palabras: «Los sabios han sido ahuyentados, el país está gobernado por unos pocos insensatos. El reinado de la chusma comienza. El hombre de la plebe está arriba, y lo aprovecha a su manera. Lleva el lino más fino y unge su calva de mirra, tiene una gran casa y almacenes de grano. Antes iba él mismo como mensajero, ahora envía a otros. Los príncipes le halagan, y los altos funcionarios del viejo Estado, en su angustia, hacen la corte al nuevo advenedizo». Gustav es amigo de las buenas citas, pero ésta, un tanto traída por los pelos, no basta para refutarle. Todo lo que ella ha dicho es un sucedáneo, muy por debajo de su nivel habitual. Anna es una persona veraz de pies a cabeza. Cuando cree en algo de todo corazón, sabe expresarlo bien. Lo que ahora alega es blando, quebradizo. No hace falta haber estudiado demasiada fisiognomía para ver que sólo lo cree en parte.

Gustav no tuvo dificultades para rebatirle. Se había incorporado a medias, apoyaba el rostro en la mano; en el cono de luz de la lámpara de la cama, era el centro de la estancia. Sí, era cierto, dijo, no era el pueblo el que había cometido tales fechorías. Era un grandioso testimonio de la bondad del pueblo el que, atizado por el gobierno durante catorce años a la persecución de los socialistas y los judíos, se hubiera mantenido tan tranquilo. No era el pueblo el bárbaro, sino el gobierno, el nuevo Reich, sus funcionarios y sus

mercenarios. Todas las fechorías habían sido cometidas por mercenarios del gobierno, todas habían sido encubiertas por él. La barbarie no estaba sólo en los hechos, estaba precisamente en los principios de esos hombres nuevos. Ellos habían roto las antiguas varas de medir y legalizado la arbitrariedad y la violencia. No se reprochaba a este gobierno que hubieran ocurrido las fechorías, sino que impidiera toda investigación, que encerrase a los acusadores, sancionando con ello de antemano nuevas fechorías. Gustav habló de las desvergonzadas profesiones de fe en el terror que esa gente había plasmado en diez mil libros, discursos, decretos, de su desnudo y abierto pesebrismo. De su necia petulancia racial. Habían sacado un fetiche del desván, y revolvía el estómago tener que ver ahora cómo los catedráticos le hacían sacrificios en sus aulas, cómo los jueces dictaban jurisprudencia en su nombre. Es una comedia repugnante. Aparece un rey en ropa interior, y el pueblo cae de rodillas y grita con qué espléndido ornato viste. Sin duda, ahora están construyendo grandiosas máquinas en Alemania, trabajan con exactitud en sus fábricas, hacen una música magnífica, muchos millones de personas se esfuerzan por seguir siendo decentes. Pero junto a ellas se ha abierto la selva, se tortura y se cometen matanzas, y ellos tienen que apartar convulsivamente la vista y el oído. Son actos individuales, admitido; admitido también que cada maltrato individual, cada muerte aislada, es una pequeñez comparada con el conjunto. Pero es que el conjunto se compone de esas pequeñas cosas, como el cuerpo de células, y finalmente se echa a perder cuando se destruyen demasiadas células.

Tampoco esta vez Gustav habló con sobriedad, apenas mencionó cifras y datos. Pero dijo aquello de lo que estaba lleno; no eran palabras lo que exponía, se vertía a sí mismo. Ella le miró, su gran cabeza excitada y parlante en el cono de luz de la lámpara, cada una de sus arrugas iluminada con nitidez. No parecía joven, pero sí varonil, combativo. Era un Gustav distinto del que ella conocía. Su tibieza conciliadora había desaparecido: los acontecimientos le habían aferrado, se habían mezclado con él, habían endurecido, adensado la materia de la que estaba hecho. Anna le amaba.

Sin embargo, sólo le creía a medias. Lo que había tras esa frente angulosa se aferraba a ella. Era un trabajo agotador hacerle cambiar de opinión. La resistencia ante Gustav de ella era la resistencia de toda Alemania, envenenada, hipnotizada, regresando con espantosa lentitud de su estupefacción a la realidad. Ahí tenía él la confirmación que necesitaba. Lo que se había propuesto hacer era algo necesario.

Estaba donde quería estar. En realidad, ahora sólo podía permitirse unas pocas semanas tranquilas con Anna. Lo que tendrá que hacer después será muy duro para él. Ella, aunque ya no habló mucho más acerca de Alemania, estaba transformada. Por titubeante que se muestre, a su vuelta verá otra Alemania.

Vivieron unos días tranquilos y claros en su casa ruinosa, tan llena de limpieza y orden por dentro. En la paz de esta clara y latina orilla del mar era difícil de entender que a sólo veinte horas de distancia estuviera el país de las pesadillas, esa Alemania sobre cuyas ciudades caían de pronto los horrores de la selva virgen. Gustav y Anna caminaban por el ancho y dulce paisaje, la carretera subía en noble impulso por los acantilados, había vides, pinos y olivos a su alrededor, el mar resonaba uniforme en sus sueños y en sus velas, el ligero y fresco viento salino soplaba constantemente. Por las noches subían rebaños de cabras a las tranquilas colinas. La vida era ancha y tranquila, clásica.

Consiguió no decir una sola palabra sobre Alemania en cuatro días, incluso hubo horas en que la olvidó. Luego, de pronto, volvió a estar espantosamente presente.

Estaban sentados en uno de los pequeños y abigarrados cafés del puerto de la pequeña y próxima ciudad costera, y Gustav leía un periódico. De pronto, pálido bajo su piel morena, lo dejó caer. Anna lo recogió. En él decía que el famoso profesor alemán Johannes Cohen se había suicidado en el campo de concentración de Herrenstein. También Anna palideció al leerlo, primero en torno a los ojos, luego la palidez se extendió por todo su rostro.

—Vámonos —dijo.

Se fueron a casa, en silencio. Gustav bajó hasta el mar, se sentó en una piedra. Ella lo dejó solo. Por la noche, dijo:

—Tenías razón, Gustav. Me he equivocado. He mirado hacia otro lado. Tienes razón, Alemania ha cambiado. Naturalmente no es sólo esa muerte, y no es lo que tú me has dicho y lo que me has dado a leer, y no es porque, si supieran que estoy contigo, en Alemania me cortarían el pelo y me arrastrarían por las calles calificándome de desvergonzada. Pero cuando pienso en lo que he visto en Alemania, y cuando lo veo desde aquí con mis nuevos ojos, ahora, desde este momento, tengo que decir que me avergüenzo, Gustav. La nueva Alemania es radicalmente mala.

Gustav pensó en el rostro amarillento, inteligente, altivo, de su amigo Johannes. Suicidio, ley de fugas, fallo cardíaco, eran las causas oficiales habituales para la muerte en un campo de concentración. Luego se metía lo que había quedado del prisionero, huesos rotos, carne mutilada, en un ataúd sellado, y se entregaba a los familiares contra reembolso de los gastos y contra la garantía de que no se abriría el ataúd.

Ahora también prohibían las esquelas con las palabras «Fallecido repentinamente».

—La gran mayoría de mis amigos y conocidos —dijo— estuvieron en el frente durante la guerra. Muchos cayeron. No conté mis muertos en esos últimos meses. Pero una cosa es cierta: desde que los populares llegaron al poder, han muerto más amigos míos de muerte violenta que en los tiempos de la guerra.

Cuando, más tarde, Anna le preguntó qué pensaba hacer, respondió:

—No callar. Eso es todo lo que sé.

Anna, titubeante, preguntó:

—¿No es una imprudencia?

El miedo que había en su voz le satisfizo. Se encogió de hombros.

—No puedo seguir viviendo así —dijo.

Llegó el verano, Anna tenía que regresar. Gustav la llevó a la estación de Marsella. Su rostro le parecía a ella más serio que antes, infantil y sin embargo viril, satisfecho en cualquier caso. Con sentimientos encontrados, temerosa por el destino de él, contenta ante su nuevo carácter, cruzó la frontera.

Él se quedó en el andén, vio desaparecer a Anna camino del país de la pesadilla. El tiempo que había pasado con ella había resultado agradable, y lleno de beneficio. Ahora sabía muchas cosas que antes, inconsciente e irreflexivo, le habrían agobiado.

Por el momento, siguió viviendo en la casa ruinosa en el acantilado, lejos de toda prisa. El orden que Anna ha creado no durará mucho, pero eso no le molesta. No se aparta de los hombres, charla con los que hay a su alrededor, pescadores, vinateros y aceiteros, turistas ocasionales. Pero también pasa mucho tiempo solo. Con sus hermanos, su gente, mantiene poca relación. Le escriben, pero responde poco, cada vez menos. Vive tranquilamente, seguro de su destino.

El dinero en su cartera disminuye. Podría dirigirse a Mühlheim o al banco suizo en el que tiene una cuenta; no lo hace. Se quedará aquí mientras haya dinero en el monedero. El dinero del banco está destinado a sus ulteriores fines.

Sus costumbres se vuelven más sencillas, vive sin necesidades. Camina o viaja en su cochecito, cada vez más echado a perder, por el ancho paisaje. Se le ve en cualquier parte tumbado al sol, tomando su comida: pan, queso, fruta, con un trago del áspero vino del país. También se sienta en las pequeñas tabernas, habla con campesinos, comerciantes, pescadores, cobradores de autobús. Hay altavoces, por las tardes se oye música en todas partes, por la noche se baila; la vida es colorida y ruidosa. Gustav se deja llevar. Sí, puede ser divertido, muy agradable; a menudo hay en él una chispa de aquel antiguo Gustav al que los hombres escuchaban con gusto, de cuya amistad estaban orgullosas las mujeres. También ahora las mujeres le miran y lamentan que se vaya. Está con frecuencia pensativo, raras veces triste. Las cosas del país de las pesadillas están ahí, no les cierra los sentidos, no están menos en él que más allá de la frontera. Pero aunque siempre están presentes, él se mantiene tranquilo, casi alegre.

En la cercana gran ciudad de Marsella, ve en una librería una nueva obra alemana, un folleto: «Relato sobre el avistamiento de una nueva especie humana. Dedicado a una amiga.

Por Friedrich Wilhelm Gutwetter». Compra el libro. Encuentra en él alguna cosa bella sobre la idea popular, frases sublimes y significativas, tan sublimes, por supuesto, que sólo se puede reconocer vagamente la idea. Es una idea sin dirección y sin número de teléfono, no se puede hacer nada de provecho con ella. Tampoco Sybil, su pequeña, esbelta, materialista Sybil, podrá hacer mucho con eso. Al día siguiente, cuando va a envolver el almuerzo, le falta papel. Arranca dos hojas del «Relato sobre el avistamiento de una nueva especie humana».

Desde Berlín le comunican que ahora también Jean, el viejo y digno criado del club de teatro, ha entrado en el partido popular. Eso le conmueve más. Sus últimos momentos en Berlín y aquellos cinco marcos no estuvieron bien invertidos. Habría empleado mejor el tiempo en Berthold.

A veces, cuando está solo abajo en su bahía o sentado en el terreno arenoso en pendiente, bordeado de pinos, ante la casa ruinosa de un marrón rosáceo, ve pescar a un hombre junto a los acantilados. En realidad los acantilados forman parte del terreno alquilado por él, podría echarle. Le gusta estar solo, pero la cercanía de la gente no le resulta desagradable. A veces el hombre chapotea en busca de erizos de mar, a menudo se tumba en los acantilados a tomar el sol. Pronto Gustav va a preguntarle la hora, entabla pequeñas conversaciones con él. Es bajo de estatura, de movimientos perezosos, tiene una gran cabeza con una gruesa barba de lobo de mar, lleva un traje ancho azul oscuro, de tela dura y basta, como muchos en esta región. Resulta que es uno de los numerosos alemanes que viven aquí abajo, un tal Georg Teibschitz.

El señor Teibschitz ha llegado de Alemania en las últimas semanas. Tiene poco dinero, pero lo suficiente para poder vivir tres o cuatro años, aquí o en otro sitio donde los inviernos no sean muy fríos. El señor

Teibschitz se tiende al sol, guiñando los ojos, hundidos y somnolientos en su pesada cabeza, sestea, hace largas pausas entre las frases, antes de las respuestas. Ha visto mucho y ha vivido mucho. Parece ser que hace unos cuantos años era rico, luego su dinero se esfumó, después parece haber vuelto a tener dinero. Ahora sólo quiere una cosa: tranquilidad y poca gente a su alrededor. Ha visto aquí cerca una casita, casita es demasiado, una caseta de perro, una agradable caseta de perro en un agradable paisaje, de un pardo grisáceo, con muchos olivos. La caseta costará sus buenos quince mil francos. El señor Teibschitz ha dejado una mujer en Alemania que podría enviarle el dinero, pero no se hace muchas ilusiones: probablemente no se lo enviará.

El señor Teibschitz carece de necesidades, pero ama los pescados y mariscos de todas clases, y sabe cocinarlos bien. Gustav le ofrece hacerlo en su cocina. Tiene carbón vegetal y una especie de parrilla. El señor Teibschitz, con la experta ayuda de Gustav, coge los peces, los asa con aceite, añade romero y tomillo; también sabe preparar una sabrosa bullabesa. Come despacio, con placer, mastica lentamente, chasquea un poco la lengua.

Cuando el señor Teibschitz aún era rico, tuvo algunos intereses estéticos. Sobre todo se interesó por cuadros, poseía una hermosa colección, su punto fuerte eran los paisajes. Tiene sentido del paisaje, puede describir en pocas palabras un paisaje de tal modo que uno lo ve. Ha hecho grandes viajes y se ha percatado bien de lo que vio. Si la mujer le deja en la estacada y no puede comprar la caseta de perro, probablemente haga un viaje a pie, por Italia, por Sicilia. Esto es lo que cuenta el señor Teibschitz al señor Oppermann, fragmentaria, perezosamente, mientras pesca, mientras se tumba al sol en los acantilados, mientras prepara el pescado.

Un día, el señor Teibschitz se presenta muy cambiado. Se ha hecho afeitar la barba de lobo de mar. Le daba problemas para comer, explica a Gustav. Gustav tiene una influencia nefasta sobre él, añade a su manera perezosa y burlona, va a terminar de convertirlo en un sibarita. Pero la realidad es lo contrario. La presencia del otro hace a Gustav cada vez menos exigente. Ahora también él se compra un traje ancho, azul, de tela basta, como el del otro. Desde que el señor Teibschitz se ha hecho afeitar la barba, se aprecia cuánto se parecen los dos hombres, incluso cuando se sientan juntos con sus anchos trajes azul marino. Involuntariamente también, el uno adopta las costumbres del otro. Antes Gustav luchaba contra su mala costumbre de rechinar los dientes, ahora se deja ir. Cuando el señor Teibschitz chasquea la lengua, él rechina los dientes. En una ocasión, riendo, constata:

—Nos estamos pareciendo el uno al otro, señor Teibschitz. El señor Teibschitz le contempla.

—Usted tiene aspecto de persona más importante, doctor Oppermann —dice de forma pesada, seca, opaca.

El señor Teibschitz no habla con frecuencia de las cosas de Alemania, pero tampoco las evita. Estaba a gusto en Alemania. El cielo alemán, el paisaje alemán, las gentes de Alemania le eran muy queridas. Lástima que ahora echen a perder el paisaje con sus cruces gamadas. El año anterior, en Nidden, vio una esvástica que cubría por completo la mayor de las gigantescas dunas del lugar. Naturalmente, tres días después el viento se la había llevado. El paisaje soporta muchas cosas, pero al final siempre sigue siendo el mismo. Cuando aún tenía dinero, volaba mucho. De esa forma se ve lo grande que es el país, y la diminuta porción de él que ocupan los grandes asentamientos de los que tanto se enorgullecen. Lástima que ahora ese hermoso país esté rabioso. Los demás aún no quieren darse cuenta del todo. Creen que si apaciguan al perro rabioso no morderá. Pero, por lo que él sabe de los perros rabiosos, no son así.

Lástima por la hermosa Alemania. Y enseña a Gustav la foto de un paisaje prealpino.

Ahora, con sus modestos ingresos, el señor Teibschitz colecciona fotos en vez de cuadros. Gustav contempla gustoso varias piezas de la colección. Hombres, paisajes. El señor Teibschitz le muestra también cabezas de la nueva Alemania. Cabezas de los nuevos dirigentes, cabezas muy vacías llenas de rigidez histérica y brutalidad. Uno tras otro están ante el micrófono, con la boca muy abierta. El señor Oppermann y el señor Teibschitz, en sus anchos trajes azul marino de tela basta, se inclinan sobre las fotos, contemplan las cabezas, una boca abierta detrás de otra. No dicen nada, sólo se miran, sus propias bocas se ensanchan, sonríen. Y de repente, a pesar de todo lo que los hombres que tienen esas cabezas les han hecho, estallan en risas, de una manera estruendosa, relajados. Y entonces el señor Teibschitz señala la corona de esta parte de su colección: una foto en la que varios de los más conocidos dirigentes populares escuchan un concierto. Los que antes habrían las bocas de forma tan salvaje y brutal están ahora fláccidos, sentimentalmente entregados a la música, los ojos soñadores.

Que también podrían hacer otras cosas lo muestran otras fotos de la colección del señor Teibschitz. Allí había postales de las que se vendían en Alemania para el fondo de apoyo a los mercenarios, a veinte céntimos la pieza. Se representaba, por ejemplo, a mercenarios rapando a un joven judío, exhibiendo a una

chica en un escenario con el cartel: «Yo, criatura desvergonzada, me he entregado a un judío», a un dirigente sindical llevado por las calles en una carreta. Los rostros de las víctimas estaban terriblemente tranquilos, el joven judío tenía la cabeza inclinada, la muchacha la boca entreabierta, el líder sindical, un hombre viejo y calvo, iba en el carro con las piernas cruzadas, el torso inclinado, agarrándose trabajosamente con una mano, la boca firmemente cerrada. El señor Teibschitz alargó las postales a Gustav, una tras otra, su mano morena y velluda salía trabajosamente de la estrecha manga de la blusa azul. Gustav miró las fotos largo tiempo, también tenía la boca apretada. ¿No estaban realmente locos, para vender y enviar al mundo su vergüenza de forma triunfante?

—¿Entiende usted —preguntó— cómo puede la gente en Alemania soportar esto? ¿No se sublevan al verlo?

El señor Teibschitz, a su lenta y perezosa manera, dijo que ya había furia en Alemania. Había oído algunas cosas. En un campo de concentración de la región de Braunschweig, por ejemplo, cuando los prisioneros se enteraron de la muerte de Clara Zetkin quisieron honrar su memoria. Decidieron guardar silencio durante veinticuatro horas. Este silencio irritó a sus guardianes populares. Les hicieron pasar hambre, endurecieron la «instrucción». El propio comandante del campo, un experto popular, aplicó los más duros de los métodos ensayados para romper el irritante silencio. Lo que consiguió fue que al caer la tarde veintidós prisioneros tuvieran que ser llevados al lazareto debido a peligrosas hemorragias. Los prisioneros siguieron callando. Los dejaron sin cenar. El silencio de los cuatrocientos era tal que se doblaron los puestos de guardia y se montaron las ametralladoras en las torres de vigilancia. El comandante y los suyos pasaron la noche en estado de alerta. Por la mañana, hizo sacar a tres presos entrados en años de los barracones y, como seguían callando, los fusiló. En otra ocasión, el señor Teibschitz habló de la ejecución de cuatro trabajadores del distrito hamburgués de Altona que habían sido apresados en un ataque de los populares a un barrio obrero. Hicieron formar a setenta y cinco presos para que contemplaran la muerte de sus compañeros. Cuando se preguntó su último deseo al más joven de los condenados, pidió poder estirar los brazos una vez más. Liberado de sus cadenas, propinó un puñetazo en la cara al jefe de los mercenarios. Luego subió al patíbulo.

El señor Teibschitz contó varias historias de ese tipo, con detalles tan exactos que era imposible que fueran reproducción de vagas noticias de prensa. En una ocasión, Gustav le preguntó:

—Dígame, señor Teibschitz, ¿cómo sabe esas cosas con tanto detalle?

El señor Teibschitz, a su manera acostumbrada, pasó largo rato sin abrir la boca. Gustav dudaba ya de que fuera a responderle. Era entrada la tarde, el cielo estaba pálido. Había salido la luna, una luna amarillenta, creciente; el sol y la luna se alzaban a la vez en el cielo.

—Nosotros éramos informados con mucha precisión de todas estas cosas —dijo al fin el señor Teibschitz.

—¿Quiénes son «nosotros»? —preguntó Gustav. Lo hizo titubeante, no conseguía del todo ocultar su excitación. El señor Teibschitz bostezó:

—«Nosotros» éramos números, si quiere usted saberlo con exactitud —respondió. Yo por ejemplo era el número CII734. Se trata de un servicio de información en el interior. Una especie de misión interior —añadió pesadamente. Algo fatigoso, la emigración interior, se lo aseguro. Se vive en restaurantes, hoteles, se duerme todas las noches en un sitio distinto, con la policía siempre pisándote los talones. Probablemente vender muebles Oppermann sea más fácil.

—¿Y qué clase de gente son esos «nosotros»? —siguió preguntando Gustav.

—Son —respondió el señor Teibschitz— funcionarios del partido, proletarios, muchas mujeres, incluso niños. El consumo de material humano es grande. Pero hay donde elegir: también el número de desilusionados es grande. Naturalmente, sólo se puede aceptar a gente que sepa con exactitud cómo son las cosas para alguien que no tiene dinero —volvió mínimamente la pesada cabeza; guiñó ligera, jovialmente, un ojo somnoliento a Gustav—: Usted por ejemplo, doctor Oppermann, tendría pocas posibilidades.

Los dos hombres callaron un buen rato. El sol se ponía.

—No debe imaginar que se trataba de un trabajo romántico —dijo aún el señor Teibschitz. Al contrario, era inusualmente aburrido. Trabajo de oficina bajo la espada de Damocles. Aburrimiento y peligro juntos es demasiado. Finalmente, me resultó demasiado aburrido y no pude más. Hace falta un odio firme y grande para aguantar. Ya no soy capaz de producir tanto odio. Cuando se le ha dejado a un loco una ametralladora, no tiene sentido odiarle porque ya no se le puede quitar. El hombre inteligente se larga.

Por lo demás, casi no hablaban de política. Podían pasar horas juntos en silencio, pescando, contemplando a los pescadores, observando a las hormigas, pequeños cangrejos de mar, arañas. Cuando querían pasar un día emocionante pescaban erizos, que abundaban en la pequeña bahía.

Una mañana, el verano avanzaba sensiblemente, el señor Teibschitz le dijo a Gustav que pronto

emprendería el viaje a pie por Italia. Había tenido noticias de la mujer de Alemania. Le daría todo el dinero que quisiera, pero sólo dentro de Alemania. Así que su caseta de perro se había ido al garete.

Gustav estaba consternado. Una idea se agitaba en su interior. Esa misma mañana, hizo al señor Teibschitz una propuesta. No se atrevió a hacerla directamente, dio torpes rodeos, sonrió con un embarazo casi infantil. Estaba dispuesto a dar al señor Teibschitz el dinero para la adquisición de la caseta de perro. La única condición que ponía era que el señor Teibschitz, que se bastaba con su carné de identidad, le diera su pasaporte. El señor Teibschitz dijo «hum», nada más.

Por la tarde, llevaba consigo su pasaporte. Examinó a Gustav de arriba abajo.

—Estatura media —controló la descripción de su pasaporte—, rostro redondo, color de los ojos marrón, color del pelo rubio oscuro, marcas especiales ninguna. Suerte que me dejara el bigote después. De lo contrario, se diferenciaría usted de mí también en la foto. Ahora sólo parece más importante —añadió a su manera pesada, un tanto insidiosa—. Pero quizá los hombres de la frontera no lo aprecien. Muy bien, señor Teibschitz —dijo, y le dio el pasaporte. Además, le regaló un traje gris que había llevado mucho tiempo. Gustav odiaba los trajes grises, pero se lo agradeció mucho, y le cedió a su vez su gastado cochecito por el resto del tiempo de alquiler.

—Que le vaya bien, señor Teibschitz —dijo el señor Teibschitz cuando Gustav se fue. Y cuando se le haga demasiado aburrido, y le garantizo que se le hará, venga a mi caseta de perro.

Gustav no se dio prisa. Se detuvo en Marsella, en Lyon, en Ginebra, en Zürich. En Zürich se encontró con su sobrino Heinrich.

El rostro del chico de piel delicada y morena seguía siendo muy infantil, pero sus ojos habían envejecido, se habían vuelto más reflexivos; ahora su mirada era con frecuencia tan somnolienta, contemplativa y astuta como la de su padre. Había reflexionado mucho en las últimas semanas. Las palabras y conceptos acudían a él con dificultad, pero al final su buena y sana razón triunfaba siempre sobre aquella sorda violencia que le había impulsado a su fallido enfrentamiento con Werner Rittersteg. No era fácil para un chico tan joven, que se había educado en Alemania y la amaba, digerir en aquellas semanas las cosas que sucedían en su país. Heinrich sabía que los populares no sólo habían empujado a la muerte a su primo Berthold Oppermann, sino también a muchos otros; había leído aquella disposición que establecía que en los colegios tenía que haber máscaras antigás para todos los estudiantes, a excepción de los judíos. Apretaba sus jóvenes y fuertes puños, pero no confundía a los populares con los alemanes, y mantenía la prudencia cuando se hablaba de Alemania.

Ahora estaba en la habitación de hotel de su tío Gustav, sentado en la repisa de la chimenea, esforzándose por mantener el equilibrio y porque aquella frágil cornisa no se desplomase debajo de él. Gustav le preguntó por sus planes para el futuro. Heinrich ha decidido definitivamente ser ingeniero. Le interesan sobre todo ciertos trabajos de ingeniería subterránea. Ve muchas posibilidades en ellos. Va a trabajar varios años en Inglaterra y América, pero su objetivo sigue siendo trabajar en Alemania. Seguro que tendría mejores expectativas en cualquier otro sitio, pero Alemania es el trasfondo necesario para sus planes favoritos, porque al fin y al cabo no piensa abandonar su formación humanística aunque le sirva de poco en su profesión de ingeniero. Le gustaría trabajar en Alemania. Se le pasa por la cabeza una autopista por debajo de Berlín, un metro para Colonia. No deja que los locos le confundan acerca de su Alemania.

Su tío Gustav extrae lo que le conviene. Así que también el muchacho quiere manifestarse, a su manera. Ellos no le quieren en Alemania, pero él la quiere; quiere llevar a Alemania aquello que considera bueno. Esto conmueve mucho a Gustav. Y, sin transición, le habla de otros alemanes que no se dejan confundir. De los niños que a pesar de los golpes se niegan a cantar el himno de Horst Wessel, de los jueces que se dejan encerrar en campos de concentración antes que hacer el saludo romano, de los presos a los que es posible fusilar, pero no rompen su silencio.

Pero Heinrich no es la persona adecuada para oírlo. Salta de la repisa de la chimenea, camina arriba y abajo. No, *Sir*, dice, tales manifestaciones no pueden inspirarle respeto. También él ha oído algunas cosas al respecto, excepto una: si servían de algo. No podía imaginar que sirvieran de algo. Mártires ya hemos tenido suficientes. Basta. Curva los labios, muy rojos, baja un poco los párpados, parece de repente adulto, parecido a su padre, pero más amargo que él, más duro.

—No se puede hacer una manifestación más imponente que la de la propia muerte —dice. Berthold se manifestó de ese modo. Yo era muy amigo suyo. No sirvió de nada que muriese. Y por muchos que mueran o se hagan encerrar en esos espantosos campos, no servirá de nada.

Ha hablado con decisión, casi con un poquito de patetismo. No le gusta. Rápidamente desciende a la cotidianeidad.

—*Well* —dice, sonríe, y vuelve a ser completamente joven. Soy un mal polemista, pero tengo aquí un amigo, un estudiante, un joven suizo, que lo hace mucho mejor y puede decir con más precisión lo que quiero decir. He quedado con él esta tarde en el café Corso. Quizá quieras venir tú también. Seguro que Pierre te interesa. Es realmente una lumbrera.

Gustav acudió. El amigo de Heinrich resultó ser un joven rubio, divertido, bastante insolente, de unos diecinueve años. Su nombre era Pierre Tüverlin, y era hermano del famoso escritor, según se supo pronto. Con su rostro abierto y simpático, su cabello rojizo, sus ojos casi sin pestañas, no le preocupaba ganarse rápidas simpatías. Aun así, a Gustav no le disgustó la relajada despreocupación con que exponía sus tajantes y precoces opiniones.

El café era grande, ruidoso, lleno de humo y de música a todo volumen. Pero era evidente que los dos chicos se sentían muy bien. Apenas contó Heinrich de qué había hablado esta mañana con su tío Gustav, cuando Pierre Tüverlin se lanzó sobre él con su voz clara y ahogada, superando sin esfuerzo la música:

—No, señor, eso no es así. No hay nada que hacer con el romanticismo. Por mí puede ahorrarse todos sus ejemplos. Son condenadamente anacrónicos, como si además se toma un veneno. Los ejemplos no valen contra una ametralladora.

Heinrich escuchaba a su amigo con ojos llenos de fe.

—Razón, razón y más razón —concluyó. Eso es lo que necesitamos ahora.

Y Heinrich recalcó:

—*Common sense*. Todo lo demás sobra. Quien quiera hacerlo de otro modo estará fuera de lugar.

Gustav estaba sorprendido, casi triste, de que unos chicos jóvenes pudieran atenerse a cosas tan frías. La música tocaba en ese momento un popurrí de *La muda* de Portici. Hacía cien años, esa ópera había arrastrado a sus oyentes en Bruselas de tal modo que se lanzaron a la calle e hicieron la revolución. Estos chicos no se iban a dejar arrastrar por una cosa así.

—¿Y Sócrates? ¿Séneca? ¿Cristo? ¿Fue inútil su muerte? —pregunto.

—No lo sé —dijo rechazante el señor Tüverlin. Pero sé que desde que existe el conocimiento experimental es más inteligente vivir por una idea que morir por ella. Así se sirve más a la idea. Unos cuantos pueriles calumniadores aseguran que el gran Galileo dijo: «Y sin embargo, se mueve». No dijo nada. En cuanto vio los instrumentos de tortura, abjuró a toda prisa. Y era un gran hombre. Si él sabía exactamente que sin embargo se mueve, ¿por qué no iba a decir que no se movía? Lo dijera o no, se movía, pensó. Y eso es lo que deberían hacer sus hombres ejemplares, señor. Deberían gritar «Heil Hitler» y pensar otra cosa. Sus hombres ejemplares, señor —concluyó, subrayando cada palabra con el vehemente agitar de su mano derecha, recubierta de un vello rojizo—, son inútiles, románticos, anacrónicos. En nuestra época al menos, los ademanes de mártir son absurdos.

Ahora, Heinrich se avergonzaba un poco de su vehemencia anterior. Estaba sentado, rígido, en su cómodo sillón de café, con la actitud de un hombre que hace una visita ceremoniosa.

—Mis padres y yo —dijo— hablamos con frecuencia de lo que deberían hacer los judíos de Alemania. Están en una situación espantosa. La mayoría no pueden salir, no tienen dinero, no les dejan entrar a ningún país. Se esfuerzan en mantener su negocio en Alemania en las más difíciles circunstancias. Les escupen por donde van, están fuera de la Ley, en los baños está escrito que no pueden pasar, en sus pasaportes estampan «judío», ninguna chica cristiana puede ir por la calle con ellos, los echan de las asociaciones, no pueden jugar al fútbol más que entre ellos. Si uno se queja a la policía, recibe la respuesta de que eso no es más que la justa ira del pueblo. ¿Deberían manifestarse? ¿Les estás pidiendo, tío Gustav, que se planten en la calle y griten: «Vosotros sois los inferiores, y nosotros los mejores»?

—Yo no estoy pidiendo nada, muchacho —dijo Gustav. Probablemente los judíos de Alemania tienen razón.

La música era estruendosa, las tazas entrechocaban, la gente alrededor charlaba a voces; aun así, Gustav habló sin demasiado énfasis, y tan cortésmente que los jóvenes, que habían querido replicar enseguida, se quedaron callados por un instante.

Entonces Tüverlin dijo, más moderado:

—Gente que lleva décadas casada con judías y tiene hijos de ellas ha declarado que ahora se dan cuenta de su error, se avergüenzan de ello, además hace años que no se acuestan con sus mujeres judías, y han pedido el divorcio. Son unos cabrones. Sin embargo, no es posible saber si emitieron esa declaración de acuerdo con sus mujeres, para facilitarle la vida a ellas y a sus hijos. Entonces no serían unos cabrones, sino personas inteligentes.

—*Well* —dijo Heinrich—, tiene que ser condenadamente difícil aguantar cuando alguien que es diez veces más insignificante que uno mismo te escupe en la cara. Creo que a veces hace falta autocontrol,

inteligencia y cerrar la boca. Mi compañero Kurt Baumann me ha escrito que ahora tienen temas como «¿Qué es lo heroico?», y cosas por el estilo. Nunca saqué más de un seis en lengua, pero me gustaría escribir esa redacción. Verías la cara que ponían. Me darían un cuatro, pero merecería un diez.

Poco podía decir Gustav contra lo que alegaba su joven sobrino, pero tenía las imágenes surgidas de los documentos de Bilfinger, pensó en las fotos del señor Teibschitz, en el Johannes de sus visiones, la marioneta encima de la caja, haciendo grotescas flexiones, de rodillas, de pie, graznando como un papagayo. Así que ante la racionalidad de los jóvenes se instaló en una segura y suave obstinación, y sin reproche alguno, pensativo, dijo a su sobrino Heinrich:

—Creo que, de pura razón, habéis olvidado odiar.

El rostro infantil de Heinrich enrojeció. Toda la delicada piel morena de su ancha y gran cabeza estaba roja. Pensó en cómo había escrito la denuncia contra Rittersteg, pensó en el bosque de Teupitz, en la delgada luna, en cómo había apretado la cabeza de Werner contra la tierra húmeda, y en cómo lo había hecho todo a medias porque su odio no era suficiente. Parecía furioso y confuso.

—No soy de madera —dijo finalmente. Pero, tras un silencio mínimo, añadió—: Por eso, estiraría la mano y gritaría «Heil Hitler» —insistió. *Sure* —aseguró. Lo haría diez veces.

Y Pierre Tüverlin, de diecinueve años, cerró el debate con su voz ahogada:

—No tiene sentido querer influir en los sentimientos de la gente con hermosos discursos y gestos. Cambiad los presupuestos y cambiaréis a la gente. No al revés.

—*Yes, Sir* —dijo Heinrich con sus diecisiete años. Luego Gustav pagó el café, los bollos y los cigarrillos de los dos chicos, y se fueron.

Gustav recogió esa misma noche todo lo que traía consigo, también los documentos de Bilfinger y el paquete de correspondencia privada con la tarjeta admonitoria, y lo envió a Lugano, a casa de su cuñado. Luego, con una astuta sonrisa, se puso el traje gris que le había regalado el señor Georg Teibschitz.

Era un día radiante cuando el hombre que llevaba el pasaporte de Georg Teibschitz cruzó la frontera, un hombre pesado, lento y amigable vestido con un traje gris raído, con una gastada maletita en la mano.

Anduvo por ahí, primero por el sur de Alemania, por Baden, por Suabia, por pequeñas ciudades, pueblos, el comerciante Georg Teibschitz, que ha trabajado un tiempo por su cuenta, ha hecho mucho dinero, ha trabajado luego al servicio de otros y en este momento estaba en paro. Tenía buenos papeles, el hombre de Bandol le había dado aún más legitimaciones; podía probar lo que decía.

No tenía prisa. Respiraba el aire alemán, veía el paisaje alemán, oía voces alemanas, flotaba en una dulce y gran dicha, como en un ancho mar. Recorrió las calles, atravesó el país en esa maravillosa primavera, respiró, miró. En esos días, estaba de acuerdo consigo mismo y con su destino como nunca antes. La vida fluía, tranquila, monótona, fuerte como siempre, y él se dejaba llevar.

Sólo que precisamente porque la paz y el orden que se respiraban en esta Alemania le habían enganchado enseguida, porque se movía con el movimiento de los otros, empezaba a tener los pensamientos de los otros, sintió doblemente el peligro de la falsa calma, la necesidad de mostrar la clase de descarado embuste que era este aparente orden.

Lentamente, empezó su actividad. Ahora le ayudaba haber charlado tanto en esas últimas semanas, allá abajo, junto al mar meridional, con pescadores, cobradores de autobús, gentes sencillas de todas clases. Se lanzó a largas conversaciones con pequeños burgueses, campesinos, trabajadores. La gente no ocultaba ante él sus asuntos privados, pero en cuanto empezaba a hablar de política, se cerraban. No era buena época para hablar. Aun así, consiguió hacer hablar a alguno que otro.

Estaba decepcionado. Las imágenes que habían brotado en él después de los relatos de Frischlin, Bilfinger, Teibschitz, tenían salvajismo y color: la realidad era gris y sobria. Se aceptaban las fechorías de los mercenarios con un encogimiento de hombros. Ya se sabía que los populares eran unos cerdos, no hacía falta que nadie viniera a decírselo a uno. Que se golpeaba a los detenidos, que se les echaba sal en su escasa comida y no se les daba agua para la sed, que se les obligaba a untarse mutuamente con sus propios excrementos eran cosas contra las que se estaba inmunizado. Lo que preocupaba era la cuestión de cómo poder calmar la extrema necesidad con sueldos cada vez más escasos. El problema de las masas no era la barbarie de los populares, sino la obligación de salir adelante con los dos céntimos que ahora les deducían del sueldo.

De vez en cuando, en cafés, pequeños restaurantes, ante las oficinas del paro, Gustav topaba con agentes de aquella misteriosa organización de la que Georg Teibschitz le había hablado. Trataba de establecer relación con ellos, pero no lo lograba. Estaba claro que esa gente sólo querían ser números, como le había contado el señor Teibschitz. Un hombre como Gustav no podía llegar hasta ellos.

En una ocasión, inesperadamente, en la ciudad de Augsburg, se encuentra a Klaus Frischlin. Frischlin no levanta la voz, no quiere llamar la atención. Tanto más cortante es lo que dice:

—¿Se ha vuelto loco? ¿Qué se le ha perdido en Alemania? ¿Cómo ha venido aquí? Le daré la posibilidad de volver a cruzar la frontera, pero por favor, esté fuera dentro de veinticuatro horas.

Por inesperado que fuera este encuentro, hacía mucho que Gustav estaba interiormente preparado para él. Había sido Frischlin el que le había atraído a esta historia, siempre Frischlin, desde el momento en que le dijo por teléfono que iba a ir a Berna. Frischlin fue el primero en hablarle de los acontecimientos en Alemania, por Frischlin habló Bilfinger con él. Frischlin le hizo llegar esa tarjeta que le llamaba a la tarea que había que hacer, aunque no pudiera ser culminada. Frischlin es, hace mucho que Gustav lo sabe, el hombre que convirtió a Georg Teibschitz en el núm. CII734. Como un escolar que hace voluntariamente un trabajo que supera sus fuerzas, pero que aun así tiene derecho a esperar ser elogiado por su buena voluntad; astuto, socarrón, con una sonrisa confusa e infantil que abarca toda la gran cara mal afeitada, Gustav confía al otro su secreto:

—Espero que no tenga nada en contra de que yo sea CII734.

Pero el gesto de Frischlin se petrifica.

—Está loco —dice con dureza. ¿Qué es lo que se ha creído? No nos hace ninguna falta aquí. No puede causar más que daño —se volvía cada vez más vehemente—: ¿Qué se ha imaginado, hombre? ¿Qué busca aquí? Vaya un quijotismo. Qué heroísmo de libro. ¿A quién quiere impresionar? Como mucho a sí mismo. Lo que usted hace despierta irritación, no admiración.

El rostro de Gustav se había apagado. Sus mejillas, sin afeitar, colgaban fláccidas, era un viejo. Aun así, las palabras de Frischlin no le hicieron vacilar ni un momento. Quejumbroso, terco, como un niño que insiste en sus propósitos porque los adultos no le entienden, sacudió lentamente la gran cabeza:

—Creía que precisamente usted me entendería, doctor Frischlin.

A Klaus Frischlin le habría gustado sacudir aún más fuerte a Gustav. Ese hombre no sólo se hacía daño a sí mismo, sino a todos ellos. Y el tono en que Gustav había hablado le mostró que sin duda de ese modo no se iba a hacer entender. También de pronto sintió lo ajeno que se le había vuelto ese hombre corpulento, ajeno a la realidad, con su entusiasmo infantil, su suave testarudez, la virginidad que había conservado durante cincuenta años hasta llegar a esta Alemania.

—Doctor Oppermann —dijo, y Gustav nunca habría creído que ese hombre pudiera hablarle tan cálida y enfáticamente—, no quisiera que le ocurriera nada. Pero es inevitable que lo cojan si anda por aquí tan indefenso y tan rebelde. Por favor, váyase de Alemania. Por favor, lárguese. Créame, nuestro Lessing le diría lo mismo —concluyó con una ínfima sonrisa.

«Nuestro Lessing». Gustav se alegraba mucho de que Frischlin hubiera dicho «nuestro Lessing».

—¿Se acuerda —preguntó— de aquella cita de Lessing que yo quería anteponer al libro tercero?: «Camina con tu paso imperceptible, eterna providencia. Pero no permitas que esa imperceptibilidad me haga dudar de ti. No me dejes dudar de ti aunque parezca que tus pasos caminan hacia atrás. No es cierto que el camino más corto sea siempre la línea recta. Tienes que cargar mucho en tu eterno camino, dar muchos rodeos»… Fíjese —concluyó triunfante—, por eso estoy aquí.

—Es una locura, hombre —dijo Frischlin, otra vez seriamente indignado. Precisamente por eso tiene que irse. ¿Qué es lo que pretende? ¿Ayudar a la providencia a dar un rodeo? Naturalmente, se le necesita para decir a la gente lo que hay. Hace mucho que la gente sabe lo que hay, pero no quiere saber nada. Lo que quiere saber es: ¿qué debemos hacer? ¿Lo sabe usted, doctor Oppermann? ¿Tiene usted una solución? Mire por dónde: nosotros tenemos una. Por eso permito a mi gente que arriesgue su vida. A usted no se lo permito —dijo con vehemencia.

Los dos hombres caminaron un trecho sin hablar.

—¿Está muy furioso conmigo? —preguntó finalmente Gustav, implorante, triste, como un chico que se ha llevado una bronca, aunque en lo más hondo de su interior sabe que tiene razón. Frischlin se encogió de hombros:

—Lo siento por usted, doctor Oppermann —dijo, y el tono fue tan parecido al que Mühlheim empleaba a veces con él que, a pesar de la ira de Frischlin, Gustav se sintió feliz por este encuentro.

Prosiguió su vida con dulce testarudez. Ahora estaba en aquellas regiones de las que hablaba el relato de Bilfinger. Caminaba por el bello paisaje suabo. Quería completar el material de Bilfinger; porque llegaría el día en que ese material tendría un interés más allá del histórico.

Pero semejante actividad le reportó una decepción. Las gentes que hasta ahora habían sido nombres, palabras, letras resultaron ser, una vez ante él, mucho más sombras que las imágenes de su fantasía. Lo único corpóreo era su miedo, su ser enormemente intimidado. A la menor alusión enmudecían, le

mostraban la puerta. A alguno de los testigos oculares, en tanto no tenían que ver con las víctimas, pudo hacerles soltar la lengua; los rostros de las propias víctimas, cuando se hablaba de lo ocurrido, se petrificaban en la decisión de no haber visto nada, de no saber nada.

Este miedo acumulado, este espanto profundamente asentado, llenaba a Gustav de una compasión física. Trató de hacer hablar a los atemorizados desde muchos ángulos. No sólo era su necesidad de material; creía que los golpeados superarían más fácilmente el horror que había arruinado toda su vida si hablaban de él.

En una ocasión, estaba sentado con un veterinario, un tendero y un mecánico ante un vaso de vino. Se indignaron cuando se habló de lo que había pasado en su ciudad. Se dejaron llevar, utilizaron palabras fuertes. Gustav aportó lo suyo. En la mesa de al lado se fijaron en ellos. Antes incluso de salir del local, fueron detenidos.

En el campo de concentración de Moosach tomaron sus datos personales: Georg Teibschitz, de Berlín-Charlottenburg, Knesebeckstrasse 92. Edad 49 años, ingresado por derrotista. Le raparon la cabeza, le hicieron desnudarse —se desprendió a disgusto del traje gris—, le obligaron a ponerse un traje a rayas. La chaqueta era demasiado larga, los pantalones demasiado pequeños, Gustav tenía un aspecto ridículo; si le hacían arrodillarse, se rompería por todas las costuras. Pensó en Johannes. Tenía miedo a las flexiones y a la vez las esperaba con secreta tensión.

Lo llevaron a un patio. Lo pusieron en fila con otros cinco, les hicieron ponerse firmes. Tres jóvenes mercenarios de duros y benignos rostros campesinos les vigilaban.

Los seis tenían que mantenerse firmes, nada más. Durante la primera media hora, la tensa posición no agotó en exceso a Gustav. Sordamente, en lo más hondo de su interior, siempre había sentido que su empresa tendría un final así, estar aquí de pie, con el cuerpo rígido, cruelmente vigilado por unos muchachos necios y benévolos. Aun así, se había entregado con placer a su tarea. Que Frischlin y el joven Heinrich la encontraran absurda: él sabía que estaba hecha a su medida. Durante mucho tiempo, Johannes Cohen había sido un reproche para él. Johannes, aguantando en su cátedra en medio de los estudiantes sajones amotinados; Johannes, la marioneta, haciendo flexiones, uno, dos; el muerto Johannes, con los huesos rotos, una bola de carne desgarrada en un ataúd sellado. Ahora Johannes ya no podía reprocharle nada. Estaban al mismo nivel.

Así pensaba y sentía Gustav durante la primera media hora. Desde ese momento sólo sintió una cosa: no lo soportaré. Los habían dejado sin comer. Su vecino había empezado ya a aflojar, a hundirse sobre sí mismo; la porra de goma le había ayudado a volver a ponerse firme. Si al menos la nuca no me doliera tanto, pensó Gustav. Voy a adelantar el pie derecho. No, el izquierdo. Entonces golpearán. Aun así, voy a adelantar el pie izquierdo. Sencillamente lo levantaré y lo sacudiré un par de veces. Pero no lo hizo.

Luego, al fin, pudieron mover los miembros. Fue una gran dicha, hacía al mismo tiempo daño y mucho bien. Hubo cena, un bocadillo de manteca. Gustav estaba sediento, pero por desgracia no les dieron agua. En vez de eso, se les hizo formar para la revista. Tuvieron que saludar a la bandera con la cruz gamada que estaban arriando, con el brazo en alto al modo romano, y cantar el himno alemán. Luego, por fin, pudieron irse a dormir.

Gustav compartía habitación con otros veintitrés. La habitación era estrecha y apestosa, no era agradable pensar en cómo olería él dentro de algunas horas.

Primero, la sed atormentó a Gustav. La paja pinchaba y crujía, el olor se hacía cada vez peor. Pero la sed hacía olvidar el mal olor, el doloroso cansancio hacía olvidar la sed y el olor. Había focos iluminando el edificio. A intervalos de menos de un minuto, su luz estridente pasaba sobre la cara. Los guardias se acercaban al barracón, gritaban, maldecían. A lo lejos, uno que sin duda estaba siendo «interrogado» gritaba, aullaba de manera prolongada. Gustav yacía de costado, rechinando levemente los dientes. Se durmió. Se durmió profundamente. Ni los focos, ni el ruido, ni la sed, ni el mal olor le molestaron, hasta que a la mañana siguiente un agudo toque de corneta le arrancó del sueño.

Después de haber rezado su oración matinal, plantados firmes junto a sus catres, llegó algo bueno para Gustav: trajeron agua. Fue espléndido sentir la humedad goteando sobre los labios adelantados, por la garganta abajo. Por desgracia, el que había tras él empujaba. Pero la dicha volvió otra vez. Hubo desayuno: un agua caliente y negra llamada café, con un trozo de pan. De acompañamiento, naturalmente, el himno de Horst Wessel y el de Alemania.

Marcharon hacia el patio. Estaban reunidos varios cientos de presos, con sus grotescos trajes a rayas. Izaron la bandera de la cruz gamada. Saludaron a la romana, «Heil Hitler».

Hicieron gimnasia. Era un día pesado, bochornoso, con espesas nubes negras en el cielo. La sección de Gustav empezó a correr. Durante veinte minutos. Al poco tiempo Gustav comenzó a sudar, pero la carrera

no le resultó pesada. Doce horas antes estaba mortalmente agotado; es extraño qué secretas reservas de energía tiene el ser humano. Treparon por una pared de escalada. Otra vez a correr. Se arrodillaron, con la cabeza apuntando al suelo. Mucho tiempo.

Empezó a llover. Gustav esperaba que por fin les obligarían a hacer flexiones. Pero no lo hicieron. Les hicieron tirarse al suelo húmedo y reptar siguiendo las órdenes: pierna adelante, brazo adelante, arriba el culo, la otra pierna adelante, el otro brazo, de pie, cuerpo a tierra, de pie, cuerpo a tierra. Llovía con más fuerza. La cabeza rapada se enfriaba desagradablemente con la humedad. En el escaso césped se formaban sucios charcos. Cuerpo a tierra, en mitad de los charcos, de pie, a tierra, de panza al charco, a balancearse.

—En honor de Alemania, por mar y por tierra —gritó el mercenario con estrellas que daba las órdenes. Éste es un ejercicio sano —gritó. Nadie puede quejarse. Y si los judíos extranjeros se quejan, os cargaremos con sacos de arena —rió estruendosamente. Reíos —ordenó. Rieron.

Empezaron a repartir el trabajo. Había tres grupos de presos: fácilmente corregibles, difícilmente corregibles, incorregibles. El preso Georg Teibschitz había sido internado por derrotismo, no había nada más en su contra; se le alineó de forma provisional entre los fácilmente corregibles. Se asignó a su grupo trabajo ligero. Como en muchos otros campos, también en Moosach habían tenido la idea de tender una nueva carretera, porque no se podía encontrar trabajo alguno para los presos. Naturalmente, no había ninguna necesidad de tal carretera; los alrededores de Moosach eran pantanos y ciénagas, estaban escasamente poblados; hacer la carretera era difícil, dada la condición del suelo. Pero el trabajo se hacía en aras del propio trabajo.

Así que Gustav tuvo que acarrear grava. La carretilla era pesada, el terreno blando, resbaladizo, la carretilla se hundía una y otra vez, en algunos lugares había a ambos lados un pantano insondable. Pero Gustav era fuerte. De todos modos, pronto la piel de las manos se le hinchó y llenó de ampollas.

Tardaba unos ocho minutos en empujar la carretilla llena desde el montón de grava hasta el lugar de trabajo, y menos de la mitad en regresar con ella vacía. Cuando se estaba cerca del objetivo con la carretilla cargada, uno se alegraba de pensar en el descanso del regreso. Gustav miró a sus compañeros. Había allí veintiuno de los veintitrés de su dormitorio, rapados al cero o con el pelo muy corto, la mayoría tenían una salvaje pelambre en las mejillas, o incluso verdaderas barbas; dos llevaban mechones de pelo en forma de cruz gamada. Algunos llevaban gafas, la mayoría tenían cara de intelectuales. Todos parecían consumidos, agotados, obtusos, algunos parecían al borde de la idiotización; casi todos tenían manchas azules y moradas en el rostro. Ahora Gustav sabía cuál era el verdadero aspecto de Johannes en el campo de Herrenstein. Distinto de la marioneta de sus visiones, mucho más espantoso en sus sucios vestidos a rayas. Pero Gustav sólo tenía tiempo para tales observaciones cuando empujaba la carretilla vacía; cuando empujaba la llena, sólo pensaba: «¿Cuándo llegaré?». Y: «Ojalá estuviera de vuelta».

Marcharon de vuelta al campo. Cantaron el himno de Horst Wessel. Rezaron la oración de la mesa: «Ven, señor Jesús, sé nuestro huésped / y bendice lo que nos has dado. / Protege a nuestra nación alemana / y a nuestro canciller Hitler, el más grande de sus hijos». Comieron sopa de col y rábano y pan. Lavaron los platos. Salieron desfilando al patio. Formaron firmes. Soportaron la revista. Gritaron «Heil Hitler» mientras el comandante pasaba ante ellos. Cantaron el himno alemán. Empezaron a hacer gimnasia.

Y esta vez, por fin, vinieron las flexiones. Fueron distintas de lo que Gustav había imaginado. Nada del rápido y elástico un, dos. Más bien se ejecutaban en cuatro tiempos, cada uno, medido con reloj, de dos minutos. Primer tiempo: de puntillas; segundo: rodillas flexionadas; tercero: otra vez de puntillas; cuarto: posición inicial. Si no se levantaban lo bastante los talones, si no se flexionaban lo bastante las rodillas, las patadas ayudaban. Las botas de los mercenarios eran grandes y pesadas. Mientras estaba en cuclillas, Gustav pensó en su abuelo Immanuel, que un día, cuando su madre estaba muy enferma, le había dicho: «*Gam su letovo*… no hay mal que por bien no venga». Él no había entendido cómo algo malo podía ser bueno. El abuelo le había explicado que se lo «contabilizarían». Había una especie de contabilidad, y lo que abajo aparecía como malo, en el debe, arriba aparecía como bueno, en el haber. El pequeño Gustav no lo había entendido del todo. Ahora, lentamente, empezaba a entender lo que quería decir el abuelo. De manera mecánica, repitió las palabras hebreas. Uno, de puntillas: *gam*. Dos, flexión: *su*. Tres, de puntillas: *le*. Cuatro, posición inicial: *tovo*. Por lo demás, se esforzaba en no venirse abajo, porque entonces aparecían las botas de los mercenarios. Al cabo de media hora estaba agotado. En una ocasión se derrumbó realmente, la patada del joven vigilante de cara campesina fue dura. Desde ese momento no pensó nada más, sólo en los dos minutos de posición inicial y descanso, y durante los dos minutos de posición inicial y descanso pensaba con miedo en los seis minutos de esfuerzo que iban a seguirles.

En la media hora de tiempo libre después de la gimnasia, Gustav estuvo tumbado en un rincón. Luego tuvieron que formar, y uno con estrellas pronunció un discurso. En realidad, explicó, habría que matar

como terneros a todos los judíos y marxistas. Pero el Tercer Reich era noble y generoso y hacía el intento de educar a estos infrahumanos. Sólo cuando uno se revelaba total y enteramente incorregible, se acababa con él. Ésta era a todas luces la «instrucción», la «educación». Porque ahora les leían frases de *Mi lucha*. Tenían que repetir a coro las tesis: «Igual que una hiena no se aparta de la carroña, así un marxista no se aparta de la traición a la patria», y otros principios del Führer. Este Führer, les explicaron, había nacido el 20 de abril de I889 en Braunau, Austria, y todo lo que hacía y decía venía directamente de Dios. Aquella de las reses presentes que mañana no se supiera de memoria los datos de la vida del Führer y las frases pronunciadas hoy sería castigada con tres semanas en una celda de aislamiento. El evangelio del Führer estaba plasmado en ese libro, *Mi lucha*; los presos tenían derecho a comprarlo, encuadernado en cartón, por cinco marcos setenta, en tapa dura por siete marcos veinte. Podían hacer que sus parientes les remitieran el dinero.

Se instruía de este modo a veinticuatro personas, la mayoría de ellos intelectuales, profesores, médicos, escritores, abogados, y el que los instruía era un joven campesino. Los presos estaban allí con sus trajes a rayas, con manchas azules y negras en el rostro, rapados o con el pelo muy corto, dos con restos de pelo en forma de cruz gamada. Estaban allí con gestos vacíos, obtusos, y repetían a coro las frases que se les decían, esforzándose temerosos en registrarlas en sus atormentados cerebros. Gustav recordaba oscuramente que en una ocasión había leído pasajes de Mi lucha a un hombre llamado François, y que se habían reído.

También esa noche Gustav durmió profunda y pesadamente. El segundo día transcurrió como el primero, el tercero como el segundo. El campo de Moosach estaba considerado humano; sin duda Gustav recibía patadas y a veces un golpe en la cabeza o en la cara, pero aquí los presos eran «interrogados» con mucha menos frecuencia que en otros. Lo que hacía sufrir a Gustav era la falta de alimento y el exceso de ejercicio; a menudo se sentía débil, a pesar de su cuerpo entrenado, y se notaba el corazón.

Si malos eran los esfuerzos, peor era el hambre, el mal olor y, sobre todo, la eterna monotonía, la eterna grisura. No se podía hablar con nadie, y el aburrimiento de los ejercicios desmoralizaba. Quieren convertirnos en animales, pensaba Gustav, quieren vaciarnos el cráneo y volvernos obtusos. Ya no tenía más pensamiento que preguntarse si hoy habría flexiones o posición de firmes o arrastrarse por el suelo, y si hoy le tocaría la carretilla pesada o la ligera o incluso la del mango ondulado, que es especialmente mala para las ampollas.

Aunque no podía hablar con ellos, ahora conocía muy bien a sus veintitrés compañeros de barracón. Sabía quién era más manso, quién más iracundo, quién estaba acostumbrado al trabajo físico, quién no, quién era más fuerte y quién menos, quién lo soportaría previsiblemente por más tiempo, quién por menos. Sabía quién decía «a sus órdenes» con voz fuerte, quién en voz más baja, quién cantaba en voz alta y quién no. Esto último era muy importante, porque el humor del inspector de las muchas estrellas sufría cuando el himno de Horst Wessel o el «Heil Hitler» no sonaba lo bastante gallardo. El que más llamaba la atención entre los compañeros de barracón de Gustav era un hombre, quizá mediados los cincuenta años, que parpadeaba con frecuencia y, evidentemente, había llevado gafas; aún se veía el corte levemente marcado en el puente de la nariz.

Probablemente le habían roto las gafas en una «declaración», o se las habían quitado para divertirse. Ese hombre no tenía más que la temerosa respuesta «a sus órdenes» a todo lo que se le decía, y cuando se le hablaba mantenía asustado el brazo delante de la cara. Era obvio que su cerebro estaba fallando. Molestaba en los trabajos y ejercicios comunes, era una carga para sus compañeros, incluso para los guardias. Pero para éstos, que también sufrían el aburrimiento del servicio, la idiotización del hombre era una bienvenida distracción, preferían hacer divertidos experimentos con esa idiotización en vez de meterlo en un centro para perturbados mentales.

Los días transcurrían monótonos, sobrios. En una ocasión en que Gustav empujaba su carretilla por un nuevo tramo, llegó a un charco negruzco. Se detuvo un instante a tomar aliento. Vio en el charco, al sol, una gran cabeza con una sucia barba y un poco de pelusa blanquecina en el cráneo. Hacía mucho que no veía su rostro, antes lo miraba con frecuencia. Miró su cabeza con interés. Estaba consumido, los ojos apagados, con venillas sangrientas. Así que ése era ahora el aspecto del señor Georg Teibschitz. Gustav se sorprendió, pero no le disgustaba ese Georg Teibschitz. Por desgracia no tuvo mucho tiempo para contemplar su rostro, porque la carretilla debía volver. Cuando al día siguiente llegó al mismo sitio, el charco se había reducido tanto que ya no pudo ver su cara en él. Estaba decepcionado.

Pasaron tres días, siempre la misma torturadora monotonía y grisura. Sólo hacia el final de la segunda semana se produjo un incidente. Un alto oficial de los paramilitares, uno con hojas de roble, asistió a la «instrucción» de la sección. La sección tenía que repetir a coro uno de los principios populares: «El interés general viene del interés personal». Pronunciaron la frase, la repitieron varias veces. De pronto el de las hojas de roble aguzó el oído e interrumpió. Hizo que repitieran la frase en grupos de cuatro. Llegó al grupo

de Gustav. Allí, se oía muy claro, una voz decía: «El interés general viene del interés penal». El de las hojas de roble mandó repetir. Otra vez se escuchó: «El interés general viene del interés penal». Era el idiotizado sin gafas, todos lo oían, y todos sabían que lo decía con la mejor voluntad de hacerlo bien. Así parecía haberlo entendido; ésa, creía él, era la opinión de los populares. Pero el idiota no lo era oficialmente, era malintencionado. Él y toda su sección fueron castigados con la privación, alternativamente, de la comida y de la cena. Pero los principales culpables, el grupo al que pertenecían Gustav y el que no tenía gafas, fueron encerrados en la celda de aislamiento.

Las celdas de aislamiento estaban cerca de las letrinas; de hecho eran antiguas letrinas, acondicionadas para su nueva finalidad clavando una tabla. Cada celda medía metro y medio cuadrados, y estaba completamente oscura. Allí fue encerrado Gustav durante una semana, día y noche. Sólo le dejaban salir para las comidas. Lo que más le atormentaba en un primer momento era el espantoso olor; luego le torturó más, y cada día peor, la imposibilidad de mover los miembros, de estirarse. Lo que más le dolía era la espalda.

Había horas en las que Gustav se hundía en una especie de semisueño, horas de la más desolada desesperación, horas de rabia, horas de febril reflexión acerca de quién podría hacer algo por él. Pero ya no había horas en las que Gustav estuviera conforme con su destino. Nunca más pensó: *Gam su letovo*.

Había sido un loco al volver a Alemania. Los dos chicos tenían razón, Heinrich y aquel otro. Los judíos tenían razón; los que seguían en Alemania y callaban. Qué insolente arrogancia haberse creído mejor que el señor Weinberg. ¿Se habrá arreglado Bilfinger con su novia? Ese maldito Bilfinger. Él tiene la culpa de todo. Había que arrancarle las gafas de su cráneo cuadrado. No, Johannes Cohen tenía la culpa de todo. Él le había atraído hasta aquí. Siempre era Johannes el que lo echaba todo a perder. Y él lo tenía fácil con sus flexiones. No hace falta mucho arte para saltar como una marioneta. Estar de puntillas dos minutos es distinto, querido. Sobre todo en el tercer tiempo.

¿Cómo se llamaban las estancias en las que los romanos encerraban a sus esclavos? Hay un escritor clásico que ha escrito acerca de eso. Qué tontería no poder acordarme de su nombre. En la Max Reger Strasse creía que no podía trabajar si no tenía espacio para caminar arriba y abajo. ¿Y si propongo a esta gente que me quite una comida y me deje salir dos horas a cambio? No lo harán.

Han roto las varas de medir. Ahora lo sé: Columela, así se llama el hombre que escribió acerca de los esclavos, y las estancias se llamaban ergástulas. Mi memoria. Sigo teniendo una memoria decente.

Una bestia en un corral, eso es lo que soy. ¿A quién le sirve que me eche a perder en medio de esta peste? Todos tenían razón. No hay nada más ridículo que un mártir. A Johannes Cohen habría que darle dos bofetadas. *De mortus nil nisi bene*. Pero aun así habría que dárselas. Anna tenía que habérmelo quitado de la cabeza. Tenía que haberme hecho encerrar en un psiquiátrico. Y ahora voy a atizarle a Johannes, en mitad de su cara amarilla.

Golpea. Alcanza la pared de madera de la celda. Es un golpe sin fuerza, pero se sobresalta, teme que alguien haya podido oírle. Rápidamente se pone firmes y dice: «A sus órdenes».

Una noche lo sacaron para una «declaración». Estaba considerado un derrotista, seguía estando entre los fácilmente corregibles, a pesar del castigo. Si se le interrogaba no era con mala intención, sino únicamente porque no tenían otra cosa que hacer. No obstante, Gustav regresó del interrogatorio en tal estado que, cuando al día siguiente fueron a sacarlo de la celda, estaba tirado medio en diagonal, inconsciente. Lo metieron dos días en el barracón que servía de lazareto. Luego volvió a su cuarto anterior, y sus días pasaron como antes. Sólo que ahora había desaparecido el hombre mayor sin gafas, y ocurría que en vez de él era Gustav el que, cuando se le hablaba, ponía el brazo delante de la cara y decía «A sus órdenes».

En esas semanas en que trabajaba en la organización central de la resistencia, Klaus Frischlin se había vuelto aún más frío y calculador. Aun así, fue un duro golpe para él enterarse por sus listas secretas de que Georg Teibschitz había sido atrapado.

Trató de encontrar a Mühlheim. Él mantenía estrechas relaciones con colegas populares. De esta forma podía poner en marcha acciones de salvamento imposibles para muchos de sus amigos. Naturalmente, eso no podía hacerse sin riesgo para él mismo, y sus colegas populares siempre le aconsejaban que se fuera de una vez. Pero Mühlheim no podía resistirse a los ruegos de los que veían en él su último recurso. Soy un loco, se decía. ¿Para qué seguir insistiendo? Y asumía, después de una última tarea, que había una ultimísima.

Se acordaba a menudo de su tonto amigo Gustav. Naturalmente, tenía pocas noticias suyas, hace mucho que no ha sabido nada de él. Es probable que Gustav ande por alguna hermosa región del extranjero, a salvo, alegre, en compañía de una mujer agradable. Si llega el día en que él, Mühlheim, pueda esfumarse al

fin en el extranjero, no le costará mucho trabajo dar con él. Hacía mucho que había olvidado las tonterías del amigo, anhelaba cada vez más encontrarle ahora en el extranjero.

En esta situación encontró a Mühlheim la llamada de Klaus Frischlin. Con apresuramiento, al teléfono, preguntó a Frischlin si tenía noticias de Gustav, si sabía dónde estaba. Frischlin respondió escuetamente que le informaría acerca de todo eso cuando se vieran personalmente. Así que Mühlheim esperó tenso la visita de Frischlin. Éste le dijo sin muchos rodeos que en el campo de concentración de Moosach había un tal Georg Teibschitz, que no era otro que Gustav Oppermann.

Mühlheim palideció profundamente, perdió el control, dejó caer sobre Frischlin su dolor y su ira.

—Usted era el único que mantenía contacto con él —le espetó. Tenía que haberle disuadido. Es un niño.

—¿Por qué cree que no traté de disuadirlo? —preguntó fríamente Klaus Frischlin.

Mühlheim se quedó inmóvil, desvalido. Intervenir a favor de alguien que había caído en manos de los mercenarios era extremadamente peligroso. Sus colegas populares se negarían a ayudarle. Quería irse el martes. Va a tener problemas. Va a pasar como en la parábola de los viñedos. Pero no piensa ni por un momento en escurrir el bulto.

Había dos posibilidades: probarían las dos. En primer lugar, pondrían en movimiento a E W. Gutwetter, y en segundo lugar Jacques Lavendel presionaría en el Ministerio de Economía para que intervinieran desde allí.

Friedrich Wilhelm Gutwetter, sinceramente entristecido por la suerte de Gustav, se mostró sorprendido cuando Mühlheim le pidió que interviniera en su favor. ¿Qué podía hacer? Para él la política es una estrella extraña. No sabría a quién dirigirse, y cómo. ¿Cómo va a explicar que se interesa por un desconocido señor Teibschitz? ¿Se sabe siquiera de qué se le acusa? Toda la elocuencia de Mühlheim se estrelló contra la acorazada y pueril ingenuidad del gran ensayista.

Mühlheim se dirigió a Sybil Rauch. Tenía pocas esperanzas. Sin duda Sybil iba a comportarse de forma similar a la de Gutwetter; quizá incluso sintiera una pequeña satisfacción al saber que a ese hombre le iba tan mal después de haberse separado de ella. Pero fue distinto. Al saber lo que había ocurrido Sybil palideció, su rostro tembló, todo su cuerpo esbelto e infantil tembló. Empezó a llorar sin control, como una niña, metió la cabeza entre las manos, se estremeció. Luego, cuando Mühlheim le comunicó que había hablado en vano con Gutwetter, su rostro cobró una expresión indignada y decidida. Había soportado durante semanas, meses, la infantilidad hímnica de Gutwetter, había echado de menos con frecuencia a Gustav, cada vez más. Si la política es una estrella extraña para el señor Gutwetter, tendría que lanzarse hacia esa extraña estrella si esperaba seguir encontrando en Sybil Rauch comprensión para su sentimiento cósmico.

También Sybil tuvo que vérselas con un Gutwetter antipático y terco. Pero ella disponía de argumentos más eficaces que Mühlheim. Pronto tuvo en sus manos un escrito a instancias muy influyentes, que abría importantes expectativas.

Jacques Lavendel por su parte interrumpió su ocio en Lugano y viajó a Berlín para volver a hablar con su amigo Friedrich Pfanz en el Ministerio de Economía. Le dijo que no hacía demasiado bien su trabajo, de lo contrario, no podrían pasar cosas como, por ejemplo, las que pasaban en los campos de concentración. ¿Creía el señor Pfanz que estas historias eran productivas para el crédito de Alemania? El señor Pfanz no lo creía. También el señor Jacques Lavendel se vio pronto en posesión de un escrito a instancias influyentes que ampliaba también las expectativas.

Entretanto, un nuevo comandante había tomado posesión en Moosach. El nuevo señor visitaba el campamento, visitaba los trabajos en la carretera. Habían llegado al punto en que había que apisonarla. Le dijeron que para eso hacía falta una apisonadora de veinte caballos. El comandante tuvo una idea. Veinte caballos correspondían a la energía de ochenta hombres. ¿Acaso no tenían ochenta hombres? ¿Para qué esa cara maquinaria? Así que engancharon al cilindro ochenta presos; los acompañaban mercenarios con porras y revólveres. Y mira por donde, las cuentas salieron, el cilindro se movió. «Un, dos, Heil, Hitler», ordenaban los mercenarios. Los ochenta presos, con sus trajes a rayas, con sus rostros barbudos, consumidos y manchados, rapados, algunos con el corte de la cruz gamada, tiraban, jadeaban, tiraban. «Un, dos, Heil, Hitler». Todos los presos debían probar los métodos del comandante. Así que cada día tiraban otros distintos. No era un trabajo apreciado. Las cuerdas cortaban. Uno dependía de sus compañeros. El trabajo tenía que llevarse a cabo de forma exacta, con ritmo, porque se hacía a la vista de testigos.

Sí, el nuevo comandante estaba muy orgulloso de su idea. Esta carretera había sido construida con energía humana, sin máquinas, respondía a los nuevos tiempos, al Tercer Reich, al espíritu, que lucha contra las máquinas. Invitó a amigos a probar si esa carretera no era igual de transitable que cualquier otra.

Desde luego, no tenía ningún objeto; llevaba del campo de Moosach a la ciénaga, la rodeaba y volvía al campo; nadie la necesitaba. Pero era una buena carretera, los amigos y conocidos del comandante tenían que ver lo buena que era.

Vinieron y vieron. Vieron a los presos enganchados al cilindro, y eso fue algo que nunca habían visto antes. Lo contaron a sus conocidos. El campo estaba cerrado, la carretera estaba cerrada, pero la forma de construirla suscitó curiosidad, muchos pidieron al comandante un permiso para ver los trabajos, y él estaba orgulloso del gran interés provocado por su idea.

Sybil Rauch había llegado mientras tanto a la capital meridional para promover más eficazmente la liberación de Gustav. Había oído hablar de la idea del nuevo comandante y había conseguido un permiso. Iba todos los días a ver dónde trabajaban los presos con la apisonadora.

Fue al séptimo día cuando Gustav y los hombres de su sección fueron enganchados al cilindro. Su salud había empeorado en los últimos tiempos. Sufría de insuficiencia respiratoria. Aunque era un hombre robusto, el ejercicio empezaba a agotarle cada vez más, y tenía cada vez más, y más frecuentes, desvanecimientos.

Pero el día en que llegó ante el cilindro se sentía bastante fresco, y mientras tiraba de la soga, «un, dos, Heil, Hitler», le vinieron pensamientos que hacía mucho tiempo que no tenía. Pensó en aquella noche del Seder en casa de Jacques Lavendel, en Lugano, y en que entonces faltaba Berthold. Debería haber preguntado: «¿En qué se distingue esta noche?». Debería haberse preocupado por Berthold, no por Jean. Jean era uno de los populares, quizá estaba entre los guardias. No, es demasiado viejo para eso. Jean, con su rostro digno, tenía que ir para ministro. Tienen pocos líderes con buenas cabezas. Piensa en las fotos de las cabezas que le enseñó Georg Teibschitz. No se puede reír cuando se está enganchado a una apisonadora y hay que tirar, corta demasiado en los hombros, pero se puede sonreír; además, no se nota debajo de la barba. Qué despacio avanza la apisonadora, terriblemente despacio. «Camina con tu paso imperceptible, eterna providencia». No dice «lento», dice «imperceptible». «Camina con tu paso imperceptible, eterna providencia». Le irrita no saber cómo sigue. Ha trabajado años en Lessing para no saber ahora cómo sigue la frase. ¿Adónde llevará la carretera por la que pasan la apisonadora? Construyeron las ciudades del faraón, las ciudades de Pitón y Ramsés. Pero eso tenía sentido, esta carretera parece no tener ninguno. Hurra, ya sabe cómo sigue: «Pero no permitas que esa imperceptibilidad me haga dudar de ti». Le satisfizo haberse acordado. Tiró con más facilidad, y no pensó más en ello.

Sybil también estaba allí ese día, y recorría los rostros de los prisioneros. Eran rostros barbudos, con manchas la mayoría, difíciles de reconocer. Era extraño pensar que uno de esos hombres, en la casa de la Max Reger Strasse, se había quedado despierto porque no encontraba el color adecuado para el papel pintado, y que había estado dándole vueltas a la sonoridad de una frase, y que ella se había acostado con él. Estaba en su ridículo cochecito al borde de la carretera, en campo abierto, el suelo estaba húmedo, el coche hundido, le costará trabajo sacarlo. Estaba allí sentada, esbelta, infantil, pensativa, mirando a los hombres con sus ojos tristes. Pero no reconoció a Gustav.

Tenía un permiso de visita para dos días después. Fue al campo. La llevaron a una sala de visitas. Detrás de un mostrador, conducido por dos mercenarios, apareció un hombre viejo, sucio y consumido. Ella palideció profundamente, conmovida hasta el fondo de su corazón. Pero se controló, sonrió. La sonrisa no fue tan infantil como de costumbre, su largo rostro temblaba, pero de todos modos era una sonrisa. Luego —quizá fuera insensato, ese hombre se llamaba Georg Teibschitz aquí, pero no podía contenerse por más tiempo, no podía llamarle por su nombre falso— ella dijo, y su voz suave y fina estaba llena de alegría, compasión, cordialidad, esperanza, consuelo, invocación:

—Hola, Gustav.

—A sus órdenes —dijo el hombre, asustado, y se puso el brazo delante del rostro.

Dos días después fue liberado. Jacques Lavendel insistió en llevarle enseguida al otro lado de la frontera, se había encargado de que no hubiera obstáculos a la salida del señor Georg Teibschitz. Acompañado de un enfermero, llevó a Gustav al sanatorio de un famoso cardiólogo en las cercanías de Franzensbad, en Bohemia.

A Sybil le habría gustado ir con él. Pero Gutwetter insistió en que regresara. Reprochante, casi lloroso, le dijo por teléfono que sólo iba a estar fuera tres o cuatro días y llevaba ya quince. Ahora que había conseguido su objetivo, tenía que pensar en él. Gutwetter se había acostumbrado a ella; su forma de ser, sobria y objetiva, daba más sustancia a sus productos cósmicos. La necesitaba, ya no podía trabajar sin ella. Sybil se dio cuenta de lo en serio que hablaba. Si cedía ahora a sus sentimientos y se iba con Gustav, quizá Gutwetter se le escapara para siempre. Decidió ir a ver a Gustav más adelante, y regresó a Berlín.

Dos meses después, dos semanas después de que Gustav Oppermann falleciera de *debilitas cordis*, debilidad cardíaca aguda, Heinrich Lavendel recibió un envío postal de un tal Carel Blaha, de Praga, para él desconocido, consistente en tres documentos.

El primero era un relato de Gustav Oppermann sobre sus vivencias en Alemania. El relato, treinta y siete hojas escritas a máquina, contenía indicaciones detalladas sobre actos de violencia que los mercenarios populares habían cometido en las comarcas suabas, así como una descripción exacta del campo de concentración de Moosach. Se había evitado cuidadosamente todo juicio de valor.

El segundo documento era una tarjeta postal. El texto decía: «Nos ha sido encargado trabajar en la tarea, pero no nos ha sido dado terminarla». Estaba firmada: «Gustav Oppermann, piltrafa». La dirección original, «Gustav Oppermann», había sido tachada y modificada a mano por Gustav Oppermann: «Heinrich Lavendel».

El tercer documento era una carta del doctor Klaus Frischlin, el secretario de Gustav Oppermann. Decía:

> «Estimado señor Lavendel: El doctor Gustav Oppermann, su tío, me ha encargado hacerle llegar el relato y la postal adjuntos. Él habría preferido que le hubiera hecho entrega en persona del documento y de la postal, pero obligaciones inaplazables me fuerzan a permanecer en Alemania. Por eso le hago llegar los documentos a través de una persona de confianza.
>
> Su tío me dictó el relato dos días antes de morir. Hablar le costaba grandes dificultades. Sin embargo, como se desprende de la claridad de su exposición, estaba en plena posesión de sus facultades mentales. Tras la lectura del manuscrito, emitió en mi presencia, ante el notario doctor Georg Neustadel, declaración jurada de haber dicho la verdad, toda la verdad y nada más que la verdad. Adjunto una copia del documento notarial.
>
> Una vez que el notario se marchó, el doctor Oppermann me pidió que le respondiera a una pregunta que le inquietaba: si consideraba que él y su vida habían sido inútiles. Le respondí que había mostrado, en circunstancias muy difíciles, su disposición a pronunciarse por lo que era correcto y útil. Él sólo veía lo que ocurría, y no sabía lo que había que hacer. Recorrió una carrera maratoniana para entregar un testigo con un mensaje: sólo que, por desgracia, en el testigo no había ningún mensaje.
>
> La creciente insuficiencia respiratoria impidió responder a su tío. Pero, como era evidente que quería oír más y, por más que desaprobaba su conducta, yo era su amigo, no tuve reparos en añadir lo siguiente: sin duda no había estado en posesión de la verdad, pero había sido un buen ejemplo de ella. El trabajo prosigue, y nosotros sabemos qué hay que hacer. Al decir “nosotros” me refiero, y probablemente también él, a una parte muy grande de la población alemana. Le aseguro que no nos someterán.
>
> Aunque le costaba trabajo hablar, el doctor Oppermann me pidió repetidas veces que pusiera en su conocimiento esta conversación, señor Lavendel. Eso es lo que hago ahora. Suyo, Klaus Frischlin».

Información de 1933

Ni uno solo de los personajes de este libro existió documentalmente dentro de las fronteras del Reich alemán en los años 1932-1933, pero sí la totalidad de ellos. Para conseguir la veracidad del retrato de los tipos, el autor tuvo que borrar la realidad fotográfica de cada rostro. La novela *Los hermanos Oppermann* no reproduce hombres reales, sino históricos.

El material sobre las concepciones, moral y usos de los populares en Alemania se encuentra en el libro de Adolf Hitler *Mi lucha*, en los relatos de quienes se escaparon de los campos de concentración y especialmente en las notificaciones oficiales de la *Gaceta del Reich* del año 1933.

L. F.

LION FEUCHTWANGER (Münich, Alemania, 1884 - Los Ángeles, Estados Unidos, 1958). Novelista y dramaturgo alemán. Nació el 7 de julio de 1884 en Münich (Alemania). En la primera de sus novelas históricas, *La duquesa fea* (1923), expone la vida en el Tirol del
siglo XIV
. Posteriormente publicó *El judío Süss* (1925), novela sobre el absolutismo del
siglo XVIII
; y *Josephus* (1932), fue la primera novela de una trilogía que establecía un parangón entre la historia judía y la situación de los judíos en sus tiempos. Autor también de *Éxito* (1930). Con la llegada de los nazis al poder en 1933, se refugió en Francia pero fue detenido por el régimen de Vichy. Consiguió llegar a los Estados Unidos. Otras de sus obras son *Las hermanas Oppenheim* (1933), *Exilio* (1940) y *Destino orgulloso* (1947).

Feuchtwanger creció en una casa que fue tanto judía como fervientemente patriota hacia Alemania. Esta dicotomía aparecería más tarde en sus obras escritas, sobre todo en su novela Josephus.

Lion sirvió en el ejército alemán durante la Primera Guerra Mundial, una experiencia que le llevó a una inclinación izquierdista en sus obras. Se convirtió en una figura conocida del mundo literario y ya era popular en 1925 cuando su primera novela con éxito, *Jud Süss*, fue publicada. También publicó *Erfolg* que era una crítica poco velada hacia el partido nazi y Hitler. El nuevo régimen fascista comenzó pronto a perseguirlo, y mientras que estaba en una gira de conferencias en Estados Unidos, en Washington D.C., Hitler llegó al poder y el embajador alemán, Friedrich Wilhelm von Prittwitz und Gaffron, le recomendó que no volviera.

Su casa fue saqueada, y esto incluyó la pérdida de varios manuscritos. Feuchtwanger y su mujer no volvieron a Alemania; se trasladaron al sur de Francia, estableciéndose en Sanary sur Mer. Sus trabajos estaban incluidos entre los quemados por los nazis. Su ciudadanía alemana fue retirada por el régimen nazi; fue declarado por éstos como el Enemigo número Uno del Estado. (Esto se menciona en su novela *Der Teufel in Frankreich* —El diablo en Francia—).

En sus obras, Feuchtwanger expuso las políticas racistas nazis años antes de que Londres y París abandonaran su política de apaciguamiento. También recordaba que los políticos americanos habían sugerido que había que dar a Hitler una oportunidad. Con la publicación de Die Oppermanns en 1933 se convirtió en el más destacado portavoz de la oposición al Tercer Reich. La novela fue traducida en un año al checo, danés, inglés, finés, hebreo, húngaro, noruego, polaco y sueco.

En 1936, todavía en Sanary sur Mer, escribió *Der falsche Nero* —El falso Nerón—, donde comparaba al nuevo rico romano Terentius Maximus que pretendía ser Nerón con Hitler.

Cuando los alemanes invadieron Francia en 1940, Feuchtwanger fue capturado e internado en un campo de concentración. No obstante, consiguió escapar con la ayuda de su mujer Marta y Varian Fry, un periodista americano que ayudó a huir a muchos refugiados de la Francia ocupada. Feuchtwanger consiguió asilo en Estados Unidos, se estableció en Los Ángeles y allí continuó escribiendo hasta su muerte en 1958.

Notas

[1] El partido nazi se autoidentificó en sus inicios con la expresión «movimiento popular». El uso de ese adjetivo se hizo común en todas sus manifestaciones, tanto en boca de ellos mismos como de sus adversarios. [N. del T.]. < <